19[illegible] 11242

Kabalen
des
Schicksals.

Leipzig,
in der von Kleefeldschen Buchhandlung.
1798.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Herrmann und Mariane. Eine wahre Geſchichte. Seite 1

II. Die mislungene Heirath. 33

III. Hännchen Pips; kleine Biographie. 41

IV. Die beleidigten Rechte der Blutsfreundſchaft. 51

V. Folgen des Luxus und der Verſchwendung. 71

VI. Gutfeld und Bertha, oder Glück und Unglück in Einem Tage. 81

VII. Röschen Schwalbe, oder die Glasenappschen Dragoner; eine Scene aus dem siebenjährigen Kriege. Seite 91

VIII. Fritz Wahrmann. 121

VIIII. Das Räubermädchen. 133

X. Kunz, mit dem Beynamen der Reiche, oder der neue Gutsherr. 145

No. 3001.

An

meinen Freund

G. C. Vollsack.

Ist die Absicht ächt und rein,
Sey das Ding auch noch so klein;
Freundschaft giebt für Freundschaft hin,
Was sie hat, mit frohem Sinn.

Kennst mich, Freund! — Ich kenne
Dich —
Tadelst oder lobst Du mich,
Nun wohlan! so ists mir recht; —
Kennertadel ist ja ächt.

Lob und Tadel ſind vereint;
Tadelt mich ein treuer Freund.
Freundes Lob iſt Wonne mir!
Dank für Deine Freundſchaft Dir!

B*ck*r.

I.

Herrmann und Mariane,

eine

wahre Geſchichte.

Erstes Buch.

Mit Stillschweigen wollen wir die Kinderjahre Karl Herrmanns, dessen Geschichte wir unsern Lesern mitzutheilen uns vorgenommen haben, übergehen, weil uns von ihnen nichts merkwürdiges bekannt worden. Er war, der einzige Sohn eines armen Visitators zu G..., der bey seinen geringen Einkünften und niedrigem Stande ein gutes Herz und Vaterliebe genug gegen sein Kind hatte, alles anzuwenden, was in seinen Kräften war, um seinen Sohn alles erlernen zu lassen, was, je früher, je besser, in ihm den Grund zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft legen konnte. Schon in den frühesten Jahren seiner kurzen, uns ewig merkwürdig bleibenden Laufbahn zeigte Karl besondere Neigung zu den Wissenschaften.

In dieser Absicht besuchte er sechs Jahr hindurch die hohe Schule, und gieng sodann im zwanzigsten Jahre auf die Universität zu L..., um daselbst die Theologie zu studieren und dereinst seinen, dem letzten Theil ihrer Pilgerreise sich nahenden Aeltern eine Stütze und Trost ihres Alters zu werden. Unter Thränen begleiteten

ihn Vater und Mutter bis vor die Thore der Stadt — unter Thränen schieden sie von einander, und — fünf Thaler waren die ganze Baarschaft, die der sorgende Vater dem hofnungsvollen Sohne aufgespart hatte, und ihm beym lezten Kusse in die Hand drückte. „Hier, mein Sohn! nimm diesen Zehrpfennig und meinen Segen, alles, was ich dir geben kann," dieß waren die letzten Worte des scheidenden Vaters, und — sprachlos stand die Mutter mit nassen Augen wie an den Boden geheftet, unschlüssig, ob sie vor- oder rückwärts gehen sollte. — „Seyd ruhig, liebe Mutter!" sagte Karl mit einer bewundernswürdigen Selbstzufriedenheit, — „seyd ruhig! In drey Jahren bin ich wieder bey euch, oder, so Gott will und mir ein Amt giebt, hol' ich euch zu mir." Und hiermit drückt' er noch einmal ihre Hände, schlang noch einmal seinen Arm um ihren Nacken, küßte eins um das andere und — hüpfte davon.

Was in dem Herzen der unter Weinen und Schluchzen rücktehrenden Mutter vorgieng, und die ganzen drey Jahre hindurch, als Karl abwesend war, ihr Sorge und Kümmerniß machte, überlassen wir der Einbildungskraft

unſrer Leſer, weil es außer unſrer Sphäre liegt, weitſchweifig zu ſeyn und Dinge zu erzählen, die wenig oder gar keinen Einfluß auf Karls Geſchichte haben.

Sechs Tage, die durch immer abwechſelnde Reiſegeſellſchaften ihm um die Hälfte verkürzt wurden, brachte er unterweges zu. Froh und heiter kam er an den Ort ſeiner Beſtimmung; und zufälligerweiſe miethete er ſich in das Haus eines ziemlich bemittelten Bürgers ein, der ihn nach ſeiner angebornen Plumpheit, ſo aufnahm wie er jeden andern aufgenommen haben würde, unbeſorgt, daß dieſer wohlgebildete Jüngling der Störer ſeines häuslichen Friedens werden könnte. „In Gottes Namen!“ ſagte Meiſter Härtling mit einem rauhen unausgebildeten Tone, als ſie über den Miethzins einig geworden waren, und wies ihm ſeine Wohnung an. Karl ſtaunte, als er allein war, und gaffte die vier Wände an; mit großen Schritten maß er die Stube und dünkte ſich in ſeinen Gedanken wenigſtens ſchon Generalſuperintendent zu ſeyn. Dann griff er in die Taſche, zählte ſeine Mutterpfennige und fand zu ſeinem innigſten Vergnügen, daß er die ganze Reiſe hindurch kaum einen Thaler verzehrt hatte.

Glücklicher Prinz! sagte er zu sich selbst — vier Thaler und noch drüber? Ihr seyd schon genug, mich an diesem Orte, wo Künste und Wissenschaften blühen, geschätzt und befördert werden, wenigstens den vierten Theil eines Jahrs hindurch, vor Hunger und Blöße zu schützen. Er wirthschaftete auch wirklich mit dieser Wenigkeit so gut, daß am Ende des Vierteljahrs die übriggebliebenen vier Thaler noch nicht Einmal ganz aufgezehrt waren; überdieß war er auch so glücklich, durch seine Freunde in einigen Familien bekannt zu werden, wo er Gelegenheit fand, durch Unterricht der Kinder sich so viel zu verdienen, als er zu seinen nothwendigsten Bedürfnissen brauchte. Ohne zu bedenken, daß dieses Haus über lang oder kurz das Grab seiner Ruhe, ja sogar der Räuber seines Glücks werden könnte, that er seine Pflicht als Lehrer, studierte unaufhörlich und erwarb sich Kenntnisse, die einem Jüngling von seinem Alter Ehre machten.

Sein Lieblings-Instrument war die Flöte. Des Abends stand er gemeiniglich am Fenster und blies, dadurch machte er nicht nur die Vorübergehenden aufmerksam, sondern auch die ganze Nachbarschaft steckte oft Stunden lang die

Köpfe zu den Fenstern heraus, und hörte ihm still und mit Bewunderung zu. Auch seine Wirthin und ihre Tochter, ein Mädchen von sechzehn Jahren, die für alles, was schön war, besonders für die Musik, Gefühl hatte, wiegten sich oft, den Strickstrumpf in der Hand, bey den süßen Tönen eines schmelzenden Adagios in Schlummer. Auch der Alte gewöhnte sich nach und nach daran, schmauchte sein Abendpfeifchen und hörte mit geschlossenen Augen dem Flötenspieler aufmerksam zu; ja, er ließ sich sogar überreden, Marianen — so hieß das gute Mädchen — auf ihr dringendes Bitten das Klavier lernen zu lassen. Herrmann ward gerufen; mit Vergnügen nahm er den Antrag an und erbot sich, es unentgeldlich zu thun.

Der Unterricht begann, ohne daß eins von beiden geglaubt hätte, daß durch die Saiten des Klaviers auch die Saiten ihrer Herzen getroffen werden, und durch den harmonischen Einklang der mannichfaltig abwechselnden Töne ihre gegenseitigen Gefühle in einander schmelzen würden. So bescheiden und zurückhaltend Karl war, so fein war Mariane. Jede kleine Gefälligkeit erwiederte sie mit anständiger Höflichkeit und zuvorkommender Theilnehmung an dem,

was dieser schön fand; Karl hingegen übersah manchen Fehler und rügte nur selten und mit der größten Bescheidenheit, denn Mariane schien es ihm an Augen absehen zu wollen. Verlangte sie eine neue Arie, oder sonst ein Stück, so lag es in der nächsten Stunde vor ihr. Auf diese Art suchte er sich immer durch Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, ihrem Herzen gefällig und angenehm zu machen, ohne zu wissen, daß das, was er jetzt fühlte, mehr als bloße, theilnehmende Freundschaft war.

Mit Sehnsucht harrte er jedesmal der Stunde, die ihn zu seiner Schülerin rufte — immer stellte sich ihm der Abend zu spät ein; denn gern hätte er schon früher der Göttin seines Herzens, die sich so unwissend darin festgesetzt hatte, ein Ständchen gebracht und eine ihrer Leibarien angestimmt. Als er ihr einsmals ein ganz neues noch nie gehörtes Stück auftischte, das er mit solcher Anmuth und so starkem Ausdruck blies, daß sie jeden Ton zu verstehen glaubte, rufte sie ihm am Fenster zu und bat ihn, es morgen auf ihr Zimmer zu bringen. Dieß hatte er gewünscht — und was konnte ihm angenehmer seyn, als die Erfüllung seines Wunsches? — Ohne Zögern be-

folgte er ihren Zuruf und überreichte es ihr sogleich den Morgen darauf. Er traf sie im Negligé, im Beiseyn ihrer Mutter.

Als sie den ersten Blick aufs Papier warf, wurde sie feuerroth; Karl bemerkte es. Er trat sogleich ans Klavier und spielte, um ihr Gelegenheit zu geben, ihre Schamröthe verbergen zu können. Er sang:

Ich liebe dich! — O! sel'ger Augenblick,
Der dich zum erstenmal mir zugesandt —
Ich liebe dich! — Du bist mein Glück,
Der größte Schatz, den je mein Auge fand.
Ich liebe dich! — Ich schwöre dir's
Vor Gott, der unsre Herzen kennt —
Ich liebe dich — ha! glaube mir's —
Auch dann noch, wenn der Tod uns trennt.

Als er geendet hatte, stand Mariane vor ihm mit einem fordernden Blicke und sah ihn hart an, als ob sie fragen wollte: Ist das wahr, Herrmann? — Wie hätte auch das gute Mädchen ihrem Herzen Luft machen können, wenn nicht die Mutter in demselben Augenblicke hinausgegangen wäre!

Ob dies Zufall, oder Vorsatz war, gilt uns gleichviel: kurz, als die Mutter den Rücken gewendet hatte, faßte Mariane die Hand ihres

Herrmanns und dankte ihm mit einem so zärtlich biedern Händedrucke und einem Auge voll Inbrunst, daß sich dieser nicht enthalten konnte, einen Kuß auf die glühende Wange des sechzehnjährigen Mädchens zu drücken. Es war der erste Kuß, den Mariane von den Lippen ihres Karls empfing, das stillschweigende Siegel ihrer Freundschaft — denn noch glaubten Beide gegen einander nichts mehr, als Freundschaft, zu fühlen — aber allmälig stieg dieß Gefühl von Grad zu Grad, und bald überredeten sich Beide, daß das, was sie fühlten, Liebe sey.

Der tägliche Umgang machte ihnen jedes Vergnügen zur Last, wenn sie es allein genießen sollten; da hingegen ihnen unter vier Augen Tage wie Minuten dahin schwanden. Zwar vernachläßigte Herrmann seine Studien keineswegs, vielmehr spornte die Liebe ihn dazu an, je sehnlicher er wünschte, das Mädchen, das mit jedem Augenblick ihm unentbehrlicher zu werden begann, glücklich zu machen. Auch Marianen schmeckte kein Bissen, den sie ohne ihn genoß, keine Arbeit, wenn sie allein war. Bald vertauschte sie den Nähram mit einem Buche, warf es hinweg und setzte sich an den

Spinnrocken — bald ſchob ſie auch dieſen wieder von ſich, öffnete das Fenſter und warf es eben ſo ſchnell wieder zu. So mißhandelte ſie die Langeweile jeden Tag, bis Herrmann eintrat und ſie mit einmal entſchädigte.

Daß dieſer vertraute Umgang Marianens Aeltern lange genug ein Geheimniß blieb, war kein Wunder, weil der Vater den ganzen Tag über ſeinem Gewerbe nachgieng, die Mutter aber den Verkauf der Waaren beſorgen mußte, mithin der obere Theil des Hauſes, in welchem Herrmann wohnte, Marianens Sorgfalt ganz allein überlaſſen war. Um ſo ungeſtörter konnten die Liebenden dem Genuſſe unbeſcholtener Freuden nachgehen — um ſo ſicherer das Einverſtändniß ihrer Herzen geheim halten, je vortheilhafter ſich die Gelegenheit, einander zu ſehen, ihnen darbot. Auch wäre dieſes Einverſtändniß gewiß länger und vielleicht ſo lange Geheimniß geblieben, bis Karl im Stande geweſen wäre, um Marianens Hand bey ihren Aeltern förmlich anzuhalten, wäre nicht vielleicht Unvorſichtigkeit, oder allzugroße Vertraulichkeit mit einigen Nebenperſonen an ihnen zur Verrätherin geworden.

Kaum konnte Mariane sich aufrecht halten, als die Mutter ihr ankündigte, daß ihre ältere Tochter, die Sekretärin W... sie dringend gebeten hätte, ihr Marianens fernere Erziehung und Ausbildung zu überlassen, und sie in dieser Rücksicht als Gesellschafterin ihr zuzugeben. Da sie ihr nun das Wort gegeben, und es überhaupt für Marianen besser seyn würde, weil die Sekretärin sich mit ihrer fernerweiten Erziehung mehr beschäftigen könnte, als sie selbst, so hoffe sie, Mariane werde nichts dawider einzuwenden haben, und sich alsobald zu ihrer Schwester verfügen.

Obgleich Mariane nicht gewohnt war, sich dem Willen ihrer Aeltern zu widersetzen, so war es doch hier der Fall. — Sie that einige Fragen, durch die sie ihr Mißbehagen zu erkennen gab und die Mutter von ihrem Vorhaben abzubringen suchte, aber umsonst — sie bat; aber, alles Flehens und Bittens ungeachtet, blieb es bey der gegebenen Resolution. Auf Befehl der Mutter mußte sie sogleich ihre Kleider und Wäsche zusammenpacken; aber auch hier zögerte sie, und suchte durch öfteres Davongehen Gelegenheit, Herrmannen zu sprechen

und ihm dieſe Hiobspoſt zu hinterbringen. Allein der Vater hatte ſie bereits dieſer Mühe überhoben.

Herrmann ſtaunte nicht wenig, als Meiſter Härtling bey ihm eintrat; denn ſeit ihn dieſer beym Einzuge auf ſein Zimmer geführt hatte, war es nie geſchehen. Er machte daher große Augen, als dieſer ihm andeutete, daß ſeine Tochter eine vortheilhafte Gelegenheit gefunden hätte, die ſie unmöglich vorbeylaſſen könnte; noch heute würde ſie aus dem Hauſe ihrer Aeltern zu einer fremden Herrſchaft in Dienſte gehen. Er ſetzte ſich nieder, ſchmauchte ſein Pfeifchen und ſpann mit Herrmann über die wunderbaren Fügungen des Schickſals ein ſtundenlanges Geſpräch an, und ſchnitt auf dieſe Art den Liebenden alle Gelegenheit ab, einander zu ſprechen. Die Mutter gewann dadurch Zeit, Marianen aus dem Hauſe zu ſchaffen; und ſo mußten denn Beide ſcheiden, ohne ſich ein einziges Lebewohl ſagen zu können.

Wer der Urheber dieſer jähen Trennung war, können wir mit Gewißheit nicht angeben; überhaupt trägt es auch zur Sache nichts bey. Kurz, Mariane kam bey ihrer Schweſter an, und wurde außerordentlich liebreich empfangen.

Nicht Einfalt, ſondern angeborene Herzensgüte machte das gute Mädchen glauben, daß die Sekretärin und ihr Mann um das Verſtändniß zwiſchen ihr und Herrmann wirklich nichts wüßten; vielmehr überredete ſie ſich, daß der Grund dieſer jähen Veränderung, deren wahre Urſache ihr die Mutter weislich verſchwiegen hatte, eben derjenige ſey, deſſen ſich die Mutter blos zum Vorwande bedient hatte. Aber bald überzeugte ſie ſich vom Gegentheil.

Ihre neue Wohnung glich mehr einem Käfich, als dem Wohnſitze geſellſchaftlicher Freuden, die man ihr doch mit ſo ſüßen Farben gemalt hatte. Gern hätte ſie die modernen, nach dem neueſten Geſchmacke ausmöblirten Zimmer um die ſchmutzige altfränkiſche Seilerwohnung ihres Vaters vertauſcht — gern ihrem Herrmann einmal geſchrieben und ihn zu Millionen Küſſen eingeladen; aber auch die nöthigſten Schreibematerialien waren ihr verſchloſſen. Einige Wochen, die Marianen ein halbes Menſchenalter zu ſeyn ſchienen, vergiengen, ehe ſie des erſtemal alleln ſeyn konnte. Sie benutzte dieſen Augenblick, entdeckte ſich einer Zofe im Hauſe ihrer Schweſter, und erhielt von dieſer

das Gelübde der strengsten Verschwiegenheit und pünktlichsten Ausübung zu leistender Dienste.

So sehr auch diese sich Mühe gab, den beiden Liebenden ein unschuldiges Tete a Tete zu verschaffen, so war es doch nicht möglich, weil niemand sorgfältiger und strenger bewacht wurde, als Mariane. Gieng die Sekretärin spazieren, oder zu irgend einer Lustpartie, so mußte sie diese begleiten; blieb sie zu Hause, so geschah es unter dem Vorwande, Marianen keine Langeweile zu verursachen. So entschwand ein halbes Jahr, ehe Mariane sich nach einer so langen Trennung das erstemal wieder in den Armen ihres Karls befand. Hätte nicht die schlauere Zofe dem furchtsamen Mädchen den Rath gegeben, sich einer List zu bedienen, und sie die Kunst der Verstellung gelehrt, so würde es auch noch lange nicht dahin gekommen seyn.

Zwar kostete es dem liebenden Mädchen nicht geringen Zwang, ein heiteres aufgewecktes Wesen zu affektiren; doch gelang es ihr nach und nach — und eine anscheinende Theilnehmung an allen häuslichen Freuden sowohl, als andern vorfallenden Lustbarkeiten, machte die Sekretärin und ihren Mann glauben, daß Ma-

riane ihre Liebschaft aufgegeben habe und ſie als eine Uebereilung betrachte, deren ſich ein Mädchen von ihren Jahren ſchämen müſſe — daß ſie an ihren jetzigen Geſellſchaften und Vergnügungen kein Mißbehagen finde, ſondern es vielmehr gern zu hören ſcheine, wenn man ihr von dieſer oder jener vortheilhaften Verbindung vorredete.

Wie glücklich ſich Mariane bey dieſem Wahne befand, der ihre Schweſter und durch dieſe auch ihre Mutter beſeelte, kann man ſich leicht denken — auch müßte ſie in der Kunſt der Verſtellung nur Stümperin geblieben ſeyn, wenn nicht, mit jedem Tage Mutter und Schweſter in dieſem Wahne hätten beſtärkt werden müſſen.

Zwar könnte Marianens gutes Herz dadurch, daß ſie dieſer Liſt ſich bediente, in den Augen Vieler zu verlieren ſcheinen; aber auch dem ſtrengſten Sittenrichter muß der Grad ihrer Liebe, ſie zu entſchuldigen, hinreichend ſeyn: um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß ſie auf einem andern und geradern Wege den Umgang mit Karln fortzuſetzen, nicht vermögend war, weil nicht nur jede Gelegenheit ihr abgeſchnitten wurde, den geliebten Gegenſtand zu ſehen,

und

an ihr klopfendes Herz zu drücken, sondern sie nicht wagen durfte, ihre Aeltern um die villigung zu ihrer Verbindung mit Karln tten, weil er weder Amt noch Verm gen . und unter diesen Umständen Weib und er nicht ernähren konnte. Je mehr sie daran verhindert ward, um so stärker s die Leidenschaft, um so heftiger stieg die ierde in ihr auf, von der verbotenen Speise naschen. Sie mußte also durch Schleich-Jege zu erreichen suchen, was ihr auf geradem Wege nicht entgegen kam. — Würde sie dieß wohl nöthig gehabt haben, wenn sie Karln we-niger geliebt hätte, als sie ihn liebte? Gewiß würde es ihr leichter geworden seyn, ihn zu ver-gessen und sich an die täglichen Abwechselungen des Vergnügens zu gewöhnen. — Gesezt aber, Mariane hätte Karln nicht mit der Inbrunst geliebt — hätte ihn vergessen — hätte wohl gar einen andern sich gewählt — was würdest du dann sagen, lieber Leser? — Würde dann nicht der Fall eingetreten seyn, daß Mariane das Mädchen nicht gewesen, das sie war?

Aber nun müssen wir auch unsern Herr-mann aufsuchen, sehen, wies ihm seit der

Trennung von Marianen gieng, überhaupt davon dachte.

Lange Zeit konnt' er sich gar reden, daß es möglich wäre — begreifen, wie Mariane so mit ein habe entschließen können, das Hau tern zu verlassen — so ganz in a ohne den mindesten Abschied — einen einzigen Wink gegeben zu h Das wollt' ihm durchaus nicht in d — Daß es Marianens eigener An wesen seyn sollte, war ein Gedanke, seiner Seele gar nicht aufsteigen konnte seine Liebe zu Marianen war zu groß, er nur das geringste Mistrauen in die hätte setzen können. Es mußte also de tern Wille gewesen seyn; und diese würden gewiß den Schritt auch nicht gethan haben, wären diese nicht hinter das Geheimniß seiner Liebe gekommen. — Tausendmal verwünscht' er sein Schicksal — und eben so oft schalt er sich selbst, daß er nicht vorsichtiger gehandelt hatte. — Nun war ihm alles zu eng, bald wieder alles zu weit — wo er hinsah, glaubt' er ihre Gestalt zu sehen — wo er gieng und

ſtand, war's, als ob eine Stimme ihm zuflüſterte: Herrmann! Du biſt betrogen. — Auf ſeinem Zimmer konnt' er nicht bleiben; er ging heraus ins Freye, ſeinem Herzen Luft zu machen — er klagte den Bächen ſeinen Schmerz, den Wäldern ſeine Leiden, aber alles konnt' ihn nicht tröſten — er gieng zurück, durchſpähte alle Winkel der Stadt, aber niemand war, der ihm hätte ſagen können: Da oder dort wirſt Du ſie finden. — So kam er am Abend jeden Tages, von Schweiße triefend, nach Hauſe, warf ſich aufs Bette, und — in ſeinem Gehirne kreuzten ſich die ſchrecklichſten Bilder ſeiner Phantaſie. Hatte ja einmal der Schlaf ſeine Augen übermannt, ſo beſtürmten fürchterliche Träume ſeine Seele, und er ſtand abgematteter wieder auf, als er ſich niedergelegt hatte.

In wenig Wochen war Herrmann nicht mehr der blühende Jüngling, der er ſonſt war; er vergieng, wie ein Schatten. Niemanden konnt' er ſich vertrauen, in ſich ſelbſt mußt' er ſeinen Schmerz verſchließen und einen günſtigern Zeitpunkt abwarten, der ihm ſein Mädchen wieder in die Arme führen würde. Gern

hätt' er sich mit Marianens Aeltern ausgesöhnt; denn ob er gleich keinen Groll wider sie hatte, so konnt' er doch aus ihrem Betragen gegen ihn deutlich genug schließen, daß er sie beleidigt haben mußte — gern hätte er den Fehler wieder gut gemacht und um ihre Einwilligung gebeten; aber seine Armuth und sein Stand waren unübersteigliche Hindernisse. Es blieb ihm daher nichts übrig, als den Ausgang ruhig abzuwarten. Auch gab er sich alle Mü'e, ruhig zuseyn; aber es gelang ihm nicht. Er nahm seine Zuflucht zu den Büchern, die ihm sonst so manches Vergnügen gewährten; aber es war ihm nicht möglich, einen Gedanken zu fassen; er legte sie wieder hin, wie er sie weggenommen hatte. Seine Flöte verstummte im Schreibepulte, und die Nachbarschaft, die sonst gewöhnlich in den Abendstunden sich am Fenster einzufinden pflegte, ihm zuzuhören, fing allmälig an, die Köpfe zusammenzustecken und über die jähe Veränderung im Härtlingischen Hause, besonders über Marianens schnelles Verschwinden, ein Langes und Breites zu salbadern. Einige bedauerten das betrogene Mädchen und schalten Herrmann einen Böse-wicht. — Andere, die etwas glimpflicher dach-

ten, bemitleideten beide, und ſchoben alles dem Vater auf den Hals, welcher als ein roher harter Mann bekannt war. — Die ſchadenfrohen Mädchen der Nachbarſchaft triumphirten über den Fall ihrer Jugendgeſpielin, und — andere ſagten, wie es heut' zu Tage ſehr oft zu geſchehen pflegt, mit einer bedeutenden Mine: Sie iſt aufs Land gezogen. — Welche von dieſen Parteien am richtigſten urtheilte, mag der Leſer ſelbſt entſcheiden.

Marianens Vater war freylich ein rauher Mann, und würde ſie und ihren Geliebten nicht ſo glimpflich behandelt haben, hätte ſich nicht die Mutter ins Mittel geſchlagen und ihn dringend gebeten, gelind wider ſie zu verfahren. Auch that die Mutter hieran ſehr wohl; denn noch war ihr zur Zeit nichts ſchlimmeres von dem Umgange ihrer Tochter mit Herrmann zu Ohren gekommen.

Acht Tage lang war dieſer Vorfall im Härtlingiſchen Hauſe freylich das Gerede der Stadt, aber bald wurde er durch einen andern verdrängt, und kam erſt nach einigen Wochen wieder zum Vorſchein, als ſich mit einem male wieder Herrmann am Fenſter hören ließ. Er

bles bis in die ſpäte Nacht und dankte dem Schickſal, mit dem er bisher ſo oft haderte, in den feierlichſten Akkorden ſeines Inſtruments. Die Nachbarn horchten hoch auf und meynten, Mariane müſſe wieder zurückgekommen ſeyn; aber dieſe Meynung war eben ſo unrichtig, als jenes Urtheil, das ihre Entfernung veranlaßt hatte.

Die Henne, der man ihre Küchlein raubt, kann, wenn man ihr dieſe wiedergiebt, nicht froher ſeyn, als Herrmann war, da die Joſe der Sekretärin ihm Marianens Aufenthalt bekannt gemacht und eine baldige Unterredung verſprochen hatte. So lange er auch vergeblich darauf hoffte, ſo ſtieg doch der Muth von neuem in ihm auf; er ward ruhig, aß und trank, und keine fürchterlichen Träume beunruhigten ſeinen Schlaf. Tag und Nacht ſann er darauf, wie er die gefangene Schuldloſe aus ihrem Kerker führen wollte. Endlich erſchien der ſo längſt gewünſchte Tag, an dem er zum erſtenmale wieder, was ihm das Liebſte auf der Welt war, an ſeinen Buſen drücken ſollte.

Sekretär W... verreiſte. Seine Gattin leiſtete ihm Geſellſchaft, weil ſie glaubte, Ma-

riane ſey von ihrer Krankheit geheilt und vor neuen Anfechtungen ſicher. Kaum waren ſie zum Hauſe hinaus, ſo nahm auch ſogleich die dienſtwillige Zoſe ihren Weg zu Herrmannen, kündigte ihm auf den bevorſtehenden Abend die erſte Unterredung an. Wer war froher, als Herrmann? — Wer glücklicher, als er? — Wer erwartete mit größerer Sehnſucht den Geliebten, als Mariane? —

Der Abend kam; Mariane gieng in Begleitung der Zoſe in den am Hauſe befindlichen Garten. Vor Freuden außer ſich, fiel ſie dem gutwilligen Mädchen um den Hals und dankte ihr für ihre Dienſtfertigkeit. „Du glaubſt gar nicht, liebes Mädchen!“ fieng ſie endlich an, „was ich ihm alles zu „ſagen habe — in ſo langer Zeit nicht ein„mal zu ſehen — das war ſehr grauſam vom „Schickſal gehandelt! — Aber, Karoline, er „wird doch gewiß kommen?“ — „Ganz ge„wiß, Mamſell!“ erwiederte die Zoſe — „Schlag neun Uhr verſprach er, hier zu ſeyn.“ — Indem ſie dieß ſagte, ſchlug die Stadtuhr; ſie öffnete ſogleich die Hinterthüre, und in demſelben Augenblicke kam Herrmann an

der Stadtmauer herauf. Er wurde eingelaſſen und die Thüre hinter ihm verſchloſſen. — „Gott! — Mariane! — Herrmann!“ — war alles, was ſie im erſten Augenblicke des Wiederſehens einander ſagten. — Arm in Arm geſchlungen ſtanden Beide, vom Uebermaaß der Freude trunken, einige Minuten lang unbeweglich, ſtumm und ſprachlos. Ihre Lippen begegneten ſich, wie ihre Blicke, und alles, was ſie einander zu ſagen vermogten, war: Mariane! — Herrmann! —

Sie giengen einige Schritte vorwärts und kamen unvermerkt an die ihnen entgegenduftende, mit Jelängerjelieber durchwachſene Jasminlaube, die ſie zur Vertrauten ihrer Unterhaltungen wählten und ſogleich davon Beſitz nahmen.

Als die Zofe ſie verlaſſen hatte, und Beide, ohne von jemanden bemerkt zu werden, beyſammen ſaßen, löſten ſich ihre Zungen. Sie ſprachen von Trennung und Wiederſehen — von Freude und Schmerz — von Glück und Unglück — von Liebe und Gegenliebe — und ſo nahte oft die Stunde der Mitternacht heran und Beide ſaßen noch im vertraulichſten Ge-

ſpräch der zärtlichſten Liebe vertieft. Hier kamen ſie täglich um die beſtimmte Stunde zuſammen und genoſſen ungeſtört die Freuden, die eine unbefangene Libe ihnen darbot. Sie dachten außer ſich ſelbſt nichts als ihre Liebe — ſahen ruhig und gelaſſen in die vor ihnen liegende Zukunft, träumten ſich glückliche Tage und erblickten ſchon im Geiſte auf ihren Aermen die Pfänder ihrer Liebe. Karl wünſchte ſich ein Amt, und Mariane? — wünſchte ſich ihren Karl.

So ſchwand der wonnevollen Tage und glücklichen Stunden kleine Zahl auf kühnem Fittig dahin, und der letzte Abend, die letzte ihrer geheimen Unterredungen nahte heran.

So lange Sekretärs verreiſt waren, konnten die Liebenden ihre Zuſammenkünfte ungeſtört fortſetzen; niemand bemerkte ſie, niemand verrieth ſie. Als ſie aber das letztemal beyſammen waren, und Mariane ihren Herrmann von der Wiederkehr ihrer Schweſter benachrichtigte, o! da floſſen Ströme heiſſer Zähren über die glühenden Wangen des liebenden Mädchens auf ſeinen Buſen hin — feſter und immer feſter ſchlang ſich ihr Schwanenarm um ſeinen Nacken — bänger und immer bänger

ward's ihr ums Herz, und einmal ums andre ſtieg das Buſentuch auf und nieder. Mit den zärtlichſten Liebkoſungen erwiederte Herrmann Marianens Liebe, und ſprach unter den feurigſten Küſſen ihr Troſt ein. „Theures Mädchen," ſagte er, „wir müſſen uns trennen; „aber Geduld! — ein einziger Augenblick ſoll „uns auf ewig verbinden." — „Aber wenn „wird dieſer Augenblick kommen?" fragte Mariane mit einer Haſtigkeit, die jedem andern auffallend geweſen ſeyn würde, nur unſerm Herrmann nicht. Mit Inbrunſt drückte er ſie an ſein Herz, und beantwortete dieſe Frage mit einem freudigen „Bald!"

Verzeihe, liebende Jugend, daß wir uns nicht enthalten können, dir die ſchwache Seite dieſes glücklichen Paars zu enthüllen; aber bedenke auch, daß mancher brave Jüngling, unter gleichen Umſtänden, daſſelbe gethan haben würde, was Herrmann that — manches gute Mädchen, im ähnlichen Verhältniſſe, eben das geduldet haben würde, was Mariane ihrem Karl zuließ.

Dieſes Bald trat ſchneller ein, als Herrmann in dem Augenblicke, da er es ausſprach, glaubte. Mariane wiederholte es mit eben

dem Tone, ſchlang beide Aerme um ſeinen Hals und ſtrafte ihn mit ein paar derben Küſſen dafür, daß es nicht ſchon längſt geſchehen war. In dieſer maleriſchen Stellung, in welcher ſie ein pythagoriſches Stillſchweigen beobachteten, ſtanden ſie einige Minuten; aber mit einemmal, als zöge eine magnetiſche Kraft ſie zur Erde hin, ſanken ſie auf die nebenſtehende Raſenbank hin, und — vom brennenden Gefühl der zärtlichſten Liebe übermannt, vergaßen Beide, Lippe auf Lippe geheftet, in dieſer glücklichen Stunde ihr Daſeyn. Tugend und Leidenſchaft kämpften einen harten Streit, und — jene erlag.

Als ſie aus dieſem Wonnetaumel der Liebe erwachten, wagten ſie es nicht, die Augen aufzuſchlagen. Mariane ſchwieg, mit tief zur Erde geſenktem Blick, und Karl faßte zitternd die Hand des trunkenen Mädchens, und verbarg ſein Geſicht in ihrem Buſen. „Gott! „was hab' ich gethan?“ rief er endlich, fiel auf ſeine Knice und bat um Vergebung. Liebreich faßte Mariane ihn unter die Aerme, hob ihn zu ſich herauf, und — der feurigſte Kuß von den purpurnen Lippen des glühenden Mädchens machte Herrmanns That vergeſſen.

So feierten ſie die letzte Stunde ihrer geheimen Zuſammenkünfte am Altar der Liebe im Angeſichte des Allſehenden, ſchwuren einander ewige unverbrüchliche Treue und — ſchieden.

Wer in ſeinem Leben nur einmal liebte und die Macht der Liebe kennen lernte, wird euch gern verzeihen, liebende Beide! — aber leider! giebt es kaltblütige Menſchen genug, die euch dieſen Fehler zu hoch anrechnen — das jugendliche Feuer, das in euern Adern rollt, die Liebe, dieß geheime unerklärbare Gefühl, das jedem Menſchen ins Herz geſchrieben iſt, entſchuldigt euch auch.

Glücklicher dünkte ſich niemand zu ſeyn, als Herrmann und Mariane, da ſie von einander Abſchied nahmen. Obgleich ihr täglicher Umgang durch die Rückkehr des Sekretärs und ſeiner Gattin unterbrochen wurde, ſo beruhigten ſie ſich doch dabey, daß ſie wenigſtens durch einen geheimen Briefwechſel ſich einander mittheilen und zuweilen am dritten oder vierten Orte ſprechen konnten. Aber auch dieſe Freude ward ihnen bald zu Waſſer gemacht. Herrmann, deſſen akademiſche Laufbahn zu Ende gieng, ſah ſich genöthigt, dem Befehl ſeiner

Aeltern zu gehorchen und in seine Heimath zurückzukehren. Er benachrichtigte Marianen davon in einem Briefe, in welchem er zugleich in den zärtlichsten Ausdrücken und unter nochmaliger Wiederholung seiner Schwüre von ihr Abschied nahm. Tages darauf reiste er ab, und kam glücklich in seiner Vaterstadt an.

Als Mariane nach jenem wonnevollen Tete-a-Tete, das sie mit Herrmannen in der Stunde der Mitternacht gehabt hatte, wieder in ihr Zimmer trat, wunderte sich die Zofe über ihre späte Ankunft, und staunte über die auffallende Röthe ihrer Wangen. „Ey, ey, Mam„sell!“ sagte sie, „die Nacht mag wohl sehr „heiß seyn — Sie haben sich stark erhitzt.“

„Du hast nie geliebt, Karoline!“ erwiederte Mariane mit einem bedeutenden Händedruck.

„Das wäre! — Wer hat Ihnen das „gesagt?“

„Hast nicht mit der Inbrunst geliebt, mit „der ich meinen Karl liebe —

„Still, Mamsell! Die Liebe hat mir „manchen Seufzer ausgepreßt, manche schlaf„lose Nacht gemacht. Freylich war's immer „nur Tändeley — aber diese Tändeley ist so „süß, so angenehm —“

„Meynſt du, Karoline?“

„Gewiß, Mamſell, iſt ſie Ihnen nicht „weniger angenehm geweſen. — Ihr Ge„ſicht —“

„Was ſagt mein Geſicht?“

„Daß Sie ſich bey dieſer Tändeley recht „wohl befinden.“

„Hältſt du meine Liebe für eine bloße „Tändeley?“

„Je nu! — Liebe iſt ein veränderliches „Ding — hat ihre Launen —“

„Die meinige nicht. — O Karoline! „man liebt nur einmal in ſeinem Leben —“

„Nur einmal? — O! wenn ich Ihnen „alle meine Liebsgeſchichten hererzählen ſollte, „braucht' ich wohl einen halben Monat dazu,“ und hiermit wollte ſie den Anfang machen, aber Mariane entſchuldigte ſich mit ihrer Mattigkeit, und legte ſich zu Bette.

In ihrem ganzen Leben hatte Mariane keine ſo herrliche Nacht gehabt Ruhig und ſanft ſchlief ſie, bis am Morgen ein Kuß von Karls Lippen ſie weckte; ſie wollte ihn feſt an ſich drücken, breitete ihre Arme aus und ſieh! — es war ein Traum. — Sie wollte mit dem Schickſal hadern, das ſie ſo getäuſcht hatte,

aber die Klugheit befahl ihr, die Maske wieder anzulegen, wenn sie sich anders nicht verrathen wollte — und jene frohe Laune wieder anzunehmen, die ihre Schwester in der guten Meynung von ihr aufs neue befiärten sollte.

Sekretärs kamen um Mittag zurück und freuten sich, ihre Schwester so vergnügt zu sehen; auch Mariane bezeugte große Freude über ihre Wiederkunft. Alles gieng nun wieder seinen vorigen Gang, bis nach Verlauf von einigen Wochen Kennzeichen sich äußerten, le Marianen verdächtig machten. Die Sekterin begann Untersuchungen anzustellen, aber ariane blieb standhaft und spielte ihre Rolle ange, bis es ihr schlechterdings unmöglich de, sich länger zu verstellen. Nun stand das Haus in vollen Flammen. Vater und Mutter wurden herbeygeholt und zur Rache aufgefodert. Wie ein Missethäter vor seinem Henker, wenn er das Schwert über seinem Haupte zuckt, stand das arme unschuldige Schlachtopfer und weinte blutige Thränen. — „Fort! aus „meinen Augen!“ brüllte der erzürnte Vater mit donnernder Stimme und befahl, die Metze zum Hause hinauszuwerfen. — „Gottloses „böses Kind!“ sagte die Mutter — „hab' ich

das um Dich verdient, daß Du uns ſolche Schande machſt?“ — „Gott!“ rief das entehrte Mädchen, rang verzweifelnd die Hände, warf ſich auf die Erde hin, umfaßte die Knie ihres Vaters, flehte und bat; aber umſonſt! — wüthend und mit verachtungsvollen Blicken ſtieß er ſie von ſich, und überließ ſie ihrem Schickſal. Auch Sekretärs wollten die Schande nicht haben und befahlen ihr, binnen einigen Tagen das Haus zu meiden, — Verzweiflung ergriff die leidende Dulderin — ſie glaubte, die Schande nicht ertragen zu können, die die Liebe über ſie gebracht hatte — und eh' der Abend kam, war Mariane verſchwunden.

II.

Die mislungene Heirath.

Nach dem Tode ihrer Base kam Charlotte Neumann in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Lange hatte sie derselben in gesunden und kranken Tagen beygestanden, und würde, wenn die Parze den Lebensfaden dieser ehrwürdigen Matrone nicht so früh abgeschnitten hätte, vielleicht nie ans Heirathen gedacht haben; aber der Tod ihrer Erblasserin machte Wünsche in ihr rege, die außerdem schwerlich in Erfüllung gegangen seyn würden. Schon war Charlotte über die dreisig Jahr! — zwar nicht häßlich, aber doch nichts weniger als schön — und vielleicht wär' es besser für sie gewesen, wenn sie an den Altären der Vesta ewige Jungfrauschaft gelobt hätte. Doch — wie konnte die weibliche Schwäche widerstehen? — Ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren warb um ihre Bekanntschaft und um ihre Hand. Zwar misbilligten Charlottens Aeltern die Wahl ihrer Tochter und sträubten sich lange, ihre Einwilligung zu geben; aber der Liebhaber bestand auf seiner Forderung, und Charlotte hielt es, aus mehr als einem Grunde, der Mühe nicht unwerth, das Weib eines Ganymed zu werden.

Guſtav war der Sohn eines Landgeiſtlichen, der bey ungefähr 500 Thlr. Einkünften und ſieben Kindern, welche zum Theil noch unerzogen waren, jenem bey weitem nicht ſo viel geben konnte, als er zu Beſtreitung ſeines Aufwands brauchte. Stipendien mancherley Art ſetzten ihn daher in den Stand, ſich für alles zu entſchädigen, was der Geiz des Vaters — wie er ſich ſelbſt auszudrücken pflegte — ihm entzog. Ein einnehmendes Betragen, verbunden mit einer mehr als gewöhnlichen Größe und eben ſo reizenden Geſichtsbildung, machte Charlottens Herz bald ſeinen Wünſchen geneigt, und die Verbindung ward mit möglichſter Schnelle vollzogen.

Kaum fühlte ſich Guſtav im Beſitze ehelicher Rechte und des Vermögens ſeiner Gattin verſichert, ſo gieng er ungeſcheut wieder zur Lebensart über, der er ſich zu Erlangung ſeines Endzwecks auf einige Zeit enthalten hatte, und begieng Ausſchweifungen, die ihn der errungenen Beute unwürdig machten. In den erſten vier Wochen ſchon entblödete er ſich nicht, auf fremden Altären der Liebe Weihrauch zu ſtreuen, und der beleidigten Gattin, die ihm deshalb Vorwürfe zu machen

wagte, frey ins Geſicht zu geſtehen: daß er ſie nicht aus Liebe, ſondern bloß um ihres Geldes willen geheirathet habe. — Das war ein Donnerſchlag für Charlottens fühlendes Herz. Sie ſank in eine Ohnmacht, aus der ſie erſt nach einigen Minuten wieder erwachte, und — aus der der ehrvergeſſene Böſewicht ſie nie wieder erwachen zu ſehen, gewünſcht hätte. — Ihr Herz wollte ihm von neuem Vorwürfe machen, aber ihre Lippe war zu ſchwach; die Worte ſtarben ihr auf der Zunge.

Sich von dem verachtet zu ſehen, den ſie mit ganzer Seele liebte, in deſſen Blicken ſie den Himmel zu finden gewähnt hatte — den ſie gleichſam aus dem Staube hervorgezogen und zum Mann gemacht hatte — das war ein Gedanke, den der erſchütterte Geiſt zu faſſen nicht vermochte. — Wem ſollte ſie ihr Leid klagen? — In weſſen Buſen ihr Herz ausſchütten? — Vater und Mutter um Beiſtand anzuflehen, durfte ſie nicht wagen, denn ſie hatte den älterlichen Warnungen kein Gehör gegeben; ſie verſchloß daher ihren Gram in ſich ſelbſt und hoffte auf Beſſerung.

Aber vergebens. Je mehr ſich Charlotte bemühte, ihn durch zuvorkommende Gefällig-

keiten, zärtliche Liebkoſungen und vernünftige Vorſtellungen vom Wege des Laſters auf die Bahn der Tugend zurückzuführen, deſto mehr trieb er ſein Unweſen, und ſein gleichgültiges Betragen minderte nach und nach auch ihre Liebe. Gegenſeitige Kälte artete bald in Haß und Verachtung und von Seiten Guſtavs ſogar in Tyranney aus. Die betrogene Gattin war nicht mehr ihres Vermögens mächtig, ja, ſogar nicht einmal ihres Lebens mehr ſicher. Der Unmenſch nahm ihr all' ihre Baarſchaft, verkümmerte ihr die zu erhebenden Zinſen, und ließ ihr kaum das Nothdürftigſte zum Unterhalte.

Indeß der Undankbare, der ohne ſie weder Vermögen, noch Titel und Anſehen, — wenigſtens nicht ſo früh — erlangt hätte, das ihrige vergeudete und ganze Nächte in den Armen feiler Dirnen verſchwelgte, blutete das Herz ihr und unaufhaltſam ſchwamm ihr Auge in Thränen. Wenn er dann nach Hauſe kam und in der Unbeſonnenheit Geld von ihr foderte, das ſie ihm doch nicht geben konnte, ergriff er die Hetzpeitſche und mishandelte die Unglückliche ſo lange, bis ſie ohnmächtig zur Erde fiel.

So trug die leidende Dulderin mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ihr Schick-

ſal, und griff nur dann erſt zum äußerſten Rettungsmittel, als der Barbar einsmals mit blankem Degen auf ſie eindrang und ſie zu morden drohte. Noch rettete ſie ihr Leben durch einen glücklichen Sprung, und faßte in demſelben Augenblicke den Entſchluß, ſich der Feſſeln ganz zu entledigen. Sie floh zu einer Freundin, bey der ſie ſicher zu ſeyn glaubte, und zeigte das laſterhafte unmenſchliche Betragen ihres Tyrannen der Obrigkeit des Orts an.

So hartnäckig auch der Inculpat ſeine Verbrechen leugnete, ſo wurde es ihr doch leicht, ihn durch aufgefangene Briefſchaften der Untreue zu überführen, und durch mediziniſche Zeugniſſe die an ihr verübten Gewaltthätigkeiten zu beweiſen. Trennung der Ehe erfolgte bald, ohne daß Guſtav ein Abtrittsgeld fodern konnte; denn er hatte ſchon einen zu großen Theil ihres Vermögens durchgebracht und ihr kaum ſoviel übrig gelaſſen, als ſie brauchte, ſtandesmäßig leben zu können.

In der Stille bereute Charlotte ihre Thorheit und entſagte von nun an allem Umgange mit dem männlichen Geſchlechte; die Einſamkeit war ihre Vertraute und ihre liebſten Gefährtinnen Thränen der Reue. Dabey war ſie

glücklicher, als Guſtav. Verſtoßen von ſeinem Vater, der ſeine Ausſchweifungen nur zu bald erfuhr, irrte er allenthalben umher, denn jede Ausſicht, im geiſtlichen Fache angeſtellt zu werden, war für ihn verſchwunden, das Studium der Rechte oder Arzneygelahrtheit aber zu betreiben, hatte er kein Vermögen; denn auch die Quellen, aus denen er zuvor durch die Rüſtigkeit ſeiner Mannheit zuweilen einigen Zufluß gewonnen hatte, waren größtentheils erſchöpft. Er legte ſich daher aufs Spiel und wurde, weil man ihn mit Recht als einen Vagabonden betrachtete, nach einiger Zeit, da er ſichs am wenigſten vermuthete, durch ein Kommando Soldaten vom Farotiſche weg und auf die Wache geführt.

Aber den Geſetzen der Subordination ſich zu unterwerfen, war nicht für Guſtavs Sinn. Er ſah ſich im Gedränge und konnte weder vor- noch rückwärts; ſich durch Deſertion zu retten, war unmöglich, denn man hatte ein zu wachſames Auge über jeden ſeiner Schritte. Verzweiflung bemächtigte ſich ſeiner Seele. In der Trunkenheit vergieng er ſich an ſeinem Vorgeſezten, und das Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn war — die Kugel vor den Kopf.

III.

Hännschen Pips.

Auf dem Gottesacker zu *** las ich im Vorübergehen auf einem Leichensteine folgende Inschrift:

Hier liegt Herr Johann Pips begraben.
Grundehrlich war er, reich und dumm —
Dieß sagt die Stadt zu seinem Ruhm. —
Will man davon Beweise haben,
So darf man nur die Jungfern fragen,
Die den Dukatenmann beklagen.

Ich mußte über den Inhalt dieser Inschrift herzlich lachen; denn sie machte meine Aufmerksamkeit rege und veranlaßte mich, nähere Erkundigung von diesem verewigten Herrn Pips einzuziehen, um wenigstens nach seinem Tode noch mit ihm bekannt zu werden. Ich fand bald Befriedigung meiner Wißbegier, und die häufigen Bestätigungen und Erzählungen gaben mir Stoff, aus dem Leben dieses Ehrenmannes folgende kleine Skizze zu entwerfen.

Er war geboren zu *** aus einer der angesehensten Familien der Stadt, am Tage Fabian Sebastian, daher er auch in der Taufe den Namen Johann Sebastian erhalten hatte. Glücklicherweise hinterließen ihm seine Aeltern so viel Vermögen, daß er jedem Unfall Trotz bieten und sich für die stiefmütterliche Behandlung der Mutter Natur hinlänglich entschädigen konnte. Da er unter diesen Umständen Gelegenheit hatte, alles zu erlernen, was er wollte, so genoß er auch von seiner frühsten Jugend an den vortreflichsten Unterricht; denn der Wunsch seiner Aeltern war, daß sich der Sohn ihrer Liebe den Wissenschaften widmen und auf diesem Wege ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden sollte. Im zehnten Jahre seines Alters verlor er seinen Vater, dessen Stelle aber bald wieder durch einen zweyten ersetzt wurde, welcher ihn wie sein eignes Kind liebte und alles anwendete, das Werk auszuführen, zu welchem sein Vorfahrer schon den Grund gelegt hatte. Mit väterlicher Sorgfalt unterzog er sich also der Erziehung des jungen Pips, welche mehr streng und ernsthaft war; von Seiten der Mutter aber, die eine

gewisse Narrenliebe für ihn hegte, und dadurch alles wieder über den Haufen warf, was die Hand des Vaters aufgerichtet hatte, weichlich. Sie führte ihn selbst in die größten Gesellschaften, wo er zwar als der Sohn eines vornehmen Kapitalisten aufgenommen, von seinen Spielkammeraden aber und nachher von den jungen Damen zum Hänschen gebraucht wurde. Ihr Auge war zu sehr verblendet, als daß es diese Behandlung hätte bemerken können; sie hatte vielmehr ihre größte Freude daran, wenn um den Liebling ihres Herzens die Knaben und Mädchen von der Gesellschaft herumtändelten und ihn zum Besten hatten. Oft erblickte sie in ihm die Freude und Stütze ihres Alters, ihn selbst aber auf dem höchsten Gipfel menschlichen Glücks. Es war daher kein Wunder, wenn Hännschen, mit einer ziemlichen Portion Mannheit von der Natur versehen, und unterstützt durch den täglichen Umgang mit heranwachsenden Grazien, die mit glühenden Wangen und nackten Busen dem rollenden Auge des sechzehnjährigen Jünglings begegneten, den Wissenschaften weniger huldigte, als der Leidenschaft, die ihn mit derben Schritten verfolgte.

Ohne Erfahrung und Weltkenntniß, unter den ersten und heftigsten Folterungen einer Leidenschaft, die nur allzufrüh in ihm rege zu werden begann, und schon in ihrem Entstehen nach Sättigung thierischen Instinkts lechzte, betrat er seine akademische Laufbahn. Hier machte er neue Bekanntschaften, die ihn auf Kosten seines Geldbeutels, bald da, bald dorthin begleiteten und in Ausübung mancherlei lustiger Schwänke unterrichteten. Er folgte ihren Gelagen und sezte um ihrentwillen manche Hörstunde hintan, die er Anfangs zwar mit ziemlicher Ordnung, bald aber weniger und immer weniger und, wenn es geschah, nur aus Langerweile, oder um sich einen Spaß zu machen, besuchte. So giengs von einem Jahre, von einem Tage zum andern.

Im Rausche sinnlicher Freuden taumelte Hännchen die Bahn des Lebens vor sich hin, und brachte es bald in der Kunst, ein Heuchler zu seyn, so weit, daß weder seine Aeltern, noch andere Verwandten, nur den mindesten Verdacht hätten hegen und ihn für einen ausschweifenden Wollüstling halten können. Er nahm an ihren Gesellschaften Theil,

und bekämpfte während derselben die Anfechtungen einer schändlichen Leidenschaft um so leichter, weil er gewöhnlich schon vorher, der Göttin der Wollust ein Opfer zu bringen, gewöhnt war, und am Abend beim sanften Lichte des heiligen keuschen Mondes, oder in den Armen einer Hauszofe, ihr zu huldigen, Gelegenheit fand.

Nach dem Tode seiner Aeltern, die in kurzem hinter einander starben, ohne die sich gemachten Hofnungen in ihrem Sohne erfüllt zu sehen, kam er in den Besitz eines unübersehbaren Vermögens, und kommandirte wenigstens eine halbe Million. Mehr, als jemals, fanden sich Freunde — Schmeichler — Schurken, die auf seine Kosten mit ihm zechten und mit ihm buhlten. An dieses zwiefache Laster gewöhnt, fand er an ihren Gesellschaften mehr Behagen, als an den Sklavereien der Ehe, in die man ihn zu schmieden drohte; denn von allen Seiten her bestürmte man ihn, oder vielmehr sein Geld, mit Heirathsanträgen, die er aber jedesmal mit kalter Einfalt zurückwies; denn er hatte überrechnet, daß er unbeweibt den sinnlichen Vergnügungen besser

und ungestrafter folgen könne, als wenn er das Joch des Ehestandes auf seinem Nacken fühle. Besser wäre es vielleicht für ihn gewesen, wenn er das Facit weniger genau berechnet und den ihm gethanen Anträgen Gehör gegeben hätte. Vielleicht wären die Liebkosungen einer vernünftigen Gattin vermögend gewesen, ihn von seinen Ausschweifungen zurück zu halten, und, ohne jemanden verbindlich zu seyn, zu einem nützlichen Mitgliede des Staats umzuschaffen. Aber bei einem Wollüstling, wie Hännschen war, der noch dazu das Gepräge der Dummheit auf der Stirne trug, war eine Besserung der Art unmöglich. Allenthalben verabscheute und behandelte man ihn als einen Menschen von der niedrigsten Denkart; wo er ja noch gelitten wurde, war er der Gegenstand des allgemeinen Spottes — man lachte hoch auf, wenn man ihn von fern her im vergoldeten Wagen, von stolzen Isabellen gezogen, heranfahren und in die Gesellschaft treten sah — man nannte ihn nicht anders, als mit dem Namen: Hännschen Pips — und heftete ihm Lügen und Unwahrheiten auf, die seine geschwätzige Zunge im nächsten Augenblicke wieder an den Mann zu bringen wußte. Bei

all'

all' der Behandlung war er gleichgültig; denn das Gefühl für Ehre war längst in ihm erloschen.

So wandelte Hännschen auf der Bahn des Lasters vom Jünglinge zum Mann, vom Manne zum Greis, und endete, unvorbereitet auf den lezten Augenblick, sein lasterhaftes Leben durch einen unglücklichen Fall, der ihm, als er am Abend eines Tages spät aus dem Weinhause taumelte und eben im Begriff war, einem Freudenmädchen beim Scheine einer Laterne einen Dukaten in die Hand zu drücken, den Kopf zerschmetterte. Er blieb auf der Stelle todt — und bei seinem Begräbnisse, das seinem Stande und Vermögen angemessen war, weinte niemand eine Thräne, als — kriechende Schmarotzer und feile Dirnen.

Daß die oberwähnte Inschrift noch jezt auf seinem Leichensteine zu lesen, läßt sich nicht vermuthen; vielmehr ist zu glauben, daß man sie aus Achtung für seine Familie vernichtet hat.

IIII.

Die beleidigten Rechte der Blutsfreundschaft.

„Sie müſſen ſich aus dem Wirwarr heraus-reißen,“ ſagte Kleant zu ſeinem Freunde Dell-mar, welcher ſich in der traurigſten Lage be-fand, in die ſich ein Mann von Stande mit Weib und Kindern verſetzt ſehen kann. Dell-mar war der älteſte Sohn eines Bürgers zu ***, der bey einigem Vermögen im Stande war, ſeinen Kindern eine gute Erziehung zu geben. Schon in der Jugend zeigte der Knabe ein glückliches Genie und einen unerſättlichen Hang zu den Wiſſenſchaften. Sein Vater, ein Mann von edler nicht gemeiner Denkart, unterdrückte die Neigung nicht, ſondern be-mühte ſich vielmehr, derſelben Befriedigung zu ſchaffen. Er that ihn auf die hohe Schule und ärntete ſchon im Geiſte die Freuden ein, die ein günſtiges Schickſal ſeines Sohnes ihm nach einigen Jahren gewähren ſollte; aber die neidiſche Parze durchſchnitt den Lebensfaden dieſes Redlichen früher, als man vermuthete,

und der junge Dellmar hatte mit mehrern das Unglück gemein, den Vormündern in die Hände zu fallen. Im zwanzigsten Jahre betrat er die Universität und brachte es nach drey wohl angewendeten Jahren durch Fleiß und glückliches Genie so weit, daß er bald in die Zahl der ausübenden Rechtsgelehrten aufgenommen wurde. Leider hatte sein Vermögen durch mancherlei unvorhergesehene Zufälle stark gelitten, und die wenige Praxis, die er in den ersten Jahren erlangte, war nicht hinlänglich, ihm so viel zu gewähren, als er brauchte, um seinem Stande gemäß leben zu können. Er heirathete ein Mädchen mit einigen tausend Thalern, und lebte zufrieden und glücklich in den Armen der Liebe, und genoß die Freuden des Lebens als Gatte und Vater. Ausgebreiteter wurde seine Bekanntschaft, stärker das Zutrauen seiner Klienten und reichhaltiger seine Praxis; aber die Unbeständigkeit der Göttin des Glücks übte auch an ihm ihren Muthwillen aus, und züchtigte ihn mit der Ruthe des Schicksals.

Die Vermehrung seiner Familie häufte seine Bedürfnisse, und forderte stärkern Auf-

wand; Verluſt an eignem Vermögen ſchmälerte ſeine Einkünfte, und die Bedrängniſſe des teutſchen Vaterlands von Seiten der Neufranken hatten, ſo wie aufs Ganze, auch im Kleinen auf ſeine Geſchäfte Einfluß. So wie zehn Jahre hindurch ſeine Praxis geſtiegen und ihn und die Seinigen vor jedem Mangel zu ſchützen hinreichend war, ſo fiel ſie mit einemmal, und in wenig Jahren, binnen welchen er den Verdienſt der vorhergehenden hatte zuſetzen müſſen, ſah er ſich in einem Labyrinthe, aus dem es ihm, ſich herauszuwinden, unmöglich war. Bei immer ſchlechter werdenden Zeiten und äußerſt geringen Einkünften ſah er ſich genöthigt, Gelder aufzuborgen, und, wenn der Zahlungstermin eintrat, war er entweder nicht im Stande, die Rückzahlung zu leiſten, oder gedrungen, neue Schulden zu machen, die alten damit zu tilgen.

Gern hätte ihn ſein Freund aus dem Abgrunde herausgezogen, in den er tiefer und immer tiefer hineinfiel; da dieſer aber ſelbſt eine ſtarke Familie hatte, ſo konnte er nichts weiter thun, als ſich bei andern und reichern Subjekten für ihn verwenden. Kleant nahm

den wärmſten Antheil am Schickſale ſeines Freundes; er kannte die Pflichten der Freundſchaft, und that mehr, als jener vermuthete. Herr Orgon, einer der reichſten und angeſehnſten Kaufleute, ohne Kinder, und noch dazu dem unglücklichen Dellmar mit Blutsfreundſchaft verwandt, war der Mann, auf den Kleant ſein ganzes Zutrauen geſetzt hatte. Dieſem ſtellte er die traurige Lage ſeines Freundes vor, und forderte all' ſeine Beredſamkeit auf, das Herz dieſes Mannes ſeinen Wünſchen geneigt zu machen; er erhielt zwar keine befriedigende, doch aber auch keine abſchlägliche Antwort. Balſam auf die Wunden ſeines Freundes zu träufeln, eilte Kleant im nächſten Augenblicke zu Dellmar und brachte ihm die Nachricht, daß Herr Orgon nicht abgeneigt ſey, ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, jedoch bäte, noch einige Wochen in Geduld zu ſtehen. Ein Stral der Hofnung blinkte dem Unglücklichen ins Herz und minderte ſeine Leiden, bis der Tag herbeikam, der über ſein Schickſal entſcheiden ſollte.

Kleant verabſäumte keine Minute; ängſtlicher, als Dellmar, der ſeiner Rettung gewiß

zu ſeyn glaubte und ſeine Gläubiger bis dahin aufzuhalten wußte, zählte er Tage und Stunden, und ſtattete am letzten derſelben in aller Frühe dem Herrn Orgon ſeinen Morgenbeſuch ab, erinnerte ihn an ſein gegebenes Verſprechen und erhielt zum zweitenmale — Verweiſung zur Geduld.

Ob es Herrn Orgon ein Ernſt geweſen, ſeinem Verwandten unter die Aerme zu greifen, oder ob ſeine Kaſſe das geſuchte Darlehn miſſen konnte, oder nicht, wollen wir nicht unterſuchen; man denke ſich aber einen Mann, dem es von Jugend auf weder am Nothdürftigſten, noch an dem, was er zu ſeinem Vergnügen brauchte, mangelte, — der es nicht begreifen kann, wie ein anderer um hundert, oder noch weniger Thaler willen, in Verlegenheit ſeyn kann — der, weil er kinderlos iſt, von häuslichen Sorgen weniger gedrückt, als Andere, auf ſeinem Kaſten ſitzt, den Mammon bewacht, den ihm die Göttin des Wuchers zuwirft, und jedes einzelne Stückchen Geld beim Durchzählen zehnmal in der Hand umwendet — der bey jedem Biſſen, bey jedem Glaſe Wein, das er zwiſchen den herabhän-

genden Wammern hinabſchlürft, an nichts weiter denkt, als an die Zuſammenhäufung ſeines Reichthums — und der dennoch mehr einem Prieſter des Bacchus gleicht, als einem Diener des Geizes und der Habſucht: ſo hat man das treu entworfene Bild dieſes phlegmatiſchen Geizhalſes. Sein Vater war ebenfalls Kaufmann, ſtolz auf die für einen ſolchen nöthigen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe. Als dieſer hatte er gelernt, per fas et nefas an ſich zu bringen, was er konnte. Daher kam es auch, daß er ſich um die moraliſche Bildung ſeines Sohnes wenig oder gar nicht bekümmerte, ſondern ſein ganzes Bemühen war, ihn in der Kalkulirkunſt zu unterrichten, ſeine Grundſätze und Denkart auf ihn fortzupflanzen und ſo, wie er ſich ſelbſt auszudrücken pflegte, einen veritablen Kaufmann aus ihm zu machen. Ob dieſer den Fußtapfen ſeines Vaters nachgegangen, wird der Verfolg dieſer kurzen Geſchichte lehren.

Nach Ablauf der zwoten Friſt wurde die Sache von Seiten Dellmars, der ſich allenthalben von Schuldnern umringt ſah, und faſt keinen Tag mehr ſicher wußte, ernſtlicher be-

trieben. In Begleitung ſeines Freundes gieng er ſelbſt zu Herrn Orgon, ſtellte ihm nochmals das Schreckliche ſeiner Lage vor, und bat um das geſuchte Darlehn. Mit der offenen Stirn des rechtſchaffenen Mannes, geleitet vom Gefühl der Ehre und unterſtützt von der Redekunſt ſeines Freundes, bat Dellmar, ohne zur Klaſſe kriechender Bettler herabzuſinken, und — der kalte Wucherer blieb hart und unerbittlich, bat um Verzeihung, daß er dießmal nicht dienen könne — und ſuchte dem weitern Vordringen der Belagerer ſeines Herzens Einhalt zu thun, indem er ſagte: das Wenige, was er allenfalls liegen habe, könne ihm ja doch nichts helfen, und wäre nicht hinreichend, ihn aus der Verlegenheit zu reißen.

Noch ließ Dellmar nicht alle Hofnung ſinken und bemühte ſich, dem hartherzigen Verwandten begreiflich zu machen, daß er auch durch ein kleines Darlehn ihm wenigſtens auf einige Zeit helfen und ihn in den Stand ſetzen würde, ſich der drückendſten Schulden zu entledigen. Dieſen wiederholten Ausfall ſeines Gegners hatte ſich Herr Orgon nicht vermuthet, und er ſah ſich genöthigt, von neuem

ein Treffen zu liefern, den Feind ganz aus dem Felde zu ſchlagen, indem er ſagte: „Ich weiß in der That nicht, wie ich dazu komme, da ich der Jüngſte von der Familie bin, und die andern Mitglieder derſelben eben ſo gut im Stande ſind, ein gleiches zu thun.“

„Verzeihen Sie,“ erwiderte Dellmar — „es war allerdings der Klugheit gemäß, vor „allen andern zu Ihnen meine Zuflucht zu „nehmen. Sie befinden ſich in gleichen Glücks„umſtänden, haben noch dazu keine Kinder, „und ſind mein nächſter Verwandter —“

„So! — Wenn Sie das meynen — „Je nun! wenn die andern Verwandten pro „rata etwas geben wollen, ſo bin ich nicht ab„geneigt, meinen Antheil auch beyzutra„gen.“ —

Wie ſehr es den guten Dellmar ſchmerzen mußte, ſich von dieſem Strohkopfe ſo herabgewürdigt zu ſehen, können ſich meine Leſer leicht denken. Mit verbiſſener Wuth, am Rande des Abgrunds ſtehend, ergriff er das letzte Mittel — Sieg, oder Tod. „Noch „bin ich nicht ſo tief geſunken,“ ſagte er mit

der Mine der beleidigten Ehre, „daß ich meine „Zuflucht zum Betteln nehmen ſollte. Gott „ſey Dank! noch hab' ich Kräfte am Körper „und an der Seele, daß ich mit Gottes Hülfe „mich ſelbſt mit der Zeit aus dem Labyrinthe „herauswickeln kann, ohne Ihnen oder irgend „jemanden läſtig zu werden. Uebrigens muß „ich geſtehen, daß ich mir weder eine abſchlägliche Antwort, noch dieſe Erniedrigung aus „Ihrem Munde vermuthet hätte, um ſo weniger, da ich glaubte, daß Sie nicht nur „auf unſere Verwandtſchaft, ſondern auch auf „Ihre Pflicht, mir beizuſtehen, Rückſicht nehmen würden."

„Pflicht? — Wie meynen Sie das?"

„Sie nöthigen mich, mich deutlicher zu „erklären, und Sie an eine Handlung Ihres „Vaters zu erinnern, die weder ihm noch Ihnen Ehre machen konnte."

„Herr! Sie werden beleidigend," ſtotterte der dickhalſige Geizhals zwiſchen den Zähnen hervor, erhob ſich vom Sopha und — wollte vielleicht den Unglücklichen zur Thüre hinauswerfen? — ſetzte ſich langſam nieder. Nach einer minutenlangen Pauſe ſagte er end-

lich: „Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen „wollen, Herr Vetter!“ .

„Haben Sie nur die Güte, mein Herr!“ erwiderte Dellmar, „ſich an den Leibrenten„kontrakt zu erinnern, welchen Ihr Herr Va„ter, ſeligen Andenkens, vor ſiebenundzwanzig „Jahren mit einem ſiebenundſiebzigjährigen „Greiſe, der meiner Ehegattin nächſter Ver„wandter und Erblaſſer war, ſechs Monate „vor ſeinem Tode auf dem Krankenbette über „zweytauſend Thaler abſchloß —“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Sie wollen nicht! — Was hat Ihr „Vater, was haben Sie damit gewonnen? — „Und was hat mein armes Weib dadurch ver„loren?“ —

„War das meine Schuld?“

„Ihre Schuld war es freylich nicht — „aber Ihre Pflicht wär' es geweſen, wenig„ſtens einen Theil desjenigen zu erſetzen, was „Ihr unbilliger Vater damals einer weniger „begüterten Familie gleichſam durch Liſt raub„te.“

„List? — Ist ein Leibrentenkontrakt „nicht eine erlaubte und rechtlich bestehende „Handlung?“

„Das ist er! — Aber bedenken Sie die „Größe der Summe, und einen Greis am „Rande des Grabes — “

Mit Achselzucken und schadenfrohem Lächeln entgegnete Herr Orgon: „Die Sache „bedürfte wohl mehrern Beweises — “

„Die Dokumente sind in meinen Händen, „und stehen Ihnen alle Augenblicke zur Durch„sicht zu Diensten.“

„Ich will nicht hoffen, daß man mich „zwingen will — “

„Keineswegs! — Ihnen diesen Verfall „ins Gedächtniß zurückgeführt zu haben, ver„tritt die Stelle einer kleinen unschuldigen „Rache, und nie — nie werde ich Ihnen „weder auf diese, noch auf irgend eine Art „wieder zur Last fallen; aber auch nie werden „Sie mirs verargen, wenn ich über lang oder „kurz vergessen haben sollte, daß wir Freund„waren. Leben Sie wohl!“ —

Mit dieſen Worten ſtürzte Dellmar zur Thüre hinaus, und ohne jemanden auf der Straße zu ſehen, flog er nach Hauſe. Schweigend und ihre Thränen verbergend fiel ihm die brave Gattin um den Hals, und wollte ſeine Schmerzen lindern, aber Dellmar war zu aufgebracht, ſtärker als jemals rollte das Blut ihm durch die Adern, und gelogene Freundſchaft und beleidigte Ehre kochten in ſeinem Buſen Rache. „Ich Thor,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „das konnt' ich vorherſehen, daß meine Bemühungen fruchtlos ſeyn würden. — Ha, Kleant — Kleant! ſoll ich den Schmerz Dir auf die Rechnung ſchreiben? — Nein! — Enthuſiaſtiſche Freundſchaft für einen Unglücklichen lehrte Dich den Schluß von Deinem Herzen auf das Herz meines ſtolzen Verwandten machen, und Du hintergingſt Dich ſelbſt.“ — So ſank er in ſtilles Nachdenken dahin, und kaum war er eine halbe Stunde nach Hauſe, ſo kamen auch ſchon die Gläubiger, forderten mit Ungeſtüm ihre Bezahlung, machten ihm die bitterſten Vorwürfe und drohten mit Arreſt. „Hier bin ich,“ ſagte Dellmar im Ausbruch des heftigſten Schmerzes, „macht „mit mir, was Ihr wollt — bezahlen kann „ich

„ich Euch nicht — all' meine ſchönen Hof„nungen ſind dahin!“ — Nur das Bitten ſeiner Gattin und ihre Thränen waren vermögend, die Gläubiger zu beſänftigen, und ſie vor der Hand von der Ausführung der ſchrecklichſten Drohungen zurückzuhalten.

Indeß hatte Kleant, der ſich von ganzem Herzen freute, Augenzeuge der Unterredung zwiſchen Herrn Orgon und Dellmar geweſen zu ſeyn, jenem eine derbe Strafpredigt gehalten, und nochmals alles verſucht, ihn zu Gunſten ſeines Freundes zum Vorſchuß des geſuchten Darlehns zu vermögen; aber umſonſt. Das Mißtrauen, eine ſehr gewöhnliche Geſellſchafterin der Leidenſchaft des Geizes, unterdrückte jeden Gedanken an Wohlthun in ſeiner Seele, und ließ ihn nicht zu ſich ſelbſt kommen. Doch hatte Kleant, der das Wohl ſeines Freundes als das ſeinige betrachtete, durch ſeine kraft- und nachdrucksvollen Ermahnungen doch wenigſtens ſo viel bewirkt, daß der Gedanke, das Verſehene wieder gut zu machen, in dem verſtockten Herzen des Geizhalſes aufzuſteigen begann und binnen einigen Tagen zur Knoſpe emporreifte. Ich ſage: zur Knoſpe — zur

vollen Blume aufzublühen, war Unmöglichkeit.

In Geschäften und hinter Büchern vergraben, vor den Bedrückungen seiner Gläubiger auf einige Zeit gesichert und von neuen Hofnungen umgaukelt, saß Dellmar an seinem Schreibtische, nachdem er vorher dem Schöpfer sein Morgenopfer dargebracht hatte, und war eben im Begriff, einen unschuldig Leidenden von der Strafe der Gesetze des ihm angedichteten Verbrechens durch philosophische Rechtsgründe zu befreyen, als mit Einem Male Herrn Orgons Bedienter eintrat, ihm ein versiegeltes Billet überreichte, und, ohne die Antwort abzuwarten, zur Thüre hinausflog.

Kaum hatte sich Dellmar von den Schmerzen erholt, die ihm Herrn Orgons Verfahren bereits verursacht hatte; schlimmer, als jene waren die des gegenwärtigen Augenblicks. Er staunte — und sein Herz gerieth von neuem in Aufruhr, als ihm bey Eröfnung der Handschrift drey Dukaten in die Hand fielen, die, wie sich der Zusender ausdrückte, aus der

erschöpften Kasse eines von Mitleid durchdrungenen Freundes ihm zuflossen. — Doppelt fühlte er seine Erniedrigung, seine Leiden wurden mit jedem Tage gröſser, und der Sturz seiner Familie schwebte ihm vor Augen. „Wie Gott will!“ — war alles, was er sagen konnte und sein Herz verstummte — in seinem Auge, das vielleicht seit den Jahren der Kindheit nicht geweint hatte, standen Thränen gedemüthigten Stolzes nie entweihter Rechtschaffenheit. Gefühl für Ehre, das er seinem Herzen so ganz eigen zu machen gelernt hatte, hielt ihn zurück, von der erniedrigenden Wohlthat Gebrauch zu machen, ob er gleich von allem entblöſst war und nicht wuſste, wo er einen Thaler auftreiben sollte. Gern hätte er die schönen Dukaten, die, wie er sich leicht denken konnte, dem Geber drey Tagelange Ueberwindung gekostet hatten, wieder zurückgeschickt, wenn nicht der Ueberbringer derselben so schnell davon gegangen wäre. Unangetastet sie in den Kasten legend, sagte er: „Hier liegt, bis die erste Hitze verraucht, und die Feder der beleidigten Ehre abgestumpft ist.“

Dieſe unartige Behandlung ſeines Verwandten klagte er dem Freunde ſeines Herzens und theilte ihm ſeinen Entſchluß mit. Kleant, nicht wenig über Orgons Verfahren entrüſtet, nannte es einen Schurkenſtreich und billigte den Vorſchlag, den auch Dellmar am nächſten Morgen darauf ins Werk ſetzte, indem er folgenden Brief mit den eingeſiegelten Dukaten an Herrn Orgon überſchickte:

„Mein Herr!

„Ich habe nicht gebettelt — auch nie bet„teln wollen, und bereits habe ich das Ver„gnügen gehabt, Ihnen meine Meinung „darüber mündlich zu ſagen. Dem recht„ſchaffenen Manne muß es freilich ſchmerz„haft ſeyn, ſich von ſeinen Freunden und „nächſten Verwandten verkannt zu ſehen; „aber leider! haben dieſes Schickſal mehrere „Menſchen gemein. Ich ſende Ihnen „daher die Einlage wieder zurück, um Sie „vom Gegentheil zu überzeugen, und nicht „Gelegenheit zu ungerechten Klagen zu ge„ben — und bitte um Verzeihung, daß „es nicht eher geſchehen iſt; aber mein Herz

»war zu sehr überrascht, und meine Feder
»fühlte sich außer Stand gesetzt, ihren
»Dienst zu verrichten. Ich werde übri-
»gens, um Ihnen einen Beweis meiner
»Achtung zu geben, nicht ermangeln, Ihre
»Freundschaft für mich öffentlich zu preisen,
»Sie als einen Mann von ausgezeichnetem
»Charakter allenthalben zu empfehlen, und
»aller Welt zu zeigen, wie sehr ich Ursache
»habe, auf Ihre Verwandtschaft stolz
»zu seyn.

Dellmar.«

»Seht doch den stolzen Bettler!« sagte Herr Dragon, der so eben beym Kaffee sein Morgenpfeifchen dampfte. — »Meinetwegen!
»hat nichts zu bedeuten, werthgeschätzter Herr
»Vetter! — wenn Sie das Geld nicht brau-
»chen können, kann doch ichs brauchen« — und somit legte ers wieder hin, wo ers herausgenommen hatte, und kümmerte sich weiter nicht um den Inhalt des beygeschlagenen Briefs.

Glücklicher und früher, als man vermuthet hätte, endete sich die traurige Szene, die

dem guten Dellmar so vielen Kummer ausgepreßt hatte. Oft saß er während derselben an seinem Pulte und — wollte arbeiten; aber das Schreckliche seiner Lage stand vor ihm, Gram und Sorgen nagten an seinem Herzen — seinen Augen öffnete sich eine noch schrecklichere Zukunft, seinen Händen entsank die Feder, und sein so thätiger Geist war nicht vermögend, in einem Tage zu schaffen, was sonst die Arbeit einer einzigen Stunde war. Er übergab sein Schicksal in die Hände seines Schöpfers, zu dem er oft aus der Fülle seines Herzens betete, denn alle menschliche Hülfe schien für ihn verloren, alle Mühe umsonst. — Noch einmal sprach er: „Wie Gott will!“ —

Man setze sich in seine Lage und denke sich einen Mann, der vielleicht noch zwanzig, dreyßig Jahre zu leben hat, der nicht durch seine Schuld, sondern durch schlechte Zeiten, geringen Verdienst und durch Bedrückungen und Betrügereien Anderer darein versetzt wurde — der nicht für seine Person allein zu leben hatte, der auch für Weib und Kinder sorgen mußte — und ich behaupte, daß nicht

Alle Muth genug beſitzen würden, einen ſolchen Kampf zu kämpfen.

Kleants thätige Vermittelungen und ſeinen Umſtänden angemeſſene Unterſtützungen trugen zu Dellmars Emporkommen nicht wenig bey; ſeine Gläubiger wurden nachſichtiger und ſtellten die Bezahlung ihrer Forderungen ſeiner Ehrlichkeit und Verbeſſerung ſeiner Umſtände anheim. Dellmar war nicht undankbar. Er arbeitete mit unermüdetem Fleiße, ſchränkte ſeine Bedürfniſſe immer mehr und mehr ein, und gewöhnte ſich bald an ein ſtilleres eingezogeneres Leben. In einem Jahre ſchon genoß er eine reichhaltige Aernte, binnen welcher Zeit er ſo viel zuſammengeſpart hatte, daß er den größten Theil ſeiner Schulden bezahlen konnte, und noch ſoviel übrig behielt, daß er einige Zeit zu leben hatte, ohne ſich durch drückende Sorgen unruhige und thatenloſe Stunden zu machen. Glücklicher, als Orgon, den die Leidenſchaft des Geizes oft zu niedrigen Handlungen verleitet und in den Augen des Rechtſchaffenen unter die Menſchen hinabſetzt, lebt Dellmar, zufrieden mit dem Lohne, der ſeine Thaten krönt.

Orgon! — Wie wird dir einſt zu Muthe ſeyn, wenn du neben dieſem Rechtſchaffenen vor dem Richterſtuhle des Unſichtbaren ſtehſt, und Rechnung ablegen ſollſt von dem Pfunde, das dir hier anvertrauet war?

V.

Folgen des Luxus und der Verſchwendung.

In einer der berühmteſten europäiſchen Handels-Städte übernahm vor ungefähr zwey Jahren ein junger Mann eine wohleingerichtete Handlung, heirathete ein Mädchen mit einigem Vermögen, und war nunmehr ſein eigener Herr. Stolz auf den Rang eines Kaufmanns, glaubte er nun, berechtigt zu ſeyn, Andern, deren Einkünfte die ſeinigen zehnfach überſtiegen, alles gleich zu thun. Präſente, die ihn Schulden zu machen nöthigten, flogen noch vor ſeiner Verheirathung auf allen Seiten, theils der Eitelkeit ſeiner Göttin ein Opfer zu bringen.

Kaum hatte das unerfahrne Mädchen, das bis jezt noch an der Hand der Mutter im Roſenkleide der Unſchuld umherwandelte, die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts, nicht immer Mädchen bleiben — kennen gelernt, ſo öfnete ſich ihren Augen ein Labyrinth, deſſen

aromatiſcher Wohlduft die jungfräulichen Sinnen benebelte und die Gutheit des unbefangenen Mädchenherzens allmälig vergiftete. Unbekannt mit den Launen des Schickſals, unbeſorgt für die Zukunft, taumelte Henriette in den Armen des Geliebten von Wonne zu Wonne und erwartete mit heißer Sehnſucht den Tag, der ſie der Sklaverey, die ihr das Haus ihrer Aeltern zu werden anfing, entreißen ſollte. Er brach an. Henriette legte, ihr Daſeyn vergeſſend, ihre Hand in die Hand ihres Ferdinands; ſie ward Frau und Gebieterin. Jezt ſtand ſie auf dem höchſten Gipfel ihres Glücks, lernte Vater und Mutter vergeſſen, und hing an ihrem Gatten mit einer Inbrunſt, die ihr das Leben zum Paradies gemacht haben würde, hätte nicht eine neidiſche Schlange ihr den Genuß vergiftet. Mehr, als jemals, fühlte ſie den Werth ihres Daſeyns, ſchöner, als ſonſt, flohen ihr Tage und Stunden dahin, und die Flitterwochen ſchwanden in ſtätem Wechſel von Freude und Wonne. Bälle und Aſſembleen, Konzert und Schauſpiel waren, außer den täglichen Spazierfahrten und andern Luſtpartieen, die einzige Beſchäftigung, durch die der unbedacht-

same Ferdinand seiner Henriette das Leben zu verschönern bemüht war, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß seine Kasse leicht dadurch erschöpft werden dürfte.

Die Gelegenheit machte ihn selbst zu Diebe. Der Arbeit entwöhnt, hing sein Herz bloß an den Lustbarkeiten, die er an Henriettens Seite genoß, und sein einziger alles belebender Gedanke war: Genuß — Aufgefordert durch die Pflicht des Gatten, — die sich aber von einer falschen Seite ihm darstellte, — der reizenden Liebheischenden Gattin das Leben leicht und angenehm zu machen, vernachläßigte er sogar seine Geschäfte, schwelgte unaufhörlich, auch an den einem Kaufmanne wichtigsten geschäftsvollsten Tagen, an öffentlichen Orten umher, und ließ sich in die verderblichsten, seine Kasse weit übersteigenden Spiele ein. Er hatte niemanden, der ihn gewarnt und von dem Abgrunde, dem er mit derben Schritten entgegeneilte, hinweggezogen hätte, als seine Spielkammeraden, die nur so lange seine Freunde waren, als seine Börse ihrer Gewinnsucht ein Opfer zu bringen vermochte — niemanden, als seine Henriette,

die aber eben so unerfahren, als zerstreut war, und — trotz ihrem Eheherrn — für nichts mehr Gefühl hatte, als — für Genuß.

Der Aufwand ward täglich größer, die Einkünfte geringer. Sein Ansehen zu behaupten, sah Ferdinand, auch beym herannahenden Gewitter, sich genöthigt, die Forderungen seiner Gebieterin zu befriedigen; denn nur zu sehr hatte das Uebermaaß der Freude ihre Sinnen berauscht, nur zu bald ihr Herz verdorben. Wo sie sonst bat, glaubte sie jezt befehlen zu können — und Ferdinand befriedigte bis auf den letzten Augenblick jede ihrer Forderungen. Ihr Stand und Ansehen und der Kredit ihres Mannes waren hinreichend, den Aufwand zu entschuldigen, den die abwechselnden Gesellschaften heischten — und sich von der geringern Klasse zu unterscheiden, vor ihres Gleichen aber hervorzuthun, schien der Aufwand nothwendig.

Für jede Gattung von Vergnügen war ein besonderer Putz bestimmt. Der große Ball erforderte wenigstens dreyerley Kleidung, um nicht immer in einer und derselben zu erscheinen; so auch das Schauspiel — so auch das Konzert, Gastereyen und Schlittenfahrten. — „Der

„Hut da koſtet mich zwar 3 Louisd'or, aber ich mußte ihn haben“ ſagte ſie einsmals zu einer in der Loge neben ihr ſitzenden Dame, welche die Pracht und Feinheit deſſelben bewunderte. Kleider wurden zwey bis dreymal höchſtens getragen, dann aber um den vierten Theil verkauft, oder wohl gar verſchenkt. Um das Hausweſen bekümmerte ſich Henriette ſo wenig, wie Ferdinand um ſeine Handlungsgeſchäfte; dieſe waren den Dienern, jenes den Mägden überlaſſen, und ſo trat endlich früher, als man gedacht hätte, der Fall ein, daß Ferdinand zum Betrüger ward. Bey Nacht und Nebel ſah er ſich genöthigt, auf und davon zu gehen, Weib und Kinder zu verlaſſen und ſein Vermögen ſeinen Gläubigern Preiß zu geben. Jezt ſchwand der Nebel vor Henriettens Augen vorüber; was bisher dunkel geweſen, wurde Licht; allmälig ſah ſie das Thörichte ihrer Handlungen. Sie wollte Ferdinanden Vorwürfe machen, aber die Liebe entſchuldigte ihn. Sie ſah ſich verlaſſen — entehrt. — Sie würde das Maaß ihrer Leiden nicht in dem Grade kennen gelernt haben, hätte nicht das Kind, das ſie unter ihrem Herzen getragen, ihr mit jedem Augenblicke das Bild ihres Ferdinands und das Andenken an jede ihrer Thorheiten in

ihrer Seele erneuert. Jezt erwachte das Gefühl von Ehre, aber — die Reue kam zu spät. Sie ſtand am Fenſter und getraute ſich nicht zu öfnen; — ſie gieng über die Straße, wagte es aber nicht, aufrecht zu ſehen — die Welt, die ſie für ein Paradies gehalten, wurde ihr zur Hölle. Ihren Jammer zu verweinen, floh ſie in die Aerme ihrer Mutter — die prunkvollen Zimmer, in denen ſie als Weib den Becher der Freuden bis auf die Hefen ausgeleert hatte, vertauſchte ſie um die kleinere Wohnung, in der ſie als Mädchen ſpielte — ſie wählte die Einſamkeit zur Gefährtin, ſchloß ſich Tagelang in ihr Zimmer und verlangte kaum noch ihr Kind zu ſehen. Vorwürfe peinigten ihr Gewiſſen — Jammer und Gram bleichten ihre Wangen — allmälig welkte die junge Knoſpe und ein Sturmwind entblätterte ſie. Sieben Monat nach Ferdinands Entweichung gebar Henriette zum zweitenmal einen Sohn, ganz das Ebenbild ſeines Vaters; aber die Kräfte hatten ſie verlaſſen, ſie erlag unter den Geburtsſchmerzen. Ferdinand war indeß ein Landſtreicher geworden.

VI. Gut.

VI.

Gutfeld und Bertha,

oder

Glück und Unglück in Einem Tage.

Schon hatte Aurora die purpurnen Pforten zum roſigen Vorhof des Himmels geöfnet, Luzifer ſich mit ſeinem Sternenheer allmälig zurückgezogen, und kaum war noch die äußerſte Spitze von Lunens Silberhörnlein zu ſehen; da hüpften die flüchtigen Stunden hervor, Titans Befehle erwartend, und flogen auf des Gottes erſten Wink, die mit Ambroſia gemäſteten Roſſe herbeyzuführen. Wiehernd und ſchäumend trabten Pyroeis und ſeine Geſellen, von den zarten Händen der Horen geleitet, zum goldenen Sonnenwagen und konnten, drohend, Zaum und Gebiß zu zerſprengen, vor Begierde, ihr Tagewerk zu beginnen, es kaum erwarten, bis ihr mächtiger Führer ſein Stralenhaar ums Haupt gelegt hatte. Hoch in den Lüften erſcholl ihr freudiges Wiehern, und von ihrem Hufſchlag ſprangen die Riegel am Sonnenthor, als mit göttlicher Kraft ihr erhabener Bändiger den Zügel ergriff und in

den Phaeton ſich ſchwang. Da knallte die Peitſche, und auf Einen Ruck zogen die kühnen Roſſe und theilten die Nebel, und, wie auf Fittigen gewogt, rollte der Wagen die frühen Lüfte durchhin. Da ward es lichter und immer lichter auf dem Erdboden — und auf ſeinem Neſte krähte der Hahn und weckte die Schlummernden zum Morgendank. Da erwachten die glücklichen Bewohner des Erdenrunds und giengen, geſtärkt und neu belebt, mit Luſt und Freude zur Arbeit, und ſangen dem Weltenbeherrſcher ein Lied.

Schön war der Tag, wie noch keinen aus den Händen der Schöpfung das Jahr empfangen hatte, prachtvoll, erquickend und auffordernd zum Genuſſe lachender Freuden. — Deß jauchzte ſo mancher die Menſchheit entehrende Wolluſtling und ſchien, ſich dieſes Gottestages freuen zu wollen; aber ſein Herz war nicht rein — ihn zu entweihen durch Müßiggang und Laſter war ſein früher Gedanke, — Nur der edlere Theil vermochte es, dieſen wonnevollen Zeitraum zu genießen, und ſeinem Schöpfer durch Fleiß und Arbeitſamkeit den gebührenden Dank zu zollen. Sorglos ergriff der muthige Schnitter die Senſe, hüpfte ins Feld,

den Halm vom Stängel zu mähen — denn früher, als ſonſt, belohnte eine reichhaltige Aernte den unermüdeten Fleiß des Landmanns — und froh, wie er, folgte die lachende Dirne mit dem Rechen ihm nach. — Jünglinge und Mädchen, Greiſe und Mütter am Stabe blickten ſtaunend und anbetend in die weite Schöpfung, und erinnerten ſich lange nicht, ſolch einen Tag erlebt zu haben.

Unter den guten gefühlvollen Seelen, die der überſchwänglichen Güte jenes erhabenen Weſens, das ſeit undenkbaren Zeiten das unermeßliche Weltall beherrſcht, den Erdkreis bildete und urbar machte, ſich freuten und durch regelmäßigen Gebrauch aller Güter dankbar opferten, war auch Gutfeld, ein guter Bürger und treuer Gatte und Vater.

Ruhig und gelaſſen wandelte er an der Hand ſeiner Bertha die Bahn ſeines Lebens, zufrieden mit dem Wenigen, was vom Schickſal ihm zugetheilt war — ſchlicht und gerade war ſein Gang — für jede Tugend und jede ihrer Freuden empfänglich ſein Herz, und — ſein eifrigſtes Beſtreben war: Menſch zu ſeyn.

Nicht weit von der ſchönen Stadt Benevolenzia, die um der Gutthätigkeit ihrer Be-

wohner den Ruhm einer allgemeinen Wohthäterin leidender Brüder behauptete, hatte er auf dem Lande seine Wohnung aufgeschlagen. Hier lebte er ein paradiesisches Leben, und genoß die Freuden dieses schönen merkwürdigen Tags zwiefach, denn er genoß sie in den Aermen der Freundschaft. — Der Tag war ihm ein Festtag. — Froh, wie ein Gott, drückte er nach einer langen Trennung den Freund seiner früheren Jahre an seinen hochklopfenden Busen und nahm sichs vor, ihm den ganzen Tag zu widmen. — „Laßt uns hinausgehen ins Freye," sagt' er — „uns in den Stralen des großen Weltenlichts zu sonnen, und die Majestät des Beherrschers aller Nationen zu bewundern und anzustaunen." — Freund und Gattin folgten ihm — und mit nothdürftiger Speise und Trank versehen, begannen sie eine kleine Auswanderung, von der sie erst spät am Abend zurückkehrten, als Phöbus schon ins Meer hinabgestiegen war, die schäumenden Rosse zu kühlen.

Kein Schlaf senkte sich auf das Auge der heimgekehrten Wanderer, keine Müdigkeit erschlaffte ihre Glieder; lange noch opferten sie, Arm in Arm geschlossen und Busen an Busen

hingeworfen, auf den Altären der Freundſchaft, und nahmen an den unſchuldigen Vergnügungen der friedlichen Dörfler, die nach vollbrachtem Tagwerke in der Dorfſchenke zuſammengekommen waren, ſich zu erholen, herzlichen Antheil. Hier weidete ſich ihr Auge am Scherz des muntern Jünglings, der mit der rüſtigen Dirne die bunten Reihen auf und nieder flog, und lächelte über die Geſchicklichkeit des halbſchlafenden Wirths, der ſein Abendpfeifchen durch die Naſe dampfte.

Nach geſchloſſenem Tanze ſetzten ſich die Tänzer und einige giengen nach Hauſe; Gutfeld aber, ſein Freund und ſeine Gattin, giengen mit einigen Andern, die ſich zu ihnen geſellt hatten, in den Garten, bewunderten das nächtliche Spektakel am Horizont und ergötzten ſich am Anſchauen der vollen Scheibe des ſilberhellen Mondenlichts. Man ſetzte ſich in einen Kreis und — von den Armen ſeiner Bertha umſchlungen, ſaß Gutfeld an der Seite ſeines Freundes im traulichen Zirkel, und ahnete nicht des kommenden Augenblicks ſchrecklicheres Schauſpiel. Als er nun ſo am Buſen der Freundſchaft und Liebe ſchwelgte und der genoſſenen Freuden des hingeſtorbenen Tags ſich erinnerte, o!

Da ſtieg mit einemmal die Feuerwolke
im fürchterlichen Rauſch empor,
und ſtellte bald dem ſehr bedrängten Volke
ein ſchrecklich Schauſpiel vor —

Und Feuer tönte laut zu ſiebenmalen
aus ſein und ſeines Weibes Mund —
O! wer vermags, die Scene ganz zu malen,
die ihm vor Augen ſtund?

Schon loderte die nachbarliche Hütte
in hellen Flammen himmelan,
eh' noch in ſeiner kleinen Wohnung Mitte
er einen Schritt gethan.

Mit hohem Muthe ſtürzt er durch die Pforte,
die Seinigen zu retten, hin —
Ihm folgt ſein Weib zum halb verheerten Orte
mit ſchon betäubtem Sinn —

Ergreift das Kind mit mütterlichen Händen
und trägt es durch die Flammenglut,
und überläßt, den harten Kampf zu enden,
des Gatten feſtem Muth.

Und als ers wagt, dem Einſturz zu entgehen,
packt ihn mit Macht die Flammenglut, —
Ein Augenblick, ſo war's um ihn geſchehen,
und all' ſein Hab', und Gut. —

Und kaum entflieht er noch dem frühen Grabe
im fürchterlichen Todeskampf —
und ſteht — und ſieht all' ſeine ganze Habe
verzehrt im Schwefeldampf.

Da ſtand der Unglückliche, ſeufzte und rang die Hände — ſah ſich um und forſchte nach Weib und Kind — und ſah und fand ſie nirgends. — Da ſtand er — und ſah, wie die Trümmer ſeines Fleißes und all' ſein Hab' und Gut von der Wuth der alles verheerenden Flamme dahin geriſſen wurde. — Nirgends glaubte er Obdach und Sicherheit für ſein gerettetes Bündel, das er auf ſeinen Schultern davongetragen hatte, zu finden, denn überall thürmte man Fuder auf und war nur auf die Rettung ſeines Lebens bedacht; und jeder wollte lieber ſeine Hütte den Flammen preißgeben, als ſelbſt ein Opfer ihrer Wuth werden. — Er gieng hinaus ins Feld, durchſpähte die Flur und ſah nichts, als weinende Mütter mit nackten Kindern auf den Aermen, und in der Irre herumgehende Heerden, aber — was er ſuchte, ſah und fand er nirgends. — Spät erſt, als der Morgen von neuem heranzudämmern begann, und er noch einen Blick hinwarf auf den Schutthaufen,

wo vor wenig Stunden noch die friedliche Hütte, in der er hauste, jedem Unfall zu trotzen schien, und dann nach der Stadt eilte, Erkundigung einzuziehen und vielleicht dort wiederzufinden, was er hier verloren zu haben glaubte, ha! — da kam, wie aus den Wolken herab, in der Gestalt eines Aengels, sein treues liebevolles Weib mit dem Kinde auf halbem Weg' ihm entgegen. Da verdoppelt' er seine Schritte, nahm die Geretteten in seinen Arm, führte sie dem unglücklichen Dörfchen zu, und stimmte unter freyem Himmel dem Schutzgott seiner Lieben ein Dankgebet an. — „Sey gelobt, Allmächtiger," rief er laut, daß es vom Wiederhall tönte im nahen Thal und durch die Wolken zum Ohr des Weltenschöpfers drang — „Sey gelobt! — Ueberwunden ist auch dieser Prüfungstag." So betete er, und

vergaß die Stunde,
die ihn zur Jammerscene trug —

Feuriger, als in der ersten Umarmung der Liebe, drückt' er Weib und Kind an den hochaufschwellenden Busen, vergaß seinen Schmerz und

achtet' nicht der Wunde,
die ihm die Flamme schlug.

VII.

Röschen Schwalbe,

oder

die Glasenappschen Dragoner.

Eine Scene aus dem siebenjährigen Kriege.

In den Jahren 1762 und 1763, als das preußische Dragoner-Regiment von Glasenapp in der Gegend von Leipzig zerstreut umherlag, ereignete sich in einem nicht weit davon gelegenen Städtchen folgende Begebenheit.

Unter diesem Regimente diente ein junger Mann von 23 Jahren, Namens Berg, der bey seinen Vorgesetzten, wie bey seinen Kammeraden, wohlgelitten war, und sich allenthalben Liebe und Zutrauen zu erwerben gelernt hatte. In P..., wo er mit mehrern zugleich auf Execution stand, verliebte er sich in die Tochter eines Zimmermanns, die in demselben Hause, wo er im Quartier lag, diente. Röschen Schwalbe hieß das Mädchen, dessen körperliche Reize das Auge dieses jungen Kriegers fesselten. Sie war erst funfzehn Jahr alt; aber Größe und Wuchs gaben ihr das Ansehen einer achtzehnjährigen Venus.

Ihr unverdorbenes Herz war bisher noch von den Anfechtungen einer Leidenschaft befreyt gewesen, deren Süßigkeiten sie eben so wenig, als ihre Gefahren kannte. Jede Mannsperson war ihr gleich; und noch konnte im ganzen Städtchen kein junger Bursche sich rühmen, ihr Herz gefesselt zu haben. Ihr leichtfertiges Betragen war ihrem Charakter angemessen; froh und heiter hüpfte sie durch die Welt, sang und trillerte, wo sie gieng und stand, und trieb gern mit jedem Spaß, dachte dabey aber nichts weiter, als daß es Spaß sey. Nach und nach aber artete diese Leichtfertigkeit immer mehr in Leichtsinn aus, und wurde ihr in der Folge höchstnachtheilig.

Berg, dem sie beym ersten Anblick gefiel, faßte in demselben Augenblicke den Gedanken, sie zu heirathen. Nach seiner gewöhnlichen Art, offen und treuherzig, entdeckte er ihr, ohne Erhebung ihrer Reize, seine Neigung, und machte ihr den Antrag einer nähern Verbindung. Röschen glaubte nichts weniger, als daß es dem jungen Krieger im Ernst darum zu thun sey, und willigte alsbald ein, indem sie sagte: „Ja! wenn ich nur vor meinen Aeltern dürfte.“

— Berg, dem dieſer Vorwand ganz unbedeutend zu ſeyn ſchien, gieng gerades Weges zu Röschens Vater und bat um ſeine Einwilligung, erhielt aber, alles Bittens ungeachtet, zu wiederholten malen abſchlägliche Antwort. Nicht, weil er Soldat war, ſondern weil er Röschen wirklich liebte und ſichs einmal feſt vorgenommen hatte, ſie zur Gefährtin ſeines Lebens zu machen, droht' er dem Vater, der auf ſeiner Weigerung beharrte, mit dem Conſiſtorio. Er wendete ſich daher an den Superintendenten des Orts, ſtellte dieſem den Verlauf der Sache vor und bat, Röschens Vater zur Einwilligung zu veranlaſſen.

Der Superintendent willfahrte dem jungen Helden und ließ Röschens Vater ſogleich zu ſich rufen, der auch ohne Weigerung alſobald erſchien, denn er war ein biederer gerader Mann, der ſich vor niemanden ſcheute. Er hörte den Vortrag des Superintendenten ruhig und ohne ihn zu unterbrechen an und brachte ſodann ſeine Gegengründe mit Anſtand und gebührender Achtung vor, indem er ſagte: Ew. Hochehrwürden verzeihen! was Sie mir

da gesagt haben, ist alles gut und schön; aber bedenken Sie nur: das Mädchen ist noch viel zu jung, kann noch keiner Wirthschaft vorstehen, überdies auch viel zu schwach, die mannichfaltigen Strapazen und Widerwärtigkeiten auszuhalten, denen sie im Soldatenstande ausgesetzt ist. Ich will auch gern zugeben, daß der Bursche ein braver Soldat ist, und ein eben so guter Ehemann und Vater werden kann; aber wer bürgt ihr dafür, daß er nicht in der ersten Bataille auf dem Platze bleibt, oder wenigstens, was noch schlimmer ist, als jenes, zum Krüpel geschossen wird?" —

„Er hat ganz Recht, mein lieber Schwalbe!" erwiderten Ihro Hochehrwürden — „aber bedenke Er auch gegenseitig, daß Seine Weigerung vielleicht üblere Folgen haben kann, als Seine Einwilligung. Wie nun, wenn der Bursche geradezu ans Consistorium geht?" —

Hier zuckte Schwalbe die Achseln.

„Oder das leichtgläubige Mädchen übertreibet, ohne der Aeltern Einwilligung mitzugehen, und dann mitten in einem fremden Lande von allen Menschen verlassen, vielleicht mit einem Kinde

Kinde an der Hand, einem auf dem Arme, und wohl gar einem unter ihrem Herze, ſitzen läßt?“

Schwalbe ſeufzte tief, und eine Thräne perlte in ſeinem Auge.

„Er iſt ein Ausländer“ —

„Leider! Herr Superintendent“ —

„Oder — welches Gott, ſo wie jenes, in Gnaden verhüten wolle! — von Rache entflammt, das Mädchen durch glatte Worte, oder mit Gewalt zur Unzucht verleitet, und Seiner ganzen Familie, die ſich ſeit undenklichen Zeiten in Ehren erhalten, einen Schandfleck anhängt, der nie ausgelöſcht werden kann, oder wohl gar das Mädchen zur Verzweiflung bringt?“ —

„Das wolle Gott im Himmel nicht!“

„Ich wünſche es auch nicht“ —

Beide ſchwiegen einige Augenblicke, und der Superintendent unterbrach das Stillſchweigen von neuem.

„Nun, lieber Schwalbe! wozu hat Er sich entschlossen?“

Schwalbe zuckte abermals die Achseln und sagte: „Im Sprichworte heißt's freylich: un„ter zwey Uebeln muß man das kleinste wäh„len; aber“ —

„Aber? — Kein Aber, Vater Schwal„be! — Geb' Er mir die Hand und laß' Er's „sein Bewenden haben.“

Schwalbe reichte ihm die Hand, ob es gleich mit einigem Unwillen geschah, sagte aber dabey: „Auf Ihre Gefahr, Herr Superin„tendent! — Ich thu's freylich ungern, denn's „Mädel liegt mir zu sehr am Herzen — ihre „Jugend — ihre Jugend“ —

„Hat nichts zu sagen,“ erwiderte der Geistliche — „Denkt Sein zukünftiger Ei„dam ädel und rechtschaffen, so wirds ihm „und seiner Gattin gewiß wohlgehen. — „Also, Vater Schwalbe, es bleibt dabey?“

„In Gottes Namen!“

„Gott gebe seinen Segen!“ — Und hiermit entließ er ihn, schickte sogleich nach

dem jungen Berg und eröfnete dieſem, nebſt einer guten Vermahnung, Schwalbens gegebenes Jawort, worüber dieſer ſich herzlich freuete, und im nämlichen Augenblicke den Trauſchein, den er in aller Stille ausgewirkt hatte, produzirte. Ueber Hals über Kopf ſprang er nun zu Röschen und kündigte ihr auf den nächſten Morgen den Trauungstag an. Röschen wollte es immer noch nicht glauben, weil ſie ſich nicht überreden konnte, daß Berg ihre Zuſage für baare Münze angenommen haben ſollte, und ſie beym Worte halten würde; eilend lief ſie zu ihren Aeltern, und hörte zu ihrer nicht geringen Beſtürzung, daß beide eingewilligt hatten.

So unangenehm ihr dieſes auch war, weil ſie ihren Bräutigam wirklich nicht leiden konnte und jene Worte nur im Scherz geſprochen hatte; ſo gab ſie ſich doch Mühe, ihre Verlegenheit zu verbergen, um keinen neuen Aufſtand zu erregen, und fügte ſich in ihr Schickſal. Sie war der Meinung, daß ſie beym Militair Gelegenheit genug finden würde, ſich für ihr Mißbehagen an einem

Manne, der sich ihr gleichsam aufdringen wollte, zu entschädigen.

Niemand freute sich mehr, als Berg, auf den kommenden Morgen, der ihn mit seinem Röschen auf ewig verbinden sollte; denn in ihr allein glaubte er sein Glück zu finden. Schon hätte er manches Plänchen sich ausgedacht, das er nach geendigtem Kriege ausführen wollte, seinem Röschen ein bequemeres und ruhevolleres Leben zu verschaffen. Schon baucte er in Gedanken seinen eigenen Acker, ordnete seine Leute an, und überrechnete den Gewinnst, den ein unermüdeter Fleiß ihm hundertfältig bringen sollte. Gut war sein Herz, warm seine Liebe und unerschrocken sein Muth. Daher kam es, daß er von seinen Vorgesetzten allenthalben geliebt wurde, und alles was er wünschte leicht durchzusetzen vermochte.

Der Trauungstag kam. Mit dem achten Glockenschlag marschirten der Wachtmeister und zwanzig Mann Dragoner vor Schwalbens Hause en Parade, und nahmen den Brautzug in Empfang und begleiteten ihn unter dem Schall der Trompeten

zum Tempel Gottes. Still und feierlich begann die Trauungs-Cerimonie; niemand war andächtiger, als Berg. Lächelnd und froh tauschte er den Ring der Treue und legte seine Hand in die Hand seines Mädchens, das er jetzt am Altare aus den Händen des Gottesgeweihten zur Gattin empfing. Weniger andächtig war Röschen. Ihre Blicke flatterten leichtsinnig umher, als ob sie sich einen von den zwanzigen erkiesen wollte, die ihr fast alle besser zu gefallen schienen, als Berg. Ihre Gedanken waren nicht in der Kirche. Ihr Herz harmonirte nicht mit ihrer Zunge, als sie das Ja! aussprach, das des Priesters Frage heischte. Berg wußte dieß so wenig, als einer von den Zeugen, die sie begleiteten — und Schwalbe würde sein Wort nicht gegeben haben, wenn er Röschens Stillschweigen nicht selbst für Einwilligung angenommen hätte.

Nach vollendetem Trauakt gieng der Zug in derselben Ordnung wieder nach Hause, und ein kleines freundschaftliches Mahl erwartete die Hochzeitgäste. Alles

war lustig und vergnügt durch einander und niemand pries sich glücklicher, als Berg; denn noch nie hatt' es ihm so gut geschmeckt, als jetzt an der Seite seines Röschens, das er nun vor den Augen Aller als Weib in seine Arme schloß. Röschens Erwiederungen waren erzwungen und kalt. Den Gästen blieb diese Kälte nicht verborgen; sie flüsterten einander dieß und jenes zu, und versprachen sich von dieser Ehe nicht viel Gutes. „Er meynt's herzlich gut mit ihr," sagten Einige, „und scheint überhaupt ein braver Kerl zu seyn; aber sie — sie —" Dabey machten sie so bedenkliche Gesichter, als ob sie sagen wollten: der wird bey guter Zeit Hörner tragen — Andere entschuldigten die Braut, schrieben es auf Rechnung ihrer Jugend, und meynten, es würde sich mit der Zeit noch ändern.

Ob Berg in Röschen wirklich getäuscht wurde, wird die Folge lehren; vor der Hand wenigstens ließ sein gutes Herz ihn nichts Böses ahnen, und er fühlte bey diesem Wahne sich glücklich. Auch Röschens

Aeltern waren herzensgute Leute, aber nicht scharfsichtig genug, hinter die wahre Gesinnung ihrer Tochter zu kommen. Ihrer eigenen angebohrnen Gutheit gemäß, machten sie den Schluß von sich auf Röschen, und hielten sie gar keiner Verstellung fähig. Allem Anschein nach wurde diese Meynung durch eine sogenannte Narrenliebe, die Aeltern nicht selten für ihre Kinder haben, unterstützt; denn Röschen war das erste Pfand ihrer Liebe und in allem Betrachte ein schönes Mädchen, auf das sie, besonders die Mutter, stolz seyn zu können, sich oft verlauten ließ. Röschen wußte dieß — und es ward ihr um so leichter, Vater, Mutter und Bräutigam zu hintergehen.

Erst gegen Morgen giengen die Gäste aus einander, und Berg, dem sonst nichts unerwartet kam, erschrack, als er den Befehl erhielt, sich binnen wenig Stunden marschfertig zu halten. So angenehm ihm diese Nachricht zu jeder andern Zeit gewesen wäre, so unwillig war er dießmal, und murrte, daß er sich so schnell von seinem Röschen trennen sollte, an dessen Seite

er so gern von den Schwärmereien des verflossenen Tages ausgeruht hätte.

Es half nichts, er mußte einpacken; doch kam es ihm nun so leicht vor, da er sah, daß Röschen so bereitwillig war, ihm zu folgen. Die Aeltern wollten ihr abrathen; aber sie beharrte bey ihrem Entschlusse. Hätte Berg ihre Absicht nur einigermaßen errathen, so würde er's gewiß nicht zugelassen haben; aber so glaubte er steif und fest, daß es Röschen aus wahrer Liebe für ihn thue.

Die Aeltern staunten über ihre Entschlossenheit, als sie Abschied nahm, und gaben ihr noch manche gute Lehre mit auf den Weg; Röschen hingegen hüpfte lachend zum Hause hinaus, schwang den Federhut und folgte der Trompete. Selbst die Kameraden ihres Mannes staunten über ihren Heldenmuth, hatten eine Freude, wie das junge Weibchen so heiter und sorglos beyherging, und liebäugelten mit der neuen Rekrutin.

In Z.... wurde Rasttag gehalten. Der Rittmeister, ein schon bejahrter, aber aufgeweckter Mann, der seinen Leuten gern etwas zu gute that, gab ein Freybier und gestattete ihnen, Musik und Tanz zu halten. Um Ein Uhr kamen sie mit ihren Weibern auf einer grosen Wiese vor der Stadt zusammen, und der Rittmeister nahm an diesem unschuldigen Vergnügen Theil.

„Apropos!“ sagte er, als er ihnen Bescheid gethan hatte, zu dem neben ihm stehenden Berg, „hast du denn deine Frau auch „bey dir?“

„Ja, Herr Rittmeister!“ antwortete dieser, drehte sich herum und rufte: „Heh „da, Röschen, komm her! sollst dem Herrn „Rittmeister dein Kompliment machen.“

Wie der Blitz stand sie vor ihm, und machte ihren Knicks. Der Rittmeister machte grose Augen, bewunderte ihre Schönheit, und sagte, indem er sie in die Backen knipp: „Ein allerliebstes Weibchen!“

„Nicht wahr, Herr Rittmeister?“ sagte Berg, und that sich was darauf zu gute.

„Aber, vor'n Teufel! wo hast du denn „das schmucke Weibchen hergekriegt?“

„Je! auf eine sonderbare Art, Herr „Rittmeister!“ erwiderte Berg — und so mit mußte dieser sich neben ihn unter eine Linde setzen und seine Heyrathsgeschichte vom Anfang bis zu Ende hererzählen. Der Rittmeister hörte mit Vergnügen zu, und hatte seine Freude, wie Röschen, die einmal ums andre zum Tanze aufgezogen wurde, die Reihen auf und nieder flog. Als Berg geendiget hatte, beschenkte ihn der Rittmeister und befahl ihm auf seine Gesundheit zu trinken. Berg that es und bestellte den nächsten Tanz für den Rittmeister und Röschen, die ihn selbst aufziehen mußte.

Röschen befand sich bey den beständigen Abwechselungen, welche die jungen Bursche, so wie die Herren Offiziers, ihr verschafften, sehr wohl, vergaß ihren Berg und war wie im Himmel; aber das darauf fol-

lende Nachtlager wollte ihr um so weniger behagen, obgleich der Fourier, der auf das schöne Dragonerweibchen ebenfalls ein Auge hatte, sie recht gut einquartiert zu haben glaubte. Sie machte dem guten Berg Vorwürfe, und wünschte sich wieder in ihr Bettchen zurück, in welchem sie groß gewachsen war. — „Du Närrchen!“ sagte Berg, „das mußt du dir gefallen lassen; „wir haben manchmal schon auf blankem „Stroh gelegen, und haben herrlich und gut „geschlafen.“

„Nun geh!“ erwiderte Röschen; „hätt' „ich das gewußt, ich hätte dich in meinem „Leben nicht geheyrathet.“ Berg nahm dieß für Scherz auf, und raubte ihr einen Kuß; denn sie that allemal spröde. Darüber wurde sie so aufgebracht, daß sie zur Thüre hinauslief und sich's vornahm, wieder zu ihren Aeltern zurückzuziehen. Berg erfuhr dieß, sprang ihr eilend nach, und traf sie eine halbe Meile vor der Stadt. Sie lief was sie konnte; aber Berg ereilte sie doch. Er fiel ihr um den Hals, fiel auf seine Kniee, bat und flehte — und

nach vielen Bitten und Zuredungen bewog er ſie endlich, wieder umzukehren und ſich mit ihm zu verſöhnen.

So gut es auch Berg mit ihr meynte, ihr alles an den Augen abſah, und jedem ihrer Wünſche zuvorzukommen ſuchte, ſo blieb ihr Herz doch kalt gegen ihn, ihr Auge floh ſeinen Blick, und weidete ſich bald an dieſem, bald an jenem Gegenſtande. Wollte er Ruhe haben, und ſich höchſtens am Anſchauen ihrer Reize begnügen, ſo mußte er ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen, denn das geringſte Wort aus ſeinem Munde war ihr verhaßt. Wenn er ſie anſah, wurde ſie böſe — wenn er ihr einen Verweis gab, lachte und ſpottete ſie; und wenn er es gut mit ihr meynte, ſtieß ſie ihn von ſich, und peinigte und marterte ihn durch ihre Kälte ſo ſehr, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn er ſich aus Liebe ſelbſt ein Leid angethan, oder ihr das Wammes derb ausgepocht hätte. Mehr als einmal nahm er ſich's vor, ſie laufen zu laſſen, denn mehr als einmal war ſie auf dem Marſche ins Thüringiſche von ihm gegan-

gen; aber immer dauerte ihn das arme Weibchen, wenn sie, so allein, vielleicht ein Unglück nehmen sollte, welches bey den damaligen Kriegsunruhen leicht möglich war. Fünfmal verließ sie ihn, und eben so oft brachte er sie wieder zurück.

In F...., wo sie sich am längsten aufhielten, schien es ihr auch am besten gefallen zu wollen. Das ganze Regiment war beysammen, und sämmtliche Offiziere richteten ihr Augenmerk auf Bergs Gattin, die sie unter keinem andern Namen, als Schwalbenröschen, kannten. Sie beneideten den guten Berg, im Besitz eines solchen Kleinods zu seyn, für welches sie Röschen dem äußern Anschein nach hielten. Einige, und zwar die weniger gut denkenden unter ihnen, meynten, weil Berg blos ein gemeiner Soldat wäre, so müsse er es sich für eine Ehre schätzen, wenn ein Offizier mit seiner Frau Spas treibe; Andere, die etwas glimpflicher dachten, begnügten sich damit, ihren Reizen zu schmeicheln, ihr die Händchen zu drücken, und sich mit einigen Küssen bezahlt zu machen. Seit Röschen von Stufe zu Stufe empor-

ſtieg, und den Herren Offiziers zu gefallen anfing, dürfte kein Gemeiner, und ſelten nur der Wachtmeiſter ſogar, es wagen, mit ihr zu buhlen. Dieß verdroß ſie nicht wenig, und Berg, der, wenn er zu Hauſe war, ſich's oft mußte in den Bart werfen laſſen, gerieth zuweilen mit dieſem oder jenem in Streit, der gemeiniglich für ſie übel ausfiel. Berg, der von der Liebe zu ſehr verblendet, ſich's gar nicht in den Sinn kommen ließ, arge Gedanken zu hegen, wurde in beſtändiger Activität erhalten, bald da auf Commando, bald dort auf Execution, und ſo gewannen Röschens Liebhaber täglich Gelegenheit, mit ihr zu ſcherzen.

Von allen Seiten war nun das ſchöne Dragonerweibchen mit Anbetern umgeben. Selbſt ihr Wirth, ein Mann von mittlerem Alter und anſehnlichem Vermögen, alternirte mit ſeinem eigenen Sohne, einem Jünglinge von achtzehn Jahren, um ihre Reize. Sie ließ Beiden Freyheiten zu, aber mit dem Unterſchiede, daß gemeiniglich der Vater für den Sohn büßen mußte. Unter dem Vorwande, daß die Herren Offi-

ziers für die Bezahlung ſtünden, räumte Herr Richard ſeiner Göttin ein Zimmer im obern Theile ſeines Hauſes ein, wo er ungeſtört mit ihr zu koſen gedachte.

Hier lebte Röschen wie in Elyſium, und taumelte von einem Vergnügen zum andern. Bald veranſtaltete Herr Richard, bald die Offiziers, einen Ball auf ihre Koſten, und Röschen erſchien dabey, nicht als das Weib eines gemeinen Dragoners, ſondern als prima Donna, welcher zu Ehren dieſe Luſtpartieen angeſtellt wurden. Komödien und Schlittenfahrten wechſelten mit jenen ab, und bey allen dieſen Gelegenheiten war Röschen die Veranlaſſung. Dieß dauerte ſo lange, als das Regiment in daſiger Gegend ſtand. Mit Einemmal aber erhielt es Ordre zum Rückmarſch. Niemand freute ſich mehr darüber, als Berg; er war für ſeinen Dienſteifer in ſeinen beſtändigen Verrichtungen hinlänglich belohnt worden, und hatte ſich noch außerdem ein hübſches Kapitälchen geſammelt, das ihn mit Weib und Kindern zu ernähren hinreichend war.

Für Röschen aber war diese Nachricht ein Donnerschlag. Bisher hatte sie eine große Rolle gespielt, — und nun sollte sie wieder in gemeiner Kleidung beyhergehen, und sich dem Spotte und Hohngelächter ihrer Kammeraden aussetzen, die sie bisher nur über die Achseln angesehen hatte? — sollte wieder mit einem Manne leben, den sie nicht leiden konnte? — Das war ihr unmöglich. — Sie entdeckte sich demnach der Tochter ihres Wirths, mit welcher sie einen vertrauten Umgang pflog, und bat sie, ihr entweder zur Flucht behülflich zu seyn, oder sie so gut als möglich zu verbergen. Der Tag, an welchem das Regiment ausrücken sollte, brach an, und schon seit zwey ganzen Tagen war Röschen unsichtbar geworden. Berg hatte sie allenthalben gesucht, aber nirgends gefunden; er meldete es beym Stabe, und, weil man glaubte, daß eine Betrügerey dahinter stecke, wurde er arretirt, und mußte den Marsch in Ketten geschlossen antreten.

Röschen hatte sich indessen unter dem Dach in einer verborgenen Kammer versteckt

gehalten, und das Regiment war schon über die Gränze, ehe sie die Reise zu ihren Aeltern antrat. Vor den Nachstellungen Bergs glaubte sie nunmehr sicher zu seyn, und um noch gewisser zu gehen, vertauschte sie ihre Soldatenkleidung mit einem Bauernhabit, machte sich auf den Weg, und kam nach einigen Tagen im väterlichen Hause glücklich an.

Als sie in die Stube trat und ihren Aeltern einen guten Abend bot, kam Berg hinter dem Ofen vor, faßte sie unter die Aerme, und dankte Gott, daß er sie Einen Weg geführt hatte. Röschen wollte erschrecken, aber sie faßte sich, sah ihn hart an und fragte: „Was „hast du hier zu suchen?“

„Dich, Röschen!“ antwortete er; „dich, „mein Alles! mein zweytes Ich —“

„Ich kann dich aber nicht leiden —“

„Du kannst mich nicht leiden? — Rös„chen! was that ich dir?“

„Nichts! — Laß mich gehen!

„Röschen!“

„Kannst in Gottes Namen wieder nach „Hause gehen.“

„Nicht von deiner Seite! — Aus Liebe „zu dir zerbrach ich die Fesseln, die ich um „deinetwillen trug — setzte mein Leben aufs „Spiel und desertirte.“

„Ey was“ —

Hätte sich nicht Vater Schwalbe darein gemischt und ein Machtwort gesprochen, so hätte vielleicht Röschen den armen Berg noch diesen Abend zum Hause hinausgejagt; aber so mußte sie sich seinem Willen unterwerfen und schweigen. Denn Schwalbe sah es wohl ein, daß Berg ein guter Mensch war, die Schuld aber lediglich an Röschen lag. Er nahm sie daher am folgenden Morgen ganz allein ins Gebet und las ihr den Text derb, verstärkte aber dadurch ihren Starrsinn nur noch mehr, als daß er seinen Zweck erreicht hätte. Je mehr sich Berg Mühe gab, Röschens Herz sich geneigt zu machen, je stärker die Flamme der Liebe in ihm auflohderte, desto stärker wuchs ihr Haß gegen ihn, desto fester wurde der Vorsatz, ihn zu hintergehen.

Sie hielt Wort. Berg war arbeitsam, mäßig und sparsam. Daher kam es, daß er, um seinen Unterhalt zu verdienen, sich der

Profession seines Schwiegervaters widmete, und täglich mit ihm auf Arbeit gieng. Dadurch machte er sich bey den Aeltern beliebt, und Röschen hatte doch wenigstens den Tag für sich, denn er kam oft spät nach Hause — und den Vermahnungen ihrer Mutter gab sie kein Gehör. Diese grämte sich sehr darüber, und Berg staunte, als er sie um die Ursache ihres Kummers fragte, und hätte nicht geglaubt, daß sein Röschen so ganz aus der Art geschlagen, und, da es ihr jetzt, nach seiner Meynung, an Gelegenheiten, lasterhaft zu seyn, fehlte, ihm dennoch untreu seyn könnte. Es war ihm immer wie ein Traum — immer hatte Röschen ihn wieder einzuschläfern gewußt, und nur allmälig riß sie durch ihre Ausschweifungen, die mit jedem Tage zunahmen, ihm selbst die Binde von den Augen. Da stand nun Berg, wie in einer neuen Schöpfung, und vermochte nicht, das Licht, das ihm aufgegangen war, zu ertragen. Er machte ihr Vorstellungen, er bat, er drohte — aber Bitten und Drohungen, alles war umsonst — Röschen blieb unerbittlich und kalt. Wenn Berg am Abend, von seiner Arbeit müde, in die Stube trat, und an der Seite seiner Lie-

chen sein Abendbrod genießen wollte; wenn er Röschen bey der Hand nahm und sie an sein Herz drücken wollte — drehte sie mit verachtendem Blick sich um, und gieng zur Stube oder zum Hause hinaus, und kam allemal spät, ja oft sogar am Morgen erst wieder zurück, wenn Berg schon auf Arbeit gegangen war.

So gern ihr auch sein Herz verziehen, so gern er sie auf den Weg der Tugend zurückgeführt hätte, so war es doch schlechterdings unmöglich, selbst die Vorstellungen des Geistlichen waren fruchtlos; Röschen blieb unbeweglich, und der Gedanke, ihm jede, auch die geringste ehelicher Pflichten zu versagen, ihm mit doppelter Verachtung für seine Liebe zu lohnen, wurde zum festen Grundsatz, und sie führte ihn glücklich aus.

Berg hatte nun keine ruhige Stunde mehr, und sein Gefühl sagte ihm, daß seine Neigung für Röschen allmälig abnahm. Wo er sonst bat, befahl er jetzt; wo er sonst mahnte und zuredete, drohte er und forderte mit Gewalt die Erfüllung der heiligsten Pflichten — aber Röschen blieb unerschütterlich, trotzte und wei-

gerte ſich. Wüthend faßte er ihre Hand und ſchüttelte ſie, daß es durch Mark und Bein ihr drang, und ſagte in einem fürchterlichen Tone: „Schlange! mußt' ich mich von dir „berücken laſſen! — Fort!“ — Mit dieſen Worten ſchleuderte er ſie auf das Bette hin, knirſchte mit den Zähnen, und fing nach einigen Minuten im gemäßigtern Tone wieder an: „Ha, Röschen! du biſt tief geſunken! — Gott „im Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mit ganzer Seele dich liebte — er iſt mein Zeuge, „daß ichs nicht verdient habe, daß du mir ſo „mit Undank und Verachtung lohneſt! — „Straft dich dieſer Arm nicht, o! ſo ſtraft „dich der dort oben, der über uns im Verborgenen thront, der deine ganze Seele „durchſchaute, jeden deiner Gedanken wußte, „ehe du ihn faßteſt, und jede deiner Handlungen ins Buch des Lebens aufzeichnete. — „Ihm mußt du Rechenſchaft ablegen. Fürchteſt du dich vor dem nicht, o Röschen — „Röschen! dann biſt du ewig verloren.

Alles, was er ihr ſagte, war ſo gut als in den Wind geredet; Röschen trieb ihre Lebensart nach wie vor, und kein Tag vergieng,

an dem Berg nicht hören und ſehen mußte, wie ſie das Bette beſudelte, deſſen er allein berechtigt war; aber die Strafe folgte ihr auf dem Fuße.

Berg war einmal über Nacht weggeblieben, und kam erſt gegen Morgen nach Hauſe. Müde von der Reiſe, wollte er ſich niederlegen und ausruhen, und als er das Bette aufdeckte — Gott! — da fand er Röschen in den Aermen eines Andern. — Wie vom Blitz getroffen, ſtand er, als wären mit Nägeln die Füße am Boden geheftet. Röschen blieb ruhig, und der Buhle wußte nicht, ob er fliehen oder bleiben ſollte. — „Niederträchtiges, böſes Weib!“ fing er endlich an, faßte den Buhlen, der ihm am nächſten lag, bey der Gurgel, und ſchleuderte ihn die Treppe hinab, daß Vater und Mutter auf den Lärmen herbeykamen und das Spektakel mit Augen ſahen. Röschen war indeß aus dem Bette geſprungen, und anſtatt auf die Kniee zu fallen, und den beleidigten Gatten um Verzeihung zu bitten, ergriff ſie ein Meſſer, und wollte ſich den Gegenſtand ihres Haſſes mit Einemmale vom Halſe ſchaffen. Sie verſetzte ihm einen Stich in den Unterleib, doch war die Wunde nicht

gefährlich, und noch hatte er Kraft genug, ihr das Messer aus der Hand zu winden, als so eben die Aeltern hereintraten, und er entkräftet aufs Bette sank. Die Mutter verband ihm die Wunde, und Röschen wollte fliehen; aber wüthend ergriff sie der Vater, und übergab sie der herbeykommenden Wache, die den halb ausgekleideten Buhlen bereits in Empfang genommen hatte.

Die Sache wurde untersucht, beide straffällig erklärt und Röschen auf Lebenszeit in ein Zuchthaus gebracht wo sie denn Zeit genug hatte, ihre Schandthaten zu bereuen und sich auf jenen großen Tag vorzubereiten, der dem ganzen menschlichen Geschlechte Staunen und Bewunderung abfordern wird.

Gram über Röschens Schicksal stürzte die Mutter vor der Zeit in die Grube, und dem greisenden Vater gestattete sein Alter nicht mehr Kräfte genug, seinen Schmerz zu überleben; er folgte ihr bald nach. Berg aber verließ mit Thränen ein Haus, in dem er Glück und Ruhe zu finden gehofft hatte, sich aber schrecklich getäuscht sah; er gieng, nachdem

er auf der guten Aeltern Grab noch eine Hand voll Erde geworfen, zu Schiffe, und glaubte unter einem andern Himmelsstriche seinen Jammer verweinen zu können.

VIII.

Fritz Wahrmann.

Oft scheint dieser oder jener Mensch zum Unglück gleichsam bestimmt zu seyn; wenn auch von fernher ein Stral der Hofnung ihm blinkt, so wird er nur zu bald wieder von dem heftigsten Sturmwinde verscheucht, und schwarze Donnerwolken, fürchterlicher als die eben vorübergegangenen, thürmen sich über dem Haupte der Unglücklichen. Die üble Laune der Glücksgöttin ist oft so anhaltend, daß sie diesen oder jenen zum alleinigen Gegenstande ihrer Mißhandlungen wählt, um sich die Langeweile zu verkürzen, mit ihm spielt, wie der Knabe mit seinem Fackeball, und ihn so lange in den Lüften umhertreibt,

bis er zuletzt durch einen mißlungenen Wurf ins Meer fällt, und von den Wellen verschlungen wird. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob Fritz Wahrmann, dessen Geschichte wir unsern Lesern in einer gedrängten Erzählung vorzulegen entschlossen sind, selbst an seinem Unglücke Schuld war, den rechten Weg zum Glück verfehlte und die gehörigen Mittel nicht anwendete. Wir überlassen diese Untersuchung dem Leser, und schreiten, um unserm Versprechen Genüge zu leisten, zur Geschichte.

„Du sollst studieren," sagte Frau Wahrmann zu ihrem Sohne, als er das siebente Jahr erreicht und Talente sich in ihm entwickelt hatten, die nicht das Eigenthum eines gemeinen Genies zu seyn pflegen. — „Der Junge hat Kopf" hieß es — „Das wird einmal ein großer Mann werden" — diese und ähnliche Reden und Lobeserhebungen erregten natürlicherweise in dem Herzen der guten Frau einen unzeitigen Stolz und veranlaßten sie um so mehr, ihr Vorhaben auszuführen. Freylich hätte es Herr Wahrmann lieber gesehen, wenn Fritz den Hammer in die Hand genom-

men und des Vaters Profession gelernt hätte; doch er fügte sich willig in Alles, was seine liebe Gattin, der er, seines hohen Alters wegen, unumschränkte Macht und Gewalt im Hauswesen überlassen hatte, anordnete, ohne unter ihrem Befehl zu stehen. Auch zu diesem Vorhaben gab er seinen Segen, und Fritz war der gemeinschaftliche Gegenstand ihrer häuslichen Freuden.

Glücklicher, als mancher Professor, der bey der Wahl eines Hauslehrers mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu Werke geht, war die Mutter unsers kleinen Helden auch in diesem Falle. Ohne gelehrte Prüfungen anstellen zu können oder durch einsichtvollere Männer veranstaltet zu haben, wählte sie mit Entschlossenheit, und zog nichts als ihre wenigen physiognomischen Kenntnisse dabey zu Rathe. Fritz verlor nichts bey ihrer Wahl. Sein Herz war gut und mit einer solchen Anhänglichkeit seinen Lehrern ergeben, daß ihn diese mit jedem Tage mehr und mehr liebgewannen. Liebe zu den Wissenschaften und anhaltender Fleiß erwarben ihm bald den Vorzug vor den Knaben seines Alters, und er gedieh unter den

Händen seines Lehrers, der ihn wie seinen Sohn liebte; bald zu einer solchen Vollkommenheit, daß — hätte das Schicksal ihm nicht den ersten Streich gespielt — er unter der Aufsicht dieses rechtschaffenen Mannes schon im vierzehnten Jahre würde fähig gewesen seyn, in die Liste der Studierenden aufgenommen zu werden.

Brav — so war der Charakter seines Führers, so mag auch sein Name seyn — starb und der vierzehnjährige Knabe weinte kindliche Thränen am Sterbelager seines Lehrers — seines Freundes — weinte Thränen des Dankes ihm in die Ewigkeit nach.

Schmerzlicher und empfindlicher aber war für Minervens jungen Zögling der Tod seiner Mutter, der ein halbes Jahr darauf plötzlich erfolgte. Fritz war von diesem Augenblick an so gut, als sich selbst überlassen, denn der achtzigjährige Vater war zu schwach, für die fernere Bildung seines Sohnes zu sorgen, und jeder Abend nahm einen Theil seiner Kräfte mit sich dahin. Innerhalb dreyen Jahren sah der gute Jüngling sich verlassen, vater- und mutterlos, dastehend ohne Freund und

ohne Führer. Auch mit dem Tode seiner Lieben schwanden die Stützen seines Glücks; denn nun hatte der verwaiste Jüngling nichts mehr in den Häusern der Großen zu verrichten, bey denen er zuweilen im Namen seiner Aeltern Zutritt hatte; Einige starben, andere vergaßen ihn.

Fritz — oder vielmehr sein Vermögen — kam unter Vormundschaft. Da er wirklich nicht ganz unbegütert war, so ließ man's ihm auch an nichts abgehen und gewährte ihm so viel, als er zu seinen Ausgaben brauchte, ohne ihm zur Verschwendung Anlaß zu geben. Fritz studierte fleißig, und hatte schon im einundzwanzigsten Jahre seine akademische Laufbahn vollendet, in der schmeichelnden Hofnung, nunmehr bald in dieser, oder einer andern Bedienung angestellt zu werden. Denn, unerachtet er die Rechte studierte, hatte er doch einen natürlichen Ekel vor der ausübenden Praxis und wünschte lieber, auf jene Art den Lohn seines Fleißes zu ärnten. Aber eben hier war es, wo die muthwillige Glücksgöttin so oft Gelegenheit fand, ihr Müthgen an ihm zu kühlen. Bald wies sie ihn, wenn er sich

ihr zu Füßen warf, unter dem Vorwande ab, daß er noch zu jung sey und ältere Glücks-kandidaten vorhanden wären, die auch, ohne Priester der Minerva zu seyn, Verdienste genug besäßen, endlich einmal versorgt zu werden — bald wies sie ihn zurück, weil er Vermögen genug hätte, es noch einige Zeitlang mit ansehen und eine bessere und einträglichere Stelle abwarten könnte.

Unter diesen und ähnlichen Ausflüchten und leeren Versprechungen, wußte die falsche Schmeichlerin den Muth des hoffenden Jünglings immer aufrecht zu halten, bis er endlich ihre Betrügereyen entdeckte, die sie bey jeder Gelegenheit an ihm verübte, bey welcher er sich als einen der würdigsten Kandidaten zeigte und oft mit einem einzigen nur um den Preiß certirte. Wie hätte auch die Geduld ihm nicht ausreißen und der Muth nicht sinken mögen, da er sich so ganz von ihr vernachläßigt, und, fast in den meist: Fällen, einem bey der Schuhbürste herangewachsenen Bauerntölpel hintangesetzt sah.

So verschwanden dem guten Jünglinge einige Jahre unter täuschenden leeren Hofnun-

gen, und er fand es um so nothwendiger, sich zu einem Orden zu bekennen, der aus Gelehrten und Nichtgelehrten besteht und das Privilegium hat, jedem ungescheut die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, je mehr er in seinen Finanzen einen nicht geringen Verstoß bemerkte und mehr als zwey Drittheile seines Vermögens in betrügerischen Konkursen dahinschwinden sah.

Ohne sich am Schicksale rächen und der Göttin des Glücks die Stirne bieten zu wollen, gieng er seinen Gang ruhig und gelassen, wie zuvor, tastete keinen seiner Beleidiger an, und war in seinem neuen Wirkungskreise zufrieden mit dem Wenigen, was der Geist der Erfindung ihm zufließen ließ. Unabhängig und frey lebte er in einiger Entfernung von seiner Vaterstadt, auf deren Wohlwollen er Verzicht gethan zu haben schien, und fühlte sich glücklicher, als der Mäzen des Fürsten, wenn er mit Weib und Kindern durch blühende Saatfelder umherirrte und am Abend in die duftende Jasminlaube zurückkehrte. So gering auch Anfangs der Lohn seiner Arbeiten war, so waren doch seine Einkünfte im Ganzen hin-

länglich, ihn und die Seinigen für Hunger und Blöße zu schützen, und er strebte nach keinem Verdienste weiter, als nach dem Beyfall des Publikums.

So trat, als er einst in dieser Beschäftigung, hinter Folianten versteckt und auf keinen Besuch vorbereitet, an seinem Schreibepulte saß, eine unbekannte männliche Figur bey ihm ein, die er für eine bloße Erscheinung gehalten haben würde, weil er nicht glaubte, daß jemand ihn in seiner Einsamkeit aufsuchen könnte, hätte sie ihn nicht also angeredet: „Sind Sie Herr Wahrmann?“ — Unerwarteter aber, als die Erscheinung selbst, war ihm die Aufforderung, die seiner bejahenden Antwort folgte: „So kommen Sie ohne Verzug mit mir zu dem Fürsten von ***; er erwartet Sie augenblicklich.“ — Staunend und ohne lange Fragen aufzuwerfen, folgte Wahrmann dem fürstlichen Bedienten, der ihn unterwegs auf die Audienz vorbereitete.

Mit gnädigem Wohlwollen und freundlicher Herablassung kam der Fürst, der sich allein im Zimmer befand, ihm entgegen und

führte ihn zum Sopha. Doch, die Unterredung wörtlich niederzuſchreiben, ſteht nicht in unſerm Plane, nicht in unſerm Verſprechen; daß ſie aber zwo ganze Stunden dauerte, wiſſen wir aus dem Munde unſers verewigten Freundes ſelbſt. Der Inhalt derſelben war kürzlich von Seiten des Fürſten ein Antrag an Wahrmannen, von deſſen Verdienſten er — ſeys, auf welche Art es wolle — hinlänglich unterrichtet war, ihm in ſeine Staaten zu folgen und die erledigte Amtmannsſtelle zu *** ſogleich zu übernehmen.

Daß dieſer Antrag Wahrmannen, der bis hieher immer mit mancherley Leiden zu kämpfen hatte, überraſchend, aber auch eben ſo erfreulich war, läßt ſich leicht denken, denn noch nie hatte er den Stral der Hofnung ſo hell blicken ſehen, als jezt — und wer war froher, als Wilhelmine, die zärtliche Gattin, die ſo gern Freude und Leid mit ihrem Gatten theilte, als er mit der Glückspoſt nach Hauſe kam, ihr das Reiſegeld in den Schoos warf und Befehl gab, einzupacken. Nie hatte Wilhelmine ſolche Thränen geweint, als jezt, da ſie im hef-

tigſten Ausbruche der Freude dem beglückten Gatten um den Hals fiel, ihn zum Dank gegen den großen Wohlthäter aller Menſchen aufforderte und ſich bemühte, die Falte wegzuküſſen, die ſeine Stirn umzog — und ihn zu überzeugen, daß es nunmehr dem Glücke ein Ernſt ſey, ihn in ſeinen Aermen zu wiegen.

Wahrmann ſeufzte nicht ohne Urſache bey den Feuerküſſen ſeines Weibes — denn der Stral der Hofnung blickte nur kurze Zeit. — Zwar verließen beide ihr Vaterland gern und mit zufriedenem Lächeln, und traten nach zweymal vierundzwanzig Stunden die Reiſe an, die ſie auch in ſieben Tagen vollendeten, aber — die einmal erzürnte Gottheit verfolgte ihn auch auf fremden Boden, und ließ das geträumte Glück ihn nicht länger, als drey Monat genießen. Eine Erkältung, die er am letzten Tage ſeiner Reiſe ſich zugezogen hatte, war die Mutter einer Krankheit, die zuſehens ſchlimmer wurde und ihn ſchon in der dritten Woche unfähig machte, ſeinem Amte vorzuſtehen. Von niemanden bemitleidet, als von ſeinem Fürſten, von nie-

manden beweint, als von Gattin und Kindern, starb Wahrmann. Sein ehrlicher Name war alles, was er den Seinen hinterließ; von der Gnade seines Fürsten allein hoffte er Unterstützung für sie.

Aber Wilhelmine genoß auch diese nicht lange. Gram und Schmerz über den Verlust des besten aller Männer schwächte ihre Gesundheit, und noch vor geendetem Trauerjahre folgte sie dem im Leben über alles sie liebenden Gatten in die Gefilde Elysiums.

VIIII.

Das Räubermädchen.

Ein schönes Gesicht, ein schlanker Wuchs, ein einnehmendes und gefälliges Betragen, sind nicht immer die Kennzeichen eines unbescholtenen Herzens; nur zu oft verbirgt sich hinter dieser Larve das schrecklichste Laster, und unwiederbringlich verloren ist, wer bloß nach dem Aeußerlichen urtheilet, den süßtönenden Worten der schwatzhaften Zunge, dieser Schmeichlerin, Gehör giebt, und die verscheiden zur Erde gesenkten Blicke des geübten Augenpaares der jungen Buhldirne für ächt und unerkünstelt hält. Oft muß es hart dafür büßen, und — theuer genug! — seine Unvorsichtigkeit mit seiner

Ehre, ja wohl gar mit seinem Leben bezahlen. Ein Beweis dieser Behauptung ist folgende Geschichte.

Auf einem Spaziergange zu *** begegnete einem jungen Kavalier, welcher sich einige Zeit daselbst aufhielt, sehr reich und von hoher Familie war, sich auch durch sein ädles und menschenfreundliches Betragen allgemeinen Ruhm und Hochachtung erworben hatte, — ein Mädchen von achtzehn Jahren, dessen blendende Schönheit noch mehr durch ein bescheidenes und einnehmendes Wesen erhöhet wurde. Ihre Kleidung war einfach, anständig und rein, ihr Gang natürlich und zwanglos — und die Thränen, die über die blaßrothen Wangen dieser jungen Venus herabträufelten, schienen ihm Kinder des widrigsten Schicksals zu seyn. Er glaubte, ein Mädchen von guter Familie in ihr zu finden, dessen Vater vielleicht durch nicht verschuldetes Unglück im Schuldturme ohne Rettung schmachten müsse, das so gern ihn retten wolle, aber nicht dazu erzogen sey, auf öffentlicher Straße zu betteln. Er sah ihre Thränen, und sein

Herz fühlte ihren Kummer. Schon wollte die Hand, wohlthätig zu seyn gewöhnt, zu dem Geldbeutel hinabfahren, als das Mädchen im Gewande der Unschuld vor ihm stand, und, gleichsam als ob sie über sein Erscheinen betreten wäre, mit Anstand sich zurückziehen wollte; aber er faßte sie bey der Hand und fragte nach der Ursache ihres Kummers. „Ich bin unglücklich —“ war die Antwort. — Sie zitterte — und die immer höher und höher steigende Röthe ihrer Wangen, die zur Erde gesenkten Blicke des blauen Auges schienen ihm Beweise ihrer Unschuld zu seyn. — „Kann ich Ihnen „helfen?“ fragte der Menschenfreund.

„O! wenn Sie das könnten —“ erwiderte das Mädchen.

„Es kommt auf einen Versuch an. Brauchen Sie Geld?“

„Ich brauchte nie noch dergleichen.“

„Ist vielleicht Ihr Vater —“

„O! mein Vater —“

„Was ist Ihnen? — Ist er todt?“

„Ja, wenn das wäre! — aber —“

„Er lebt?“

„Ja, er lebt.“

„Und Sie nicht bey ihm?“

„Es schien einst, als ob ich einen Vater „hätte; aber die Habsucht meines Bruders, „und die Liebe des Vaters für den Sohn be„stimmten mich zum Kloster —“

„Zum Kloster? — Und wie kamen Sie „hieher?“

„Ich entfloh am Abend vor dem Tage, „an welchem ich in diesen geistlichen Kerker ge„bracht werden sollte.“

„So allein? — Ohne Führer — ohne „Beystand?“

„Gott war bey mir.“

„Wo ist Ihre Mutter?“

„Dort!“ (gen Himmel blickend.)

„Unglückliches Mädchen! Ihr Schicksal ist schrecklich! — Wo wohnen Sie?“

„Allenthalben und nirgends.“

„Sonderbar! — Kein Obdach — keine Freyſtatt?“

Unter dieſen und andern Geſprächen begleitete er ſie einige Schritte weit und bot ihr ſein Haus an, das ſie zwar anfänglich ausſchlug, aber auf dringendes Bitten endlich annahm.

Er führte ſie in ſeine Wohnung und war Anfangs geſonnen, ihr eine beſondere zu miethen und ſie ſtandesmäßig zu unterſtützen; aber die unbefangene Jugend des Mädchens, der hohe Ernſt, der auf der Stirn ihr prangte, und das ſanfte Lächeln der Grazie feſſelten das Auge des jungen Menſchenfreundes immer mehr, je anhänglicher ſich ihm die Schöne zu machen wußte. Mit jedem Augenblicke wurde ihm das Mädchen theurer — und er konnte ſich ſelbſt das Gefühl nicht leugnen, das in ihm aufſtieg und den Vorſatz in ihm erweckte, dem Mädchen mehr, als bloßer Wohlthäter, zu ſeyn.

Drey Tage ſchon hatte die Flüchtige bey ihm verlebt, ohne daß von ihrer Seite

nur der geringste Anschein von Unanständigkeit, noch weniger von Laster oder Nichtstugend obgewaltet hätte. Eben so wenig hatte die Hand des Jünglings etwas mehr gewagt, als einen biedern Druck, welcher das Mädchen seiner herzlichen Theilnahme und seiner Freundschaft versicherte. Aber jetzt gestand er ihr seine Liebe, und eröffnete ihr den Entschluß, sie zu heyrathen.

So unerwartet auch dieser Antrag dem Mädchen zu seyn schien, so war sie doch auf jeden Fall vorberettet. Sie sträubte sich anfangs, und schützte ihre jugendliche Unerfahrenheit und die Ungleichheit ihres Standes vor; aber die Liebe überwand bald jeden Einwand, und sie willigte ein.

Der Abend kam, und Emilie — so hieß die junge Schöne — lag zum erstenmale in den Armen ihres gräflichen Liebhabers, der, Stand und Geburt vergessend, den ersten Kuß auf die Lippen seiner Huldin drückte. — Dieser seligen Stunde sollten ähnliche folgen, — so träumte der edle großmüthige Wohlthäter, als Emilie später in

die Nacht hin plötzliche Anfälle einer heftigen Kolik affektirte. Er schaffte sie aufs Bette, und wurde, indem er die Thüre öffnete, um nach Hülfe zu eilen, rückwärts gestoßen, daß er ohne Besinnungskraft zur Erde stürzte, von Räubern überfallen, gebunden und mit unzähligen Dolchstichen ermordet.

Das Mädchen hatte die Flucht ergriffen, und durch das Jammergeschrey des Sterbenden aus dem Schlafe geweckt, eilten die Nachbarn herbey, fanden das Zimmer des Grafen offen, ihn selbst aber, im Blute schwimmend, todt auf der Erde liegen. Der Vorfall wurde sogleich der Obrigkeit angezeigt und zur Untersuchung gebracht; aber man konnte die Thäter lange nicht ausfindig machen, bis nach Verlauf eines halben Jahres unvorsichtiger Weise das Mädchen, das sich indeß zu einer Dame aufs Land begeben hatte, die durch ihre Schönheit und vorgebliches Elend bewogen worden war, sie in Dienste zu nehmen, in die Stadt kam, erkannt und arretirt wurde. Hier gestand diese junge Sirene, vor der Strafe der Gesetze sich fürchtend, daß sie die Tochter

eines Räuberhauptmanns sey, auf dessen Befehl sie einigen von seiner Bande bei dem ermordeten Grafen den Weg gebahnt hatte, ihrer Raubsucht ein Opfer zu bringen. Die Räuber wurden nach und nach eingezogen und bestraft; Emilie aber zeitlebens in ein Zuchthaus gebracht, wo sie durch Jahre lange Reue für den Frevel ihrer Jugend büßte, und, unter den harten Arbeiten der Züchtlinge erliegend, einige Jahre nachher ihr sündenvolles Leben endete.

X.

Kunz
mit dem Beynamen der Reiche,
oder
der neue Gutsherr.

Glücklicher dünkte auf Gottes schöner Erde sich niemand, als Kunz mit dem Beynamen: der Reiche — der um seiner vielfältigen Tugenden willen eben so gut der Kluge, der Friedfertige, der Wohlthuende hätte genennt werden können. Wenn sich eine Gelegenheit, Gutes zu thun, ihm darbot, folgte er dem Rufe seines Herzens, und verabsäumte keinen Augenblick, die Gelegenheit zu benutzen. Deshalb war er bey jedermann im Dörfchen beliebt und angenehm. Wer eines guten Raths bedurfte,

wendete ſich an ihn — und wenn Streitigkeiten obwalteten, wußte niemand beſſer ſie beyzulegen, als Kunz. Selbſt der Gutsherr trug ihm, weil er ſein Liebling war, mehr als einmal das Dorfrichteramt an; aber Kunz, der nicht den mindeſten Hang zu dergleichen Ehrenſtellen fühlte, ſchlug es jedesmal aus, und wußte ſich in der Gunſt ſeines Herrn immer feſter zu ſetzen.

Schon ſeit ſechszehn Jahren war er Wittwer. Seine Gattin, mit der er nicht länger, als zehn Monate in einer glücklichen Ehe lebte, gebar ihm eine Tochter und ſtarb wenig Stunden nach ihrer Niederkunft. So viel neue Heyrathsanträge ihm nach ihrem Hinſcheiden gemacht wurden, ſo blieb er doch ſeinem Käthchen auch im Tode treu, that ein Gelübde, nie wieder zu heyrathen, und hielt redlich Wort. Die Erziehung ſeiner Tochter, in der er ganz das Bild der Mutter ſah, vertraute er ſo

ner Schweſter an, die ihm die Wirthſchaft führte. Unter ihrer Aufſicht wuchs das kleine Käthchen zur Freude ihres Vaters heran, und gieng ihrer Pflegerin bey guter Zeit an die Hand. Die jungen Burſche drängten ſich um ſie herum, und ſchon that mancher ehrliche Vater auf eine ſo reiche Schwiegertochter ſich etwas zu gute; aber Kunz hatte bereits ſelbſt für einen Eidam geſorgt, ohne jemand ein Wort davon zu ſagen.

Als er einesmals nach der Stadt gieng, ſprach ihn unterwegs ein Knabe um ein Almoſen an, und dankte ihm mit einer ſo freudigen Miene, als ob er ein Königreich empfangen hätte. Dieß gefiel dem wohlthätigen Manne, daß ihm eine Thräne ins Auge trat und er nicht umhin konnte den Knaben zurückzurufen. „Komm her, Kleiner!“ ſagt' er — „wem gehörſt denn Du an?“

„Niemanden,“ antwortete der Knabe mit einer anſtändigen Dreuſtigkeit — „ich „habe weder Vater, noch Mutter — mein „Vater iſt lange todt, ich hab' ihn nie ge„kannt — und meine Mutter iſt vor ein „paar Tagen auch geſtorben.“ — Hierbey fing er an ſo herzlich zu weinen, daß es dem edeldenkenden Kunz in der Seele weh that, und er in demſelben Augenblicke den Gedanken faßte: dem Knaben Vater zu ſeyn.

„Armer Junge! Du dauerſt mich,“ ſagte Kunz — „möchteſt wohl gern einen Vater „haben?“

„Ja, Herr!“ antwortete der Knabe weinend — „wenn Ihr mein Vater ſeyn „wolltet, ich wollt' Euch gern gut thun — „und auch recht arbeiten.“

„Iſt das Dein Ernſt? — Wie alt „biſt Du?“

„Zehn Jahr.“

„Und wie hieß Dein Vater?“

„Martin.“

„Martin — ?“ wiederholte Kunz haſtig.

„Ja! — Mein Großvater ſoll in dem „Dorfe hier gewohnt und Kunz geheißen „haben.“

„Kunz? — Ha! Gürge — Gürge! „biſt Du's? — Komm an mein Herz, „Junge!“ — und mit dieſen Worten hob er ihn hoch in die Höhe und küßte ihn. — „Gürge!“ fing er dann wieder an, nahm ihn bey der Hand und weinte bittre Thränen.

„Was weint Ihr denn ſo, lieber Herr? „ich dächte, Ihr hättet nicht Urſache, zu „weinen — Ihr ſeyd doch nicht böſe auf „mich? — Ihr ſcheint mir ja ſo gut zu „ſeyn —“

„Weine nicht, guter Junge!“ antwortete Kunz — „Dein Schicksal geht mir „nahe — aber laß es gut seyn! an mir „sollst Du einen zweyten Vater haben. —“

„Wollt Ihr das, lieber Herr?“

„Ja, Gürge! — um Deiner Mutter „willen.“

„Habt Ihr meine Mutter gekannt?“

„Wie mich selbst — Gott! — Meine „Rosine! —

Schweigend gieng er eine Strecke Wegs fort, und sorgles hüpfte der unbefangene Knabe an der Seite seines Wohlthäters hin. Endlich fing Kunz wieder von neuem an und sagte: „Ja, Gürge! ich will Dein „Vater seyn — Aber Du mußt auch fleis„sig seyn und was Rechtschaffenes lernen, „damit Du mir keine Schande machst.“ — Er that manche Frage an ihn, und Gürge beantwortete sie mit einer seinem Stande

und Jahren nach bewunderungswürdigen Gegenwart des Geistes, daß ihn Kunz mit jedem Augenblicke mehr und mehr liebgewann. So kamen sie unter mancherley Gesprächen auf dem halben Wege an einen Gasthof. „Hier," sagte Kunz — „sollst „Du bleiben, bis ich wieder zurück komme „und Dich mitnehme —" und mit diesen Worten empfahl er ihn dem Wirthe, der auf Kunzens Verlangen ihn verpflegte und mit Speise und Trank von seinem eigenen Tische versah; denn er war Kunzens Freund, und was dieser haben wollte, erfüllte er gern und pünktlich.

Neugierig, wie seine Ordensbrüder gemeiniglich zu seyn pflegen, frug er seinen Pflegbefohlnen und sagte: „Wie bist Du „denn zu dem Manne gekommen, Bürschgen?" — und so mußte Görge ihm durch die Erzählung seiner kleinen Wande-

rung bey Tiſche die Zeit vertreiben. Als er geendigt hatte, rückte der Wirth, der ſich auf Kunzens Freundſchaft nicht wenig zu gute that, das Mühchen und ſagte mit einer bedeutenden Mine: „Ja, ja, Kinder! „der Mann hat gewiß wieder was Groſſes „im Sinne — ich wollt's faſt errathen. — „Weißt denn du auch, wer der Mann iſt, „Kleiner?“

„Was weiß ich's?“ erwiderte Görge, der ſchlau genug war, ſich zu verſtellen; denn bereits hatte er die Beſchreibung, die ihm ſeine Mutter von Kunzens Perſon gemacht hatte, an ſeinem Reiſegefährten wahrgenommen, und ihn, auch ohne jemanden darum zu fragen, für denjenigen gehalten, den er ſuchte — „werd's Zeit genug erfahren.“

Dem Wirthe wollte es das Herz abdrücken, und er konnte ſich nicht enthalten

zu ſagen: „Er heißt Kunz, und iſt ein „reicher Mann; wenn du ihm gut thuſt, „wird's dein Schade gewiß nicht ſeyn —“

Hätte nicht eine ſo eben ankommende Extrapoſt ſeine Gegenwart erfordert, ſo würde er noch ein Langes und Breites mit dem Knaben geſalbadert haben; aber ſo wurde das Geſpräch unterbrochen, und Görge hüpfte zum Hauſe hinaus, in der Abſicht, ſeinem Wohlthäter entgegen zu gehen, wenn er ihn in der Ferne vielleicht erblickte.

Schon ein geheimes Gefühl ſagte dem Knaben, wie lieb ihm ſein Wohlthäter war, und wie feſt ſein Herz an dem Manne hing, der ihm, Vater zu ſeyn, verſprochen hatte; noch mehr aber beſtärkte die Rede des plauderhaften Wirths ſeine Meynung und ſein Zutrauen gegen Kunzen. Daher wurde ihm jeder Augenblick zu lang, und er konnte es

kaum erwarten, bis dieser zurückkam. Endlich, nach einer langen Stunde, sah er in der Ferne einen Mann kommen, welchen er für seinen Wohlthäter hielt; hurtig lief er ihm entgegen, und wollte, als er ihm näher kam, mit dem Schicksal hadern, daß er sich betrogen fand. Traurig blieb er eine Weile stehen, und warf sich endlich auf einen Grashügel, von welchem er eine weite Strecke auf den Stadtweg hin sehen konnte. Wer war froher als Gürge, da er den wirklichen Gegenstand seiner Erwartung aus dem nahen Gehölze auf sich zu kommen sah! Eilend sprang er vom Hügel herunter und sporustreichs ihm entgegen. —

„Bist du da, Gürge?“ rufte Kunz ihm zu, als dieser auf ihn zu sprang, freundlich ihm die Hand bot, und sich über sein langes Außenbleiben beschwerte, indem er sagte: „Ihr seyd recht lange geblieben —“

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß Du im „Gasthofe auf mich warten solltest?“

„Ach! da wäre mir Zeit und Weile lang „geworden, lieber Kunz!“

„Wer hat Dir denn gesagt, daß ich Kunz „heiße?“

„Der Mann im Wirthshause — Er hat „mir noch mehr gesagt —“

„So?“

„Er sagte: Ihr wärt ein reicher „Mann —“

„Hm!“

„Es würde mein Schade nicht seyn, „wenn ich euch gutthäte —“

„Sagt' er das, Gürge?“

„Ja! das sagt' er.“

„Nun da hat er wahr gesprochen. — „Willst denn Du das, Gürge?“

„Ja, lieber Kunz, Ihr sollt's sehen, „daß ich mein Wort halten werde. — „Ihr wollt ja mein Vater seyn, nicht wahr, „Kunz?“

„Freylich! freylich!“

Als sie wieder in den Gasthof kamen, wo Görge zum erstenmal in seinem Leben so gut gegessen und getrunken hatte, ließ Kunz noch einen Krug Bier geben, bezahlte sodann die Zeche, und trat nun seine Reise mit seinem kleinen Gefährten von neuem an.

Erst gegen Abend kamen sie an den Ort ihrer Bestimmung, und Hanne — so hieß Kunzens Schwester — machte große Augen, als sie den Knaben sah, und sagte: „Je, Jakob! was ist denn das für eine „Erscheinung?“

„Was wird's denn seyn?“ erwiderte Kunz und nahm ihn mit sich in die Stube,

wo das kleine Käthchen, früh schon an die Arbeit gewohnt, mit dem Strickstrumpfe beschäftigt war. „Da bring' ich Dir einen „Spielkammerad, Käthchen!“ sagte Kunz. — Das sechsjährige Mädchen sah ihn hart an und sagte, indem Hanne, um ihre Neugier zu befriedigen, hereintrat: „Je Vater! „das ist ja der Junge, der mich gestern „aus dem Graben zog.“ — „Ja wahrhaf„tig!“ fing Hanne an, und betrachtete den kleinen Fremdling von oben bis unten aus — „Je Du Blitzjunge! warum liefst „Du denn gleich? — Hättest nur sehen „sollen, Jakob, wie er Dir's Mädel zum „Garten reinschleppte, daß er schwizte und „trieste. — Ich hätt' ihm gern etwas für „seine Gutwilligkeit gegeben, aber er lief, „als ob ihm der Kopf brennte. —“

„Ist das wahr, Gürge?“ fragte Kunz — und Gürge schwieg. — „Einer guten

„Handlung brauchst Du Dich nicht zu schä„men, mein Sohn! — Du sollst reichlich „dafür belohnt werden.“

„Ach, lieber Kunz! Ihr habt mich „schon genug dafür belohnt,“ antwortete Gürge und küßte ihm die Hand.

Es wurde noch viel über den Vorfall des gestrigen Tages, an welchem Käthchen hinter dem Garten gespielt hatte und in den am Zaune hingehenden Graben gefallen war, gesprochen; Gürgen hatte sein guter Genius auf diesen Weg geführt und ihn zum Retter der kleinen Verunglückten gesandt; aber er war nach Hannens Erzählung, ohne ihren Dank abzuwarten, davon gelaufen und hatte sich den ganzen Tag nicht wieder sehen lassen.

„Was meynst Du wohl, Hanne!“ sagte Kunz, als er mit seiner Schwester allein war — „wem der Junge angehört?“

„Je

„Je nu! wem wird er angehören? —
„Armer Leute Kind.“

„Arm genug!“ — Dieß ſagte er mit ſo wehmüthigem Ausdruck, daß Hanne ſchon anfing zu weinen, ehe ſie noch wußte, warum. „Seine Mutter,“ fuhr Kunz fort, „haſt Du „ſehr gut gekannt.“

„Ich?“

„Biſt mit ihr in die Schule gegangen, „haſt alle Tage mit ihr geſpielt — “

„Ich?“

„Ja, Hanne! — Chriſtoph Kunzens „No — “

„Was? — Kunzenröſe?“

„Ja! — meine Roſine — “

„Gott im Himmel! das hätt' ich mir im „Leben nicht träumen laſſen. — Ne! ſag

„mir nur, Jakob! wie hat ſich denn der Jun„ge hieher gefunden?“

„Durchgebettelt —“

„Ge — ge — gebettelt? — Je nu! wo „iſt denn die Mutter?“

„Todt!“

„Ach, der arme Junge! — Nu, Ja„kob! da verdienſt Du ein Gotteslohn, wenn „Du, Dich des Kindes annimmſt. — — „Kömmſt Du mir doch ganz ſonderbar vor! „Haſt in Deinem Leben nicht ſo verdrüßlich „dageſeſſen, als jetzt — Was fehlt Dir „denn?“

„Nichts!“ erwiderte Kunz, und ſah ſtarr vor ſich hin. — Jetzt wachten Gefühle in ihm auf, die ihn an die Jahre ſeiner Kindheit und an die ſeligen Augenblicke erinnerten, die er mit der Mutter dieſes unglücklichen Kindes verlebt hatte. —

Ihre Väter waren Brüder gewesen, und hatten lange Zeit in ununterbrochener Freundschaft gelebt; aber der Dämon der Habsucht zerriß die brüderlichen Bände, und verwandelte das güte Vernehmen mit Einem male in Haß und Feindschaft. Daher kam es, daß Kunz und Röschen, Görgens Mutter, seit der Zeit, als verschiedene Gränzstreitigkeiten zwischen ihren Vätern obwalteten, sich nicht mehr besuchen, ja nicht einmal öffentlich mit einander reden durften, da sie vorher so gar einstimmig gewesen waren, beide Kinder mit einander zu verehlichen. Je härter das Verbot der Aeltern war, desto öfter ward es von den Liebenden übertreten, bis endlich Röschens Vater, welcher der Urheber aller Zänkereyen und Zwistigkeiten war, das liebende Mädchen aufs strengste bewachte und oft Tage lang einsperrte, Kunz hingegen

von dem seinigen mit der Enterbung. bedrohet wurde, wofern er sich's je wieder einfallen ließe, das Mädchen zu sehen oder zu sprechen. Alles dieß schreckte ihn jedoch nicht ab, auch die gefährlichsten Versuche zu machen, wobey er aber einesmals ertappt wurde, und dadurch den gegenseitigen Haß der Aeltern verdoppelte. Seine Absicht war, die Vestung mit Sturm zu erobern, und die alten Starrköpfe zur Uebergabe zu zwingen; aber sein Plan verunglückte, und Röschens Vater machte allen fernern Beeinträchtigungen mit Einem mal ein Ende.

Wider ihren Willen zwang er das gute Mädchen, einen Mann zu nehmen, den sie nie gesehen hatte, und dessen Gesinnungen sie nicht kannte. Dadurch wurde sie einige Meilen weit von Freunden und Verwand-

ten entfernt; und ob ihr gleich an allem, was ſie wünſchte und brauchte, nichts abgieng, ſo wollte es ihr doch Anfangs nicht gefallen, und nur nach und nach gewöhnte ſie ſich an ihre jetzige Lage, und ſchien den armen Kunz zu vergeſſen. Fünf Jahre lebte ſie in dieſer Ehe, ohne Kinder gezeugt zu haben; ihr Mann ſtarb an den Folgen eines Beinbruchs. Da ſie einiges Vermögen beſaß, fanden ſich in kurzer Zeit mehrere ein, die um ihre Hand warben; und das unbedachtſame Weibchen fiel nur zu bald in den Abgrund, den eine unglückliche Wahl ihr öfnete. Sie zog gerade den unwürdigſten allen andern vor, und wählte einen Ausländer, der ihr Vermögen vergeudete und, als er ſie an den Bettelſtab gebracht hatte, ſie zuſammt dem Kindern ſitzen ließ. Ihr Vater war auch bereits geſtorben, und ſie hatte von Hauſe nichts mehr zu hoffen,

was ſie hätte retten können. Gram und Verdruß über ihre Unbeſonnenheit nagten an ihrem Leben, und die Schamhaftigkeit hielt ſie zurück, in ihre Heimath zu gehen. Sie lebte einige Stunden davon in der niedrigſten Dürftigkeit, und war kaum im Stande, durch gewöhnliche Tagelöhner-Arbeit den nothdürftigſten Unterhalt für ſich und ihr Kind zu erwerben; denn oft war ſie zu ganzen Monaten krank und gänzlich außer Stand geſetzt zu arbeiten, daher ſie am Ende ihres kurzen Lebens ſogar den Bettelſtab ergreifen mußte. Für Gürgen blieb alſo nichts weiter übrig, als das Gewerbe fortzuſetzen, an das er ſich gewöhnt hatte, doch hatte Mutter Natur ihn an Kräften des Verſtandes beſſer verſorgt, als er ſelbſt noch wußte und zum Gewerbe eines Bettlers nöthig hatte. Glücklich war der Einfall des zehnjährigen Kindes, ſeine Verwandten

aufzusuchen, mit welchen seine Mutter ihn durch oftmalige Erzählungen bekannt gemacht hatte. Er trat daher seine Reise an und endete die kleine Auswanderung früher, als er geglaubt hatte, und wäre er nicht zu feig gewesen, so hätte er schon einige Tage eher sein Ziel erreicht; denn er getraute sich nicht, geradezu zu gehn und bey Kunzen einzusprechen, weil er zweifelte, daß man ihm aufs bloße Wort glauben würde; daher hielt er sich immer in der Nähe auf, Kunzen einmal allein habhaft zu werden, und sich ihm auf gute Art zu entdecken.

Glücklicher, als Röschen, war Kunz. Er wollte sich zwar Anfangs gar nicht zufrieden geben, und nahm sich's fest vor, ledig zu bleiben; allein durch Zuredung seines Vaters heyrathete er einige Jahre nachher ein Mädchen, das zwar kein Vermögen besaß, das durch ein gutes sittsames Betra-

gen und wirthschaftliches Wesen seine Zuneigung sich erwarb, mit jedem Tage seinem Herzen theurer wurde, und das Andenken an jene unglückliche Liebschaft nach und nach verdrängte. Aber der Sturmwind entblät, terte nur zu bald die Rose, die Kunz in seinem Gärtchen mit väterlicher Sorgfalt gepflegt und gewartet hatte. Nur zehn flüchtige Monate, die ihm wie Tage zu seyn schienen, genoß er die Freuden eines glücklichen Gatten in den Armen eines tugendsamen Weibes. Käthchen sah alle Augenblicke ihrer Niederkunft entgegen, und schon freute sich Kunz, daß er nun bald auch das Glück, Vater zu seyn, mit dem eines Gatten verbinden würde; aber die neidische Parze durchschnitt den Faden ihres Lebens fast in dem nämlichen Augenblicke, als das neugeborne Kindlein den schöpferischen Händen der Vorsehung entschlüpfte.

Wie groß Kunzens Schmerz nach einer ſolchen Trennung von dem geliebten Gegenſtande ſeines Herzes geweſen ſeyn müſſe, mögen ſich unſere gefühlvollen Leſer ſelbſt denken. Er hatte zwar nur kurze Zeit die Seligkeit einer zufriedenen Ehe geſchmeckt; aber Käthchens Bild hatte ſich während dieſes Zeitraums ſeiner Seele ſo tief eingedrückt, die ſanften Tugenden ihres Umgangs ihn ſo mit Wonne erfüllt, daß er unmöglich hoffen konnte, jene paradieſiſchen Freuden in einer zweyten Ehe wieder zu finden. Er ſchlug daher, wie wir ſchon oben erwähnt haben, alle Heurathsanträge, die ihm häufig gemacht wurden, aus, und heurathete nie wieder, ſondern wendete nun alle Sorgfalt auf die Erziehung ſeiner Tochter. Wo er gieng und ſtand, war ſein Käthchen um und neben ihm, und verſcheuchte den Trübſinn, der zuweilen ſeine Stirne

in Falten zog, wenn er ſich an die kurze Zeit ſeines Eheſtandes erinnerte, und die ſchreckliche Scene ihm vor Augen trat, die ihn zum Wittwer machte. Auf jede neue Liebe that er Verzicht; bloß in dem Andenken an ſein Käthchen fand er Nahrung für ſeinen Geiſt, und in dem Beſtreben, Menſchen glücklich zu machen, ſeine höchſte Wonne.

Mit dieſen Gedanken trat er auch an dem Tage, an welchem er Gürgen zufälligerweiſe fand, zum Hauſe heraus, und kaum war er durch die Hinterthüre des Gartens, ſo wandelte auch ſchon der Gegenſtand, an welchem ſein wohlthätiges menſchenfreundliches Herz ſein Müthchen kühlen ſollte, auf ihn zu.

Wenn er ſo etwas vorhatte, gieng er allemal mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit ſtill und nachdenkend vor ſich hin, und

überdachte seinen Plan, welcher das Werk eines einzigen Augenblicks war. — Dies war auch der Fall mit Gürgen. Er hatte nicht so bald ihn gesehen und seine Herkunft erfahren, als der Gedanke, für das Wohl seines unglücklichen Verwandten besorgt zu seyn, festen Fuß in seiner Seele faßte.

Kleider und Wäsche metamorphosirten bald den unglücklichen Sohn einer armen Wittwe in den glücklichern Verwandten des reichsten Nachbars, und setzten in wenig Tagen ihn in den Stand, unter den andern Kindern des Dorfes erscheinen, und an ihren Spielen Theil nehmen zu können. Mit Freudengeschrey wurde er in ihren Zirkeln aufgenommen, und jeder drängte sich herbey, den kleinen Fremdling in ihren Spielen und Gebräuchen zu unterrichten. Sie sahen ihn allemal gern kommen, denn

er that ihnen alles zu Gefallen, fing nie Streit an, und wußte oft ſelbſt in ihren Spielen Abänderungen und Verbeſſerungen zu machen, die ihren Beyfall hatten, und bald ernannten ſie ihn ſogar zum Oberhaupt ihrer Zuſammenkünfte.

Nicht weniger glücklich waren ſeine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Ob er gleich, weil ſeine Mutter nie im Stande geweſen war, ihn zur Schule anzuhalten, gemeinſchaftlich mit den kleinſten Kindern die erſten Anfangsgründe erlernen mußte, ſo übertraf er nicht nur dieſe in kurzer Zeit, ſondern er gieng von Stufe zu Stufe weiter, und excellirte bald durch angeborne Fähigkeiten und ununterbrochenen Fleiß vor allen, die ihm an Jahren gleich waren. Dadurch erwarb er ſich nicht nur die Liebe ſeines Lehrers, ſondern auch nach und nach den Neid und Haß einiger ſeiner Mitſchü-

ler, die er von Zeit zu Zeit übersprungen hatte. Auch Kunz wurde ihm mit jedem Tage günstiger, denn er sah, daß er ihm nicht mit Undank lohnte, sondern auch nach geendigten Schulstunden zu Hause fleißig und arbeitsam war; und er hatte seine Freude, daß er ihn schon im vierzehnten Jahre das erstemal zur Kirche führen und zu allen Verrichtungen in der Wirthschaft brauchen konnte. Diese gute Aufführung seines Pflegesohns bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorhaben, und er bat und flehte die Vorsicht täglich, ihm sein Leben nur so lange zu fristen, bis er diesen guten Jüngling und sein Käthchen versorgt wüßte.

Eine ganz natürliche Folge drey so edler Charaktere war, daß Görge seinen Wohlthäter wie seinen Vater und Käthchen wie seine Schwester, diese aber gegenseitig ihn wie ihren Bruder liebte. Allein, ohne

einander es zu gestehen, blieb es nicht bey einer bloßen Bruder- und Schwesterliebe, sondern mit den Jahren wuchs auch ihre Neigung zu einem solchen Grade, daß beide nicht ohne einander leben konnten. Eins war des Andern Magnet. Diese gegenseitige Anhänglichkeit blieb Kunzen, der genau Acht auf sie gab, nicht verborgen, und so lieb es ihm auch war, zu wissen, daß Beider Herzen einstimmig waren, so ließ er sie doch noch zur Zeit in ihrer Unwissenheit, und suchte zur Erhaltung ihrer Neigungen selbst beyzutragen, was er konnte, führte aber auch auf der andern Seite ein wachsames Auge über jede ihrer Handlungen.

Der gute Görge war bey aller seiner Liebe ein wenig zurückhaltend und eifersüchtig. Der Grund des erstern lag in seiner Armuth — denn seiner Neigung nach, durf-

te er es nie wagen, ſein Auge zu der Tochter des reichſten Nachbars im Dorfe zu erheben. — Das zweyte aber entſtand aus einer Folgerung, die ihn Kunzens Reichthum und Käthchens Schönheit machen lehrten, verbunden mit dem guten Vernehmen, das ſämmtliche Nachbarn, die erwachſene Söhne hatten, mit Kunzen zu erhalten ſuchten — und mit den häufigen Ausfällen, welche die jungen Burſche auf Käthchens Herz machten.

Ohne zu wiſſen, für wen ihr Herzchen ſchlug — denn daß es ihr allmälig unter dem Mieder zu enge wurde, konnte ſich Käthchen ſelbſt nicht läugnen — wußte ſie, zur herzlichen Freude ihres Vaters, die Sturmläufer immer ſo abzuweiſen, daß ſie nicht zum zweytenmal es wagten, die Leiter anzulegen. Dafür aber ſuchten ſich manche von ihnen an Bürgen zu rächen;

denn sie hatten es wohl gemerkt, daß dieser ihnen allen vorgezogen wurde. Bald nennten sie ihn einen Bettelbuben, bald einen liederlichen Burschen, der der Wohlthaten des braven Kunz nicht werth wäre; bald suchten sie ihn auf diese, bald auf jene Art bey Käthchen anzuschwärzen und ihn aus dem Besitz ihrer Liebe zu bringen; doch Käthchen blieb unveränderlich und standhaft. Görge aber fing an, muthlos zu werden, und sich mancherley Gedanken in den Kopf zu setzen, die ihm viel trübe Stunden verursachten; allein die Sonne stieg hinter den Gebirge hervor, und wärmte auch ihn mit ihren Stralen.

An einem schönen Maytage saß Käthchen vor der Hausthüre am Spinnrocken und sang einige Strophen aus dem Liede: Dir dank' ich heute für mein Leben ꝛc. Görge war auf dem Oberboden

wo

wo er ſich zu ſeinem Vergnügen einen Taubenſchlag auf ſeine eigenen Koſten angelegt hatte, hörte mit warmer Empfindung ihr andächtig zu, und ſchlich ſich endlich auf den Socken die Stiege herunter und ſetzte der frommen Sängerin unvermerkt ein paar ſchöne weiße Täubchen in den Schoos. Da erſchrack das gute Mädchen, daß das Wort ihr auf der Zunge kleben blieb, und wollte, weil das Mädchen — vielleicht auch aus Schreck — überſchnappte und ſogar der Faden riß, mit dem Geber dieſes Geſchenks hadern, allein ihr Herzchen appellirte dawider, und ihrem Roſenmunde entſchlüpften die Worte: „Ach! „die ſchönen Täubchen! — Sollen ſie mein, „Gürge?“

„Ja! dein — zum Geburtstage. — „Ich bin freilich arm und kann Dir ſonſt „nichts geben, aber — ſich nur, wie's die

„Thierchen ſo gut meynen — wenn Du's „auch ſo gut mit mir meynteſt —“

„Gürge!“ erwiderte Käthchen, fiel ihm um den Hals und weinte Freudenthränen und — Gürge? — wagte den erſten Kuß auf die unentweiheten Lippen des wonnetrunkenen Mädchens. —

„Warte! warte!“ rief Kunz, der ſo eben aus dem Garten kam, und drohte ihm mit dem Finger. — Wie der Blitz fuhren ſie aus einander, glaubten, ein Verbrechen begangen zu haben, und wagten es nicht, die Augen aufzuſchlagen; aber Kunz entſchädigte ſie bald für den Schreck, den ſeine Drohung ihnen verurſacht hatte.

„Laßt euch nicht bange ſeyn, Kinder„chen!“ ſagte er — „hab' Deiner Mut„ter manch Küßchen gegeben, Gürge! — „Gieb Du's meinem Käthchen wieder. —

„ efürchte nicht, guter Junge! daß ich „Dir's auch so machen werde, wie's Dein „Grosvater mir machte.“

„Wie machte es Euch der, Vater?“ fragte das neugierige Käthchen, das den Muth weniger hatte sinken lassen, als der besorgende Liebling ihres Herzens.

„Ha! der dachte nicht so, wie Dein „Vater,“ antwortete Kunz, drückte Bei' den die Hände und setzte sich mitten zwischen sie auf die Bank an der Hausthüre und fing dann wieder an: „Hab' Euch „manch Geschichtchen meiner Jugend erzählt, Kinderchen; aber die wichtigste meines Lebens blieb Euch doch ein Geheimniß —“

„Und warum, Vater?“

„Eben darum, weil sie die wichtigste „war. — Sieh, Käthchen! heute an des

„nem Geburtstage will ich mir ein Ver-
„gnügen auf Koſten meiner Ruhe machen;
„dieß ſoll Dein Angebinde ſeyn — das
„andere wird Hanne ſchon beſorgt haben.“

Mit den deutlichſten Kennzeichen eines fühlenden Herzens fing er dann an, die Geſchichte ſeiner unglücklichen Liebe mit Gürgens Mutter in einem ſo rührenden Tone zu erzählen, daß Beide ſich der Thränen nicht enthalten konnten, und als er geendet hatte, Gürge vor ihm niederfiel, ſeine Kniee umſchlang und dankbar ihm die Hand küßte.

„Steh' auf, mein Sohn! — Ich ver-
„ſprach Dir, Vater zu ſeyn, und ich glaube,
„ich habe mein Wort gehalten —“

„Ja, Vater! das habt Ihr —“

„Werd's auch künftig halten, Gürge!“
— Dieß ſagte er mit feſter Ueberzeugung,

und eine Thräne perlte in ſeinem wohlthuenden Auge.

„O Vater!“ erwiderte Gürge, „dieſe „Thräne giebt mir das Zeugniß, daß ich „gleiches mit gleichem vergolten habe.“

„Ja, guter Junge! das haſt Du.“

„Werde auch künftig nicht undankbar ſeyn —

„Das trau' ich Dir nicht zu, Gürge!“

Eine feyerliche Stille herrſchte durch die Natur, und ein einziger ſeliger Augenblick webte die Gefühle ihrer Herzen in eins, ſchlang ihre Aerme durch einander, und der Genius der Liebe und des Danks trocknete die Thränen, die über die Wangen dieſes herrlichen Kleeblatts herabträufelten.

Erſt nach einigen Minuten erwachten ſie aus dieſem Wonnetaumel durch den Zuruf der geſchäftigen Hanne, welche der jungen Geburtstägerin zu Ehren einen Kuchen gebacken und mit den ſchönſten Blumen des Frühlings beſteckt hatte. „Kommt, Kinder!“ ſagte Kunz — „und laßt uns „ſehen, was Hanne angerichtet hat. — „'s iſt heute einmal ein Feſttag; ſoll's auch „bleiben, ſo leng' ich lebe.“ — Mit dieſen Worten traten ſie in die Oberſtube, und das gemeinſchaftliche Loſungswort war: Freude! — Hanne hatte der Glückwünſche ſo viel für Käthchen aufgeſpart, daß ſie gar kein Ende finden konnte und, als ſie fertig war, noch fragte: „Je Käthchen; „wo haſt Du denn die ſchönen Täubchen „hergetriegt? — das ſind ein paar allerliebſte Thierchen! — Gewiß von Gürgen, „nicht wahr? — Ja, ja! ſo was läßt ſich „ſchon errathen. — Ach! ſieh nur, Käth-

„chen! wie's der Tauber ſo gut meynt? —
„Ob's wohl das Täubchen auch ſo gut
„meynt? — Oja, Käthchen! meynſt's ja mit
„Gürgen auch gut —“

„Freylich! freylich!“ fiel ihr Kunz in die Rede, aber Hanne ließ ſich nicht ſtören. — „Da, Käthchen! nimm das zum
„Angebinde — wenn ich ſterbe, ſollſt Du
„mehr kriegen — alles, Käthchen! was
„ich habe — alles!“

„Biſt Du fertig?“ fragte Kunz —

„Je! laß mich doch, Jakob! — Laß
„mir immer meine Freude! Wer weiß, ob
„ich über's Jahr noch lebe.“

„'s iſt mir doch lieb,“ ſagte Kunz — „daß Du's ſo gut mit meinem Käth-
„chen meynſt — Schade nur! daß noch
„jemand fehlt.“ — Plötzlich zog ſich ſeine Stirne in Falten, und er wurde mit einem

male still. — „Je! wer wäre denn das?“ fragte Hanne, ohne seine Veränderung bemerkt zu haben — „Vater,“ hub Käthchen an — „seyd ruhig! — Weg mit dieser „Runzel! es ist ja mein Geburtstag. — „Wollt Ihr denn Euch und uns die Freu„den dieses Tags durch das traurige An„denken meiner ersten Lebensstunde selbst „vergällen? — Ich bitt' Euch, Vater! „seyd ruhig — dort werdet Ihr diejenige „wiederfinden, die Ihr hier vermißt — „dort lern' ich meine Mutter kennen!“ —

„Ja, Käthchen! Du hast Recht,“ sagte Hanne. — „Nu! laß gut seyn, Jakob! „'s ist nun einmal nicht zu ändern. — „Hatt'st freilich deine Kathrine sehr lieb, „das ist wahr; aber — was kann's hel„fen? — Gieb Dich zufrieden!“

„Muß ich nicht,“ erwiderte Kunz — „wenn ich Euch die Freude nicht verder-

„ben will? — Weißt Du was, Hannel „könnteſt heute einmal die Stelle meiner „Kathrine vertreten“ —

„Je! warum denn nicht? —

„Hab' mirs einmal vorgenommen, den „Tag recht vergnügt zuzubringen. — „Könnten wir wohl einen beßern Zeugen „unſrer Freude haben, als den lieben Gott? „— Und welche Freude kann wohl für „mich größer ſeyn, als wenn ich juſt heute „an dem Tage auch meinem guten Gür„gen ein Geſchenk mache, das ich ihm „ſchon längſt zugedacht habe?“

„Nu!“ fieng Hanne an — „was „wäre denn das?“

„Vater!“ rief Käthchen — „thuts „doch, thuts!“

„Da Gürge!“ ſagte Kunz, indem er ihm das Mädchen gleichſam zuwarf, „nimm

„Sie, wie sie ist, mit Leib und Seele. —
„In zwey Jahren soll Hochzeit seyn —
„Bist Du damit zufrieden?“

„Ja, Vater!“ erwiderte Gürge und küßte ihm dankbar die Hand, „wie könnt'
„ich nicht zufrieden seyn?“

„Alsdann will ich dir's Guth über-
„geben — bis dahin führt Euch hübsch
„ordentlich auf. — Und Du, Hanne!
„bitt' ein paar gute Freunde auf den Abend
„her, mach' ein fein Gerichte und hol' eine
„Flasche Wein aus dem Keller.“

Hanne that's — und so wurde der Tag, an dem Kunz vor sechzehn Jahren Vater und Witwer zugleich wurde, mit einem freundschaftlichen Mahle beschlossen.

Dieß erfuhr der neue Guthsherr, welcher ungefähr seit zwey Jahren nach dem Tode seines Onkels das Guth im Besitz

hatte. Er war ganz das Gegentheil seines würdigen Vorfahrers, dessen Andenken allen seinen Unterthanen unvergeßlich und heilig war. Schon hatte er sich in dieser kurzen Zeit statt Liebe und Zutrauen, allgemeinen Haß und Verachtung zugezogen; denn er war Soldat gewesen, und als dieser schon hatte er seine Untergebenen barbarisch behandelt. Dieß glaubte er nun auch als Gutsherr um so ungestrafter thun zu können, und begegnete seinen Unterthanen grob und ungestüm, forderte Dienste von ihnen, die freyen Bauern nicht zukommen, suchte ihre Rechte zu schmälern und sie zu neuen übermäßigen Frohnen zu zwingen. Schlimmer noch, als dieß, war sein Hang zu Ausschweifungen und dem weiblichen Geschlechte gefährlich. Stolz auf seine Mannheit, und noch mehr auf seine Rechte als Herr und Gebieter, hielt er jedes Mädchen

für verbunden, ihm zu huldigen und ihre Reize freywillig darzubringen; die jungen Weiber ſuchte er zur Untreue gegen ihre Männer zu verleiten, und oft ſchändete er mit Gewalt, was ſeinen unzüchtigen Begünſtigungen länger zu widerſtehen nicht vermochte. Er enthielt ſo gar ſich nicht einmal, ſeiner vortrefflichen Gemahlin dieſe oder jene Liebesavanture zu erzählen, und äußerte öffentlich, daß er die ehemaligen Probenächte deutſcher Bauermädchen wieder einführen wollte.

Obwohl er nun dieſes letztere durchzuſetzen nicht vermochte, ſo ſuchte er doch wenigſtens von den jungen Bauerburſchen, die ſich verheirathen wollten, Geldſummen zu erpreſſen; aber auch dieß gelang ihm nicht, und er übte nun, bald auf dieſe, bald auf jene Art, ſeine Rache an ihnen aus.

Dieſes ſchreckliche Laſter, mit welchem er endlich, da er das Unvermögen ſeines zerrütteten Körpers wahrnahm, auch die Leidenſchaft des Trunkes verband, machte ihn ſchon im achtundzwanzigſten Jahre zum Greiſe. Er lebte ſich und allen Menſchen zur Laſt, quälte und drückte ſeine Unterthanen bis aufs Blut, um ſeinen ſchändlichen Begierden Befriedigung zu ſchaffen, und endete im zweyunddreyſigſten Jahre ſchon ſein gräuelvolles Leben.

Dieſer Mann, von deſſen Leben wir eine kleine Skizze entworfen haben, heirathete im vierundzwanzigſten Jahre ein in der Blüthe ihrer Schönheit ſtehendes Fräulein von guter Familie, aber arm. Nicht ihre Tugend, blos die körperlichen Reize des achtzehnjährigen Mädchens hatten den zügelloſen Wollüſtling ins Auge geſtochen, und waren kaum die Flitterwochen hin-

durch vermögend, ihn von ſeinen Ausſchweifungen zurückzuhalten. Nur zu bald überzeugte ſich die edle Gattin, daß ſie betrogen und all' ihre Bemühungen, ihn auf den Weg der Tugend zurückzuleiten, vergebens waren. Mit mehr als männlicher Standhaftigkeit duldete ſie ihre Leiden — und faſt hätte der Gram über die laſterhafte Lebensart ihres Gemahls ſie unter den erſten Geburtsſchmerzen hingerafft.

Dieſer Augenblick wirkte ſo wenig auf ſein Herz, als der Stammerbe, den Emilie ihm als das Unterpfand ihrer Liebe darbrachte. Dieſer allein gewährte ihr Entſchädigung für ihre Leiden, und mit mütterlicher Sorgfalt war ſie bemüht, ihn fromm und tugendhaft zu erziehen, das ihr um ſo leichter wurde, da der Herr von Halſt ſich gar nicht um die Erziehung ſeines Sohnes kümmerte und bloß auf neue Avan-

turen und Ausführung entehrender Pläne bedacht war.

Wenn Emilie ja einmal es wagte, für einen unschuldigen Bedrängten zu bitten, so mußte sie sich jedesmal den schrecklichsten Behandlungen aussetzen, denn er regalirte sie oft für ihren guten Willen im Angesicht seiner Bedienten mit der Hetzkatzbatsche, weil er es für beleidigend hielt, wenn sich die Frau in die Geschäfte des Hausherrn mischte; wer ihr beystehen und ihn zurückhalten wollte, hatte gleiches Schicksal.

Dieser in aller Rücksicht gefährliche Mann, der jedes Mädchen auf allen Tritten und Schritten verfolgte, hatte auch auf Käthchen sein Augenmerk gerichtet, und Görge hatte an ihm den gefährlichsten Gegner. Zwar traute er seinem Käthchen

keine ſchlechte Handlung zu; allein, da er von dem, was er an ihrem Geburtstage erſt erfuhr, zur Zeit noch mit Gewißheit nicht überzeugt war, und des Herrn von Halſt Ausſchweifungen zu gut kannte, ſo konnte man's ihm nicht verdenken, wenn er für ihre Tugend fürchtete. Täglich beſuchte der Herr von Halſt den biedern Kunz, gemeiniglich aber kam er des Tages drey bis viermal wieder, wenn er wußte, daß Kunz nicht zu Haus und Käthchen allein war. Oft war ihm Gürge im Wege, und eben ſo oft fand er Gelegenheit, ihn ſich vom Halſe zu ſchaffen — oft ſogar wagte er's, ihn mit Geld beſtechen und ſich eine glückliche Viertelſtunde mit Käthchen erkaufen zu wollen; aber dann ſtand Gürge allemal auf dem Point, das äußerſte zu wagen und ſich ſeines Hausrechts zu bedienen, wenn er ihn in Güte nicht fortgebracht hätte. So kühn auch ſonſt dieſer Venus-

ordens-

ordensritter war, so fürchtete er sich doch vor einer Portion Schläge mehr, als das Kind vor der Ruthe, nicht aus Scham und Ehrgeiz, sondern weil er a priori einsah, daß die Hand eines zwanzigjährigen Bauernburschen schwerer auffallen mußte, als die Ruthe, die er doch zuweilen in seiner Kindheit genossen zu haben sich erinnerte, und also seinem hochadlichen Rücken auf keinen Fall behaglich seyn könnte.

Ob er gleich Soldat gewesen und von Person größer war, als Gürge, so würde er dennoch den Kürzern gezogen haben, weil seiner halbmorschen Hütte bereits der Einsturz zu drohen begann, und Gürge vor ihm stand, wie eine Eiche. Dagegen that sich der Herr von Halst nicht wenig darauf zu gute, diesem Bauerntölpel, — wie er Gürgen zu nennen pflegte, — an Ränkeschmieden und Rache ausüben überlegen

zu ſeyn. Daher nahm er, als er erfuhr, daß dieſer blühende Jüngling wirklich Kunzens Eidam werden ſollte, ſeine Maaßregeln und gieng mit ſich zu Rathe, was er zu thun habe, um ſich an Gürgen zu rächen.

Er wußte, daß mehrere junge Burſche ſich vergebens um Käthchen beworben hatten und aus dieſer Urſache dem guten Gürgen nicht gewogen waren; daher glaubte er, ſein Müthchen nicht beſſer an ihm kühlen zu können, als wenn er die erbitterten Gemüther der zurückgewieſenen Brautwerber noch mehr wider den unſchuldigen Jüngling anfeuerte und ihnen Einſchläge gäb, dieſen auf irgend eine Art zu ſtürzen. Er machte alſo ſelbſt ein Komplot wider Gürgen, das wenigſtens dahin abzweckte, Käthchen nicht anders, als von ihm und ſeinen Verbündeten geſchändet,

ihrem Verlobten zu überlassen. In dieser Absicht mußten sie, gemeiniglich am Sonntage, Gelegenheit suchen, sich an Gürgen zu reiben und Händel mit ihm anzufangen; aber lange blieb ihre Bemühung fruchtlos, denn Gürge war kein Freund von Zänkereyen und wußte ihnen immer auszuweichen. Allein die schadenfrohen Buben wurden nicht müde, ihn zu necken, und aufgemuntert durch die Versprechungen ihres Rache schäumenden Anführers und Beschützers, wußten sie ihre Rollen so gut zu spielen, daß es dem braven Gürgen unmöglich war, der Falle zu entgehn.

Ebenfalls an einem Sonntage, als nach geendigtem Gottesdienste die jungen Leute in der Schenke zusammenkamen, gesellte sich der Herr von Halst, der seit kurzem einige seiner Unterthanen glimpflich zu behandeln und sogar den Heiligen zu

machen schien, zu ihnen und zwar sehr gnädig und herablassend gegen sie; auch Gürge mußte sich zu ihm setzen, und den Erzählungen seiner Genieſtreiche Gehör geben. Dieß geschah mehreremal hinter einander und Gürge faßte nicht den mindesten Argwohn, um so weniger, da er sah, daß sich alle artiger und freundschaftlicher gegen ihn betrugen. Auf diese Art machten sie ihn sicher, und Gürge staunte nicht wenig, als das Ungewitter einbrach, das schon seit mehrern Wochen sich über seinem Haupte aufgethürmt hatte.

Alles saß still und ruhig und hörte den Erzählungen des Herrn von Halst aufmerksam zu, als dieser mit einemmale in die Tasche griff und seine Schnupftabaksdose vermißte. Dieß erregte Aufstand; man suchte überall, und nirgends fand man sie. Der Herr von Halst sprach von Diebe-

reyen — und der Wirth, der sich nicht wenig beleidigt fand daß in seinem Hause Betrüger und Spitzbuben aus- und eingiengen, verschloß die Thüre und drang auf Visitation. Alle waren es zufrieden, denn jeder brüstete sich mit seiner Unschuld, und keiner konnte dieß mit mehrerm Rechte thun, als Gürge — und eben dieser unbescholtene Jüngling war es, bey dem man, ganz wider des Wirths Vermuthen, der ein braver Mann und Gürgens Freund war, die Schnupftabaksdose fand. Wie vom Donner gerührt stand er unter lauter Schurkengesichtern und war nicht fähig ein Wort zu seiner Vertheidigung aufzubringen, denn er wurde bald überstimmt. Oft schon war er der Gegenstand ihres Muthwillens gewesen — jetzt aber wußte er nicht, wie ihm geschah, als die ganze Rotte über ihn herfiel und ihn todtzuschmeissen drohte; nur die Zuredungen des Herrn

von Halst, die so, wie der ganze Verlauf, eine gekartete Sache waren, konnten sie besänftigen. Er schwur, die Sache zu untersuchen, ließ Gürgen arretiren und in den Thurn werfen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieser Vorfall von Hause zu Hause, und Käthchen sank vor Schrecken zur Erde nieder, als sie das traurige Schicksal ihres Geliebten erfuhr. Ihn zu retten, war dem schwachen Mädchen unmöglich, wenn sie nicht Ehre und Tugend dem adelichen Wollüstling Preiß geben wollte; sie berathschlagte daher mit Hannen, und das Resultat fiel dahin aus, die Rettung des schuldlosen Jünglings Vater Kunzen allein zu überlassen. Dieser kam erst spät in der Nacht zurück und wunderte sich, daß Gürge ihm nicht sogleich entgegen kam und Käthchen und Hanne eine so außerordentliche Freude über

seine Zurückkunft bezeugten, daß sie sich nicht enthalten konnten, sogleich mit der Erzählung herauszuplatzen, ehe noch Kunz in die Stube trat.

Er wollte fluchen; aber da er in dieser Kunst unwissend war, so mislang es ihm auch diesmal und er sagte: „Laßt's „gut seyn, Kinder! Gürge soll gerechtfertiget werden.“ Mit diesem Gedanken legte er sich nieder; aber weder er, noch Hanne und Käthchen konnten ein Auge zuthun. Kunzens Geist beschäftigte sich mit dem, was er dem Guthsherrn und zu Gürgens Vertheidigung, der in seinen Augen nicht anders, als schuldlos seyn konnte, vorbringen wollte; Hanne machte sich wunderliche Gedanken, und Käthchen war zu sehr für ihren Geliebten besorgt, als daß sie nur einen Augenblick hätte schlafen können. Der Schandfleck, der ihr und ihrer

Familie dadurch angehängt worden war, schien ihr unvertilgbar, denn sie konnte sich's gar nicht denken, daß Gürge sich so weit vergessen haben sollte; aber auch eben so wenig stieß ihr der Gedanke auf, daß er fälschlich beschuldigt seyn könnte.

Einige Tage vergiengen, ehe Kunz im Stande war, mit dem Herrn von Halst zu sprechen, denn dieser ließ sich entweder vor ihm verläugnen, oder suchte ihm auf eine andere Art auszuweichen, um wenigstens ihm einen Possen zu spielen, und Gürgen, wie er sich auszudrücken pflegte, kirre zu machen. Zuweilen ließ er ihn vor sich kommen und versprach ihm seine Freyheit, wenn er ihm eine geheime Unterredung mit Käthchen verschaffte; allein Gürge weigerte sich ein für allemal, seine Freyheit unter dieser schändlichen Bedingung anzunehmen, forderte sein Recht und drohte ihm,

ihm, höhern Orts Genugthuung zu suchen. Dadurch machte der unerschrockene Jüngling sein Schicksal nur noch härter, denn sein Peiniger ließ ihn für seine hartnäckige Weigerung bey Wasser und Brod, an Ketten geschlossen, im Kerker schmachten und sogar mit Ruthen peitschen; aber Gürge blieb standhaft, und so hart und schrecklich seine Lage war, so erwartete er doch ganz ruhig den Ausgang der Sache.

Endlich erschien sein Retter, der ädle Kunz. — Mit der ruhigen und unerschrokkenen Mine eines rechtschaffenen Mannes stand er vor dem adelichen Tyrannen, der den durchdringenden Blick seines Gegners zu erwiedern nicht vermochte, stellte ihm das Ungerechte und Unmenschliche seiner Handlungen vor, forderte, in Ermangelung mehrerer Beweise wider Gürgen, Genugthuung, und schwur, im Fall der Hert

von Halst sich entbrechen sollte, diesen los zu geben, die Sache ohne dem mindesten Anstand dem Fürsten unmittelbar vorzustellen.

Bei dieser Drohung entsank dem Wollust athmenden Barbaren der Muth; denn er wußte wohl, daß er an Kunzen einen Gegner hatte, der seine Sache durchsetzen konnte. Er bat um Verzeihung und versprach, unter der Bedingung, daß Kunz ihm das einzige Opfer, die Unschuld seines Kindes, freywillig darbringen sollte, alles zu vergessen und Gürgen seines Arrests sogleich zu entlassen. Aber damit war Kunz nicht allein nicht zufrieden — denn die innere Ruhe seines Herzens, in Verbindung mit Gürgens unbescholtener Aufführung so wohl, als mit den empörenden Anmuthungen des Herrn von Halst und dem Betragen einiger jungen Bursche, die

auf Käthchen Absicht gehabt hatten, sagten ihm, daß Görge schuldlos war — sondern er verlangte auch noch Abbitte, Ehrenerklärung und völlige Schadloshaltung. Mit vieler Mühe gelang es ihm, seinen gerechten Unwillen über diese schändlichen Aeusserungen des verworfnen Edelmanns auf einen Augenblick zu unterdrücken. — „Ist „das Ihr Ernst, gnädiger Herr?“ fragte er, und sah ihn dabey hart an.

„Glaubt Ihr, daß ich Spaß treibe?“ erwiderte dieser. „Wenn Ihr Euch in der „Güte nicht dazu bequemt, so hab' ich „auch noch Mittel“ —

„Nun, so mag er in Gottes Namen „sitzen;“ — sagte Kunz und knirschte mit den Zähnen — „aber denken Sie an „Kunz,“ und hiermit ging er zur Thüre hinaus.

Anfangs wollte der Herr von Halst über dieſe Drohung lachen; als er ſich aber die Sache reiflicher überlegte und wohl einſah, daß ſie für ihn übel ablaufen könnte, ließ er ſogleich den Richter des Dorfs vor ſich kommen und befahl' ihm, Gürgen frey zu laſſen. Jedoch um ſeine Rache möglichſt zu vollenden, ſchrieb er noch in demſelben Augenblicke an den Kapitän Z... bey dem in der nächſten Garniſon ſtehenden Regimente, und veranſtaltete ein Kommando, das Morgens darauf, Gürgen als Rekruten abzuholen, ankam.

„Auch das iſt ein Meiſterſtück unſers „gnädigen Herrn," ſagte Kunz mit bedeutender Mine zu dem kommandirenden Korporal und wunderte ſich über die zahlreiche Menge der ihm folgenden Kriegsknechte. — „Hat man vielleicht Unrath „vermuthet und die Sache hierdurch zu

„unterdrücken gedacht, so hat man sich stark „geirrt.“ — Mit diesen Worten führte er den Korporal in die Stube, in welcher Gürge war, und kündigte diesem seine neue Laufbahn an.

Gürge wollte darüber erschrecken, aber er faßte sich und sagte: „Gott im Him„mel! treibt man das Spiel so weit?“

„Ruhig, Gürge!“ erwiderte Kunz — „es ist Befehl des Fürsten und Gottes Wille. „Folge den Führungen Deines Schicksals — „es wird alles gut gehn.“

„Meynt Ihr das, Vater? — Aber „was wird Käthchen sagen?“

„Was Weiber unter solchen Umständen „gemeiniglich zu sagen pflegen. Jetzt mach', „daß Du fortkömmst, ehe das Weibs„volk nach Hause kommt, sonst wird der

„Abſchied noch ſchwerer, und das Gewiſ„ſele nimmt kein Ende.“ — Mit dieſen Worten fiel er ihm um den Hals und ertheilte ihm ſeinen väterlichen Segen — und Gürge folgte dem Korporal ſtill und gelaſſen, ohne ein Wort zu reden, in die Garniſon.

1906. 11242

Kabalen

des

Schicksals.

Zweytes Bändchen.

Leipzig,
in der von Kleefeldschen Buchhandlung.
1798.

V...
Biblioth. Regia
Berolinenſi

1.

Herrmann und Mariane.

Fortsetzung.

Nicht ahndend das Ungewitter, das über seinem Haupte sich aufthürmte, genoß Herrmann im Hause seiner Eltern eine glückliche Ruhe, und wähnte, fast schon am Ziele zu seyn, nach dem er strebte. Gleich nach seiner Ankunft in seiner geliebten Vaterstadt gelang es ihm, in den angesehensten Familien bekannt und als Hauslehrer angestellt zu werden. Hier bemühte er sich mit allem Eifer eines rechtschaffenen Mannes, seinen Pflichten nachzukommen; in der strengen Beobachtung derselben suchte er sich für den Kummer zu entschädigen, den ihm die Trennung von der Göttin seines Her-

zens verursachte, und fand wenigstens darinnen Befriedigung, wöchentlich einmal an sie zu schreiben, sie in den zärtlichsten Ausdrücken seiner Liebe zu versichern, und zur Geduld und Standhaftigkeit Marianens empfindsames Herz zu ermahnen.

Wie glücklich fühlte sich der edle Jüngling, wenn er an sein Mädchen dachte — wenn er die seligen Augenblicke sich ins Gedächtniß zurück rufte, die ihm in ihren Umarmungen entflohen waren. — Wie über alles glücklich dünkte er sich dann, wenn er den Zeitpunkt sich dachte, der ihn in den Stand setzen würde, sich für die brennende Liebe seiner Huldin dankbar zu bezeigen. Ach! schon träumte er sich himmlische Tage, — träumte sich glücklich als Seelsorger einer Gemeinde, die ihn liebte — glücklich als Gatte an der Seite einer liebenswürdigen tugendhaften Gattin — glücklich als Vater

wohlgezogener Kinder. — Oft ſchon ſah er ſich ſelbſt im feſtlichen Ornate vom Predigtſtuhl herab zu ſeinen Beichtkindern reden, wie zu ſeinen Freunden, die es nicht wagten, ihn durch das mindeſte Geräuſch zu ſtören — ſah ſich dann, nach vollendeten Geſchäften, im häuslichen Zirkel umringt von Weib und Kindern, und durch ihre Liebkoſungen belohnt für die Bürde ſeines Tagwerks. — In dieſem ſüßen Wahne entfloh ihm manche Stunde, in der er allein war; ſeine letzte Arbeit am Abend eines jeden Tages war eine ſtrenge Prüfung ſeiner Handlungen, die er damit beſchloß, ſie niederzuſchreiben, um ſie am Schluſſe der Woche ſeiner Huldin mittheilen zu können. Dieß befolgte er pünktlich; aber umſonſt hoffte der zärtliche Jüngling auf Antwort — und das Außenbleiben derſelben ließ ihn fürchterliche Dinge ahnden.

So verſchwanden Wochen und Monate.

Er glaubte sich getäuscht, und unwillkührlich nannten seine Lippen Marianen eine Treulose, eine Heuchlerin; aber sein Herz sprach sie frey. — Vielleicht waren seine Briefe in unrechte Hände gekommen, aufgefangen und ihrem Vater hinterbracht worden — vielleicht hatte dieser hartherzige Mann seine Tochter von neuem eingekerkert, wohl gar für ihr Verbrechen gezüchtigt — vielleicht schmachtete — denn er kannte die aufbrausende Hitze ihres Vaters — die unschuldig Leidende — doch nein! — weg mit diesem Gedanken! — Ihn ganz auszudenken, war sein Geist nicht fähig, sein Herz überzeugte ihn eines andern — nicht aber eines bessern? — Wars nicht eben so schlimm, wenn das liebende Mädchen im elterlichen Hause mit Argusaugen bewacht wurde, und niemandem, als den vier Wänden, ihr Leid klagen konnte? — Ohne Vater, oder Mutter durfte sie nicht aus dem Hause, eins von beiden war immer an ihrer

Seite; die Besuche ihrer Freundinnen konnte sie nur selten und nicht anders, als in Begleitung der Mutter, erwiedern. Die Mädchen der Nachbarschaft, die es mit ihr gut meinten, bemitleideten sie, die übrigen hingegen triumphirten über die unschuldige Dulderin, und meinten, sie hätte diese Behandlung verdient.

Ob dieß der Fall würklich war und Herrmann sich in seinen Muthmaaßungen hintergieng, lassen wir jezt an seinen Ort gestellt seyn. Vergebens hoffte der ungeduldige Liebhaber auf Nachricht von Marianen; und seine akademischen Freunde, die er mit Briefen überschwemmte, waren nicht im Stande, seinen Nachfragen befriedigende Antwort zu geben; keiner wollte sie gesehen haben, und immer berufte sich einer auf den andern. Der Zustand seiner Seele war traurig; niemandem konnte er das Geheimniß seines Herzens

vertrauen, wenn er sich nicht einem derben Verweise von seinem Vater aussetzen, oder in den Verdacht gerathen wollte, seine Pflichten verletzt und die Bildung der ihm anvertrauten Zöglinge um einer so unzeitigen Leidenschaft willen vernachläßiget zu haben. In sich selbst verschloß er seinen Kummer, und hoffte auf eine günstigere Gelegenheit, sich seinen Eltern zu entdecken. Sie trat bald ein.

Schneller, als es bey den Kandidaten des Predigtamtes gewöhnlich der Fall ist, näherte sich Herrmann der Erfüllung seiner Wünsche. In Z..., einem nicht weit von der Stadt entlegenen Dörfchen, starb der Geistliche des Orts, und mehr als vierzig Kandidaten meldeten sich zu der vakant gewordenen Predigerstelle; aber wenige nur wurden zur Probe zugelassen und unter diesen war Herrmann der Reihe nach der letzte. Mehr, als alle Vorsprache, woran es ihm so wenig fehlte,

als den andern, empfahl sich der junge Volkslehrer durch sein gesittetes einnehmendes Betragen, und eine glückliche Ausführung seiner Kanzelrede, die auf die Herzen der Kirchenpatrone und der Gemeinden gleichen Eindruck gemacht hatte; einstimmig sicherte man ihm noch an demselben Tage, mit Zufriedenheit aller Anwesenden, die erledigte Predigerstelle zu.

Mit welchem Uebermaaß von Freude Herrmann in seine Wohnung zurück kehrte, läßt sich nur denken, aber nicht beschreiben. Spät am Abend kam er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals und weinte Thränen der Freude am Busen seiner Mutter. »Gebt mir euern Segen!« sagte er, als er zur Thüre hineinstürzte — »euer Karl hat gesiegt.« — Für Freuden außer sich drückte ihn der Vater ans Herz, und die Mutter setzte sich neben ihm und that in einer Minute hundert Fragen an ihn, deren er keine unbeantwortet

ließ. Spät bis in die Nacht saß er an ihrer Seite und fühlte sich glücklich; denn er sah sich nunmehr in den Stand gesetzt, seine Schwüre zu erfüllen und seinen vortrefflichen Eltern, vom zärtlichsten Gefühl der Dankbarkeit erfüllt, jede schlaflose Nacht, die sie um seinetwillen gehabt hatten, jede Sorge und Mühe zehnfach zu lohnen. »Vater!« sagte er — »nun ist die Reihe an mir, für euch zu sorgen und euch den Rest eures Lebens angenehm zu machen. Verlaßt euern Dienst, folgt mir in die Wohnung, die sich mir öffnet, helft mir meine Wirthschaft einrichten, und steht mir mit Rath und That bey.« Unter diesen und andern Gesprächen, welche bloß seine neue Einrichtung zum Grunde hatten und lediglich auf das Glück seines Lebens abzweckten, fand er auch Gelegenheit, seinen Eltern seine Liebe zu Marianen zu gestehen und sie durch Auseinandersetzung ihrer Reize auf ihre zukünftige Schwiegertochter

aufmerksam und begierig zu machen. »Heirathen,« sagte der Vater — »ist ein Griff in den Glückstopf. Wenn dein Mädchen wirklich so ist, wie du sie mir schildertest: so zweifle ich gar nicht an der Vollkommenheit deines Glücks; ein braves Weib ist eine Zierde des Hauses, und ohne sie kann die Wirthschaft nicht bestehen. Was würde dirs helfen, wenn du alles vollauf hättest, und diejenige, die du zur Gefährtin deines Lebens dir wähltest, entspräche nicht deiner Erwartung; mithin sey vorsichtig! handle als Mann und wähle nach deinem Herzen — dieß ist der Rath, den ich dir als Vater geben kann.« — Mit diesen Worten endigte sich die Unterredung, und froher, als jemals, verließ Herrmann das Haus seiner Eltern und kam um Mitternacht erst in seiner Wohnung an.

Seit langer Zeit hatte der gute Jüngling dem kommenden Morgen nicht so sanft ent-

gegen geschlummert, als dießmal. Gott und Mariane waren sein erster Gedanke, als er erwachte, und ein Brief an Mariannens Vater sein erstes Geschäfft. Der Inhalt dieses Briefs war eine kurze Erzählung seines Glücks und Ansuchung um die Hand seines Mädchens. Nach Beendigung desselben gieng er zum Frühstück herab, das er gewöhnlich bey seinem Principal einzunehmen pflegte, dankte für die genossenen Wohlthaten, und bat um seinen Abschied, den man ihm ohnweigerlich ertheilte und mit einem ansehnlichen Geschenk begleitete.

Zufriedener, als bisher, war sein Herz, ruhiger blickte sein Auge umher und rascher war sein Gang. So näherte er sich mit jedem Tage der priesterlichen Einkleidung, beschäfftigte sich theils mit seiner häuslichen Einrichtung für die Zukunft, theils mit dem Gedanken: seinem Amte würdig vorzustehen,

nach Kräften wohlzuthun und ſich bey den ihm anvertrauten Gemeinden beliebt zu machen — und ahndete nicht den ſchrecklichen Augenblick, der ihn zu Boden ſtürzen ſollte. Acht Tage vor der beſtimmten Einſegnung erhielt er einen Brief, und mit zitternder Hand erbrach er denſelben; er war von Marianens Vater, und folgendes Inhalts:

»Mein Herr!

»Sein Brief hat uns in Staunen geſetzt;
»Wir Wiſſen nicht, was Wir denken ſollen.
»Unſere Tochter, das ungerathene Kind iſt
»ſchon ſeit einigen Wochen nicht mehr im
»Hauſe Gott Weiß, Wo ſie iſt Er Wirds
»Wohl am beſten Wiſſen Wo ſie iſt Alles
»Nachfragens ohngeachtet Wiſſen Wir nicht
»Wo ſie iſt Wenn ſie ſich nur kein Leids
»gethan hat Denn Sie iſt Schwanger und
»daß Ers nur weiß Er iſt Vater zum Kinde
»hätte Sies beſſer gemacht Brauchte Sie

» nicht herumzulaufen wie ein verirrtes Schaaf
» weil Er aber doch noch so rechtschaffen denkt
» so Will ichs ihm vergeben Wenn sie nach
» Hause kommt kann Er meinethalben die Kuh
» mit samt dem Kalbe kriegen, denn Wer eine
» Pfarre hat, der hat auch Brod dazu aber
» ohne eine terbe Lexion Wirds nicht abge-
» hen übrigens Wünsche ich Gottes Segen zu
» Seinen vorhaben und verbleibe Zeitlebens

» Sein

» Wohlaffexionirter
» Mstr. Härtling. «

Welch ein Donnerschlag für den getäuschten Herrmann! — Sprachlos sank er in der Lehnstuhl, und lag einige Minuten in einer sinnlosen Betäubung; fürchterlich war sein Erwachen. Vom Gipfel des Glücks, den er schon erreicht zu haben wähnte, sah er sich nun mit einmal hinabgeschleudert in den tiefsten Abgrund des Unglücks, und ohne Rettung

verloren. Gott! sagte er mit einem wilden verzweiflungsvollen Blicke — womit hab' ich diesen Zorn verdient? — Mariane schwanger? — Nicht mehr im väterlichen Hause? — Gott weiß, wo sie ist — Ich Vater zum Kinde? — Ha! warum schufst du mir Liebe ins Herz? — Unerforschlicher! warum liessest du mich die Macht der Liebe in ihrem ganzen Umfange fühlen? — Warum mich genießen, was mir Gift werden mußte? — In dieser schrecklichen Lage ergriff er Huth und Stock, eilte heraus ins Freye, seinem Herzen Luft zu schaffen, aber umsonst! — Der Tag neigte sich, und er kehrte in dem nämlichen Zustande zurück; Vater und Mutter staunten über die jähe Veränderung ihres Sohnes, über diesen schnellen Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Traurigkeit, wagten es aber nicht, ihn um die Ursache zu fragen; denn sie vermutheten sich nicht, daß es so etwas Schlimmes seyn

könnte, was ihren Sohn in diese Lage versetzt hatte. Sie legten sich zur Ruhe; beschlossen, den Morgen abzuwarten, und zu sehen, ob vielleicht ein erquickender Schlaf ihn von seiner Krankheit geheilt haben würde; aber Herrmann konnte nicht schlafen. Wie ein Thörichter gieng er die halbe Nacht hindurch im Zimmer auf und nieder, sprach mit sich selbst, und sank endlich aus bloßer Mattigkeit auf dem Lehnstuhl in einen unruhigen, von fürchterlichen Träumen unterbrochenen Schlaf, aus dem er nach wenig Stunden wieder erwachte, ohne die mindeste Erquickung genossen zu haben. »Ist dir wieder besser, mein Sohn?« fieng die Mutter beym Frühstück an — »du warst gestern mißvergnügt und hast diese Nacht sehr unruhig geschlafen.« —

Leider! erwiederte Herrmann, und wußte nicht, ob er reden, oder schweigen sollte.

»Es ist dir doch nichts Böses begegnet?«

Ach

Ach Mutter! antwortete Herrmann, und drückte ihr ängstlich die Hand — das Uebel ist nur zu groß, als daß ichs euch beschreiben könnte. Da, leset! — Mit diesen Worten gab er ihr den Brief und hörte noch einmal den Inhalt desselben mit scheinbarer aber verzweiflungsvoller Standhaftigkeit an. »Sieh her, sagte der Vater, las und — staunte, und nachdem er gelesen hatte, sagte er: Karl! was hast du gethan? — und: Vater! — war alles, was Herrmann erwiedern konnte. — »Konntest du nicht besser auf deiner Huth seyn? — Bist du nicht selbst an deinem Unglücke Schuld? — Kannst du wohl den Dienst antreten, wenns ruchbar wird? — Und wenn's auch nicht an Tag käme, willst du es bey dir selbst verantworten können, das Mädchen unglücklich gemacht zu haben?« — O Vater! antwortete Herrmann — ihr solltet nur das Mädchen kennen« —

»Deſto ſchlimmer, wenn das Mädchen ſchön und tugendhaft iſt.«

Das iſt ſie! — bey Gott, Vater, das iſt ſie — aber ihr kennt die Macht der Liebe nicht. — Alle Philoſophie, alle Grundſätze der Religion ſind ohnmächtig gegen die Gewalt einer Leidenſchaft, die —

»Schweig! — du haſt geſündigt und biſt mit gutem Gewiſſen nicht fähig, den Poſten zu bekleiden, zu dem du beſtimmt wareſt. Willſt du rechtſchaffen handeln, ſo renunzire ſelbſt; ſuche die Unglückliche auf und gieb der Waiſe einen Vater — denn mit der Pfarre iſts nun einmal vorbey.

So gern auch der Vater, der in der That rechtſchaffen dachte, den Fehler verſchwiegen und ſeinen Sohn verſorgt geſehen hätte, ſo war es doch nicht möglich; durch eine unvermuthete gefährliche Krankheit ſuchte er die prieſterliche Einkleidung zu ver

schieben, ja segar durch vorgebliche Vergrößerung derselben ganz abzuwenden; allein eine neue unerwartete Szene. überhob ihn dieser Mühe.

Einige Tage nach diesem Vorfalle, seit welchem sich Herrmann nicht einmal am Fenster sehen ließ, sondern zum Schein sogar das Bett hütete, klopfte es noch Abends spät an der Hausthüre. Die Mutter gieng heraus, zu sehen, wer draußen sey, und als sie die Thüre geöffnet hatte, stand ein Mädchen vor ihr im Gewande der Unschuld, und wagte es kaum, den Mund aufzuthun. Mit zitternder Stimme fragte sie nach der Wohnung des jungen Herrmanns, und wurde sogleich, ohne das mindeste Geräusch, von der Mutter in die Stube geführt. Gott! rief Herrmann bey ihrem Anblicke, und mit tief zur Erde gesenkten Blicken stand Marie vor ihm, und wagte es nicht, ihm ins Ge-

ſicht zu ſehen. — Mariane! fieng dann Herrmann wieder im gemäßigtern aber ſchmerzlichen Tone an — warum gab dir die Natur der Reize ſo viel, daß es uns unmöglich war, den Ergießungen unſerer Herzen zu widerſtehen, und uns ſelbſt ins Unglück zu ſtürzen? — Ins Unglück! wiederholte Mariane, daß es Vater und Mutter zu Herzen drang, und ſie, anſtatt ihr Vorwürfe zu machen, in Thränen ausbrachen. Thränen floſſen unaufhaltſam über die glühenden Wangen des liebenden Mädchens und an Herrmanns Buſen verſuchte es die Leidende, ihren Jammer auszuweinen. Tödtend war für die gefühlvolle weibliche Seele der Schlag, den der Brief ihres tyranniſchen Vaters dem glücklich ſich träumenden Geliebten verſetzt hatte, und von den Strapatzen der Reiſe zu ſehr abgemattet, fiel Mariane unter den heftigſten Zuckungen in eine tödtende Krankheit. Schonet der Un-

glücklichen! sagte Herrmann, seht ihr nicht die Bürde, die sie unter ihrem Herzen trägt? — Alles war um die Leidende beschäfftigt, aber nichts konnte ihre Schmerzen, die Vorbothen einer baldigen Entbindung, lindern; man rufte den Arzt und dieser befahl, augenblicklich die Wehemutter herbeyzuholen, ohne deren Hülfe sie vielleicht unter den Geburtsschmerzen hätte erliegen müssen; denn die starken Bewegungen einer ununterbrochenen Fußreise und die heftigen Erschütterungen, welche der Anblick des Geliebten und der unartige Brief ihres Vaters ihr verursachten, beschleunigten ihre Niederkunft. Die Natur siegte, und Mariane gebar einen liebenswürdigen Knaben, ganz das Ebenbild seines Vaters, der ihn im heißesten Gefühl von Freude und Schmerz an seinen Busen drückte.

Welch ein Glück ist es, Vater zu seyn — wie unaussprechlich groß ist die Freude,

Kinder zu haben, und sich in ihnen verjüngt zu sehen. Kinder sind ein Geschenk des Himmels — und der ärmste Taglöhner genießt dieses Glück oft in einem weit höhern Grade, als der reichste und vornehmste im Staate, der, weil er reich und vornehm ist, in seinem Herzen das Gegentheil behauptet, und seinem Silbergötzen ein Opfer zu bringen, die Früchte seines thierischen Instinkts der Pflege und Wartung fremder Personen für ein geringes Jahrgeld überläßt.

Auch unser Herrmann fühlte dieses Glück im höchsten Grade und vergaß auf einige Augenblicke sein Schicksal; aber — gern werden es meine Leser ihm verzeihen, wenn er im heftigsten Ausbruche des Schmerzens den Knaben von sich warf, und, im fürchterlichen Nachdenken vertieft, das Loos dieses Kindes sich dachte, das, rein und schuldlos,

wie ein Engel Gottes, beym Eintritt auf die groſse Bühne der Menſchheit, vom Jammer und Elend verfolgt wurde, und, an den Brüſten ſeiner Mutter genährt, heranwachſen ſollte, zu fluchen dem Urheber ſeines Daſeyns, das er ihm im Taumel der Wolluſt gab — wenn er ſich dachte: Vater zu ſeyn, und nicht zu wiſſen, woher Brod nehmen für Weib und Kind? — ha! da ſchwindelte ihm der Kopf. — Im ſchrecklichſten Kampfe zwiſchen Freude und Schmerz verdammte er bald die ſeligen Augenblicke, die ihm, von den Armen der Liebe umſchlungen, an Marianens Seite entflohen waren, und ſchalt ſich ſelbſt einen an Gott und Menſchen undankbaren Sünder — bald ſtürzte er über das Bette hin, auf dem Mariane ruhte, ergriff ihre Hand, benetzte ſie mit Thränen, und bat um Vergebung, und ein einziger Blick aus ihrem blauen ſchmachtenden Auge machte ihm allen ſeinen Jammer vergeſſen.

Das Kommen und Gehen des Arztes und der Wehemutter im Herrmannischen Hause machte nicht wenig Aufsehen; wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Geschichte von Haus zu Hause, und wurde bald das allgemeine Stadtgespräch. Da die Mutter viel gelitten hatte, und das Kind schwach war, eilte man mit der Taufhandlung, und vollzog sie Tags darauf in aller Stille und mit möglichster Ersparniß; doch erholten sich beyde, und Mariane war nach vier Wochen in den Stand gesetzt, ihren Kirchgang zu halten.

Freywillig that nun Herrmann auf jede Versorgung im geistlichen Fache Verzicht, und war unschlüssig, ob er eine neue Laufbahn beginnen und die Universität zum zweytenmale besuchen, oder sogleich um eine weltliche Bedienung anhalten sollte. Die Verbindung mit Marianen schien ihm nothwendig; aber in seiner Vaterstadt zu bleiben, war ihm

unmöglich. Er beschloß daher, gleich nach der Trauung, die in aller Stille vollzogen wurde, mit Weib und Kind zu seinen Schwiegereltern zu reisen, den beleidigten Vater fußfällig um Verzeihung zu bitten und sich durch seiner Hände Arbeit Unterhalt zu suchen, wenn es auch nur kümmerlich wäre; doch hielt er es für rathsam, Marianens Eltern vorher davon zu benachrichtigen und um eine glimpfliche Aufnahme zu bitten. Wie diese erfolgte, wird die Zukunft lehren; wir wollen indeß unsere neuen Eheleutchen ihre Habseligkeiten zusammen packen und reisen lassen, und sehen, wie es einstweilen im Härtlingischen Hause hergieng.

Bald nach Marianens Entweichung geriethen Mstr. Härtling und seine liebe Hausehre mit ihrer Tochter, der Sekretärin, in Uneinigkeit; denn sie glaubten, ihre jüngere Tochter besser aufgehoben zu haben, als in ihrem

eigenen Hause. Sie giengen von dieser Zeit an nicht mehr zu ihnen, und besonders der Vater hegte einen solchen Groll wider Tochter und Schwiegersohn, daß er schwur, sich nicht eher mit ihnen wieder auszusöhnen, als bis sein verlornes Kind wieder herbeygeschafft seyn würde. Fast schien es, als sollte dieser Groll ewig dauern; denn alle Bemühungen, alle Nachforschungen waren fruchtlos, und niemand wollte die Flüchtige gesehen haben; selbst die öffentlichen Blätter waren nicht vermögend, sie auszukundschaften und in die väterliche Wohnung zurückzuführen. Wie oft es Mstr. Härtling hereute, sein eigenes Kind so gemißhandelt und im ersten Anfall der Hitze verstoßen zu haben, läßt sich leicht denken, wenn man nicht alles menschliche Gefühl ihm abspricht, und seine Handlung bloß auf Rechnung seines koleriſchen Temperaments schreibt, das ihn oft auf unrechte Wege leitete, von denen er aber sogleich

wieder umkehrte, wenn sich die Hitze gelegt und der Verstand in seine Schranken wieder eingetreten war.

So roh und unausgebildet auch sonst der Vater unserer Geschichtsheldin war — denn er war von niederem Herkommen und auf dem Lande erzogen, wo er kaum bis in sein zwölftes Jahr einigen Unterricht genossen hatte — so war doch sein Herz nicht ganz für alle Gefühle unempfänglich. Er liebte Weib und Kinder; aber es war ihm nicht gegeben, es durch Schmeicheleyen und Liebkosungen zu äußern, denn seine Denkart war rauh und wild. Gesund und stark gieng er unabläßig seiner Handthierung nach, beobachtete übrigens alle Pflichten als Mensch, bekümmerte sich aber um die Erziehung und moralische Ausbildung seiner Kinder so wenig, daß ihn viele seiner Zeitgenossen einen Mann ohne Religion nannten. Aber er war nichts we-

niger als dieß; vielmehr war er in seinen Religionsgrundsätzen pikot; ein Feind aller Neuerungen hieng er mit ganzer Seele an den Lehren des Aberglaubens, unterhielt sich gern mit jedem, der ihm nicht widersprach, und nahm nur selten und dann auch nur von solchen Personen Belehrung an, die es seiner Meinung nach besser verstehen mußten, weil sie einen schwarzen Rock und eine Stutzperücke trugen; übrigens war er in seinen Aeusserungen offenherzig, und aufrichtig in seinen Geständnissen; hatte er jemanden beleidigt, suchte er den Fehler wieder gut zu machen, war mitleidig gegen die Armen, und in seinen Versprechungen ein Mann von Treu und Glauben.

Seit diesem traurigen Ereignisse wurde Mstr. Härtling ein ganz anderer Mann. Mürrisch und einsam gieng er vor sich hin, sprach den ganzen Tag mit keinem Menschen ein Wort, glaubte ganz gewiß, seine Tochter,

auf immer verloren zu haben, nannte sich selbst den Mörder seines Kindes, und gerieth in der Verzweiflung auf den unglückseligen Gedanken, seinen Gram im Glase zu vertrinken. Dieß geschah täglich, ja sogar stündlich — und es kam so weit mit ihm, daß er des Tags kaum Eine vernünftige Stunde hatte. Aber auch in dieser war er unthätig. Sein Gewissen machte ihm die bittersten Vorwürfe; der Gedanke: Mariancns Mörder zu seyn, folgte ihm auf allen Tritten und verursachte bald eine stille Melancholie, die aber nach und nach, mit dem schändlichen Laster der Trunkenheit vereinigt, in wüthende Raserey ausbrach, daß im ganzen Hause niemand seines Lebens sicher war, oder man wenigstens befürchten mußte, er werde sich selbst ein Leid thun.

In einer seiner glücklichen Zwischenstunden beantwortete er mit eigener Hand Herr-

manns Brief, in welchem dieſer, wie wir oben geſehen haben, um Marianens Hand und ihrer Eltern Einwilligung angeſucht hatte; aber bald nachher befiel ihn ſeine Krankheit, die von dem Tage an zum höchſten Grade emporſtieg, der es ohnmöglich machte, ihn länger im Hauſe zu bewachen, und ſeine Frau nöthigte, ihn ins Tollhaus bringen zu laſſen. In dieſem ſchrecklichen Zuſtande traf Mariane ihren Vater, und ſchon der Gedanke, ihn ſeines Verſtandes beraubt zu wiſſen, warf ſie aufs Krankenlager, von dem ſie erſt nach einigen Wochen wieder aufzuſtehen vermochte.

Nicht lange nachher fügte es das Schickſal und machte den Leiden des wahnwitzigen Kranken ein Ende; doch gewährte ihm die alles waltende Vorſicht noch einige glückliche Augenblicke, in welchen er von ſeinen Freunden Abſchied nehmen und mit geſundem Verſtande die kurze Laufbahn ſeines Lebens beſchließen

konnte. Das wenige Vermögen, das er den Seinigen hinterließ, war kaum hinreichend, seine Schulden zu bezahlen, und es blieb für die Kinder fast nichts übrig, als der Name des Vaters und das traurige Andenken seiner schrecklichen Lage. Die Mutter, welche die ganze Erbschaft übernahm, und die noch unmündigen Kinder für den auf sie fallenden sehr geringen Antheil zu erziehen versprach, begieng die Thorheit, wieder zu heirathen, und ihre Wirthschaft und Gewerbe einem unerfahrnen, ihren Jahren weit nachstehendem Manne in die Hände zu geben, der ihr ganzes Vermögen vergeudete, und nach einem Jahre sie und ihre Kinder an den Bettelstab brachte.

Indeß lebten Herrmann und Mariane von dem, was sie durch ihrer Hände Arbeit verdienten, wenigstens einige Zeit lang, zufrieden, und fanden ihr Glück nur in der gegenseitigen Uebereinstimmung ihrer Herzen.

Nach und nach aber, da Herrmanns Bemühungen allenthalben mißlangen, und das Elend von Tage zu Tage über Hand nahm, fiengen beyde an, zu fürchten, und eine schreckliche Zukunft stellte sich ihren Blicken dar. Eine kleine Hausschule, in welcher Herrmann einige Bürgerskinder in den Lehren der Religion und andern ihnen nothwendigen Wissenschaften unterrichtete, war seine Beschäfftigung, durch die er, freylich nur sparsam, sich und den Seinigen Unterhalt verschaffen konnte; allein ein wiederholtes Verbot von der Obrigkeit nöthigte ihn, sein menschenfreundliches Institut wieder aufzugeben, und, mit einmal in ein unthätiges Leben versetzt, klagte er oft im Stillen sein Schicksal an, das ihn unfähig machte, seine Talente zu benutzen und ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn. Hülflos und verlassen irrte er, nach so vielen, so mancherley vergeblichen Versuchen umher, und

fand

fand oft kaum einen Freund, in deſſen Buſen er ſeinen Gram auszuſchütten vermogte. Marianens Verwandte kümmerten ſich wenig oder gar nichts um ſie, und nur ſelten floß ihnen eine kleine Unterſtützung zu, welche die Sekretärin ſich von ihrem Wochengelde abbrach, den Jammer und das Elend ihrer Schweſter zu erleichtern.

Herrmanns Bürde war greß und drückte ihn faſt zu Boden, denn er litt nicht allein; Weib und Kind waren es, was ſeinen Jammer mehrte, und ihn oft zu ganzen Tagen von Hauſe entfernte, um nicht immer das ſchrecklichſte Elend vor Augen zu haben, das ihn umſchwebte. Spät am Abend kehrte er nach Hauſe, drückte mit dem ſchmerzlichſten Gefühl Marianen an ſeinen hochaufklopfenden Buſen, und ſeufzte laut — Ach! wie glücklich wären wir, ſagte er dann, wenn nicht der unzeitige Genuß einer brennenden

Liebe unſere Sinne benebelt hätte — wie glücklich könnten wir ſeyn, ach! wie tief ſind wir gefallen! — Mariancns bewunderswürdige Standhaftigkeit erhöhte ſeinen Schmerz noch mehr, und ließ ihn nicht die Ruhe genießen, die er bedurfte; denn von Gram und Sorgen ermattet, warf er ſich aufs Bett, und kein Schlaf drückte ihm die Augen zu. Von den ſchrecklichſten Bildern einer grauſenden Phantaſie verfolgt, wälzte er ſich auf dem Lager dem kommenden Morgen entgegen, und nicht ein Strahl der Hoffnung blinkte ihm Troſt und Linderung zu. Nie hab ich einen Menſchen geſehen, der, ſo ganz von aller Hoffnung verlaſſen, auf dieſer ſchönen Gotteserde, ohne Freund, ohne Troſt und Beyſtand umherwandelte, als Herrmann — keinen, der für einen ſo allgemeinen Jugendfehler, der von tauſenden und abermal tauſenden begangen wird, ſo hart, ſo empfindlich büßen mußte, als Herrmann,

dieſer edle vortreffliche Jüngling, an deſſen körperlichen und geiſtigen Bildung die Natur wahrlich! nicht-als Stümperinn gearbeitet hatte — keinen, den die beleidigte Göttinn der Keuſchheit mit ſo unverſöhnlichem Haſſe verfolgte und zu vernichten, alle Plagegeiſter und Göttinnen der Rache aufforderte, als — Hermannen.

Erſt ſollte man glauben, es müſſe alle menſchliche Kräfte überſteigen, dem drückendſten Elende Trotz zu bieten, wie Herrmann that, der bis auf den letzten Augenblick ſeines kummervollen Lebens muthvoll ausharrte, den Kampf zu beſtehen, der ihm vom unerbittlichen Schickſal zuerkannt war. Brod und Waſſer waren ſeine tägliche Nahrung, und oft hatte er kaum ſo viel, dies nothwendigſte Bedürfniß des menſchlichen Lebens herbeyzuſchaffen; denn Mariannens Geſundheit hatte zu viel gelitten. Wochenlang muſ-

te ſie das Bett hüten, und war ganz außer Stand geſetzt, nur Etwas zu verdienen — und auf den Knieen dankte Herrmann ſeinen Gott, wenn er ſo glücklich geweſen war, eine mitleidige Seele gefunden zu haben, die ihn mit einigen Groſchen unterſtützte; freudig hüpfte er dann, Brod oder Arzeney herbeyzuſchaffen, davon, vergaß Eſſen und Trinken, Ruhe und Schlaf, pflegte ſeines Kindes, und that alles, ſeiner zärtlich geliebten Mariane ihre Leiden erträglich zu machen.

Sechs Jahre hindurch genoſſen die Unglücklichen, ſelbſt unter den ſchrecklichſten Bedrückungen des fürchterlichſten Elends, einer glücklichen zufriedenen Ehe. Keins mächte dem andern einen Vorwurf; ihre Herzen waren rein und lichten ſich zärtlich; nie wichen ſie vom Pfade der Tugend, und Hand in Hand giengen beyde auf der rauhen Bahn des Lebens mit unerſchrockenem Muthe bis

zum Ziele ihrer gemeinschaftlichen Pilgerreise. Dann erst sank der Muth der zärtlichen Gattinn, als sie die Rosenwange ihres Herrmanns schwinden sah, und eine schnell verzehrende Krankheit seinem Leben drohte. Wie ein Schatten stand er vor ihr, und seine Kräfte gestatteten ihm nicht länger, sich aufrecht zu halten; matt und entkräftet sank er an Marianens Seite hin, und glich einem verlöschenden Lämpchen, das sich zehnmal wieder erholt, und endlich mit eins verlischt. »Der Sieg ist erkämpft; ich bin am Ziele« — sagte er in den letzten Tagen seines Lebens zu Marianen, und tröstete die Trauernde, trocknete selbst ihre Thränen, und bat, sich um des Kindes willen zu schonen, das ihnen sein Daseyn verdankte. Gott! seufzte Mariane, und verbarg ihr Gesicht im Ruhekissen ihres sterbenden Herrmanns — Gott! was soll aus mir, was aus diesem Kinde werden, wenn du uns verlassen willst?

— Mit der Standhaftigkeit eines durch mancherley Leiden und Trübsale geprüften Christen und mit dem ruhvollen Blicke eines Heiligen sprach er ihr Muth ein, segnete sein Kind, und erwartete ruhig und gelassen den Augenblick seiner Auflösung. Wenig folgten seiner Leiche; viel aber harrten sein an den Pforten des ewigen Friedens, und führten ihn im Triumph zum Throne des ewigen Vergelters, und, ausgesöhnt mit der Welt und seinem Schicksale,

lächelte mit Seraphsblicken
sein verklärter Geist hernieder —
und mit himmlischem Entzücken
tönten hohe Jubellieder
an dem Throne Gottes wieder
in dem Kreis der Seligen
um den Weltentrissenen;
und dem Erdentand entwöhnet,
an die bessre Welt gewöhnet,

ſtand vor ihm das weite Feld
höherer Erkenntniß offen,
wo einſt über Zeit und Welt
wir uns aufzuſchwingen hoffen. —

Einſam wandelte nun Mariane auf der Bahn des Lebens fort, beweinte den Verluſt ihres Herrmanns, ſehnte ſich oft nach ſeinen Umarmungen, nach ſeinen Küſſen, und wäre ihm gern in die himmliſchen Wohnungen gefolgt, hätte nicht das Abbild des Geliebten, der Knabe, der um ihre Locken ſpielte, den Gedanken in ihr erſtickt, und ſie an die Pflicht erinnert, die ſie dem Pfande ihrer Liebe ſchuldig war. Ach! mit welcher Inbrunſt drückte ſie den Knaben ans Herz und weinte — und fühlte ſich dann geſtärkt durch das Wehen eines ſeligen Hauchs, wenn mit der Stimme eines Engels der Geiſt ihres Herrmanns ihr zuliſpelte: Mariane! ſey ſtandhaft. — Leichter wurde es ihr dann

ums Herz, und feſter und immer feſter wur-
de in ihr der Vorſatz, ſich ganz der Erzie-
hung ihres Sohnes zu widmen, und bey ſei-
nem Anblicke der ſeligen Stunden zu erin-
nern, die ihr in den Armen ihres Herr-
manns ſo wonnig entflohen waren. Aber
länger an einem Orte zu wohnen, wo ſie
ſich von der Welt verachtet und von der Ru-
the des Schickſals verfolgt ſah, war ihr un-
möglich; ſie beſchloß daher, ihre Vaterſtadt,
die ſie ſo ſtiefmütterlich behandelt hatte, zu
verlaſſen, und einen Ort zu wählen, wo man
ohne Eigennutz der leidenden Unſchuld zu
Hülfe eilt.

Mit dem Knaben an der Hand ſetzte ſie
bey anbrechendem Morgen ihren Pilgerſtab
ins Freye, und begann eine Reiſe, die ſie,
ihrer Schwäche und aller Beſchwerlichkeiten
ohngeachtet, binnen zehn Tagen vollendete.
Sie kam glücklich im Hauſe ihrer Schwieger-

eltern an, und wurde, obſchon mit mancherley Klagen und Seufzern über Herrmanns Dahinſcheiden, doch mit Liebe und Bereitwilligkeit empfangen, wo ſie noch jetzt, von keinem Menſchen beneidet, ein ruhiges Leben führt, und ſichs zum Geſetz macht, jeden Augenblick, in dem ſie von häuslichen Geſchäften frey iſt, der Bildung ihres Sohnes zu widmen, deſſen Erziehung ihr bis jetzt um ſo leichter wird, da edeldenkende Unbekannte die Verlaſſene mit Wohlthaten überhäufen und ſogar für die Zukunft ſchon für jeden unerwarteten Zufall zu ſchützen ſich bemühen.

Dank zollt Euch die fromme Seele
Im Gebete früh und ſpat;
Jede ihrer Thränen lohnet
Zehnfach jede gute That.
Hört nicht auf, o Menſchenfreunde!
Wohlzuthun auf Erden hier;
Hundertfältig lohnt dort oben
Himmelswonne Euch dafür.

2.

Die Familie von Asterström.

Schon wieder in tiefen Gedanken, Herr Lieutenant? sagte Scharf, welcher unter der nämlichen Kompagnie diente, bey welcher Karl von Asterström als Fähndrich angestellt war — »wo will das nur mit Ihnen hinaus?« — Das weiß Gott! erwiederte Karl, und verbarg sein Gesicht ins Schnupftuch. — »Ich glaube gar, Sie weinen; pfui! schämen Sie sich, Herr Lieutenant! ein Soldat muß nicht weinen — und wenn's Messer schon an der Kehle stünde.« — Du hast gut reden, sagte Karl, und schwieg. — »Der gnädige Herr Papa ist aber auch gar zu hart, fieng Scharf von neuem an; er

ſollte doch nur bedenken, daß ein Kavalier nicht bloß von der Gage leben kann, dazu gehört mehr; ich wollt's ihm ſchon zeigen, wenn ich an Ihrer Stelle wär'.« — Und wie? — Ums Himmels willen, Scharf! mein beſter, mein einziger Freund, rathe mir! hilf mir! — »Helfen kann ich Ihnen freylich nicht, wohl aber rathen; doch Sie müſſen ſelbſt thätig ſeyn, Herr Lieutenant! ſonſt kann auch mein guter Rath nichts fruchten.« Karl, der zu ſehr für ſeinen Freund eingenommen war, verſprach, ſich ganz ſeiner Führung zu überlaſſen und ſeinen freundſchaftlichen Rath aufs pünktlichſte zu befolgen. — »Sie brauchen Geld, nicht wahr?« — Das verſteht ſich! — »Ihr Umgang mit Fräulein Jeannetten fodert Aufwand; der Zuſchuß, der Ihnen von Hauſe zufließt, iſt nicht hinreichend; Sie müſſen ſich ſelbſt einen Weg bahnen. Sie ſind Kavalier, Ihr Vater ein großer würdiger General; ſchon der Name

Aſterſtröm iſt genug, Ihnen in den angeſehenſten Häuſern Zutritt und allenthalben Kredit zu verſchaffen.

Dieſe und mehr dergleichen überzeugende Gründe veranlaßten den durch falſche Begriffe von Ehre irre geführten Jüngling, ſich Männern anzuvertrauen, die gegen anſehnliche Belohnungen ihn bald in den Stand ſetzten, ſeine Wünſche zu befriedigen. Schurken und Betrüger verſammelten ſich um ihn herum, und bald ſah er ſich in einem Labyrinthe, aus dem es ihm unmöglich war, ſich herauszuwickeln. Edel und gut war ſein Herz und empfänglich für jedes Gefühl; aber im Strom der Leidenſchaft riß ihn die Liebe mit ſich dahin, und mit Verluſt ſeiner Ehre und ſeiner Ruhe wurde er zuletzt ein Opfer dieſer ungenügſamen Buhlerin.

Karl war der jüngſte und noch einzige Sohn ſeines Vaters, Franz von Aſterſtröm. Dieſer hatte bereits das funfzigſte Jahr er-

reicht, als er auf den Altären der Liebe Weihrauch ſtreute und ſich mit Fräulein Henriette von Ritterſporn, aus einem der älteſten Geſchlechter ſeines Vaterlandes, vermählte. Sie gebar ihm zwey Söhne und zwey Töchter. Geliebt von ſeinem Fürſten, ſchwang er ſich bald bis zum General empor; in der Abſicht aber, den Reſt ſeines Lebens in Ruhe zu vollenden und ganz der Erziehung ſeiner Kinder zu widmen, ſuchte er um ſeine Entlaſſung an, und erhielt von der Gnade ſeines Monarchen die Erlaubniß, auf ſeine Güther zu gehen. Hier lebte er ruhig vom Geräuſch der Welt entfernt, und kümmerte ſich wenig um das, was außer ihm vorgieng; nur in der Bildung ſeiner Kinder fand er ſein Glück, und dieſen Zweck zu erreichen, nahm er ſich einen Gehülfen an, und begann das wichtige Werk der Erziehung. Schon ſah er ſich für ſeinen Eifer belohnt, und freute ſich herzlich, daß der Saame, den er ſtreute, nicht auf dür-

res Land gefallen war, wenn der älteſte Sohn ſeiner Liebe, ſein guter Heinrich, bey ihm ſaß oder die Fluren mit ihm durchſtrich, und ſich von den wichtigſten Lehren der Religion, der Philoſophie, der Moral mit ihm unterhielt, und in der Oekonomie und Taktik Kenntniſſe zeigte, die man von einem dreizehnjährigen Knaben nicht erwartete. Heinrich, das unleugbarſte Abbild ſeines Vaters, gleich an Körper und Seele, gieng mit unaufhaltbaren Schritten dem vorgeſteckten Ziel entgegen, und trat im vierzehnten Jahre ſchon den Dienſt als Fähndrich beym ehemaligen Regimente ſeines Vaters an. Seine Vorgeſetzten liebten ihn, ſeine Untergebenen ſchätzten ihn, und viele ſeiner Zeitgenoſſen beneideten ihn im Stillen um die anſehnliche Portion Verſtand, die ihm von der Natur zugetheilt worden war.

Ein Krieg von außen bedrohte das Vater

land, und gewährte dem jungen Prieſter des Mars eine glänzende Ausſicht ins weite Feld der Ehre; ſich Lorbeern zu erfechten, und in der Geſchichte des Vaterlands als Held aufzutreten, war ein Gedanke, der ſich der raſchen Einbildung des Jünglings bemächtigte und ihm das Gegentheil als unmöglich vor Augen ſtellte. Das Regiment erhielt Befehl zum Ausmarſch; Heinrich, unbekannt mit den Gefahren der Schlachten, gieng dem Feinde muthig entgegen, und einige glückliche Gefechte, denen er beywohnte, vermehrten ſeinen Muth. Alles ſtaunte den jungen Krieger an, und bewunderte ſeine Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes, die er bey jeder Gelegenheit zeigte, und ihm unter den älteren Officieren Neid und Feindſchaft erweckte. Um ſo mehr, da der Kommandant ihm einſtmals einen Poſten übertragen hatte, auf dem er zufälliger Weiſe auf ein feindliches Picket ſtieß, das ihm den Weg verlegte, und ihn

nöthigte, ſich durchzuſchlagen. Der Kommandeur des feindlichen Pickets lachte ſeines unbärtigen Gegners, glaubte, ſchon der Beute gewiß zu ſeyn, ſtaunte über die auszeichnende Klugheit, mit der der ſechzehnjährige Held bey ſeiner Vertheidigung zu Werke gieng, und ärgerte ſich nicht wenig, als er ſich überliſtet und genöthigt ſah, mit einigem Verluſte die Flucht zu ergreifen. Ohne einen Mann verloren zu haben, ſetzte der unerſchrockene Jüngling ununterbrochen ſeinen Weg fort, und kehrte, mit Ehre und Sieg gekrönt, wieder zurück ins Lager, wo ihn der Fürſt, der ſelbſt gegenwärtig war, reichlich beſchenkte, und zur Belohnung ſeiner Tapferkeit ſogleich zum Lieutenant ernannte.

Wie groß die Freude war, die die Nachricht von dem Avancement unſers Heinrichs in dem Hauſe ſeiner Eltern verurſachte, kann man ſich denken; der Obriſte des Regiments

hatte

hatte ſie mit eigner Hand dem alten General geſchrieben, und mit Blicken ſtolzer Zufriedenheit überſchaut. Das Auge des Vaters ſah die glänzende Laufbahn des jungen Helden, und ſchlüpfte im Taumel trunkener Freude über die Klippen und Sandbänke hinweg, die ihn nachher bey wiederholter Ueberlegung für das Glück ſeines Sohnes fürchten ließen. Oft ſaß er im ſtillen Nachdenken vertieft, durchdachte die Gefahren des Kriegs, und eine Thräne perlte von den grauen Wimpern herab. Wer ſollte nicht dem im Dienſt der Waffen grau gewordenen Alten dieſe Thräne gern verzeihen? — Nie hatte ſein Herz gezittert, nie ſein Muth geſchwankt, und immer war er Menſch geblieben; denn, ſein Gefühl verleugnen, hielt er für eine erniedrigende, die Menſchheit entehrende, Handlung.

Als er ſo eines Abends an der Seite ſeiner theuern Gemahlin ſaß, und um ihn her

die Pfänder ihrer Liebe ſpielten, fuhr er auf einmal auf, wie aus einem fürchterlichen Traume, kalter Schweiß hatte ſeine Stirn überzogen, und in den Adern ſtarrt' ihm das Blut. »Gott!« fieng er an, als er ſich wieder erholt hatte — »mir ahndet nichts Gutes; macht euch gefaßt, Kinder! auf eine plötzliche Nachricht von unſerm Heinrich. Ich fürchte, ich fürchte, er ſteht auf einem gefährlichen Poſten, wo er nicht davon kömmt.« — So ſprach er, und Henriette, das jüngere Fräulein von Aſterſtröm, beweinte den Verluſt ihres Bruders, denn ſie liebte ihn zärtlich, und glaubte ihn tod. Ueber das Herz der leidenden Mutter unſers Heinrichs aber vermochten die Troſtgründe der Religion, welche der Hauslehrer, Herr Gutmann, anwendete, etwas zu ihrer Beruhigung, und hemmten den Lauf ihrer Thränen auf einige Zeit; Emilie, das ältere Fräulein, beſaß die meiſte Standhaftigkeit, und gewährte dem

alten General den beſten Troſt durch ihre Zuredungen, nannte ſeine Ahndung Traum, und ſchmeichelte den Wünſchen und Hoffnungen des ſiebzigjährigen Greiſes durch die glänzenden Ausſichten ihres Heinrichs. Der kleine Karl war noch zu ſehr Kind, als daß er hätte auf die Klagen der Umſtehenden merken, an ihren Beſorgniſſen Theil nehmen, den Werth eines Bruders, wie Heinrich war, kennen, und ſeinen Verluſt fühlen und beweinen ſollen.

Ach! es war die erſte Thräne, die vom Auge des greiſenden Alten träufelte, es war die Thräne der herzlichſten Freude, die Aſtenſtröm weinte, als er den Brief las, in welchem der Oberſte ihm die That ſeines ſechszehnjährigen Sohnes erzählte. — Nie hatte ſein Auge gethränt, nie ſeine Stirn ſich in Falten gelegt, eigene Leiden ihn nie gedrückt, denn Schmerz und Wunden achtete

er nicht — doch blieb sein Herz nie fühllos, wenn sein Auge fremde Thränen sah; allenthalben zeigte er Standhaftigkeit, tröstete seine Nebenbrüder, half und richtete sie auf. Nie war ihm das Glück zu Theil geworden, von den Brüsten seiner Mutter genährt, und auf den Händen seines Vaters gewiegt zu werden; jene wurde unter den Geburtsschmerzen ein Opfer seines Daseyns, dieser hingegen war bereits zwey Monate vorher der zärtlichen Gattinn in die Ewigkeit vorangegangen. Eben so wenig kannte er den Verlust eines Bruders, oder einer Schwester, denn er hatte keine; mithin abstrahirte er den Begriff des Glücks zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Bruder bloß von andern, und mußte sich nur am Zuschauen begnügen.

Dies war das Einzige, was ihm auf der kriegerischen Laufbahn, die er, von fremden

Händen erzogen, in seiner frühsten Jugend betrat, hätte Kummer und Leiden verursachen können, wäre nicht sein Herz fähig gewesen, sich durch die strengste Beobachtung seiner Pflichten und durch die heiligen Gefühle der Freundschaft zu entschädigen. Tugend und Freundschaft allein waren die Vertrauten und Gefährtinnen dieses braven Mannes, der beym Eintritt in diese Welt, wie am Ende seiner irdischen Laufbahn, vom widrigen Schicksal verfolgt wurde, aber meisterhaft seine Rolle spielte, und jedem Unfall die Stirn zu bieten wußte. Spät erst mischte sich die Liebe in das treffliche Kleeblatt, und auch sie gewährte ihm die herrlichsten Freuden; aber es war im weisen Rathe der Vorsicht beschlossen, und Asterström mußte sich noch kurz vor seinem Abtritt von der großen Schaubühne des Lebens einer harten Prüfung unterwerfen.

Vierzehn Tage nach jener schmerzhaften

Ahndung bestätigte ein zweyter Brief die unglückliche Prophezeyhung des bekümmerten Vaters, und setzte die ganze Familie in tiefe Trauer. Todtenstille schien durch die ganze Natur zu herrschen, als mit zitternder Hand der Greis den fatalen Brief erbrach, und mit einmal ausrufte: Er ist tod — Gott! mein Heinrich tod. — Der Brief entsank seinen Händen, und er selbst auf den Sopha zurück. »Ich kann nicht lesen,« sagte er mit jammerndem Tone — »Herr Gutmann! lesen Sie.« — Alles schwieg, und vor ihren Augen sank die Flur in schwarze Nacht — es war ein schöner Morgen, so schön, wie der holde May ihn dem Füllhorn der göttlichen Natur zu entschütteln vermag — kein Vögelchen schwang durch die Lüfte sich hin, und sang dem Schöpfer ein Lied — kein Blümchen spendete Wohlduft; sie neigten ihr Haupt und schienen zu welken, wie Heinrich. Der herrliche Garten zu Schönhausen

ſchien allen eine Einöde, und das prächtige Luſthaus darinnen ein weitſchichtiger Kerker zu ſeyn, in welchem ſie ihren Heinrich in Ketten erblickten, ohne ihn der Feſſeln entledigen zu können. »O! warum muß mich alten Mann noch dieſer Schlag treffen?« ſagte der General — »war es nicht ſchon genug, daß ich mein ganzes Leben hindurch die Wonne entbehren mußte, dieſen Arm um den Nacken meiner Mutter zu winden, und mit dieſen Händen das Knie meines Vaters zu umfaſſen? — Mußte mir nun noch am Abend meiner Tage das Unglück begegnen? — Er, auf den ich meine ganze Hoffnung ſetzte, mußte in der Blüthe ſeines Lebens ſinken, wie eine Blume, die der Sturmwind zerknickt? — O! daß ich ihn der Erde wieder entreißen könnte, die ihn deckt — o! daß ich — « — Herr General! fieng Gutmann an, und forderte ſeine ganze Beredtſamkeit auf, den tiefgebeugten

Vater wieder aufzurichten, und in die Herzen der Umstehenden Trost und Labsal zu gießen — die Wege der Vorsicht sind weise und gut, und es ziemt uns Erdenpilgern nicht, sie, mit dieser irdischen Hüll' umgeben, ergründen zu wollen. — Dem Menschen ist sein Ziel gesetzt; wir kommen alle dahin, einer früher, der andere später. — Ergebung in den Willen Gottes ist es, was Ihren Schmerz über den jähen Verlust Ihres vortrefflichen Sohnes lindern kann und muß. — Wer weiß, aus welcher Absicht der weise Regierer unserer Schicksale ihn so früh schon von der Bühne abtreten ließ, auf der er eine so glänzende Rolle zu spielen begann? — Wer weiß, welchen fürchterlichen Schicksalen er entgangen ist? — »Sie haben wohl recht,« sagte Fräulein Emilie, und eine Thräne träufelte aus ihrem blauen Auge auf Gutmanns Hände. — »Beruhigen Sie sich, Herr General! fuhr Gutmann fort —

und folgen Sie dem Beyſpiel Ihres verewigten Sohnes. Mit der Standhaftigkeit eines durch die widrigſten Ereigniſſe menſchlichen Lebens geprüften Mannes gieng der edle Jüngling dem Tode muthig entgegen, und bebte nicht, als ihm der Wundarzt eröffnete: daß er am Ziel ſtehe. — Wenig waren der Tage ſeiner Prüfung, weniger noch der Augenblicke ſeiner Leiden, und ſein Ende war ſanft.« — »Ja!« fiel ihm der General ins Wort — »ſein Ende war ſanft — dieß ſagt der vermaledeyte Brief — eine Kugel zerſchmetterte ihm beyde Füße.« — Fluchen Sie dem Verfaſſer dieſes Briefs nicht; er vermochte nicht, ihn zu retten. Die Schrift zeugt, daß er mit zitternder Hand die traurige Nachricht ſeinem Freunde ſchrieb, und einige auf das Papier herabgefallene Thränen beweiſen, daß auch er den jungen Helden beweinte.« — Schweigend drückte ihm der General die Hand, und bejahte durch

einen ſtillen Seufzer die Behauptung des göttlichen Redners. — »Faſſen Sie ſich! die Trennung wird nicht ewig ſeyn — dem Tand dieſer Erde entriſſen, und über Zeit und Welt erhaben, ſteht, mit der Palme in der Hand, der Geiſt des Vollendeten triumphirend am Throne Gottes im Kreiſe der Seligen, und blickt mit Seraphslächeln herab auf uns, die wir um ihn weinen.« — Hier vermochte Gutmann nicht, weiter zu reden, und ſeine Thränen vereinigten ſich mit den Thränen einer Familie, die ihn wie ihren Sohn und Bruder liebte. Todtenſtille herrſchte durch alle Gemächer des adelichen Schloſſes, und in wenig Minuten hatte ſich die Nachricht von Heinrichs Tode durch ganz Schönhauſen verbreitet, und das friedliche Dörfchen in allgemeines Trauern verſetzt.

Nichts konnte den Verluſt erſetzen, den

die Hinterlaſſenen unſers verewigten Heinrichs durch ſeinen Tod erlitten, nichts ihre Wunden heilen; ſelbſt der Balſam, den der brave theilnehmende Gutmann darein goß, linderte bloß ihre Schmerzen, machte aber nicht das traurige Andenken derſelben vergeſſen.

Gutmann allein war es, der den alten Aſterſtröm einigermaaßen ſchadlos hielt, und — faſt könnte man ſagen, außer Emilien, die einzige Freude ſeines Greiſenalters war.

Noch war die Wunde nicht verharſcht, ſo folgte bald eine zweyte, die noch ſchlimmer war, als jene. Gleich einer Buhlerinn, die um verſchmähter Liebe willen all' ihre Kräfte aufbietet, ſich an dem Spötter ihrer Reize zu rächen, iſt das Schickſal erfinderiſch in den Qualen und Martern, womit es die Sterblichen züchtiget, unerſättlich in

der Ausübung. Hat es einmal einen Gegenstand gefaßt, an dem es seine üble Laune auslassen will, so hört es nicht eher auf, sein Müthchen zu kühlen, als bis es ihn ganz vernichtet hat; und es ist um so unerklärbarer, je mehr man Menschen findet, die für all' ihr Bestreben, für all' ihre Mühen, am Ende ihrer Laufbahn sich von den grausenden Stürmen des unerbittlichen Schicksals verfolgt sehen. Dieß war auch hier der Fall. Ein weit fürchterlicheres Ungewitter thürmte sich über dem Haupte des rechtschaffenen Greises auf und zerrüttete das Glück einer Familie, welcher der Ueberfluß alles gewährte, was ihre Wünsche heischten.

Einige Wochen nach diesem Ereignisse starb der Geistliche zu Schönhausen, und Gutmann wurde sogleich vom alten General zum Nachfolger ernannt. So ungern sich auch dieser edle junge Mann von einer Familie los riß,

die ihn mit Wohlthaten überhäufte: so fühlte er sich doch glücklich, um so mehr, da er bey dem ihm übertragenen Amte der Hausfreund der Asterströmschen Familie blieb, und nichts, als seine Wohnung und die Erziehung des jungen von Asterström, gegen die gewöhnliche Pfarrwohnung und eine ganze ihm anvertraute Gemeinde vertauschte. Die Abendstunden genoß er, wie vorher, an der Seite seines Freundes und Wohlthäters, und behielt über den Junker, dem er einen seiner Freunde an seine Stelle zum Lehrer gegeben hatte, die Oberaufsicht nach wie vor. Seine Unterhaltungen gewährten seinen erhabenen Zuhörern nicht allein Nahrung des Geistes, sondern sie goßen auch Trost und Labsal in ihre bekümmerten Herzen, und würkten am meisten auf Emiliens vortreffliches Herz. Ihn zum Gefährten ihres Lebens zu wählen, war ein Gedanke, der, aus einem sehr bekannten Grunde, manchem bravem Fräulein entehrend

geschienen haben würde, Emilien aber Wonne und Labsal gewährte. Diesen Gedanken zur Würklichkeit zu machen, suchte sie durch ihr Betragen das Herz des Gottesgeweihten für sich zu gewinnen, und die Ehrfurcht, die Gutmann für sie fühlte und ausübte, in das reine Gefühl einer tugendhaften Liebe umzuschaffen. Dieß gelang ihr ohne den mindesten Widerstand. Gutmann fühlte bald etwas mehr, als bloße Hochachtung für sie, die ihn mit ganzer Seele liebte, und, bekannt mit den Grundsätzen des alten Generals, überzeugt von seiner Freundschaft und gnädigem Wohlwollen, sehnte er sich nach dem glücklichen Zeitpunkte, in welchem er es wagen wollte, frey und ohne Zurückhaltung seine Leidenschaft zu gestehen. Er trat bald ein — und Emilie selbst war es, die den Wünschen ihres Anbeters zuvor kam. Eines Abends, als sie so beysammen saßen, und über die Leiden und Freuden des menschlichen Lebens mancherley sprachen,

lenkte Emilie bald das Gespräch auf das Kapitel vom Glück der Ehen, äußerte, daß dieses keineswegs in hohem Rang und Titeln und andern irrdischen Glücksgütern bestehe, sondern bloß in dem harmonischen Einklange der Saiten zweyer Herzen, die einander Treue schwören — und fand ihre Behauptung durch den Beyfall der Anwesenden bestätigt. — »Was würde mirs helfen,« sagte sie, »wenn derjenige, der um meine Hand würbe, mir nicht auch zugleich sein Herz schenken wollte? — Wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich einem Manne meine Hand geben sollte, den ich nicht lieben könnte! — Adel ist nichts, als ein erträumtes Vorrecht, das man heut zu Tage für Geld kauft, aber Größe der Seele, diese ist unschätzbar, und sie allein macht den wahren Adel des Menschen aus; daher bedarf auch der Mann, den ich lieben soll, nichts mehr, als: rechtschaffener Mann zu seyn.« — Bravo, meine

Tochter! unterbrach sie der General — du bist ganz meiner Gesinnung. Was würdest du wohl sagen, Emilie! wenn ich dir so einen Mann ausgesucht hätte, der, aus bürgerlichem Blute entsprossen, Tausende hinter sich zurück läßt, die sich mit nichts als mit dem Stolze ihrer Ahnen brüsten. — »Ich würde Ihnen danken,« erwiederte Emilie — »zugleich aber auch bedauern, daß ich von dieser väterlichen Güte keinen Gebrauch machen könnte.« — Warum nicht? — »Weil ich schon selbst gewählt habe.« — Du hast selbst gewählt? — »Ja, Vater!« — Ohne mir ein Wort davon zu sagen? — »Verzeihung, mein Vater! vor wenig Augenblicken erst ist mein Herz mit dieser Wahl in Richtigkeit gekommen.« — Wie meinst du das? fragte der General, und sah bald seine Tochter, bald den neben ihm sitzenden Gutmann an, der alle Kräfte anstrengen mußte, nicht aus der Fassung zu kommen. — Sollte vielleicht

leicht — Emilie ließ ihn nicht ausreden, faßte seine Hand, und sagte: Ihre väterliche Güte läßt mich Verzeihung hoffen; doch erlauben Sie mir, Vater! die Ablegung dieses Geständnisses auf morgen zu verspaten. « — Warum auf morgen? — Wer weiß, ob ich morgen noch lebe? — Könntest du es wohl übers Herz bringen, deinen alten Vater in solch einer Ungewißheit sterben zu lassen? Emilie! morgen ist nicht heute; was du thun willst, thue bald — befriedige meine Neugier. — Emilie schwieg; aber ein redender Blick auf Gutmannen verrieth ihr Geheimniß. — Du bist gefangen, sagte der General — wendete sich an Gutmannen: Nicht wahr, Herr Pastor! Emilie hat sich selbst verrathen? — Unerwarteter, als ein Donnerwetter im kalten Decembermond, kam Gutmannen diese Frage, und er wußte nicht, ob er reden, oder schweigen sollte; doch die Gegenwart seines Geistes verließ ihn nicht; er

zog sich aus der Verlegenheit, stand auf, und wollte gehen, indem er sagte: Sie verzeihen, Herr General! meine Gegenwart dürfte vielleicht bey dieser Unterredung überflüßig seyn. — Aber Emilie hielt ihn zurück, und sagte: Nein, Gutmann! Sie dürfen nicht gehen; mein Vater befiehlt, und ich gehorche.

Vater und Mutter freuten sich über die Freymüthigkeit ihrer Tochter, und Gutmann fühlte sich beschämt, so angenehm ihm auch sonst die Offenherzigkeit seyn mußte, mit welcher Emilie ihm auf den halben Weg entgegen kam, und ihn eines Geständnisses entledigte, das er kaum sich selbst zu thun wagte; denn er fürchtete, ihrer Freundschaft und ihres Wohlwollens ohngeachtet, die guten Eltern zu beleidigen, und verwahrte es als ein Geheimniß mit möglichster Strenge in sich selbst. — Wie, meine Tochter! fieng der General an, — wenn der Gegenstand deiner Wünsche auch der

der meinigen wäre? — Wenn Herr Gutmann der einzige wäre, der unter so vielen braven Männern dein Herz gefeſſelt hätte? — Er iſt es, Vater! er iſt es! ſchrie Emilie, und ſtürzte dem General zu Füßen. — Gutmann, dem der Ausgang dieſer Scene nicht mehr überraſchend ſeyn konnte, wußte nicht, ob er im Himmel oder auf Erden war. Ohne zu reden, ſtürzte er, von Freude betäubt, an Emiliens Seite zu den Füßen des Generals hin. Steht auf, Kinder! ſagte dieſer — euer Wunſch war ſchon längſt der meinige. Ich ſah oft mit dem innigſten Gefühl der Freude, wie eure Herzen ſympathiſirten, wie ihr einander bey jeder Gelegenheit zuvor zu kommen ſuchtet, und euch gegenſeitig beſtrebtet, die empfindlichſten Saiten eurer Herzen zu berühren, und ſelbſt die unbedeutendſten Wünſche zu erfüllen. Ich fühlte mich glücklich in euren Umarmungen, und ſeit dem Tode meines Heinrichs wurde es zum feſten

Vorſatz in mir, den braven Gutmann als meinen Sohn zu lieben, und euch beyde durch euch ſelbſt glücklich zu machen; denn ich fand, daß Gutmann der einzige war, der den Verluſt meines Heinrichs, wo nicht zu erſetzen, doch wenigſtens meine Leiden zu lindern vermochte. Hier ergriff er beyder Hände, drückte ſie an ſein Herz und ſagte: Gott ſegne euch, Kinder! — Die Scene zu malen, und das Gefühl auf den Geſichtern der Anwerſenden auszudrücken, würde der Pinſel des geſchickteſten Malers nicht hinreichend ſeyn, und die Feder des geübteſten Erzählers zu ſtumpf, durch Worte die Empfindungen ihrer Herzen niederzuſchreiben, ſie läßt ſich nur denken und — fühlen; und es bleibt daher dem Leſer ſelbſt überlaſſen, mit mehr oder weniger Theilnahme darüber hin zu ſchlüpfen, oder ſtehen zu bleiben, und durch Hülfe ſeiner mehr oder weniger raſchen Einbildungskraft ſich in Gutmanns und Emi-

liens Lage zu verſetzen, und zu fühlen, was ſie fühlten.

Lange hatte ſeit der Nachricht von Heinrichs Tode der würdige Greis keinen ſo vergnügten Abend genoſſen, als dieſer war. Ohne Anſtand wurde acht Tage nachher dieſe Verbindung in aller Stille und ohne den mindeſten Prunk vollzogen, und konnte in jeder Rückſicht eine der glücklichſten genannt werden, wenn nicht zuweilen widrige Zufälle ihre Freuden getrübt und die Ruhe der Liebenden unterbrochen hätte; denn beyder Herzen waren eins, und fanden nur in ſich ſelbſt Befriedigung. So wandelten ſie unverdroſſen die Bahn des Lebens; trugen mit gleicher Standhaftigkeit die Bürde, die ihnen aufgelegt war, und wähnten nicht, daß die ſchaffende Hand des erbitterten Schickſals neue Stürme für ſie bereitete, durch welche der häusliche Friede einer ganzen Familie auf immer zerſtört werden ſollte.

Indeß wuchsen die beyden jüngern Aſtenſtrömſchen Geſchwiſter unter Böttchers Aufſicht, dem Gutmann ſeine Stelle, mit des Generals Bewilligung, übertragen hatte, heran, und Henriette hatte, unbekannt mit der Macht ihrer Reize, und ohne es zu wiſſen, an dem Lehrer ihres Bruders eine Eroberung gemacht.

Gewiß hätte Böttcher eben ſo glücklich ſeyn können, als Gutmann, wäre er, wie dieſer, auf dem Wege der Tugend hingegangen, und hätte nicht bloß den ſich entfaltenden Reizen des funfzehnjährigen Fräuleins gehuldigt. Weniger, als ſein Vorgänger, ſah er ſich von der Aſtenſtrömſchen Familie geſchätzt, ohnerachtet er ſich unabläßig beſtrebte, ſich die Gnade des alten Generals und ſeiner Gemahlinn zum Eigenthum zu machen. Allein ſein Betragen war kriechend und ſchmeichleriſch; und eben dieß war es,

was seinem adeltchen Gönner mißfiel, und ihn des gnädigen Zutrauens desselben weniger versicherte, als Gutmannen — und vielleicht hätte er den Posten, den er bekleidete, schon früher verlassen müssen, hätte nicht Junker Karl unter seiner Aufsicht merkliche Fortschritte in den Wissenschaften gemacht, und ihn dadurch in der Gnade seiner Eltern erhalten gewußt. Wie er seinem jungen Zögling diese Vermittelung verdankte, wird die Zukunft lehren; wir wollen indeß, um den Faden der Geschichte nicht abzubrechen, sehen, was ihn von dem Posten, auf dem er stand, verdrängte, und in den tiefsten Abgrund des Unglücks ohne Rettung hinabschleuderte.

Böttcher liebte Henrietten; aber seine Liebe war nicht rein — Befriedigung thierischen Instincts war sein Ziel, und das adeliche Fräulein galt ihm so viel, als die festeste Bauerdirne, die sichs zur Ehre hielt,

vom Hofmeiſter der Aſterſtrömſchen Familie angeſehen und erkannt zu werden. Henriette war erſt funfzehn Jahr, mithin hatte ſie noch den Lehrſtunden ihres jüngern Bruders beygewohnt, und ſo, wie dieſer, Grundſätze eingeſogen, die dem heuchleriſchen Buhlen den Zugang zu ihrem Herzen erleichterten, und, von den Reizen der Liebe geblendet, ihm die Befriedigung ſeiner Wünſche früher, als ers vermuthete, gewährten. Unbekannt mit den Gefahren, die ſie bedrohten, ſank Henriette in Böttchers Arme, und brachte, auf Koſten ihrer Tugend, dem wollüſtigen Schwelger die aufkeimenden Reize weiblicher Schönheit zum Opfer dar. Irre geführt durch die eigenen Lehren ihres vermeinten Liebhabers, und in dem ſüßen Wahne, Seligkeiten zu genießen, taumelte Henriette von Tage zu Tage im Rauſche ſchnöder Lüſte an Böttchers Seite hin, ohne ſich nur einmal ihren Eltern zu vertrauen, nachdem ſie be-

reits ihrem Verführer durch die fürchterlichſten Schwüre Verſchwiegenheit zugeſagt hatte. Unterrichtet von dem, dem das unerfahrne Mädchen aus Liebe Tugend und Schönheit zum Opfer dargebracht hatte, hintergieng Henriette durch erdichtete Vorſpiegelungen ihre Eltern; man glaubte ihren Ausſagen, und ſchrieb die Veränderungen ihrer Geſichtsfarbe, die man allmählig an ihr wahrnahm, einer ganz andern, als der wahren Urſache, zu. Henriette kränkelte; der Feldſcheer, welcher bey dem General in gutem Credit ſtand, und als ein geſchickter Arzt bekannt war, vermuthete nichts weniger, als eine bevorſtehende Niederkunft, und wagte es kaum, den erhabenen Eltern der Leidenden ſeine Meinung zu ſagen, als er bemerkte, daß ſeine Bemühungen fruchtlos und die angewendeten Mittel ohne Wirkung waren.

Henriette läugnete, bis es nicht mehr

möglich war, und die Verunſtaltung ihrer Grazientaille ſichtbar wurde. So ſehr auch Vater und Mutter darüber aufgebracht waren: ſo vermittelte doch Gutmann, als Böttchers Freund, die Beylegung dieſes häuslichen Zwiſts, beſänftigte den Zorn der Eltern, und lenkte ihre Geſinnung zu Böttchers und Henriettens Vortheil. Aber das traurige Verhängniß zerrüttete mit einmal den kaum hergeſtellten Frieden, und gewährte dem liebenden Mädchen die Erfüllung ihrer Hoffnungen nicht. Glücklich zu leben mit dem geliebten Gegenſtande ihres Herzens, wie Emilie, wähnte auch Henriette, und achtete nicht der Bürde, die ſie trug, je näher der Tag herankam, der zur unauflöslichen Verbindung mit Böttchern beſtimmt war. Beyde ſaßen ungeſtraft beyſammen Arm in Arm, und genoſſen der zärtlichſten Liebkoſungen, wozu ſie nunmehr ganz berechtigt zu ſeyn glaubten, und ahndeten nicht das fürchterliche Kommen

des über sie einbrechenden Gewitters, als der Kammerdiener des Generals eintrat und Böttchern von der Seite seiner adelichen Braut hinwegrufte, mit der Bedeutung, sogleich vor diesem zu erscheinen.

Böttcher gehorchte. Der General war allein im Zimmer; und ohne ihm zu danken, sagte er mit einem wilden Blicke und erzürntem Tone: Da ist Jemand, der Sie sprechen will. — »Mich?« — Und mit einmal trat Lisette, der Generalin Kammerfrau, aus dem Seitenzimmer, von ihrer Gebieterin begleitet, herein, und bewillkommte ihn mit einem Strom über die gebleichte Wange abrollender Thränen. Böttcher erschrack, suchte seine Verwirrung durch eine ehrerbietige Verbeugung zu verbergen, und wollte ihr die Hand küssen; aber die Generalin stieß ihn von sich, indem sie sagte: Zurück, Unverschämter! Ihre Verstellung über-

ſteigt alle Erwartung. — Wie vom Donner gerührt ſtand der kriechende Heuchler vor der ehrwürdigen Dame einige Augenblicke ſtumm und ſprachlos, — und äußerte, mit ſcheinbarer Gegenwart des Geiſtes, ſeine Verwunderung über die Anrede der adelichen Matrone, bat um Aufklärung des ihm vorgelegten Räthſels, machte ſich auf die Rechtfertigung gefaßt, und vermied jeden Blick auf die neben ihm ſtehende Zofe. — Das wird Liſette am beſten zu beantworten wiſſen, war die Antwort der Generalin. — »Liſette? Was kann die mir zu ſagen haben?« — Daß er ein ſchlechter Menſch iſt, donnerte ihm der General ins Ohr, und — »Herr General!« — war alles, was er in dieſem Augenblick zu erwiedern vermochte. — Da ſteht ſie, fuhr der Greis fort, frag er ſie ſelbſt, und dann verantwort' er ſich. — Mit anſcheinender Neugier und erzwungener Standhaftigkeit ſah er dem betrogenen Mädchen ins Geſicht, und

veranlaßte ſie zu einem ſchluchzenden halblauten: Herr Böttcher! — »»Was will ſie?«« fragte der Unverſchämte in einem barſchen verachtungsvollen Tone. »Erfüllung Ihres Verſprechens.« — »»Meines Verſprechens.«« — »Erinnern Sie ſich noch der Bedingung, unter der ich Ihnen Freyheiten geſtattete, die ich keinem andern zugelaſſen haben würde?« — »»Poſſen!«« — »Nein! weibliche Ehre und Tugend ſind keine Poſſe. Nicht genug, daß Sie Fräulein Henrietten hintergiengen, auch mich haben Sie unglücklich gemacht, auch mehrere außer mir.« — Mit einem höhniſch lächelnden Blicke war der Schändliche im Begriff, zu antworten; aber der General überhob ihn deſſen, und befohl ihm, ſogleich das Haus zu meiden. Nun pack' er ſich den Augenblick, ſagte er, und danke er Gott, daß er noch ſo mit einem blauen Auge davon kommt, ſonſt will ich ihm zeigen, was ſein Verbrechen zu

bedeuten hat. Was meine Tochter anlangt: so verzeih's ihm Gott — wir sind quitt; was die andern betrifft, mag er selbst zusehen, wie er sich mit ihnen abfindet. —

Wie ein zum Tode Verurtheilter stand der kriechende Heuchler vor dem General, wie vor seinem Richter, fühlte sein Verbrechen, und wußte nicht, was er thun sollte. Mit einmal stürzte er zu den Füßen des Greises nieder, und heuchelte Reue; aber umsonst — der General verließ ihn in der erkünstelten Stellung, und gieng auf Henriettens Zimmer, die nichts weniger, als die Ankunft ihres Vaters erwartete. Von seiner verehrungswürdigen Gemahlin begleitet, setzte sich der Greis an die Seite seiner Tochter, faßte ihre Hand, und begann mit einem tiefen schwermuthsvollen Seufzer: Gott! warum hast du mir Kinder gegeben? — Womit hab' ich mich an dir versündigt, daß du mich am

Grabe ſtehenden Greis ſo tief darnieder beugſt, und die Schwere deiner ſtrafenden Hand fühlen läſſeſt? — »Gott! mein Vater! was iſt Ihnen?« fragte Henriette ängſtlich. — »»Henriette! du biſt betrogen — wir alle ſind betrogen — Böttcher kann dein Gemahl nicht werden«« — »Wie? — Böttcher kann mein Gemahl nicht werden? wiederholte Henriette in einem von Schreck und Verwunderung gemiſchten Tone — warum nicht, mein Vater?« — »»Der Bube achtete des adelichen Fräuleins nicht mehr, als der niedrigſten Dirne, und ſchändete beide.«« — »Gott! — mein Vater! — was ſagen Sie?« — Bey dieſen Worten ſank Henriette in die Arme ihrer Mutter ohnmächtig hin, und erwachte nach einigen Minuten erſt, wie aus einem fürchterlichen Traume, blickte furchtſam umher, und wiederholte noch einmal die Frage: Böttcher kann mein Gemahl nicht werden? —

Das ſchmerzliche Nein! das von den Lippen der zärtlichen Mutter, die ſie aufzurichten bemüht war, ins Ohr der leidenden Dulderin drang, ſchmetterte ſie zum zweytenmal zu Boden. Man ſchaffte ſie aufs Bette, wo ſie nach zwey langen Stunden, durch die heftigſten Zuckungen entkräftet, wieder zu ſich kam und von den ſchrecklichſten Bildern erhitzter Phantaſie kaum ihres Daſeyns ſich bewußt war.

Indeß hatte ſich Böttcher auf ſein Zimmer begeben, wohin ihm Liſette gefolgt war. Beſtürmt von den Vorwürfen und Thränen des getäuſchten Mädchens, ſprach er unter vier Augen in einem ſanfteren Tone, und wagte es, die bekümmerte Seele zu beruhigen; bat auf den Knieen, ihn nicht unglücklich zu machen, und von ihren Forderungen abzuſtehen; denn noch getraute er ſich, den erzürnten Greis, zu beſänftigen und ſeine Verbindung mit Henrietten zu beſchleunigen, und

in

in diesem schmeichelnden Wahne verwilligte er der beleidigten Dirne ein ansehnliches Abtrittsgeld, das er ihr nach seiner Verheirathung auszuzahlen versprach. Allein ein Billet, das ihm der Kammerdiener des Generals überbrachte, machte seine Hoffnung schwinden. In gedrängter Kürze befahl ihm der beleidigte Greis, binnen einer Stunde nicht allein das adeliche Schloß, sondern sogar den Ort zu verlassen, den er, wie sich der General ausdrückte, mit pestigem Stanke vergiftet hatte; im Fall er sich aber weigern sollte, diesen Befehl zu respektiren, der Verhaftnehmung und gesetzlichen Bestrafung unausbleiblich versichert zu seyn. Eine Rolle Gold, welche diesen darniederschmetternden Befehl begleitete, machte den feigen Bösewicht schwanken; er überlegte hin und her, was er thun sollte, und entschloß sich endlich, seine Zuflucht zum Bitten zu nehmen. In dieser Absicht wagte er es, den Ueberbringer

dieſer Summe um die Vermittelung einer geheimen Audienz bey dem General zu veranlaſſen; aber umſonſt! — Der Zutritt war ihm auf immer verſagt, und die ſämmtlichen Domeſtiken befehligt, ihn mit Wiederholung der beſchehenen Drohung geradezu abzuweiſen.

Die Goldrolle war es, die ihn in den Stand ſetzte, der Ausführung dieſer Drohung zu entgehen, und ſeine Wuth für den jetzigen Augenblick minderte, keineswegs aber für den Verluſt entſchädigte, den er, ſo leichtſinnig er auch zu denken gewohnt war, dennoch ſtark genug fühlte. Rache kochte in ſeinem Buſen, und gern hätte er durch Ausübung derſelben ſeinem Herzen Luft geſchafft; aber die ihm geſtattete Friſt war zu Ende, und er hielt es nicht für rathſam, ſeine Freyheit aufs Spiel zu ſetzen, denn er wußte, daß der General in ſeinen Drohungen eben ſo gut Wort zu halten pflegte, als in ſeinen Verſprechungen; mithin befolgte er den Befehl deſſelben mehr aus Furcht,

als aus Achtung gegen ſeinen Wohlthäter, und ſchwur beym Hinweggehen, Zeit und Stunde zu erwarten, um ſich auf das fürchterlichſte an dieſer Familie zu rächen, aus deren Mitte ſeine eigene Unbeſonnenheit ihn hinwegriß.

Indeß beſchleunigte dieſe Scene des Schreckens Henriettens Niederkunft. Abgemattet von den heftigſten Erſchütterungen der Seele und des Körpers welkte die roſige Wange der funfzehnjährigen Grazie in demſelben Augenblicke, da ſich die weiblichen Reize kaum zu entfalten beginnen, und Henriette brachte nach einigen Tagen, zwey Monate zu früh, ein todtes Mädchen ans Licht der Welt, und erlag unter den Geburtsſchmerzen. Vergeſſend des Befehls, den er mit eigener Hand geſchrieben, und dem Mörder ſeines Kindes ertheilt hatte, lief der Greis, ohne Bewußtſeyn, durch alle Gemächer des Schloſſes,

und rufte an allen Thüren im fürchterlichen Tone der Verzweiflung: Böttcher! — aber vergebens; Böttcher war nicht mehr da — grauſend hallten die Wände ſeinen Namen wieder und überzeugten den Greis ſeiner Thorheit. Das Leben ſeines Kindes, die Freude ſeines Alters, von dem Räuber der Tugend zurück zu fordern, und ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, war die Abſicht des alten Mannes, der in dieſem Augenblicke ſeines Verſtandes nicht mächtig war. Troſtlos hingen Mutter und Schweſter über den Leichnam der Entſeelten, und ſchwammen in Thränen, als er wieder ins Zimmer des Schreckens zurückkam, und mit einem durch die Zähne knirſchenden: Er iſt fort! — ſich in den Lehnſtuhl warf. Thränen waren dem Alten unmöglich, und der brave Gutmann ſelbſt konnte ſeinen Schmerz nicht bergen; keins wagte es, aufzublicken, und zum Troſte der Umſtehenden einen Laut hervor-

zubringen; alles war ſtumm, ſprachlos und im tiefſten Schmerz verſunken.

Mit der Freude eines Böſewichts, deſſen Seele Rache brütet, bedauerte Böttcher das traurige Loos der erblaßten Tugend, an deren unbefangenem Buſen er Befriedigung bübiſcher Lüſte geſogen hatte, und freute ſich, im Garten der Unſchuld die ſchönſte Roſe gebrochen zu haben. Aus Furcht, vom erzürnten Vater ihrer erblaßten Gebieterinn verfolgt, und zur Beſtrafung gezogen zu werden, hatte Liſette das Aſterſtrömſche Haus gleich nach dem Hinſcheiden des Fräuleins heimlich verlaſſen, und Böttchern, deſſen Aufenthalt ſie wußte, dieſe Nachricht hinterbracht. Vor einbrechendem Mangel geſchützt durch die vom alten Baron erhaltene Goldrolle, verbunden mit einigen Juwelen und einer nicht geringen Summe baaren Geldes, welche die flüchtige Zofe bey ihrer Entwei-

chung der Generalinn zu entwenden ſich nicht entblödet hatte, lebten beyde einige Zeit lang in einer vorgeblichen Ehe, und Liſette beſchenkte ihren Adonis bald mit einem kleinen Abbilde ſeines Selbſt. Aber nicht lange dauerte dieſer Umgang, der den ſchwelgenden Wollüſtlingen Befriedigung auf ein ganzes Menſchenalter gewährte, und beyde mit einmal in den tiefſten Abgrund des Elends ſtürzte. Verfolgt von den forſchenden Blicken der Gerechtigkeit, ſahen ſich die Verbrecher genöthigt, zu fliehen, und im Auslande ihr Glück zu verſuchen, wo es Böttchern gelang, ſich, unter dem Vorwande, Dienſte zu ſuchen, von der Buhlerinn ſammt dem Kinde zu trennen, und beyde dem ſchrecklichſten Schickſale zu überlaſſen.

Von aller Unterſtützung entblößt, — denn kaum hatte der Ruchloſe ihr ſo viel zurück gelaſſen, als ſie zum Unterhalt auf acht Tage

für sich und das Kind brauchte — bemächtigte sich Verzweiflung auch dieser Unglücklichen, und führte sie bald zum Ziel. Acht Tage waren um, und mit Sehnsucht erwartete Liſette ihren ſo genannten Eheherrn; aber er kam nicht. Der Wirth tröſtete die Verlaſſene, und geſtattete ihr noch auf andere acht Tage den Aufenthalt in ſeinem Hauſe; aber auch dieſe vergiengen, und Böttcher kam nicht. Nun fieng ſie an, zu zagen, und ein Blick in die Zukunft erſchütterte ihr ganzes Weſen. Vier Wochen duldete der mitleidige Wirth die Fremde um des Kindes willen, das an ihren Brüſten ſäugte, und vielleicht hätte er noch länger Barmherzigkeit geübt, wäre nicht die geſchwätzige Zunge an ihr ſchlöſt zur Verrätherinn geworden. Durch Unwahrheiten hintergangen zu ſeyn, beleidigte den ſonſt ſo menſchenfreundlichen Mann ſo ſehr, daß er von dieſem Augenblicke an die Mutter ſammt dem Kinde verabſcheute,

dem Böſewicht fluchte, dem ſie gefolgt war, und, alles Flehens und Bittens ohngeachtet, die Metze, wie er im Zorn ſie nannte, ſpät am Abend zum Hauſe hinauswarf, und der Verzweiflung überließ.

Weinend und jammernd lag die Entehrte unter Gottes freyem Himmel, und kein Schlaf drückte ihr die Augen zu; ſo lag ſie noch am Morgen, als die unbarmherzigen Bewohner des Dorfs ſchon wieder an ihre Feldarbeit giengen, und mit höhniſchen Blicken der vermeinten Hure lachten, und zu einander ſagten: Das Menſch hat's nicht beſſer verdient. —

So böſe war Liſette wirklich nicht, als ſie es ſchien; Furcht und Liebe hatten ſie zur Verbrecherinn gemacht, aber noch war nicht alles Ehrgefühl in ihrem Buſen erloſchen, und der letzte glimmende Funke machte

es ihr zur Unmöglichkeit, vor den Thüren ihr Brod zu ſuchen. Vom nagenden Hunger gedrückt, verließ ſie erſt ſpät am Abend, ohne zu wiſſen, wohin der Weg ſie leitete, dieſe verhaßte Gegend, wo die Unbarmherzigkeit mit einmal alle Gemüther angeſteckt zu haben ſchien — und ſo gieng ſie — Furcht und Verzweiflung hemmten ihre Thränen, beflügelten ihre Schritte — beym ſanften Schimmer des wohlthätig die Fluren beleuchtenden Mondenlichts dem letzten, dem wichtigſten Augenblicke ihrer Erdenwanderung entgegen. Das Rauſchen des Stroms, dem ſie ſich näherte, weckte ſie gleichſam wie aus einem tiefen Schlummer, und führte ſie vom Taumel der Unbeſonnenheit ins Bewußtſeyn zurück. Das Auge, das des Weinens faſt entwöhnt zu ſeyn ſchien, floß in Thränen über, und machte ihrem Herzen Luft. Ruhiger, und mit dem Schickſal nicht mehr hadernd, warf die Leidende ſich am Rande

des Ufers hin, und drückte, vom heißen Gefühl der Mutterliebe entbrannt, den erwachten Säugling an den hochaufklopfenden Busen, fürchtete, ihn durchs Feuer brennender Küsse zu tödten, und spendete ihm noch einmal — ach! es war das letztemal — den Labetrunk von mütterlichen Brüsten. Gestärkt und gesättigt, blickte der Knabe mit unbefangenem Lächeln empor, und schien, Vollendung einer That zu heischen, die vor wenig Augenblicken noch der trostlosen Mutter nicht in den Sinn gekommen war. — Fahre wohl! sagte Lisette — und ein wüthender Strom brennender Zähren rollte ihr über die Wange, als sie zitternd den letzten Kuß auf die unbescholtene Lippe des fordernden Säuglings drückte, der im nächsten Augenblicke beym Ausruf: Gott! sey diesem Kinde gnädig — in den Fluthen des Stroms dem mütterlichen Auge entschwand.

Mit unverwandten Blicken auf den Ort, der das Beste, was sie besaß, aus ihren Händen empfangen hatte, stand Lisette einige Minuten, ohne zu bedenken, ob sie recht oder unrecht gethan hatte, und betrachtete den Wasserring, den das Hineinwerfen des Kindes verursacht hatte, bis sie nicht die mindeste Spur davon mehr zu sehen vermochte. Dann schaute sie wehmuthsvoll gen Himmel auf, und stürzte im nämlichen Augenblicke mit gefalteten Händen auf die Knie nieder, betete mit Inbrunst, und flehte den Vergelter menschlicher Handlungen um Gnade und Vergebung an; schwang sich dann nach vollendetem Gebete wieder auf, und fühlte sich gestärkt, dem Tode muthig und standhaft sich in die Arme zu werfen, und neben dem Sohne ihrer Liebe in den Wellen des Stroms ihr Grab zu finden. Sie betete noch einmal, endete: Gott! sey meiner Seele gnädig —

und ein Sprung vom Ufer vereinigte Mutter und Kind.

Vom nagenden Gewiſſen gefoltert, mag indeß der gottloſe Böttcher unſtät und flüchtig in der Welt umher irren, bis es der Faden der Geſchichte wieder heiſcht, ihn auftreten, und die Rolle vollenden zu laſſen, die ihm vom Schickſal zugetheilt war; dagegen wollen wir ſehen, wie es nach Henricttens Tode im Hauſe ihrer Eltern hergieng.

Von der Beerdigung der Verſtorbenen eine weitläuftige Erzählung zu beginnen, ſcheint uns unnöthig und überflüßig zu ſeyn, weil wir befürchten müſſen, entweder die Geduld unſerer Leſer und Leſerinnen zu ermüden, oder ihrer Erwartung nicht hinlänglich Genüge zu leiſten; wir hoffen vielmehr, daß ſie ſich werden begnügen laſſen, zu wiſſen, daß dieſe feyerliche Handlung, zwar nach Sitte und

Brauch, jedoch in aller Stille und ohne äuſ-
ſerliche Pracht und Aufwand, vollzogen wur-
de. Aber im Herzen trauerten und bewein-
ten die Hinterlaſſenen den Verluſt ihrer Freun-
din, und feyerten täglich, ja faſt augenblick-
lich, das Andenken Heinrichs und Henriettens;
und bald geſellte ſich zu dieſen beiden, im
Engelskleide Hand in Hand durch die Ge-
filde Eliſiums wallenden Pilgern, die treue
Freundin, an deren Seite ſie die kurze Er-
denwanderung zurückgelegt hatten, die zärt-
liche Mutter. Tief gebeugt von Schmerz
und Gram über den Verluſt zweyer ſo liebens-
würdiger Gefährten, nahm die Geſundheit
der würdigen Gemahlin des mit einem Fuße
im Grabe ſtehenden Greiſes täglich ab, die
Kräfte des Körpers ſchwanden, und nach we-
nig Wochen warf der Geiſt die Feſſeln von
ſich, die an die irrdiſche Hülle ihn ketteten,
und ſchwang ſich aufwärts zu den Woh-
nungen vollendeter Seligen.

So waren in kurzer Zeit drey der edelsten Glieder losgerissen von der Kette, welche Tugend, Freundschaft und Liebe so vorsichtig und weise in einander gefügt hatten, daß man hätte glauben sollen, ihre Existenz müsse ewig seyn. Allein und verlassen stand nun der Greis, und sah sich von der Natur hintergangen; denn er hätte nicht gewähnt, im achtzigsten Jahre Wittwer zu werden und verlassen zu seyn von der Gefährtin seines Lebens, die, seines Alters zu pflegen, ihm Treue geschworen hatte. Gern hätt' er mit ihr gehadert, und sie untreu und wortbrüchig gescholten; aber die Trennung war nicht das Werk der Entflohrnen — die Natur hatte ihren Zoll gefordert, und Ehrfurcht gegen ein höheres Wesen machte seine Zunge schweigen. — Gern wär' er in die Ewigkeit ihr gefolgt; aber noch war er nicht am Ziel — noch hatte er den Kelch der Leiden nicht ausgeleert, den das erbitterte Schicksal ihm kredenzte.

Emilie ſtrebte alles Fleißes, ihrem Vater den Reſt ſeiner Tage leicht und erträglich zu machen, und Gutmann überhob ihn der Sorge in Rückſicht der Erziehung und Ausbildung des noch unmündigen Karls, welcher nach erlangtem achtzehnten Jahre aus eigener Neigung den Soldatenſtand wählte, und ſogleich eine Fähndrichsſtelle erhielt. Mit einem für allen ſinnlichen Genuß empfänglichen Herzen gewöhnte ſich der unerfahrne Jüngling bald an das geräuſchvolle Leben der Stadt, und vergaß im Wechſel der Vergnügungen das ſtillere Landleben und die väterliche Wohnung, und mit dieſen Vater und Schweſter und Bruder. Eine blühende unverdorbene Geſichtsbildung und ein ſchöner regelmäßiger Körperbau erwarben dem jungen Krieger Aufmerkſamkeit und Bewunderung von allen Seiten, und machten ihn bald zum gemeinſchaftlichen Abgott des ſchönen Geſchlechts. Weiber und Mädchen buhlten

um die Locke des achtzehnjährigen Helden, und bald flogen hier, bald da, einladende Blicke ihm zu, und versicherten ihn neuer Eroberungen. Alles wetteiferte in Auswahl der Vergnügungen, zu welchen der neue Fähndrich, bald von der Frau Commercienräthinn, oder Tochter des Herrn Amtmanns, bald von der Frau Generalinspectorinn, oder Gemahlinn des Regiments-Kommandanten, bald von der Frau Doctorinn oder Stadtkämmererinn, gezogen wurde — und keine von allen kam in Pracht und Erfindung der Madam Y..., einer begüterten und so genannten jungen Kaufmannswittwe gleich, welche es der Frau Hauptmänninn nicht genug verdanken konnte, ihr die Bekanntschaft mit dem jungen Zöglinge des Waffengottes verschafft zu haben. So sehr auch die vierzigjährige Sirene sich bemühte, dem gemeinschaftlichen Adonis ihres Geschlechts zu gefallen, und die einschlafenden Reize durch

eine

eine ſanfte Berührung des feinſten Karmin-pinſels zum Thätigſeyn zu ermuntern, und die ſtrotzende Wange des neben ihr ſtehenden zwanzigjährigen Landfräuleins zu verdunkeln, ſo war doch alle Anſtrengung vergebens, ihn ſich ganz eigen zu machen, und ſie mußte ſich damit begnügen, Achtung und Ergebenheit ſtatt Liebe und Anbetung zu erndten.

Daß dieſer ununterbrochene Wechſel von Freude und Vergnügen dem unerfahrnen Jüngling willkommen ſeyn mußte, bedarf keines Beweiſes; doch müſſen wir ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Die Unverdorbenheit ſeines Herzens und die wenige Weltkenntniß, die ihm ſeine Jugend gewährte, entſchuldigen ihn, und ſie allein waren Urſache, daß er dieſe Einladungen oder Aufforderungen — man nenne ſie, wie man will — nicht verſtand, und die Beſtürmungen der weiblichen Belagerer ſeines Herzens

nicht für das hielt, was sie waren. Dem ohngeachtet erhielt Fräulein Jeannette, die jüngere Tochter des Generalinspectors de Villeamours einen unwillkührlichen Sieg über Karls, der vielen Belagerungen ohngeachtet noch nicht erobertes, Herz. Sie war die erste und einzige, die, obgleich minder schön, als manche ihrer Nebenbuhlerinnen, durch ein artiges, sittsames, gefälliges Betragen Auge und Herz des Jünglings fesselte, und die ersten seligen Empfindungen der Liebe ihm einflößte. Sie war es, die in seinen Augen den alleinigen Vorzug vor den übrigen ihres Geschlechts behauptete, der liebste, der einzige Gegenstand seiner Wünsche war, um derentwillen er all' die andern vergaß, ihrer Thorheit lachte, und ihnen, wenn es seyn mußte, bloß mit anständiger Kälte begegnete.

So rein und unbescholten auch Karls und

Jeannettens Liebe war, so wandelte sich doch, ihr Wesen bald in ein verderbliches unheilbares Gift, das dem unbesonnenen Jüngling Ruhe und Zufriedenheit, ja endlich sogar das Leben kostete. Liebe verleitete ihn, mehr Aufwand zu machen, als seine Kasse bestreiten konnte, und er sah sich schon im zweyten Jahre in einer Verwirrung, aus der er sich herauszureißen nicht vermochte. In diesem Zustande befand er sich, als sein Vertrauter, Scharf, bey ihm war, und ihn um die Ursache seiner üblen Laune fragte, der auf sein dringendes Bitten sich ins Mittel schlug, die Gefahr abzuwenden, die seiner Ehre drohte.

(Fortsetzung folgt.)

3.

Friz Steelmann.

Von der gütigen Mutter Natur mit allen Vollkommenheiten der Seele und des Körpers ausgerüſtet, trat Friz nach vollendetem vierzehnten Jahre ſeine Laufbahn an, auf der er ſich Kenntniſſe ſammeln wollte, die ihn dereinſt in den Stand ſetzen ſollten, durch Ausübung ſeinem Glücke entgegen zu gehen. Ohngeachtet ſein Vater ſelbſt Kaufmann war, ſo hielt ers doch für rathſamer, ſeinen Sohn zu Erlernung der einem Kaufmanne nöthigen Wiſſenſchaften in eine berühmte Handelsſtadt zu ſchicken, wo ein weites Feld ſeinen Blicken ſich öffnete, und dem

thätigen Geiſte des Knaben hinlängliche Beſchäfftigung darbot. Dies war nun freylich in einer kleinen Gebürgsſtadt, wie ſeine Vaterſtadt war, nicht möglich; er ſchickte ihn, nachdem er ihm die Wahl ſelbſt überlaſſen hatte, nach B...., und übergab ihn der Aufſicht und Fürſorge eines Mannes, mit dem er in ſeinen jüngern Jahren als Handlungsdiener ſervirt hatte, und der, ſeiner Rechtſchaffenheit und merkantiliſchen Kenntniſſe wegen, allenthalben bekannt war.

Fritz verließ das väterliche Haus mit eben ſo viel Freude, als Schmerz, denn er liebte Vater und Mutter, und Bruder und Schweſter, und trennte ſich ungern von ihrer Seite; aber ſein thätiger Geiſt forderte ihn auf, mit Muth und Entſchloſſenheit die Laufbahn zu betreten, die ſich ihm darbot. Zu enge war ihm der Wirkungskreis, in dem er ſtand, und zu wenig die Nahrung, die er hier

fand; Befriedigung heischte der unersättliche Geist des Knaben, und diese mußte er im Auslande suchen. Hochberg — dies sey der Name des Mannes, dem der neue Handlungsstion überlassen war — nahm seinen Zögling, nicht mit der gewöhnlichen Principalautorität, sondern mit der dem Vater des Knaben schuldigen Freundschaft und jedem rechtschaffenen Manne angebohrnen Herzensgüte und Freundlichkeit auf, und bildete ihn bald zu einem brauchbaren Handlungssubjecte, dergestalt, daß er im zweyten Jahre schon ihm die Besorgung seiner Geschäfte überlassen konnte. Hochberg war zwar keiner der ersten Kapitalisten der Stadt, aber er hatte sein Auskommen, und eine gut eingerichtete Handlung, bey deren Besorgung seine Gattinn ihm treulich zur Hand gieng, und die Stelle eines wirklichen Handlungsbedienten meisterlich vertrat. Louise war ein braves Weib; zärtlich liebte sie ihren Gatten,

und vernachläßigte keineswegs die häusliche Wirthschaft, allenthalben war sie, und alles gedieh unter ihren Händen; aber in einem Puncte hatte die Natur fast mehr als verschwenderisch an ihr gehandelt, und ihr ein so feuriges Temperament zugetheilt, das mehr als gewöhnliche Befriedigung heischte, deren Genuß die kränklichen Umstände ihres Eheherrn ihr nicht gewähren konnten. Es war daher kein Wunder, wenn die immer mehr und mehr zunehmende Mannheit des dem Jünglingsalter sich nahenden Lehrlings das Auge seiner Gebieterinn fesselte, und Begierden in ihr rege machte, die der kalte Vernünftler unedel nennen würde, der Billigdenkendere aber unter solchen Umständen ihr gern verzeiht.

Des täglichen Umgangs mit dem geliebten Gegenstande und der Nothwendigkeit, während der Krankheit ihres Gatten die Ge-

ſchäffte der Handlung zu beſorgen, ohngeachtet, ſiegte weibliche Tugend über ihre Liebe, und lehrte ſie, mit Standhaftigkeit den Augenblick erwarten, der ſie dem Ziel ihrer Wünſche näher bringen ſollte. Indeß gieng Friz ſeinen Gang ſchlicht und gerade vor ſich hin, unangefochten von einem Gedanken, der ihm in Ausübung ſeiner Pflichten hätte hinderlich werden können. Louiſe war vorſichtig genug geweſen, ihm ihre Zuneigung geheim zu halten, ohnerachtet er ſich manches Geſchenks von ihren Händen rühmen konnte, das er aber bloß als einen Beweis ihres Wohlwollens und Zufriedenheit erhalten zu haben glaubte — beobachtete ſeine Schuldigkeit, und war in den Freyſtunden immer am Krankenbette ſeines Principals, den er wie ſeinen Vater liebte, und mit faſt kindlicher Ehrfurcht bediente.

Dieſe Anhänglichkeit, dieſe Sorgfalt, für

das Leben ſeines Freundes — Wohlthäter würde Beleidigung ſeyn, da Friz keineswegs Urſache hatte, Wohlthaten anzunehmen, und von ſeinem Vater hinlängliche Auslöſung erhielt — und die ſtrenge Ordnung, die er in ſeinen Handlungen beobachtete, machten ihn dem Herzen ſeiner Gebieterinn nur noch theurer, und ließ ihn das Unangenehme ſeiner beſtimmten Lehrjahre weniger fühlen, als es außerdem geſchehen ſeyn würde. Die Leiden des guten Hochbergs machten ſeinem Herzen Kummer, und er flehte oft im Stillen für ſeine Erhaltung und Wiederherſtellung zum erhabenſten aller Weſen; aber nach einem langwierigen Krankenlager trat dieſer rechtſchaffene Mann — wir wollen nicht unterſuchen, ob zum Vortheil der zärtlichen Gebieterinn, oder zum Schaden des geliebten Untergebenen? — vom großen Schauplatze der Welt ab. Friz und Louiſe weinten am Sarge des ihren Armen Entriſſenen heiße

Zähren, und nichts war der Jüngling in dieſem Augenblicke ſich weniger vermuthend, als, ſich von der Hand ſeiner Gebieterinn an ihre Seite hingezogen zu ſehen. Ehrfurcht und Staunen machten ihn ſchweigen, und: Seyn Sie ruhig, Madam! — war alles, was er vermochte, als Louiſe in der Eſtaſe von Freude und Schmerz noch einem tiefen Seufzer die Hand ihm drückte, und auf ihr Herz legte, indem ſie ſagte: Ich habe viel verlohren, Steelmann! Verlaſſen Sie mich nicht! Sie allein können mir den Verluſt erſetzen. — Ruhig? fuhr ſie fort — Ja Steelmann! ich bin ruhig, und werde es noch mehr ſeyn, wenn Sie mich nicht verlaſſen. O! er war mir alles, Gatte, Freund und Beſchützer — Seyn Sie in Zukunft, was er mir war! Laſſen Sie mich an Ihrer Seite die Reiſe vollenden, die ich

bis hieher mit ihm zurück gelegt habe. — Mit unverwandtem Auge sah sie der Jüngling an, und wußte nicht, ob er reden, oder schweigen sollte. — Sie staunen? fieng Louise von neuem an — o Steelmann! meine Liebe ist nicht von heute erst. — Unbeschadet der Pflichten, die mir als Gattinn gegen den Verewigten oblagen, liebte ich Sie schon längst, aber mein Herz blieb der Tugend treu und bewahrte diese Neigung als das strengste Geheimniß in sich selbst. — Oder sollten vielleicht andere Umstände Ihre Verwunderung verursacht haben? — Vielleicht der Abstand meiner Jahre —? — O Steelmann! ich bin noch nicht häßlich. — Bewußtsinn körperlicher Schönheit, Gefühl unverdorbener Säfte, und beleidigte Liebe entrissen dieses Wort ihren Lippen; aber be-

ſcheidene Tugend legte ihr Stillſchweigen auf, und mit ſchaamrother Wange ſank ſie dem ſeiner Sinne faſt beraubten Jüngling in die Arme, und verbarg ihr Geſicht an ſeinem Buſen.

In dieſer Stellung verweilte die liebetrunkene, vor wenig Stunden zur Wittwe gewordene, Gebieterin ſo lange, daß die Hand des Künſtlers Zeit genug gehabt hätte, eine Skizze davon zu entwerfen, und bloß ein ſchüchternes: Es kommt jemand — weckte ſie aus ihrer Betäubung; der Fußtritt eines auf die Thüre des Zimmers zukommenden Menſchen hatte die gelähmte Zunge des Jünglings gelöſt, und ihn für dießmal aus der Verlegenheit gezogen.

Der Ceremonienmeiſter — an manchen Orten der Leichenbitter — war es, dem Fritz ſeine Rettung für dieſen kritiſchen Augenblick

nicht genug verdanken konnte. Nicht sowohl aus Achtung, sondern vielmehr um seinem Herzen Luft zu schaffen, gieng er aufs Komtoir, unter dem Vorwande, einige Briefe zu schreiben und ihren Abgang selbst zu besorgen. Kaum war er allein und ungestört: so überließ er sich tiefem Nachdenken, und überlegte hin und her, was er in dieser sonderbaren Lage thun sollte. Gern hätte er sich einem Freunde, oder sonst einem verständigen Manne entdeckt, denn der siebzehnjährige Jüngling fühlte seine Unerfahrenheit, und das Bedürfniß, einen Rathgeber zu haben; aber er wußte nicht, an wen er sich in diesem Augenblicke wenden sollte. Seinem Vater zu schreiben, und in diesem Falle ihn zum Vertrauten seiner Geheimnisse zu machen, schien ihm bedenklich, und unwillkührlich verwarf seine Seele diesen Vorschlag, vielleicht aus eben dem Grunde, aus welchem die meisten Liebhaber den Eltern der liebenden Partheien, we-

nigſtens im erſten Anfange, verborgen gehalten werden. Das Wort: Liebe — war ihm nicht unbekannt, er hatte es in Büchern geleſen und im geſellſchaftlichen Umgange ausſprechen gehört; aber das Gefühl der Liebe war ſeinem Herzen zur Zeit noch ein Geheimniß, und aus dieſem Grunde das Benehmen ſeiner Gebieterin unerklärbar.

Ihre Tugend, ihre Anhänglichkeit an dem ihr durch den Tod entriſſenen Gatten, der Schmerz, den ſie über dieſe Trennung fühlte, im Gegenſatz ihrer gemachten Aeuſſerungen und der ihrem ſonſtigen Betragen widerſprechenden Herablaſſung und Vertraulichkeit, ſchienen ihm unerſteigbare Felſen zu ſeyn, auf deren Gipfel er hinan zu klimmen nicht vermochte. — Schon längſt liebte ſie mich? — Warum das nicht ihre eigenen Worte? — Wie konnte ſie das, ohne der Pflicht gegen Hochberg zu nahe zu treten? — Und doch

blieb ihr Herz der Tugend getreu? — Sie hat wohl Recht; — so lange wenigstens Hochberg lebte, sprach sie das Wort gegen mich nie aus — aber ihre Geschenke? — Waren das nicht Beweise ihrer Liebe? — Nun ja doch! sie waren es; dem ohngeachtet verletzte sie ihre Tugend nicht, so lange Hochberg athmete; auch nat sie nachher der weiblichen Delikatesse nicht zu nahe, und bestürmte das Herz des Jünglings nicht so bald wieder mit ähnlichen Aeußerungen, sondern ließ ihn vielmehr Zeit gewinnen, über das ihm gethane Geständniß und ihr Verhalten gegen ihn nachzudenken.

Die Verlegenheit, in die ihr überraschendes Geständniß den mit dem Gefühl der Liebe noch unbekannten Jüngling versetzt hatte, war dem Auge der zärtlichen Louise nicht unbemerkt geblieben, und sie hielt es daher der Klugheit gemäß, seiner Empfindungen zu scho-

nen, und ihn bloß nach und nach und durch thätige Beweiſe ihrer Freundſchaft auf den Weg zu leiten, auf den ſie ihn hingeführt wiſſen wollte. Indeß wähnte Fritz, da er ſich einige Zeitlang von ähnlichen Anträgen verſchont ſah, den Vorfall vergeſſen zu können, und ſchrieb ihn bloß auf Rechnung ihres feurigen Temperaments, mittelſt deſſen ſie ſich vergeſſen und ſo weit herab gelaſſen hatte. Allein das Andenken jener Scene, in welcher er zum erſtenmale die glühende Wange eines Weibes an ſeinem Buſen gefühlt hatte, kehrte bald wieder in ſeine Seele zurück, und brachte ihn auf mancherley Gedanken, die ihn beunruhigten, und, wäre die Tugend nicht ſeine Vertraute geweſen, leicht hätten irre führen können.

Alles kam ihm jetzt ganz anders und neu vor. Unbemerkt ſah er ſich zu einem Poſten erhoben, dem er, ſeiner eigenen Ueberzeugung nach, ohne hinlängliche Unterſtützung vorzuſtehen

ſtehen nicht vermochte. Täglich erhielt er neue Beweiſe von der Zufriedenheit ſeiner Gebieterin; vertrauter wurde ihr Umgang und inniger ihre Freundſchaft; wo Louiſe ſonſt befahl, bat ſie jetzt; wo ſie ſonſt ungefragt handelte, that ſie jetzt nichts ohne ſein Vorwiſſen; wo er war, war auch Louiſe, und beyde nahmen in gleichem Grade Theil an ihren gegenſeitigen Schickſalen und Verhältniſſen. Dieſe ihm günſtige Veränderung ſeiner äußerlichen Verfaſſung hatte auch auf den Zuſtand ſeiner Seele den ſtärkſten Einfluß. Allmählig bemerkte der edle Jüngling, daß das, was er für ſeine theure Gebieterin zu fühlen glaubte, nicht, wie ſonſt, bloße Achtung, ſondern der höchſte Grad von Freundſchaft war, an den ſich ſein der Tugend geweihtes Herz unwillkührlich gewöhnte, und ihn zuweilen im Stillen ſich ſelbſt die Frage aufwerfen ließ: Ob das wohl Liebe ſey? —

Noch war die Trauerzeit nicht vorüber, und das Andenken des verewigten Hochbergs in beyder Herzen nicht erloſchen, als es Fritz wagte, nach ſo vielen von Louiſen erhaltenen Geſchenken ſich zu revangiren und in einigen kurzen Strophen ihr ſeine Dankbarkeit und Ergebenheit zu bezeugen, und zur Feyer ihres Geburtstages Glück zu wünſchen. So ſehr das Herz der liebenden Gebieterin ſich dieſe Freude gewünſcht hatte, ſo überraſchend war ſie ihr, als ſie beym Frühſtück ein mit den ſchönſten Früchten des Spätjahrs gefülltes Körbchen aus den Händen des achtzehnjährigen Adonis zum Angebinde erhielt, das er zu dieſer Abſicht ausdrücklich hatte fertigen, und auf allen Seiten mit den ſchönſten Sinnbildern der Dankbarkeit, Freude, Freundſchaft und Liebe verſehen laſſen. In der Mitte deſſelben lag, von den Früchten bedeckt, ein ſeidenes Band, das der glücklichen Geburtstägerin in ungekünſtelten Räumen die

Gefühle seines Herzens enthüllte, und sie veranlaßte, jenes Geständniß, das im ersten Rausche von Schmerz und Freude vermischter Empfindungen über ihre Zunge hinweggeschlüpft war, zu wiederholen.

Welch ein seliger Augenblick für Verliebte! Allein zu seyn und ungestört, von keinem menschlichen Auge belauscht, bloß im Angesicht des erhabenen Bildners des großen Schöpfungswerks, der dem Menschen diese heiligen Gefühle ins Herz legte, sich Liebe zu gestehen. Glänzende Palläste, an welchen Maler und Bildhauer ihre ganze Erfindungskraft erschöpft, und das Ziel ihrer Kunst erreicht zu haben scheinen — prächtige, Frucht bringende, Balsam duftende Gärten, an welchen der Millionär drey Viertheil seines Vermögens verschwendete, sind nichts gegen die Liebe. O Natur! was ist die Macht deiner Reize, die du mit verschwenderischer Hand dem

Waller dieſes Erdenrunds aus deinem Füllhorne ſchüttelſt, gegen die Macht der Liebe, die auch unter dem elendeſten Strohdache den Niedrigſten, den Aermſten zu Gott erhebt? —

Man denke ſich einen Jüngling von achtzehn Jahren, deſſen ſchöner geſunder Körper ſich gleichſam aus dem Innern ſelbſt herausgearbeitet hatte, und juſt in dieſem Augenblicke das treffendſte Gemälde der unerſchütterlichſten Geſundheit in der großen Bildergallerie des Meiſters aller Meiſter ausſtellte, ein Jüngling, deſſen Pulſe in der gehörigen Ordnung und mit dem heftigſten Feuer blühender Jugend alle Adern durchbebten — einen Jüngling, der noch nie auf den Altären der Liebe Weihrauch geſtreut hatte, und nun, geleitet von der Hand der Tugend, in ihren Wollufthainen ſich eine Roſe brechen ſollte. — Man denke ſich dieſem Gemälde —

wenn wir es anders ſo nennen dürfen — gegenüber ein Weib in einer leichten ungekünſtelten Morgenkleidung, unter welcher es vorſichtig die erhabenſten Reize eines ſchönen regelmäßigen Körpers vor allen Anfällen ſchnöder Wollüſte verbirgt, und nur durch den ſanften ausdrucksvollen Blick des himmelblauen Augenpaars und ungekünſteltes Wangenroth das Auge des Vorübergehenden unabſichtlich zu feſſeln weiß — ein Weib, das beym erſten Anblick zum höchſten und alleinigen Genuß irrdiſcher Wonne geſchaffen zu ſeyn ſcheint, und beym Uebermaaß der hochlodernden Flamme, die Befriedigung heiſchend, durch alle Adern ſtrömt, unter dem eiſernen Panier der Tugend, faſt zehn Jahre hindurch ein Muſter der Enthaltſamkeit war, nun aber, losgeſprochen von den Pflichten, die ſie an den erſten Beſitzer ihrer Reize feſſelten, berechtigt zu ſeyn glaubte, nach eige-

nem Gefallen zu ſchalten und zu walten mit dem, was nach ſeinem Tode ihr wieder als ihr Eigenthum zugefallen war. — So denke man ſich Fritz und Louiſen.

Gegenſeitig gefeſſelt durch unverdorbene Geſundheit und wahre körperliche Schönheit, an einander gekettet durch geprüfte Tugend, fielen beyde in die Schlingen der Liebe, und überließen ſich ganz ihren Gefühlen. — Wehe dem Tadler, der uns um dieſer Schilderung willen Lügen ſtrafen will! — Nicht alle Weiber ſind Koketten — nicht alle im acht und zwanzigſten Jahre verblüht und unfähig, mit Wahrheit zu lieben. — In der Klaſſe dieſer edlen Frauen behauptete Louiſe gewiß einen der vorzüglichſten Plätze. — Nie hatte ſie in den geſunden Tagen ihres Ehegatten die Grenzen des Genuſſes überſchritten; noch weniger aber während ſeiner

Krankheit auf fremden Altären der Liebe geopfert, oder durch andere Ausschweifungen ihren Körper entnervt, und auf keine Weise, so rasch, so feurig auch ihr Temperament war, jemals das Gelübde der Tugend entweiht. Fritz Steelmann war der einzige, der durch seine nach und nach sich immer mehr entwickelnde Schönheit und ausgezeichnete vortreffliche Art zu denken und zu handeln, unwissend sich ihres Herzens bemeisterte, dennoch aber ihre Tugend nicht sinken machte, bis der Augenblick eintrat, der sie dem Ziel ihrer Wünsche näher brachte.

Nicht Thränen, durch buhlerische Künste erzeugt, nein! — Thränen der herzlichsten Freude, der feurigsten Liebe träufelten über die glühenden Wangen der zärtlichen Louise nieder, als sie das seidene Band aus dem Körbchen nahm, und den Inhalt der darauf

befindlichen Dichtung mit unersättlicher Begierde verschlang. Sie haben mich verstanden, Fritz! sagte sie, als sie gelesen hatte, fühlte sich unwiderstehlich hingezogen an den geliebten Gegenstand, schlang ihren Arm um den Nacken des Jünglings, und überhäufte ihn mit brennenden Küssen, die der dankbare Verehrer ihrer mannichfaltigen Reize zum erstenmale zu erwiedern sich nicht entblödete. Ja, Fritz! wir werden glücklich seyn, fieng sie von neuem an — in dem Besitz Ihrer Liebe werde ich mich stark fühlen, alle Ungemächlichkeiten des Lebens zu tragen. — Die Unterredung der Liebenden wörtlich niederzuschreiben, übersteigt die Kräfte des dichterischen Pinsels. Wer in seinem Leben nur einmal geliebt hat, kann sich davon leicht eine Vorstellung machen, und weiß, was sich Liebende gemeiniglich zu sagen pflegen und zu sagen haben; wir wollen daher,

um nicht durch Weitschweifigkeiten Langeweile zu verursachen, dieß der Einbildung unsrer Leser und Leserinnen überlassen, und freundschaftlichst bitten, sich im folgenden Bändchen zur Verbindung auf ein kleines Abendbrodt einzufinden.

Kunz,

mit dem Beynamen: Der Reiche.

Fortsetzung.

Froher, als jemals, kam Kätchen um Mittag von der Arbeit heim, und wähnte, nach einer so schmerzhaften Trennung zum erstenmale wieder an der Seite ihres lieben Bürgen zu Tische zu sitzen; aber wider alle Vermuthung sah sie sich von der schmeichlerischen Hoffnung hintergangen, und sättigte sich, so hungrig und durstig sie war, mit Thränen. Sich aufs neue und vielleicht auf immer getrennt zu sehen, welch ein Gedanke für das liebende Mädchen! — Nichts konnte ihren Schmerz lindern; selbst die Zuredungen des Vaters vermochten nichts über ihr leidendes

Herz. Ihre häuslichen Beschäftigungen waren nicht im Stande, am Tage ihren Kummer zu zerstreuen, und schreckliche Bilder der Phantasie versagten ihr des Nachts Schlaf und Ruhe. Wo sie gieng und stand waren Thränen ihre Begleiterinnen; mit jedem Tage flossen diese häufiger, und der immer mehr zunehmende Schmerz bleichte ihre Wangen und warf sie endlich gar aufs Krankenlaget hin. Alle medicinische Mittel und Verordnungen, welche Kunz nicht unbefolgt ließ, waren fruchtlos, da ihre Krankheit mehr Krankheit der Seele, als des Körpers war, und dieselbe nichts zu heilen vermochte, als Görgens persönliche Gegenwart.

Sechs Wochen waren bereits seit dem Tage dieser jähen Trennung vergangen, als Kätchen, unterstützt von den Armen ihres Vaters, matt und entkräftet, im Garten auf und nieder gieng, sich in den Stralen der wohl-

thätigen Sonne zu wärmen. Mit einmal öffnete sich die Hinterthüre, und, wie durch eine höhere Macht gestärkt, riß Kätchen, so schwach sie auch war, sich von den Armen ihres Vaters los, und hüpfte dem eintretenden Gürgen muthig entgegen.

Das Uebermaaß der Freude zu schildern, der sich die Liebenden überließen, wäre ein vergebliches Bemühen; Gürge! — Kätchen! — war alles, was sie im ersten Augenblicke einander sagen konnten. Lippe auf Lippe geheftet, hiengen beyde Arm in Arm, und schienen, sich nie wieder von einander los reißen zu wollen. Mit zufriedenem Lächeln sah Vater Kunz auf seine Kinder hin, und hatte erst lange seine Freude an dieser stummen Unterredung ihrer Herzen, die bloß durch Gefühle zu einander sprachen, bis endlich die Sehnsucht, seinen geliebten Gürgen ans klopfende Vaterherz zu drücken, ein heischendes:

Nun, Görgel kömmſt du nicht bald zu mir? — ſeinen Lippen entführte, und die Liebenden aus ihrem Wonnetaumel weckte. Vom innigſten Gefühl der Dankbarkeit belebt, entwandt ſich Görge Kätchens Armen, und ſtürzte an den Buſen ſeines Wohlthäters, ſeines Freundes. — Wie gehts dir? — Wie gefällt dir das Soldatenleben? — Dieſe und dergleichen Fragen mehr beantwortete Görge mit Achtung gegen ſeine Vorgeſetzten, und erzählte in bündiger Kürze, daß der Hauptmann, unter deſſen Kompagnie er ſtand, gerade das Gegentheil von dem wäre, was er ſich beym erſten Anblick deſſelben vermuthet hätte, und, ſeines fürchterlichen Anſehens und rauhen Lebensart ohngeachtet, ihn und ſeine Kammeraden glimpflich und liebreich behandele, und den Forderungen des Herrn von Holſt zu willfahren, um ſo mehr Bedenken trüge, da er

ſich durch ſeine gute Aufführung vom Gegentheil überzeugt hätte.

Der ehrliche Kunz hatte eine herzliche Freude darüber; denn die Unbeſcholtenheit ſeines Pflegeſohns bürgte ihm für die Wahrheit deſſen, was Gürge ſprach. Indeß der rechtſchaffene Mann den braven Jüngling durch väterliche Ermahnungen aufmunterte, ſeine Pflichten getreu zu beobachten, und nie von dem Wege der Tugend zu weichen, begegneten ſich die Blicke der Liebenden, und der zärtliche Handdruck ſicherte ſie gegenſeitiger Treue. »Um Gottes willen, Kätchen!« fieng Gürge an, als Kunz geendet hatte — »wie ſiehſt du aus? — Was fehlt dir?« — Weinend ſank die Leidende an den Buſen des jungen Kriegers hin, und Kunz überhob ſie der Antwort, indem er ſagte: Sie hat viel gelitten, Gürge! ihre Krankheit war unheilbar; deine Gegenwart

allein kann ihr die Gesundheit wieder geben, die ihr deine Abwesenheit raubte. — Der Gedanke, die Ursache ihrer Krankheit zu seyn, beugte seinen Muth, und setzte ihn in düstres Nachdenken. Kätchen krank? — und ein lauter Seufzer stieg aus dem Innersten seines Herzens empor. — »Aengstige dich nicht,« erwiederte Kätchen — »ich bin nicht mehr krank; seit du bey mir bist, bin ich wieder gesund. — Sey doch ruhig, Gürge! — Sieh! wie froh ich bin, wie glücklich, dich mit diesen Armen umfassen zu können — Gürge! sagt dir der Druck meiner Hand, das Feuer meiner Küsse nicht, daß ich es bin?« — »daß du es seyn willst — o Kätchen! du hast viel gelitten« — dies war alles, was der edle Jüngling unter den schmerzlichsten Empfindungen sagen konnte, und Vater Kunz wendete alles an, ihn zu trösten und zur Zufriedenheit zurück zu bringen.

Kätchens Gesundheit stellte sich zur Freude Aller bald wieder ein; ihr Herz wurde mit jedem Tage ruhiger und ihre Wangen glühten, wie zuvor. Dann erst, als die Zeit des Urlaubs zu Ende gieng, welche dem jungen Krieger an der Seite seiner Geliebten unter ländlichen Arbeiten nur zu bald entschwand, schien der Kummer von neuem wieder am Herzen des liebenden Mädchens nagen zu wollen; aber die Beredtsamkeit des Vaters, und Görgens zärtliches Bitten besänftigten die bekümmerte Seele und gewährten ihr Trost und Ruhe.

Ausgestattet vom sorgenden Vater mit allem, was er brauchte, sich vor den nöthigsten Bedürfnissen zu schützen, verließ Görge zum zweytenmale die glückliche Wohnung, in welcher er unter den Augen des rechtschaffenen Kuntz vom Knabenalter zu den reifern Jünglingsjahren herangewachsen war,

um

um so ruhiger und vergnügter, je weniger er während seines Urlaubs von den Bauernburschen sowohl, als vom Gerichtsherrn sich verfolgt sah — und glaubte, nach beendigter Kantonirung sich wieder in die Arme seiner Freunde werfen zu können; aber die Hoffnung wurde auch an ihm zur Lügnerinn.

Seine schöne Bildung, sein gutes Betragen gegen Vorgesetzte und Kammeraden, die Pünktlichkeit, mit der er seine Pflichten befolgte, und überdieß seine Kenntnisse im Schreiben und Rechnen erwarben ihm bald den Vorzug vor den andern jungen Burschen und die Liebe aller Officiers. Besonders richtete der Kommandant des Regiments sein Augenmerk auf ihn, versetzte ihn zu seiner eigenen Kompagnie, und machte ihn, alles Sträubens ohngeachtet, in wenig Wochen zum Korporal.

So ſchmeichelhaft auch in mancher Rückſicht dieſe Erhöhung dem jungen Krieger ſeyn mußte, ſo verurſachte ſie ihm auf der andern Seite Verdruß, indem er bloß aus Zwang, und an dem Obriſten keinen ungnädigen Gott zu haben, dieſe Stelle übernommen hatte; denn ſie vereitelte ſeine ſchönen Hoffnungen und trennte ihn auf immer von ſeiner Geliebten und ihrem rechtſchaffenen Vater. Doch auch ohne dieſe Standeserhöhung wäre er den Streichen des Schickſals nicht entgangen. Innerliche Unruhe ſowohl, als kriegeriſche Anſtalten von außen, bedrohten das Land, und es dauerte nicht lange, ſo erhielten mehrere Regimenter Befehl zum Ausmarſch.

Dieſer faſt unvermuthete Aufbruch der landesherrlichen Truppen gewährte dem Herrn von Holſt, welcher bis jetzt, nach ſeiner Meinung aus weiſen Abſichten, ſich ruhig verhalten

hatte und seine bisherige Lebensart einigermaaßen geändert zu haben schien, die beste Gelegenheit, sich an Gürgen zu rächen. Einige Zeit nach dem Ausmarsche des Regiments begann der adeliche Unhold sein Bubenstück von neuem, und erkaufte, von Kätchens Schönheit entbrannt, die jungen Burschе des Dorfs, die sämmtlich gegen den Pflegesohn des ehrlichen Kunz feindliche Gesinnungen hegten, und durch seine Versprechungen geblendet, die Unschuld dem Wollüstling in die Hände spielten.

Es war an einem schwülen Sommerabend, als Kätchen allein sich befand, und durch zwey verlappte abgedankte Soldaten überfallen, gebunden und durch die Hinterthüre des Gartens fortgeschleppt wurde. Ohne ein Wort zu reden, hatten die Schandbuben, um nicht durch das Geschrei der Entführten verrathen zu werden, ihr den Mund

zugebunden, und ſie um Mitternacht erſt in ein Zimmer gebracht, das, als ſie von ihrer Betäubung erwachte, mehr einem finſtern Kerker ähnlich zu ſeyn ſchien, in welchem ehedem Verbrecher den letzten Augenblick ihres Lebens erwarteten. In dieſem einſamen abgelegenen Gemach, welches das Tageslicht nur ſparſam durch einige Ritze in der Wand zu erleuchten vermochte, ſchmachtete die Unſchuldige vier und zwanzig Stunden hindurch, ohne einen menſchlichen Fußtritt, oder einen Laut zu hören. Endlich tönte es um Mitternacht zur nämlichen Stunde ihr mit leiſer Stimme in die Ohren: Kätchen! du ſollſt den Augenblick frey ſeyn, ſo du in die Wünſche des Herrn von Holſt willigen und ſeinen Forderungen Gehör geben wirſt. — »Nun und nimmermehr nicht, erwiederte die ſchöne Gefangene — der Barbar! — nie ſoll er über meine Tugend ſiegen.« — Alles war ſtill, wie zuvor, und noch einmal vier und zwan-

zig Stunden vergiengen, bis ſich die nämliche Stimme wieder hören ließ, und ihr Freyheit und Leben unter den nämlichen Bedingungen ankündigte; aber Kätchen blieb ſtandhaft, wie vorhin, und ſchwur, eher zu ſterben, als den ſchändlichen Begierden des adelichen Schwelgers Befriedigung zu gewähren.

Indeß wendete der betrübte Vater alles an, den Aufenthalt ſeines Kindes auszukundſchaften; aber vergebens; kein Menſch hatte ſie geſehen, kein Menſch gehört — und der ehrliche Mann konnte ſichs kaum denken, daß es abermals ein Genieſtreich des gnädigen Herrn ſeyn ſollte, der ſich dem Anſchein nach gebeſſert hatte; aber — betrogener Kunz! — während dieſer Ruhezeit nur noch mehr auf Ränke gedacht, und Rache an dieſer Familie zu nehmen beſchloſſen hatte. Nichts blieb unverſucht; Kunz ſcheute keine Koſten, und ſchwur, ſein ganzes Vermögen zur Erlangung

seines Kätchens hinzugeben; aber alle Both-
schafter kamen unverrichteter Sache zurück,
alle Briefe waren umsonst; selbst Vater Kunz
war nicht vermögend, seinen Zweck zu errei-
chen; Kummer über den Verlust seines Kin-
des nagte an seinem Herzen, und Tag und
Nacht hatte er keine Ruhe. In diesem trau-
rigen Zustande erhielt er einen Brief von Gür-
gen, der unter andern Umständen ihm Freu-
de und Verwunderung verursacht haben wür-
de, ihn aber nur noch mehr darnieder schlug.
In den freudigsten Ausdrücken erzählte der
gute Jüngling den Verlauf eines Treffens,
in welchem die feindliche Parthey den Kür-
zern gezogen, und er, zugleich mit mehrern,
wegen seines guten Verhaltens zum Lieute-
nant avancirt war. Aufs zärtlichste versicher-
te er Kätchen seiner Treue, und bat den
Vater aufs dringendste, ihre Tugend zu
schützen. — »Das Gott erbarm!« sagte
Kunz, als er den Brief gelesen hatte —

»wer weiß, wo's Mädel iſt? — Davon zu laufen, hatte ſie keine Urſache — entführt zu ſeyn, will mir nicht in den Kopf — ſie muß ſchlechterdings ein Unglück genommen haben; Gott weiß es — und in ſeiner Hand ſteht unſer Schickſal.« — Untröſtlich und faſt zu jeder Arbeit unfähig, war der betrogene Vater nicht vermögend, den Brief zu beantworten, und das Herz des edlen Jünglings durch eine ſo traurige Nachricht zu verwunden. Er wendete ſich in dieſer Abſicht an den Geiſtlichen des Orts, der ein menſchenfreundlicher Mann war, und es daher gern übernahm, ihn dieſer unangenehmen Arbeit zu überheben.

Mit jedem Tage ſchmeichelte ſich der bekümmerte Vater, Nachricht von ſeiner Tochter zu erhalten, ſie mochte ausfallen, wie ſie wollte; gut oder böſe; denn er glaubte ganz gewiß, daß ſie im nahe gelegenen

Strome zufälligerweiſe ihr Grab gefunden hätte, und hoffte daher, nach dem neunten Tage Gewißheit ſeiner Vermuthung; aber umſonſt! — Indeß ſein thätiger Geiſt ſich mit Entwürfen und Nachforſchungen beſchäfftigte und Freunde und Verwandte aufgeboten waren, ihm zur Wiedererlangung ſeines Kindes hülfreiche Hand zu leiſten, übte die Bosheit ihren Muthwillen an der leidenden Unſchuld, und mit frecher Stirne vollendete der adeliche Böſewicht ſein Bubenſtück.

Zwey Tage und zwey Nächte hatte Kätchen im Kerker geſchmachtet, als ſich die Thüre öffnete, und der Würger eintrat, der das Lamm zur Schlachtbank führen und ſeine Tugend morden wollte. Wie vom Blitz getroffen, ſtürzte die Unſchuldige beym Anblick des glänzenden Unholds matt und entkräftet zu Boden, und flehte um Erbarmen. »Steh auf, liebes Mädchen!« begann der

Niederträchtige in einem ſanften liebevollen Tone, und hob ſie mit beyden Händen auf — »die Verbrecher ſind entdeckt und bereits gefänglich eingezogen. Folge mir, ſüßes Mädchen! es ſoll dir kein Haar gekrümmt werden; verlaß dich auf mein Wort, noch heute ſollſt du unter ſicherer Bedeckung an Ort und Stelle gebracht werden.« — Unwillkührlich folgte Kätchen, zitternd am ganzen Leibe, und faſt ihrer Sinne nicht mächtig, dem vermeinten Retter, der ſie mit möglichſter Vorſicht und ſcheinbarer Menſchenfreundlichkeit, beym Schein der Fackeln die halb eingefallene Stiege herauf, und in ein reinliches prächtig meublirtes Zimmer führte, das die Vermuthung des unerfahrnen Mädchens zur Gewißheit machte, und es keinen Betrug ahnden ließ.

Durch die dem Böſewicht eigene Geſchicklichkeit, mittelſt erborgter Rechtſchaffen-

heit und Menſchenliebe die Unſchuld zu hintergehen, gelang es dem Herrn von Holſt, Kätchen, nach vielem Sträuben und Winden, in die Falle zu locken, und ſich ſeiner Fürſorge zu überlaſſen. Leicht wurde es ihm, ihr die Nothwendigkeit, nach ſo bitter überſtandenen Leiden einige Erquickung und Ruhe zu genießen, anſchaulich zu machen, indem er ihr dabey verſicherte, daß ihr Vater bereits davon benachrichtiget wäre, und ſie noch heute erwartete.

Abgemattet durch zweytägige Leiden, benebelte der Wein, den er zu trinken ſie nöthigte, ihre ohnedieß ſchon zerrüttete Sinnen um ſo ſchneller, und — ein ſanfter Schlummer ſenkte aufs matte Auge der ländlichen Grazie ſich hin, und gewährte nun bald dem lauernden Wolfe ſeinen Raub.

Schuldlos und rein ſchlummerte Kätchen zum fürchterlichen Erwachen hinüber, ſtaunte,

als sie die Augen aufschlug, und fühlte und sah sich entehrt, und ihre Tugend gemordet auf immer. Mit Verachtung blickte sie dem Räuber ins Gesicht, und versuchte es, sich loszuwinden; aber umschlungen vom Arm des Wollüstlings fühlte sie die Unmöglichkeit ihres Beginnens, und sah sich genöthigt, den Begierden des ungenügsamen Schwelgers Befriedigung zu reichen. Nach vollendeter Schandthat stand der Niederträchtige vor ihr, freute sich des errungenen Siegs, und lachte hoch auf, indem er dazu sagte: »Solche Rache ist süß! — dein Vater wird herzlich lachen, wenn du ihm den Spaß erzählst, und Görge wird auch nicht böse seyn, wenn er sich einer so sauern Arbeit überhoben sieht.« — Kätchen wollte ihm fluchen; aber die Worte starben ihr auf den Lippen, Schaam und Verachtung machten sie schweigen, und blutige Thränen rollten auf den entweihten Busen hin. Kniend flehte sie dem Tyran-

sien um Barmherzigkeit, und bat um ihre Freyheit; aber der Unverschämte lachte der Einfalt des wunderlichen Mädchens, und sagte: Sey doch kein Närrchen, Kätchen! wirst Zeit genug zu deinem Vater kommen — Laß dirs indeß bey mir gefallen, und reiche mir den Becher der Liebe noch einmal — du bist die Schönste im Dorfe, und wolltest die Einzige seyn, die sich nichts darauf zu gute thun könnte, vom gnädigen Herrn einer so angenehmen Unterredung werth geachtet worden zu seyn?«

Kätchen wollte durch die Flucht sich retten; aber der Unmensch faßte sie beym Arm, schleppte sie aufs Bett, und wiederholte noch einmal seine schändliche Forderung. Gewöhnt, sich gleich beym erstenmale den Genuß eines jeden Dinges zum Ekel zu machen, überließ er die beleidigte Unschuld, nachdem er sich an ihren Reizen hinlänglich gesättigt hatte,

mit stolzen verachtungsvollen Blicken ihrem Schicksal, und that sich etwas darauf zu gute, die schönste und tugendhafteste von allen im Dorfe, alles geleisteten Widerstandes ohngeachtet, dennoch besiegt zu haben.

Unwissend, wohin ihre Füße sie trugen, floh Kätchen, vom Hohngelächter der Bosheit verfolgt, die älteste nie entheiligte Veste des Geschlechts derer von Holst; die aber durch den letzten dieses Stammes ein Aufenthalt des Lasters jeder Art, und sichere Freystadt für Räuber und Mörder wurde, und dem entehrten Mädchen den Tod brachte. Ihres Verstandes fast nicht mächtig, irrte sie einige Stunden umher, ohne zu wissen, woher oder wohin? und wagte es kaum, die Zinnen ihres Dorfchens zu betreten, um nicht von irgend jemand gesehen zu werden. Spät am Abend erst kam sie im väterlichen Hause an, und öffnete mit zitternder Hand die Thüre.

Sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen, in ſeinem Buſen ihr Herz auszuſchütten, und ihren Jammer zu verweinen, war die Hoffnung des leidenden Mädchens; aber auch dieſer Troſt wurde der Unglücklichen nicht gewährt. Hanne, Kunzens Schweſter, war allein in der Stube, und vermuthete in dem Augenblicke, da ſie für die Verlorne betete, nichts weniger, als ihre Ankunft. Weinend und ſchluchzend ſtürzte Kätchen, ohne ein Wort zu reden, der ehrlichen Hanne in den Arm, und wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen. »Um Gottes willen! wo kommſt du her? Wo biſt du geweſen? Was haſt du vorgehabt?« Dieſe Fragen ſtürzten eine über die andere aus dem Munde der neugierigen Baſe heraus, und Kätchen vermochte nichts weiter, als: Wo iſt mein Vater? — »Er iſt nicht zu Hauſe,« erwiederte Hanne — »dich aufzuſuchen, reiſt er umher — du gottloſes böſes Kind! was haſt du gemacht?«

— Mit einem wilden ſtarren Blicke ſah Kätchen ihrer Verwandte ins Auge, und wiederholte die Frage: Wo iſt mein Vater? — in einem ſo fürchterlichen Tone, daß es Hannen angſt und bange wurde, und ſie aus aller Faſſung brachte. — »Gott! rief Kätchen voll Verzweiflung mit über dem Kopf zuſammengeſchlagenen Händen — ich armes unglückliches Mädchen! — der arme unglückliche Vater! — ach! er hat keine Tochter mehr —« — Himmel! was iſt dir? — faſſe dich, Kätchen! ſagte Hanne, und nahm die Leidende in den Arm; aber mit der Stärke eines Wahnſinnigen riß ſich die Kranke von ihr los, blickte wild umher, und ſprach in abgebrochenen Worten: Entführt — entehrt — mein Vater — der Böſewicht — von Helft« — ſiel wüthend über ihre Freundin her, drückte einige brennende Küſſe ihr auf die Lippen, und ſtürzte ſchweigend zur Thüre hinaus.

»Ums Himmels willen, Kätchen! wo läufst du hin?« rief Hanne, ſtürzte hinter ihr drein, und wußte nicht, ob ſie ſtehen bleiben und um Hülfe rufen, oder ihr nacheilen ſollte; die Dunkelheit der Nacht verhinderte ſie, die Flüchtige zu verfolgen. Kätchen! Kätchen! rief ſie ihr nach; aber umſonſt. — Kätchen war über alle Berge, und Hanne ſtand einſam und verlaſſen und wußte ihres Jammers kein Ende. Sie gieng in den Garten und durchſuchte jeden Winkel; ſie gieng heraus aufs Dorf, und fragte die Vorübergehenden, ob ſie Kätchen nicht geſehen hätten? erhielt aber nirgends befriedigende Antwort; einige ſogar lachten über die thörichte Frage der alten Hanne, und hielten ſie faſt für wahnſinnig, weil Kätchens Entfernung allgemein bekannt war, und noch niemand glaubte, daß ſie ſich wieder gefunden haben könnte. Mit einmal kam die Sage: Kunzens Kätchen wäre durch die Mühle gegangen, und hätte ſich unter

terhalb derſelben in den Fluß geſtürzt; der Müller hätte es aus dem Fenſter geſehen. — Kein Menſch wollte es glauben; aber Hanne ſagte: Da haben wirs! — Ein Unglück über das andere — wolltet ihr mirs doch nicht glauben, daß ſie da ſeyn könnte.

Alles lief, mehr aus Neugier, als in der Abſicht, die Unglückliche zu retten, hin, und ſehen lag, durch das ſchnelle Herbeykommen des Müllers und ſeiner Leute Käthchens entſeelter Körper am Ufer; aber aller Anſtalten und Bemühungen des braven Müllers ohngeachtet, war es doch nicht möglich geweſen, ſie ins Leben zurück zu bringen. Man ſchaffte ſie in die väterliche Wohnung, und verſuchte nochmals alles zur Rettung ihres Lebens; aber es war zu ſpät, und faſt hätte Vater Kunz nicht einmal das Glück gehabt, ſein Kind im Tode noch einmal zu ſehen und zu küſſen. Am dritten Abend nach die-

ſem ſchrecklichen Ereigniſſe kam er von der letzten ſeiner traurigen Wanderungen nach Hauſe, und wollte in ein frohlockendes: Gott ſey Dank! ausbrechen, als Hanne ſeine Frage: Iſts Mädel noch nicht da? — mit einem: Ja! beantwortete. Aber das Wort erſtarrte auf ſeinen Lippen, als Hanne ein jämmerliches Klaggeſchrey anfieng, und über Hals über Kopf mit der ſchrecklichen Geſchichte von Kätchens Erſcheinen und eben ſo ſchnellem Verſchwinden herausplatzte.

»Ich will ſie ſehen! — Wo iſt ſie?« — So ſprach Vater Kunz mit der Gelaſſenheit eines rechtſchaffenen, durch mancherley Drangſale geprüften Mannes, und fiel, als er den Sarg öffnete, über den Leichnam ſeiner Tochter hin, und eine Thräne perlte unter den grauen Wimpern vor. »Du biſt gerechtfertigt, und ſtehſt vor Gott« — ſo ſprach er mit gefaltenen Händen, und wünſchte, auch

da zu seyn, wo der Geist seiner Tochter, der irdischen Fesseln entledigt, im höhern Umgange mit Gott sich selig pries.

Schwer aber lag's ihm auf dem Herzen, und mit kummer- und schmerzumwölkter Stirn sah er dem kommenden Tage entgegen, der zur Beerdigung des entseelten Körpers bestimmt war. Alle Rechtschaffene nahmen Theil an den Leiden des tiefgebeugten Vaters, und selbst die würdige Gemahlin des adelichen Räubers weiblicher Tugend, die Frau von Holst, folgte mit weinendem Auge der Leiche, ohne zu wissen, daß ihr ehebrecherischer Gemahl der Mörder des braven Mädchens war.

Indeß verfolgte das Gewissen den Böswicht, und ließ ihm weder Tag noch Nacht Ruhe; allenthalben schwebte der Geist des gemordeten Mädchens vor seinen Augen, und

verbitterte ihm jede Freude, in deren Genuß er seinen Mißmuth zu ersäufen gedachte. Allmählig fühlte er die Schwäche seines Körpers, und haderte mit dem Schicksal und mit sich selbst, daß er so unvorsichtig mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert, und sich im acht und zwanzigsten Jahre seines Lebens schon am Rande des Grabes erblickte. Zusehends schwanden seine Kräfte, und der Wein war fast nicht vermögend, ihm zu ersetzen, was ihm die Liebe entwendete — und nach einem halben Jahre lag der martialische Bemoritter unter langwierigen Leiden auf dem Siechbette, und würde vielleicht noch länger zugebracht haben, hätte nicht Görgens unvermuthete Gegenwart den Rest seiner Kräfte erschöpft, und seinem Leben ein Ende gemacht.

Bald nach Kätchens Beerdigung benachrichtigte Vater Kunz den vom Schicksal hintergangenen Bräutigam seiner Tochter, und

bat ihn, wenn er es möglich machen könnte, seinen Abschied zu nehmen, zu ihm zu kommen, und Kätchens Verlust zu ersetzen. Unter dem Vorwande einer nicht dauerhaften Gesundheit und dringender Familienverhältnisse gelang es diesem, sein Gesuch zu behaupten, und nach erhaltener Dimission in die Arme seines Pflegevaters zurückzukehren. Aber sich über den Verlust ihrer gemeinschaftlichen Freundin zu trösten, war für Beyde ein vergebliches Bemühen; jeder Gegenstand erinnerte sie an Kätchen, jede Blume, jede Pflanze, jedes Kleid, das Kätchen getragen, jedes Band, womit sie sich geschmückt hatte.

Nicht um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, oder sich und seinem Gegner den Hals zu brechen, gieng Gürge zu dem Herrn von Holst, den er auf dem Krankenbette fand, sondern in der Absicht, die Seele eines Sünders zu retten; aber sein Erscheinen setzte

den in den letzten Zügen liegenden Böſewicht in Furcht und Schrecken; Todesſchweiß überzog ſeine Stirne, und ſeine fürchterlichen Blicke wagten es nicht, dem Auge des am Bette ſtehenden Jünglings zu begegnen. Bürgens Gegenwart hatte ihn ſo ſehr erſchüttert, daß er den Morgen darauf unter den ſchrecklichſten Qualen, ſeines Verſtandes mächtig bis auf den letzten Augenblick, ſeinen Geiſt aufgab, und durch ſeinen Tod ſich mit Weib und Unterthanen und allen, die er beleidigt hatte, ausſöhnte.

Still und ruhig lebten Kunz und Bürge, und giengen mit ſcheinbarer Zufriedenheit die Bahn des Lebens Hand in Hand; aber ihre Seele war nicht zu Freuden geſtimmt. Ein Wurm nagte an ihrem Herzen, und nach wenig Jahren trat auch Bürge von der Bühne ab, auf welcher er Armuth und Reichthum, Glück und Unglück, Schande und Ehre kennen gelernt; nie aber die Bahn der Tugend

verlaſſen hatte, auf welcher er ſo früh dem Ziele ſeiner Verherrlichung entgegen wallte. So lange er noch lebte, war er auch thätig, und ſuchte allenthalben Beſchäftigung; er baute ſeinen Acker, und erleichterte dem greiſenden Vater ſeine Arbeit; bald unterhielt er ſich mit größern und kleinern Kindern, unterrichtete ſie willkührlich in dieſem oder jenem Fache, und ermahnte ſie zur Tugend; aber alle dieſe abwechſelnden Beſchäftigungen konnten ſeinen Kummer nicht verſcheuchen; er welkte allmählich, und ſank, wie eine Roſe, die der Sturmwind entblättert.

Glücklich und aller Leiden der Erde entbunden, ruht nun Gürge an der Seite ſeines Mädchens, und beyde ſchlummern dem großen Tage des Erwachens ruhig entgegen; der Greis allein blieb einſam und verlaſſen — denn auch Schweſter Hanne gieng ihm in jene Welt voran — ſtehen, beſtimmt

vom Schickſal, ſie alle zu überleben, die an ſeiner Seite die Pilgerreiſe vollendeten — und ſeinen Reichthum, den er ſorgfältig für ſie ſparte, lachenden Erben überlaſſen zu müſſen, die mit kalter Empfindung ſeiner Leiche folgten, und es nicht übers Herz bringen konnten, dem rechtſchaffenen Manne eine Thräne zu weihen.

Ende des zweyten Theils.

Inhaltsverzeichniß.

I. Hermann und Mariane. Fortsetzung S. 3
II. Die Familie von Asterstrom . . 42
III. Fritz Steelmann 100
IV. Kunz, mit dem Beynamen: der Rei-
che. Fortsetzung 122

1916. 11242

Kabalen des Schicksals.

Drittes Bändchen.

Leipzig,
in der von Kleefeldschen Buchhandlung.
1800.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalts-Verzeichniß.

1.

Die Familie von Aſterſtröm. Fortſetzung — Seite 1

2.

Adelheit, Gräfin von Steifenburg. Eine Geſchichte aus dem ſechzehnten Jahrhundert — 71

3.

Verbrechen aus Leidenſchaft — 103

4.

Fritz Steelmann. Fortsetzung S. 131

5.

Maria, oder das Mädchen von Beçont — 165

6.

Jakobine Prichards, eine englische Geschichte — 191

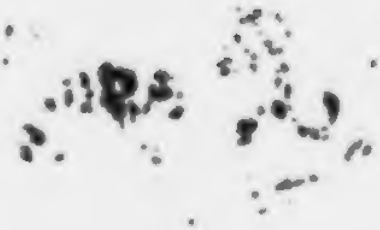
Nro. 3002. III & IV.

I.

Die

Familie von Aſterſtröm.

Fortſetzung.



Bau.

Adel der Seele iſt, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer zureichend, dem Sterblichen hinlängliche Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, weniger noch ſeiner Wünſche, zu gewähren. Der Mann mit dem edelſten, vortrefflichſten Herzen muß oft darben, und iſt nicht im Stande, ſo viel aufzubringen, als er bedarf, ſich und die Seinigen für Hunger und Blöße zu ſchützen; dahingegen Adel des Geſchlechts dem Dummkopf, wie dem Böſewicht, den Weg bahnt, Ehre und Reichthum zu erlangen. Aber eben dieß iſt Fügung des Schickſals — und wer kennt nicht den Eigenſinn der launigen Glücksgöttin, die, was ſie einmal beſchloſſen hat, gewiß zur Wirklichkeit macht, wenn auch alle Philoſophen der Welt es wagten, ihr den Krieg anzukündigen; ſie bleibt feſt

auf ihrem Satze und erwidert das Murren des Universums mit kaltem Lächeln. In wie ferne dieß auf den Helden unsrer Geschichte anwendbar zu machen sey, wird der Verfolg dieser Erzählung lehren.

Nicht durch seine Geburt allein, mehr noch durch das Ansehn und den Reichthum seines würdigen Vaters, wäre Karl von Asterström freilich schon hinlänglich für jedem Bedürfniß, das sein Stand heischte, gesichert gewesen, hätte nicht sein Hang zu Ausschweifungen, den er schon frühzeitig blicken ließ, den bekümmerten Vater veranlaßt, ihn etwas strenger zu halten, als es außer dem geschehen seyn würde, wenn er sich weniger einer Leidenschaft überlassen hätte, die Stand und Vermögen in ihm erweckt hatten. Von Natur war sein Herz nicht böse, vielmehr geneigt und empfänglich für jedes Gefühl des Guten; vielleicht aber hat-

te der Unterricht eines Böttchers eine ganz entgegengesetzte Würkung hervorgebracht, als die Lehren des braven Gutmanns, unter dessen Aufsicht er wohl ein besserer Mensch geworden seyn würde. Um die moralische Bildung seines Zöglings kümmerte sich der verliebte Mentor wenig oder gar nichts, denn er überließ ihn außer den Lehrstunden ganz seinen Neigungen und war bloß auf seine Buhlschaften bedacht; auch waren überdieß die Grundsätze der Religion, die er ihm beybrachte, nur oberflächlich und so seicht, daß es dem Junker noch ungleich leichter hätte werden müssen, sich über dieß oder das hinwegzusetzen, hätten die Lehren, die ihm Gutmann in seiner frühern Jugend mitgetheilt hatte, nicht schon zu tief Wurzel geschlagen und sein angebornes gutes Herz ihn von Ausübung wirklicher Boßheiten zurückgehalten. So trat er mit weniger Festigkeit des Karakters und schiefen un-

richtigen Grundsätzen die gefahrvolle Laufbahn an, auf welcher der gute Heinrich nach zwey kurzen ruhmvollen Jahren, sich Lorbeern der Ehre erfocht und den Tod fürs Vaterland starb; Karl hingegen, unvermerkt und mit schnellen Schritten dem Ziel entgegen gieng, das im Buche des Schicksals ihm zugedacht war.

Unglücklicherweise fügte sichs daher, daß unter der nemlichen Kompagnie ein gewisser Scharf sich befand, der durch sein einnehmendes Betragen, sich bey jedermann beliebt zu machen wußte und daher mit leichter Mühe den unerfahrnen Jüngling in seine Falle lockte. Die Anstellung des jungen von Aſterström als Fähndrich beym Regimente war diesem ausgefeimten Bösewicht ein willkommenes Ereigniß, und der Vorsatz, ihn zu stürzen, sein einziger Gedanke. — Warum ihn zu stürzen? werden meine Leser fragen — Was

hatte der unschuldige Jüngling diesem Menschen zu Leide gethan, daß er dem fürchterlichen Gedanken in seinem Herzen Raum verstatte? — Die Beantwortung dieser Frage, die wir, vielleicht aus Gründen, unsern Lesern noch einige Zeit vorenthalten könnten, aus wichtigern Gründen aber für nothwendig halten, dürfte vielleicht mehr Staunen, als Neugier, erwecken und uns auf diese Art besser belohnen, als wir es von der letztern erwarten könnten. Man wird daher diese Fragen nicht zum zweytenmale aufwerfen, wenn wir rund heraus gestehen, daß Scharf kein anderer als der im Asterströmschen Hause bekannte Lehrer Böttcher war. Mit dem Gedanken, sich an dieser Familie zu rächen, verließ er das Haus seines Wohlthäters, und gieng, nachdem er auch die unglückliche Lisette der Verzweiflung überlassen hatte, in —ische Dienste, aus denen er aber nach Verlauf von einem Jah-

re wieder desertirte und in sein Vaterland zurückkehrte, wo er als ein Vagavond, unter dem Namen, Scharf, weggenommen und unter dem vormals Asterströmschen Infanterieregimente enrollirt wurde.

Einige Jahre vergiengen, ohne daß sich ihm zu Ausführung seines Vorhabens Gelegenheit darbot; sobald aber der Sohn seines Wohlthäters ihm als sein Vorgesetzter vor die Augen kam, erwachte der Gedanke von neuen und um so fürchterlicher, je kaltblütiger er nun bey der Ausführung zu Werke gieng. Das erst', was er zu Erlangung seines Zweckes unternahm, war Hochachtung gegen seinen neuen Vorgesetzten, mit welcher er ihm seine Dienste anbot und bald seinen Wünschen geneigt zu machen wußte. Karl gewann ihn lieb und machte ihn zu seinem Kalfakter; dieß gewährte dem schadenfrohen tückischen Bösewicht schon halb ge-

wonnen Spiel. Er war immer um ihn herum, und bemühte ſich, ihm alles an den Augen abzuſehen, jeden Wunſch ſeines jungen Gebieters zu befriedigen und ſeinen Leidenſchaften zu huldigen; kein Wunder daher, wenn er ſich gleich in den erſten Tagen ſeines Dienſtes das volle Zutrauen des unerfahrnen Jünglings erwarb und ſich bald aus dem niedern Würkungskreiſe eines gemeinen Kalfaktors zur Sphäre des Vertrauten ſeines Herrn erhoben ſah. Er gieng dabey ſo behutſam und vorſichtig zu Werke, daß vielleicht ein anderer an ſeiner Stelle aus Verdruß und Langerweile den Vorſatz aufgegeben und bereut hätte; allein Schakf war unermüdet und ſchien des Siegs gewiß zu ſeyn.

So kärglich auch, nach ſeiner Art ſich auszudrücken, der hochadeliche Papa die Börſe ſeines Sohnes gefüllt hatte, ſo war ſie doch in der That reichhaltig genug, alles

davon bestreiten zu können, was sein Stand forderte. Allein Scharf wußte ihm alles so anschaulich zu machen, daß ihm die Augen aufgiengen, und er bald einsah, daß Gage und Zuschuß bey weitem nicht hinreichend waren, den Aufwand zu bestreiten, den ein Kavalier von seinem Stande und Vermögen zu machen genöthiget wäre. Der stete Wechsel von Lustbarkeiten und Vergnügungen, verbunden mit täglichen Allmosen und Wohlthaten für leidende Familien, wozu er auf mancherlei Weise verleitet wurde, erschöpften seine Kasse so sehr, daß er noch vor Ablauf des ersten Vierteljahres genöthigt war, an seinen Vater zu schreiben und ihn um Verdoppelung des verwilligten Zuschusses anzugehen.

Der alte General war zwar, im Ganzen genommen, mit der Oekonomie seines Sohnes nicht zufrieden; aber sein Herz ent-

schuldigte ihn, um so mehr, da er, dem Anschein nach, den größern Theil seiner Kasse zum Nutzen der leidenden Menschheit verwendet hatte. Daher willfahrte er um so eher dem Gesuch seines Sohnes, sendete ihm die verlangte Summe, begleitete aber dieselbe mit einem väterlichen Verweise und warnte ihn, seine Wohlthaten nicht an Unwürdige zu verschwenden, sondern sich zuvor genau zu überzeugen, ob die Hülfsbedürftigen wirklich sein Mitleid verdienten. —

„Der gnädige Papa hat gut reden, sagte Scharf, als er den Brief des alten Generals gelesen hatte — wie soll man das anfangen? Kann man bey einer Wohlthat erst Untersuchungen anstellen? — Ist es nicht gemeiniglich der Fall, daß dergleichen Handlungen keinen Aufschub leiden? — Und gesetzt auch, man hätte ja einmal seine Gabe an einen Unwürdigen verschwendet, so bleibt ja die Handlung immer gut und edel,

weil die Absicht es war.“ — Karl fand die Philosophie eines gemeinen Soldaten sehr richtig und hätte lieber seinem Vater Vorwürfe wegen der Besorgnisse seines väterlichen Herzens gemacht; allein Scharf wußte sogleich Gründe hinzuzufügen, die den Vater entschuldigten und den Unwillen des Sohnes besänftigten. — „Alte Leute sind wunderlich, sagte er — darum muß man ihnen schon etwas zu gute halten; über dieß denkt Ihre Schwester, die Frau Pastorin, zu edel, als daß sie ihren geliebten Bruder nur im Geringsten könnte Mangel leiden lassen; sie vermag alles über das Herz ihres Vaters, und was sie will, das will auch er.

So sprachen sie noch viel, über den Brief und den Eigensinn der Väter, die ihren Söhnen die Auslösung so knapp, als möglich zumessen und lieber ansinnen wollen, mit dem vierten Theile dessen zu wirthschaften,

was sie im ähnlichen Falle zu ihren Bedürfnissen brauchten, ohne zu bedenken, daß die Zeiten nicht mehr dieselben sind, die sie vor funfzig und mehr Jahren waren, daß Luxus und Verschwendung aufs höchste gestiegen und alles zehnfach theurer ist, als ehedem. Indeß wendete Karl mit Zuziehung seines Vertrauten einen Theil der erhaltenen Summe zu Bezahlung seiner Schulden an, um sich auf diese Art im Kredit zu erhalten; der übrige Theil hingegen, so ansehnlich er auch war, schützte ihn nur kurze Zeit vor einbrechendem Mangel und er sah sich genöthiget, zum zweytenmale die väterliche Huld um Beystand anzuflehen und einstweilen, bis neuer Zuschuß von Hause angekommen seyn würde, zum Schuldenmachen seine Zuflucht zu nehmen.

Hierzu bot sich eine Gelegenheit um die andere ihm dar. Mehr oder weniger recht-

schaffene Männer benutzten seine Verwirrung und machten ihm ansehnliche Vorschüsse, bey denen er allemal die Hälfte verlor und immer tiefer und tiefer in Schulden gerieth, die er nie würde haben wieder bezahlen können, wenn nicht Schwester Emilie seine Schutzgöttin gewesen wäre und der Vater sich auf ihre Fürsprache ins Mittel geschlagen hätte. Dieser Fall trat in Zeit von 18 Monaten nur viermal ein und Karl sah sich mit einemmal in einem Embarras von mehrern tausend Thalern, wozu besonders der Umgang mit der jüngern Tochter des Generalinspektors de Villeamours beytrug.

Unter den vielen Schönen, die den jungen Krieger gleich vom Anfange seiner heroischen Laufbahn umflatterten und durch ihre mehr und weniger vollkommenen Reize sein Auge zu fesseln, oder wohl gar sein Herz zu bestürmen wagten, war Jeannette

de Villeamours die einzige, welcher der allgemein angebetete Karl huldigte, ohne daran zu denken, daß die Achtung, die er für sie fühlte, in mehr, als Freundschaft ausarten könnte. Jeannettens Eltern waren mit der Eroberung, die ihre Tochter gemacht hatte, nicht unzufrieden; denn sie fanden ihren Vortheil dabey. Zwar affektirte der Vater anfangs einigen Unwillen und schützte Besorgnisse für die Tugend seiner Tochter vor; dagegen aber begünstigte die Mutter diesen Umgang und verschaffte den jungen Liebenden selbst manch erwünschtes tête à tête. Sie wäre vielleicht nicht ungehalten gewesen, wenn sie die Schranken der Sittsamkeit und Keuschheit früher, als in der Folge geschah, übertreten hätten; aber ihre Liebe war reiner, als die nachsichtige Mutter ahndete — und ihre einzige Besorgniß war: ob auch Jeannette im Stande seyn würde, ihren Adonis in den Fesseln der

Liebe feſt zu halten; denn ſie fürchtete für ſeine Treue, im Fall er — wie es oft geſchieht — ihrer überdrüſſig werden und zu den Füßen einer andern der Göttin der Liebe zu huldigen ſich entſchlieſſen ſollte. Gleiche Beſorgniſſe ängſteten den Vater der Geliebten unſers Karls; denn er ließ ſich nicht merken, daß er um deſſen Liebesverſtändniß mit Jeannetten wußte und vermied aus dieſem Grunde oftmals ſeine Gegenwart. Aber er ſchätzte ihn, weil er Soldat war und er ſelbſt in ſeiner Jugend Soldat geweſen war — er warb um die Freundſchaft des Jünglings und ſein ganzes Bemühen war, ihn für ſich allein zu behalten, denn das Vermögen des jungen Kriegers gewährte der ökonomiſchen Verfaſſung des Herrn General-Inſpektors manche Zuflucht, die er ſchwerlich anderswo gefunden haben würde, weil er allenthalben als ein Verſchwender und langſamer Wiederbezahler bekannt war.

Jean-

Jeannette aber ahndete von dem allen nichts. Sie liebte ihren Karl aufs zärtlichste und kümmerte sich nicht um die kritische Lage ihres Vaters, der die Börse ihres Geliebten so gut zu seinem Vortheil zu benutzen wußte. Auferzogen im Glanze aus fürstlichem Blute abstammenden Adels und gestimmt für den Ton der großen Welt, heischte die Lage dieser Familie Pracht und Aufwand und setzte sie oft in die schrecklichste Verlegenheit, die aber die Beredsamkeit der Frau General-Inspektorin und Karls Dienstbeflissenheit bald zu heben wußten. Karl war zu bescheiden, sich gegen Jeannetten von den Verhältnissen zwischen ihm und ihren Eltern etwas merken zu lassen, etwas von den vorgeschossenen Summen wieder zu verlangen, wagte er nicht, weil er es seiner Liebe für Jeannetten nachtheilig hielt und — an die Wiederbezahlung von Seiten seines hochadelichen Schuldners wurde nicht ge-

dacht. Dieß ſetzte ihn von Zeit zu Zeit in die drückendſte Verlegenheit. Er ſchrieb an ſeinen Vater, er ſchrieb an Emilien, erhielt aber von beyden keine Antwort; er wollte ſelbſt nach Hauſe reiſen, aber der Obriſte verweigerte ihm den Urlaub, weil ſeine Fräulein Tochter ſich durch Karls Umgang mit der Familie des General-Inſpektors hintangeſetzt und beleidigt fand. Der Augenblick nahte heran, der ihn zum Abgrunde führen ſollte. Beſchnittene und unbeſchnittene Juden, die ihm während der kurzen Zeit ſeiner glänzenden Laufbahn anſehnliche Summen vorgeſchoſſen hatten, brachen mit einmal los, forderten ihre Bezahlung und drohten mit gerichtlichen Klagen. Er ſah ſich im Gedränge und doch keinen Ausweg. Er wagte es, den Vater ſeiner Geliebten um Rath und Hülfe zu bitten; aber der Herr General-Inſpektor war ſelbſt nicht bey Kaſſe und fühlte ſich ſogar durch das Anſinnen

ſeines zukünftigen Eidams beleidigt. Sein Stolz machte den furchtſamen Jüngling ſchweigen; er zog ſich zurück und verſuchte es, ſeinen Gram in ſich zu verbergen.

Scharf, dem der unerfahrne mit den mancherley Fügungen des Schickſals und der Tücke und Bosheit des Menſchengeſchlechts unbekannte Jüngling alles, was ihn angieng und begegnete, brühheiß erzählte, hatte eine herzliche Schadenfreude über die Verlegenheit, in der ſich ſein Vorgeſetzter befand und wozu er ſein Scherflein wohlbedächtig beygetragen hatte. „Bravo! ſagte er zu ſich ſelbſt — Bravo! — das iſt erſt der Anfang, Herr Fähndrich! aber 's wird noch beſſer kommen. Der gnädige Papa ſoll ſein blaues Wunder ſehen und die Hände übern Kopfe zuſammenſchlagen, wenn er hören wird, wie das liebe Söhnchen aus der Art geſchlagen iſt.“ — Scharf hatte

nicht umsonst geschworen, sich an seinem Wohlthäter zu rächen; wir werden sehen, wie er Wort hielt.

Nicht genug, daß dieser in der Verstellungskunst geübte Böswicht den liebetrunkenen Jüngling unter dem Schein der Wahrheit zu unüberlegter Spendung täglicher Wohlthaten verleitete, die jedesmal entweder ganz, oder wenigstens zur Hälfte in seine Tasche zurückfielen — nicht genug, daß er ihm zu unnöthigen Ausgaben und Aufwand Anlaß gab, wobey er ebenfalls seinen Vortheil beabsichtigte — nein! er entblödete sich sogar nicht einmal, ihn unter mancherley Vorspiegelungen zur Untreue gegen Jeannetten zu verleiten und bediente sich dazu lüderlicher Weibspersonen, die ihm am Abend beym Nachhausegehen auflauern und der männlichen Standhaftigkeit des zwanzigjährigen Helden Schlingen legen und

nach Verlauf von Wochen oder Monaten unter dem Vorwande der Schwangerschaft seine Kasse in Kontribution setzen mußten. Kurz! er führte ihn immer tiefer in den Irrgarten der Unbesonnenheit hinein und freute sich im Stillen über den nahen unausbleiblichen Fall seines Vorgesetzten.

„Um Gotteswillen, Scharf! hub Karl an — rathe mir! hilf mir! — Was soll ich thun?“ — Mit Achselzucken erwiderte Scharf die wiederhohlten Fragen des bedrängten Kavaliers und meinte, daß hier weiter nichts zu thun sey, als um Nachsicht zu bitten und — wenn dies nicht gelingen sollte, setzte er hinzu, so würde doch wohl Fräulein Jeannette, oder ihre gnädige Frau Mama Mittel und Wege finden — Personen ihres Geschlechts hätten doch Geschmeide, Juwelen und was dergleichen Dinge mehr wären. Dieß wußte er ihm so zu Her-

gen zu legen, daß, als die meiſten ſeiner Gläubiger die geſuchte Nachſicht verweigerten, Karl ſich entſchloß, einen Angriff zu wagen, ſo ſchwer es ihm auch fallen würde, Jeannettens' liebevolles ihm ergebenes Herz zu kränken und ihre frohe Laune in Kummer und Trübſinn umzuſchaffen.

Der Zahlungstermin nahte heran und noch hatte er es nicht gewagt, ſich der Geliebten ſeines Herzens zu entdecken; aber ſein Geſicht ward an ihm ſelbſt zum Verräther. — Gott! fieng Jeannette an — was iſt Ihnen, Karl? — Sind Sie krank? Karl ſchwieg und ſah mit ſtarrem Auge zur Erde nieder. — „Was ſagt dieſer wilde verzweiflungsvolle Blick? — Dieſe ſteife ſtatuenmäßige Fühlloſigkeit? — Karl! haben Sie Kummer? — Entdecken Sie ſich mir! — Vielleicht — „O Jeannette!“ war alles, was Karl mit einem

tiefen Seufzer hervorzubringen vermochte, ſo feſt er ſichs auch vorgenommen hatte, ihr ſeine Lage zu enthüllen. Er fürchtete, ſie zu beleidigen, wenn er geſtehen ſollte, daß ſeine Verbindung mit ihr und ihrem Vater, wenigſtens zum größten Theil, die Urſache ſeiner Verwirrung wäre, in der er ſich befin de. Jeannettens liebkoſende Bitten und Zu-redungen brachten ihn endlich zu m Geſtänd-niß und ihr zuvorkommendes Anerbieten überraſchte ihn. Karl! ſagte ſie zu dem auf den Knien liegenden Verehrer ihrer Reize, indem ſie ſich zu ihm herrabbog und mit zärtlichen Küſſen überhäufte — ich bin in Ihrer Schuld — Stehen Sie auf! und laſſen Sie mich verſuchen, ob ich im Stan-de ſeyn werde, Sie von der Wahrheit mei-ner Liebe zu überzeugen. „Mit dieſen Worten gieng Sie ins Seitenzimmer und brachte im nächſten Augenblicke ein Käſtchen mit Juwelen, überreichte es Karln und

ſagte: Können Sie ſich damit retten — von Ihnen empfieng ich, was in dieſem Käſtchen iſt, mit Vergnügen geb' ichs Ihnen wieder zurück." — Jeannette! erwiderte Karl — was wollen Sie thun? — „Sie retten, Karl! wenn es hinlänglich iſt." — Um Gotteswillen! — Jeannette! iſt es möglich? — „Weigern Sie ſich nicht, Karl! ich bin Ihnen dieſes Opfer ſchuldig; — gern begeb' ich mich aller Anſprüche, die Sie ſelbſt mir daran zugeſtanden haben — wenn mir nur Ihre Liebe bleibt." — Hiermit ſchlang ſie ihren Schwanenarm um den Hals des beſchämt vor ihr ſtehenden Liebhabers und nöthigte ihn, das Anerbieten anzunehmen. — Aber was werden Ihre Eltern ſagen? — ſtammelte Karl mit zitternder Stimme. — Laſſen Sie das meine Sorge ſeyn, erwiderte Jeannette und bat ihn, ohne Anſtand ſeine Gläubiger zu befriedigen.

So willkommen auch dem bedrängten Karl dieſe Hülfe ſeyn mußte, ſo ungern willigte ſein Herz ein, Gebrauch davon zu machen und er ſtund bey ſich an, wie und auf welche Art er ſich deſſen bedienen wollte. Zum Verkauf der erhaltenen Juwelen konnte ihn Scharfs Ueberredungskunſt dießmal nicht vermögen, ſo gern er es auch dahin gebracht hätte, weil er voraus ſah, daß Karl dadurch weit mehr in Verlegenheit gerathen müſſe, als jemals. Karl blieb ſtandhaft und wendete ſich, mit Zuziehung ſeines Vertrauten an einen berühmten Handelsjuden, der ihm gegen Kauf und Wiederkauf 4000 Rthlr. darauf zahlte, die ihn in den Stand ſetzten ſeine Gläubiger gröſtentheils zu befriedigen und wegen der etwa noch reſtirenden Summen Nachſicht zu bewirken.

Alles gieng nun wieder ſeinen vorigen Gang. Karl fühlte ſich im täglichen Ge-

nusse der süßesten Liebe glücklich und Jeannette wurde seinem Herzen mit jedem Augenblicke theurer, so wie er es gegenseitig dem ihrigen wurde; er dachte nicht eher daran, wie es möglich seyn konnte, daß Vater und Schwester so ganz seiner vergessen und ihm die zu seiner Unterstützung bestimmten Gelder so lange vorenthalten könnten, als bis sich ein neues Ungewitter über seinem Haupte aufthürmte und von allen Seiten beängstigte. Seine Kasse war abermals gesprengt und allmählig fiengen die Gläubiger an, ihn von neuen zu bestürmen und mit gerichtlichen Verfolgungen zu bedrohen. Hierzu kam noch, daß Jeannettens Eltern ihrer Tochter das Geheimniß, das nur ihr und Karln bewußt war, entlockt und die bittersten Vorwürfe deshalb gemacht hatten. Mit Stolz und Kälte begegnete der Generalinspektor seinem jungen Freunde und vermied sogar seine Gesellschaft. Dieß setzte

den unglücklichen Jüngling in nicht geringes Staunen und veranlaßte ihn, Jeannetten um die Urſache zu fragen, die ihm, auf die Stärke ſeiner Liebe rechnend, offenherzig geſtand, daß ihr Vater ihre Ringe und Juwelen vermißt und deshalb zu mehreren malen Nachfrage gethan hätte.

Was Karl in dieſem Augenblicke litte, kann man ſich leicht denken, wenn man ſich nur auf einige Minuten in ſeine Lage verſetzt. Zärtlich liebte er Jeannetten und den Vater ſeiner Geliebten beleidigt zu haben, war ein Gedanke, der ihn ganz zu Boden ſchlug. Er kannte den Stolz des Generalinſpektors und wer dieſen beleidigte, der hatte alles von ſeinem Zorne zu gewarten; daher fürchtete er eben ſo ſehr, von der Geliebten ſeines Herzens getrennt, als mit öffentlichen Anklagen verfolgt und vielleicht gar kaſſirt zu werden. Seiner Sinnen faſt

nicht mächtig, eilte er nach Hauſe, verſchloß ſich in ſein Zimmer und die ſchrecklichſten Bilder der Phantaſie beunruhigten ſeine Seele. Erſt nach einigen Stunden, als Scharf an die Thüre klopfte und ihn aufzumachen nöthigte, fühlte er ſich ſeines Bewußtſeyns wieder mächtig. Er war in der äußerſten Verwirrung. Scharf bemerkte es und ſagte: Steht Ihnen der Kopf ſchon wieder nicht auf dem rechten Flecke? Ey, ey, Herr Lieutenant! das ſieht bös aus. — „Ja wohl bös, ſehr böſe — o Scharf! Scharf! ich bitte dich hilf mir! rathe mir!“ — In ähnlichen Unterredungen befand ſich unſer Held ſchon mehrmalen mit ſeinem Kalfaktor, wie wir bereits im Anfange dieſer Geſchichte bemerkt haben — und dieſer boshafte Menſch wußte jedesmal Mittel, die zu überſteigenden Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen und ſich dem unerfahrnen Jünglinge, der nur das Ge-

genwärtige, nicht aber das Zukünftige in Erwägung zog, immer unentbehrlicher zu machen; der Ruin des jungen Helden war seine Absicht. Er rieth, er half ihm; aber wie? — Mit langsamen Schritten führte er ihn an den Abgrund, an dem er ihn, wie sich bald zeigen wird, ohne Rettung stehen ließ.

„Helfen und rathen, fieng Scharf nach einigen hin und her erfolgten Fragen und Antworten an — wenns seyn kann, beydes. Sie wissen ja, Herr Lieutenant! daß niemand an Ihrem Schicksal mehr Theil nimmt, als ich.“ — Braver herzensguter Junge! schrie Karl und fiel ihm um den Hals. — „Ja ja! dann sind wir brave herzensgute Leute, wenn wir den Karren herausziehen, den ein anderer hineingeschoben hat, nicht wahr?“ — O! ich bitte dich, Scharf! weißt du Mittel und Wege. — „Je nun!

ich wüßte freylich; aber — “ — Aber? — „Verſchwiegenheit!“ — Scharf! — „Nun! laſſen Sie nur nicht gleich wieder den Muth ſinken.“ — Um Gotteswillen! du machſt mich zittern. — „Der Soldat muß nie zittern. Unterm linken Knopfloche muß man zu Hauſe ſeyn und ſich über eine Sache wegzuſetzen wiſſen; 's geht alles.“ — Karls Neugier ſtieg aufs höchſte; dem ohngeachtet trat der Böſewicht nicht eher mit ſeinem Antrage hervor, als bis er den zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankenden Jüngling ganz für ſich eingenommen und von der Leichtigkeit eines Verbrechens überzeugt hatte, das er zuvor begehen mußte, ehe dieſer zu ſeiner Rettung Hand ans Werk legen konnte.

„Unter der Bedingung, daß Sie mir und meinem Kammerad, den ich zur Ausführung brauche, einen Laufpaß geben, ſag-

te Scharf — will ich mein Leben für Sie riskiren, damit Sie sehen, wie viel mir daran gelegen ist, Sie gerettet zu sehen. Den Paß will ich selbst schreiben, sagte er, Sie haben nichts weiter nöthig, als das ehemahlige Regimentssiegel Ihres Vaters, das Sie in Händen haben, und seinen Namen darunter zu setzen. Sind Sie das zufrieden, so verspreche ich Ihnen, daß Sie die letzte unruhige Nacht gehabt haben sollen. Karl, der sich nicht in den Sinn kommen ließ, daß das, was er thun sollte, so gefährlich und nachtheilig seyn könnte, willigte ein und versprach alles zu befolgen, was dieser verlangte.

„Dieser Streich muß ihm den Hals brechen" sagte Scharf, als er im Begriff war, seinem Freundt, den er zum Gehülfen des auszuübenden Verbrechens erwählt hatte, Nachricht davon zu geben. Karl, dem

Scharf aus weisen Gründen den Namen seines Bubenstücks verheelte, war indeß begierig, zu wissen, was dieser zu seiner Rettung ausgesonnen haben würde; er quälte sich mit tausend Vorstellungen, gerieth aber nicht auf den Gedanken, daß der Vertraute seines Herzens im Stande seyn könnte, auf seine Rechnung ein Verbrechen zu begehen, das über lang oder kurz an den Tag kommen und ihn ohne Rettung in den unabsehbarsten Abgrund des Elends stürzen würde. Mit jedem Augenblicke erwartete er seine Wiederkehr; aber spät in der Nacht erst erfolgte das verabredete Zeichen. Mit zitternder Hand öffnete Karl das Fenster, um sich von der Ankunft seines Getreuen zu überzeugen, der in Gesellschaft seines Kameraden an der Hausthüre stand und eingelassen zu werden verlangte, als so eben die Magd vom Hause, mit der er in gutem Vernehmen stand, erschien, seinem Verlangen Genüge

nüge zu leiſten, — „Hier, Her. Lieute-nant! ſagte er, als er ins Zimmer trat und die gemachte Beute auf den Tiſch legte — das iſt alles, was wir Ihnen ſchaffen konn-ten.“ — Aber ſag' mir nur ums Him-melswillen, Scharf! wo du das her haſt, fragte Karl. — „Ob Sie das wiſſen oder nicht; genug, daß Sie es haben, erwiderte dieſer und verlangte den Paß und die zu ih-rem Fortkommen ſtipulirte Summe. —“ Halten Sie uns nicht auf, fuhr er fort — eine Stunde Verzug, und wir ſind alle verrathen; mit Tags Anbruch müſſen wir ſchon über die Grenze ſeyn. Bekümmern Sie ſich weiter um nichts; brauchen Sie das Geld und ſeyn Sie verſchwiegen.“ — Mit dieſen Worten verließ er den betrogenen Jüngling, überließ ihn ſeinem Schickſale und — verſchwand.

Ohne sich über die Art und Weise, wie der vor ihm liegende Mammon in seine Hände gekommen war, einige Gedanken zu machen, legte er sich, nachdem er die Summe flüchtig überrechnet und zu seiner Rettung zureichend befunden hatte, zu Bette und schlummerte sorglos dem kommenden Morgen entgegen. Kaum war er erwacht, so klopfte der Feldwebel und meldete ihm, daß Scharf in Gesellschaft mehrerer diese Nacht desertirt sey und machte dabey die Anmerkung: „daß er nie ein gutes Zutrauen zu diesem Scharf gehabt habe, indem er ein sehr gefährlicher Mensch wäre, der schon mancherley Streiche gemacht und Gott und alle Welt betrogen hätte.

So gewiß auch Karl glaubte, vom Gegentheil überzeugt zu seyn, so fuhr ihm doch in diesem Augenblicke der Gedanke durch den Kopf: „Wie? wenn er auch an dir

untreu gehandelt hätte“ — denn der Feldwebel war ein zu rechtschaffener Mann, als daß er jemanden ohne Noth etwas Böses nachsagen sollte. — Doch die stete Anhänglichkeit, die Bereitwilligkeit, mit welcher Scharf ihm so oft Mittel und Wege an die Hand gegeben hatte, sich aus dem Labirinthe, in dem er sich befand, herauszureißen, verscheuchte diesen Gedanken bald aus seiner Seele und er konnte sich gar nicht überreden, daß dieser, ihn zu retten, ein Verbrechen begangen haben könnte, um deßwillen er genöthigt gewesen wärt, zu fliehen. Und doch warf er sich zu wiederhohlten malen die Frage auf: Aus welcher Ursache ist der Kerl desertirt? — Hätte der unerfahrne Jüngling sich nicht zu sehr herabgelassen, blindlings den Leitungen dieses Böſewichts gefolgt, und sein ganzes Zutrauen an ihm verschwendet, vielleicht hätte er diese Frage nie gethan; aber sein Blick

war zu schwach, das Gewebe zu durchschauen, an dem dieser Gottlose bis jetzt gearbeitet und — nach seinen Wünschen — glücklich vollendet hatte; nicht forschend genug war sein Geist, die Ursachen zu enträthseln, die seine Verwandten schweigen machten — und nicht stark genug sein Muth, sich dem beleidigten Vater zu Füßen zu werfen und um Vergebung und Rettung zu bitten.

Vater und Schwester verwunderten sich gegenseitig nicht wenig über Karls anhaltendes Stillschweigen und wußten in der That nicht, was sie von seinem Verhalten denken sollten. Sie hatten so oft geschrieben, aber eben so wenig Antwort erhalten, als Karl auf seine Briefe, die er an sie gesendet zu haben glaubte. Daß der undankbare Scharf die Ursache der gegenseitigen Unruhe dieser Familie war, läßt sich leicht

errathen, wenn man bedenkt, mit welchen fürchterlichen Gedanken dieſer ſchändliche Böſewicht ſchwanger gieng. Nothwendig war es denn freylich, daß er dieſen Briefwechſel hemmte und alle hin- und hergehende Briefe unterſchlug und auffieng, wenn er ſeinen gottloſen Zweck erreichen wollte; wie er ſein Bubenſtück vollendete und zu dem Ziel gelangte, das er ſich vorgeſteckt hatte, werden wir in der Folge ſehen.

So wohl die rauhe Jahrszeit, als die kränklichen Geſundheitsumſtände hielten den alten General zurück, zu reiſen und ſich von der Lage ſeines Sohnes ſelbſt zu überzeugen; als aber gegen das Frühjahr hin, wo Emilie, nach Beendigung der Sechswochen, ſich entſchloſſen hatte, ihren Vater zu begleiten, ſie die Reiſe nach dem Aufenthalte unſers Karls antreten wollten, riß mit einmal ein Brief die ganze Familie aus ihrem

Traume und betäubte die Sinnen des 80jährigen Greises so sehr, daß er in eine tödliche Krankheit fiel, von der er erst nach einigen Wochen wieder genas. Die Aufschrift war dem braven Gutmann, der den Brief zuerst in die Hand nahm und seinem adelichen Schwiegervater überreichte, bekannt und erweckte — ganz wider seine Gewohnheit, eine Neugier in seiner Seele, die wir ihm unmöglich verargen können, da der Vorfall ihn selbst so nahe angieng. — „So war meine Ahndung gegründet“ rief er aus, als der General den Brief erbrach und die Unterschrift: Böttcher — las. — Was hat der an mir zu prätendiren? sagte der Greis mit der ihm gewöhnlichen Fassung und ahndete nicht den schrecklichen Inhalt.

„Ueber alle Erwartung,“ schrieb der Verwegene, „wird es Ihnen seyn, einen

„Brief von der Hand desjenigen zu lösen,
„den Sie vor 8 Jahren, um eines sehr ver-
„zeihlichen Fehlers willen, mit Schimpf und
„Schande bedeckt, aus dem Hause jagten.
„Ihr damaliges Verfahren kostete der rei-
„zenden Henriette das Leben und mir meine
„Ruhe und mein Glück. Vielleicht haben
„Sie mich vergessen. — Desto besser! —
„Um so unerwarteter ist der Schlag, der
„Sie treffen muß, wenn ich mit der Gleich-
„gültigkeit eines vollendeten Bösewichts Ih-
„nen frey und unverhohlen sage, daß ich am
„Ziel stehe, an dessen Erlangung ich 8 Jahr
„hindurch rastlos arbeitete. Als ich den
„letzten Schritt aus Ihrem Hause that,
„schwur ich, mich an Ihnen mittelbar oder
„unmittelbar zu rächen und — ich habe
„Wort gehalten. — Zittern Sie nicht,
„am Rande des Grabes stehender Greis!
„wenn Sie die schönen Hoffnungen, die
„in Ihrem zweyten Sohne Ihnen entgegen

„lachten, durch mich vernichtet ſehen. Ich
„könnte ihn bedauern, denn er hat kein bö-
„ſes Herz und war zum Verbrecher nicht
„geſchaffen; aber meine Rache heiſchte Be-
„friedigung — und dieſe fand ich in ſei-
„nem Ruin und in der Schande, die Sie
„und Ihre Familie unausbleiblich durch ihn
„treffen wird. Ich war es, der alle Ihre
„Briefe auffieng und des Abends bey ei-
„ner Pfeife Taback den Flammen opfer-
„te — ich war es, der ihn von Labirinth
„zu Labirinthen führte und in den Abgrund
„ſtürzte, wo er umſonſt nach Hülfe fleht. —
„Vielleicht fühlen Sie ſein Verbrechen mehr,
„als der unbeſonnene Jüngling ſelbſt es zu
„fühlen vermag — vielleicht ſind Sie im
„Begriff ihn zu retten und — ein unerwar-
„tetes Hinderniß tritt Ihnen in den Weg —
„Sie kommen zu ſpät. — Wonne — Won-
„ne! — für mein Rache übendes Herz. —
„Geben Sie ſich keine Mühe, meinetwegen

„Nachforschungen anzustellen, sie würden Ihnen nicht belohnt werden, weil ich schon „zu weit entfernt bin, als daß man mir auf „die Spur kommen könnte. Unter einem „andern Himmelsstriche will ich für die „Seele Ihres Sohnes bitten.

„Böttcher.“

Daß dieser Brief die ganze Familie in Staunen und Schrecken versetzte und besonders für den alten General die schon erwähnten traurigen Folgen einer tödlichen Krankheit hatte, kann man sich leicht denken; doch war dieß noch nicht der letzte Streich, den das wüthende Schicksal dem zitternden Greise versetzte. Er genas nach einigen Wochen, sammelte seine Kräfte wieder und eilte, den unglücklichen Sohn zu retten oder mit ihm zu sterben.

Ehe dieß aber geſchah, hatte bereits Karl Anſtalt getroffen, von dem erlangten Gelde ſeine Schuldner zu befriedigen und das ſeiner geliebten Jeannette zugehörige Schmuckkäſtchen einzulöſen und ihr wieder zuzuſtellen. Es gieng alles glücklich von Statten; als er aber nachher auf die Parade kam, erfuhr er, daß in der abgewichenen Nacht in der Stadtkämmerey ein anſehnlicher Diebſtahl durch gewaltſamen Einbruch verübt worden und man deshalb die beyden Musketiere Scharf und Knobel, welche dem Wächter um dieſe Zeit begegnet hatten, im Verdacht habe. Dieſe Nachricht machte den unglücklichen Karl erſt aufmerkſam und hätte ihn beynahe außer Faſſung gebracht, als der Obriſte des Regiments ihn ziemlich hart anließ und wegen der Aufführung des Entwichenen einige bittere Reden gegen ihn fallen ließ. Indeß vergieng dieſe unangenehme Stunde und Karl vergaß an

der Seite seiner Geliebten, von deren Mutter er zum Mittagsessen eingeladen war, den Eindruck, den diese fatale Nachricht auf ihn gemacht hatte.

Spät am Abend erst, als er aus der Gesellschaft nach Hause kam und den Vertrauten seines Herzens vermißte, fieng er an schwermüthig zu werden und über den Vorfall der letztabgewichenen Nacht ernstlicher nachzudenken, als bereits geschehen war. So leichtsinnig er auch sonst zu denken und zu handeln pflegte, so wünschte er doch in diesem Augenblicke, daß es nicht geschehen wäre; denn er sahe wohl ein, daß es übel für ihn ablaufen müßte, im Fall die Deserteurs, welchen man bereits nachsetzte, eingefangen würden. Aber so schnell auch der Eindruck war, den jeder Umstand im ersten Augenblicke auf ihn machte, eben so schnell pflegte er ihn wieder zu vergessen. Dieß

wurde ihm im gegenwärtigen Falle um so leichter, da er durch dieses Ereigniß in den Stand gesetzt war, die Bestürmungen seiner Gläubiger von sich abzuwenden und sich in der Gunst des General-Inspektors aufrecht zu halten.

Nun ereignete sich aber ein neuer Umstand, der ihn zwar überraschte, aber mehr, als jeder andere, seinen Geist beschäftigte und alles übrige vergessen machte. Dieß war das Geständniß, das die zärtliche Jeannette ihm wenig Tage nachher ablegte, als er unter vier Augen sich von den Armen der Liebe umschlungen, fühlte. „Karl! sagte das liebende Mädchen — vom Feuer zärtlicher Küsse trunken, nimmst Du keine Veränderung an Deiner Jeannette wahr?“ — Eine Frage, auf die ein so unerfahrner Jüngling mit der schuldlosesten Dreustigkeit: Nein! antworten mußte; allein das

eben so schnell darauf erfolgende: Ich bin schwanger! — wobey die Beichtende ihm von neuem um den Hals fiel und die Schämröthe ihres Gesichts an seinem Busen verbarg, brachte ihn aus aller Fassung und er vermochte nichts mehr zu sagen, als: Gott! — Schwanger? — Jeannette! —

Einige Minuten dauerte diese süße Betäubung; bald aber riß Jeannette den sein Unrecht fühlenden Jüngling aus der Ungewißheit, in der er sich befand und stillte den Kummer, der an seinem Herzen nagte. Ruhig, Lieber! sagte sie — der Fehler ist so gut, als verziehen. Bereits hat die Mutter meinem Vater, der wohl in etwas aufgebracht seyn mochte, besänftigt und ihn von Deinen wahrhaften Absichten auf meine Person versichert; doppelt wirst Du Dich meinem Vater angenehm und seiner Liebe

und Zutrauens ganz würdig machen, wenn Du diese Versicherungen durch die That bestätigst. Meine Mutter möchte nicht gern um Deinetwillen zur Lügnerin werden.“ — Nein, Jeannette! das soll sie nicht, erwiderte Karl und versprach ihr, noch heute bey ihrem Vater um sie anzuhalten und ihre Verbindung zu beschleunigen.

Unterstützt von der Redekunst der Frau General-Inspektorin, wagte er es noch am nemlichen Tage dem Vater seiner Geliebten den Antrag zu thun und seine auf Jeannetten habenden Absichten zu eröffnen. Mit dem ihm eigenen Stolze eines Mäzen empfieng dieser den um die Eidamsschaft anhaltenden Kanditaten, versicherte ihn mit besonderer Herablassung seines Wohlwollens und gewährte ihm die Erfüllung seines Gesuchs, konnte es aber doch nicht übers Herz bringen, sich einer kleinen Strafpredigt zu

enthalten, welche Karl wegen voreiliger Besitznehmung seines ihm jetzt erst zugestandenen Eigenthums verdient hatte. Einige gute Freunde, welche zufälliger weise gegenwärtig waren, mußten noch denselben Abend der Verlobung beywohnen und 8 Tage nachher Zeugen ihrer Verbindung seyn.

Daß diese schnelle Verbindung Aufsehen erregte, wird man wohl nicht in Zweifel ziehen, indem der Fall sehr oft vorkömmt; niemand aber war mehr darüber entrüstet, als die Fräulein Tochter des Regimentsobristen, die sich umsonst bemüht hatte, dem jungen Helden zu gefallen. Nichts war ihr empfindlicher, als diese Geringschätzung. Der Vollkommenheit ihrer körperlichen Reize bewußt und stolz auf Rang und Vermögen, glaubte sie schon längst, mehr, als Jeannette de Villeamours, berechtigt zu seyn, auf den Besitz des letzten und alleinigen Erben

der Aſterſtröminſchen Güther und Namen Anſpruch zu machen. Noch hatte ſie nicht geglaubt, daß Karls Umgang mit der Familie de Villeamours ſo ernſthaft und für ſie ſo nachtheilig ſeyn könnte, daher war die Nachricht von ſeiner Verbindung mit Jeannetten ein Donnerſchlag für ihr um die Liebe des Jünglings buhlendes Herz. Wie eine Furie ſtürzte ſie ins Zimmer ihres Vaters, glaubte ihm eine Neuigkeit zu erzählen und hätte lieber mit dem Vater angebunden, daß er nicht beſſer auf ſie bedacht geweſen wäre und den ſeiner Aufſicht empfohlenen Junker von der Verbindung mit einem ſo armen, ihr an Reizen und Vermögen weit nachſtehenden Fräulein zurückgehalten hätte.

Dieß erbitterte den Obriſten noch mehr gegen den Fähndrich von Aſterſtröm, als es außerdem geſchehen ſeyn würde; er ließ ihn

zu

zu sich kommen, setzte ihn zur Rede, daß er ohne sein Vorwissen einen dummen Streich gemacht und sich eine Frau ohne Vermögen und Aufführung hätte an den Hals werfen lassen — und gerieth so heftig mit ihm in Wortwechsel, daß sich der beleidigte Jüngling vergaß, ihn mit dem Degen überfiel und tödlich verwundete. Ohne das letztere zu ahnden, kam Karl zwar glücklich nach Hause und warf sich in die Arme seiner angebeteten Jeannette, wurde aber kaum nach Verlauf einer halben Stunde ihren zärtlichen Umarmungen wieder entrissen und arretirt. Denn noch hatte der Obriste, dessen Wunde unheilbar war, so viel Stärke gehabt, den Ueberfall des Fähndrichs seiner Tochter und dem zu seiner Rettung herbeygeeilten Bedienten zu erzählen und die Verhaftnehmung des Mörders zu veranstalten. Vergebens bemühte sich der Wundarzt, ihn wieder ins Leben zu bringen und bedauerte

den unglücklichen Fähndrich, dessen Freund er war.

Karoline, so hieß die Tochter des Obristen, zauderte keinen Augenblick, wider den Mörder ihres Vaters zu klagen; er gestand sein Verbrechen — nichts konnte ihn retten — er mußte sterben.

Um die nehmliche Zeit geschah es, daß die beyden Deserteurs Scharf und Knobel, welche sich in einer Dorfschenke entzweyt und geschlagen hatten, gefänglich eingebracht wurden. Im ersten Verhör gestand der erstere, ohne zu wissen, daß Karl wegen begangenen Mords im Gefängnisse war, daß er und Knobel zwar die Thäter jenes in der Stadtkämmerey begangenen Diebstahls wären, aber nur einen Theil von der entwendeten Summe zum Rekompens für ihre Bemühung und falsche Laufpäße vom Fähn-

drich von Aſterſtröm, der das ganze Quan-tum, welches ohngefähr 8000 Rl. betragen, von ihnen in Empfang genommen, erhalten hätten. Dieſe darzwiſchenkommende Unterſuchung verzögerte die Vollſtreckung ſeines über ihn geſprochenen Urtheils, und der alte General, den man von der ſchrecklichen Lage ſeines unglücklichen Sohns benachrichtiget hatte, gewann dadurch Zeit, ihn noch vor ſeinem Tode zu ſehen. Retten konnt' er ihn freylich nicht, das war unmöglich; aber den verfluchten Böttcher als ſeinen Verführer anklagen und den mit jedem Augenblicke ſeinem Ziele näher kommenden Sohn zur Standhaftigkeit zu vermahnen und für die Rettung ſeiner Seele zu beten, dieß vermochte der 80jährige Greis, der Schwäche und Hinfälligkeit ſeines Alters ohngeachtet.

Gutmann, de Villeamours und mehrere Freunde des Unglücklichen wendeten al-

les an, ihn zu retten; aber vergebens! — das Kriegsrecht brachte ihm den Tod. Zwar hatte der Fürst aus besonderer Gnade und um der Verdienste der Asiersträuschen Familie willen, welche seit Jahrhunderten in den Geschlechtsregistern des vaterländischen Adels makellos blühte, sein Urtheil gemildert; aber es kam zu spät. Die Verwandten des Obristen hatten die Karte so zu mischen gewußt, daß die Exekution beschleunigt wurde und Karl durch die Hand des Henkers sterben sollte. Doch diese Freude wurde ihnen nicht. — Ehe sich aber unsere Erzählung dem fürchterlichen Augenblicke, dem der unglückliche Karl entgegen gieng, nahen kann, müssen wir unsern Lesern noch einiges mittheilen, was sich bis dahin ereignete und dem ein und zwanzigjährigen Gatten und Vater die Losreißung von dieser Welt erschwerte.

In der Blüthe ſeines Lebens ſterben und ſich von der Kette losreißen ſollen, die den Erdenwaller an die Welt und ihre Vollkommenheiten feſſelt, iſt ein Gedanke, der das Herz mit Schauder und Entſetzen füllt, doch aber auch Beruhigung gewährt, wenn man überlegt, daß der Menſch nicht allein für dieſes Leben, ſondern für ein beſſeres Leben geſchaffen iſt — daß die Wanderung hienieden nur Prüfung und Vorbereitung auf jenes vollkommenere Leben iſt, und daß wir alle, die uns dahin vorangiengen und die wir hier zurücklaſſen, dereinſt gewiß dort wiederfinden werden. — Welch ein fürchterlich grauſender Gedanke aber iſt es, mit *geſundem Körper in der ſchönſten Zeit ſeines* Lebens vom Welttheater abtreten ſollen, ohne ſich Beyfall nachklatſchen zu hören? — Abtreten ſollen als Verbrecher und Weib und Kind und Vater und Bruder und Schweſter und Freunde und Verwandte hinter ſich

zurück laſſen ſollen, gebrandmarkt durch die Schande, die unſere Thaten über ſie brachten? — O! wer vermags, dieſen Gedanken auszudenken, ohne in Verſuchung zu gerathen, mit dem Regierer menſchlicher Schickſale hadern zu wollen? — Hinweg damit! — Alle Philoſophie des Lebens vermag nichts wider die weiſen Rathſchlüſſe der waltenden Vorſicht — der Menſch bleibt Menſch und — wir ſchreiten, die Neugier unſrer Leſer zu befriedigen, zur verſprochenen Erzählung weiter.

Daß die von den beyden Gemeinen, Scharf (oder eigentlich Böttcher) und Knobel veranlaßte Unterſuchung des obenwähnten Diebſtahls die Vollſtreckung des über den unglücklichen Karl geſprochenen Urtheils weiter hinaus ſchob, haben wir bereits oben bemerkt; allein wir müſſen noch hinzufügen, daß die Theilnehmung an die-

ſem Verbrechen ihm den Hals nicht gekoſtet haben würde, indem, alles andere, was zu ſeiner Entſchuldigung und Vertheidigung gereichte, abgerechnet, er in den Stand geſetzt war, die entwendeten Summen zu erſetzen, wie dieß auch wirklich nach ſeinem Tode noch von ſeiner Familie bewirkt wurde. Der an dem Obriſten begangene Mord allein war es, was ihm in den Staub ſtreckte und den gottloſen Böttcher veranlaßte, über ihn zu triumphiren und die verdiente Strafe mit der Gleichgültigkeit eines der Verzweiflung ſchon längſt Preis gegebenen Böſewichts zu dulden. Beyde mußten Gaſſen laufen, nur mit dem Unterſchiede, daß *Knobel, als der weniger Schuldige,* vom Regimente gejagt, Böttcher aber an den Galgen gehangen wurde.

Einige Tage nachher ſollte nun auch Karls Urtheil vollſtreckt werden. Dieſe un-

glückliche Nachricht wirkte so heftig auf die leidende Gattin des zum Tode Verurtheilten, daß sie vor der Zeit gebahr und fast unter den Schmerzen erlag. — Könnten es meine Leser wohl dem am Grabe Stehenden nicht ohne Reue rückwärts Blickenden verargen, wenn er den Wunsch in sich aufsteigen fühlte, daß dieß nie, oder wenigstens nach seinem Tode erst geschehen wäre? — O! er würde den Sohn seiner Liebe gewiß erkannt haben unter den Engeln jenseits in den Wohnungen der Seligen. — Ha! die Bothschaft von dem Eintritte dieses unschuldigen Kindes in die Welt hätte beynahe auch seinem Leben früher ein Ende gemacht, als ihm vom erbitterten Schicksal bestimmt war. Mit oder ohne Bewußtseyn seiner Existenz drückte er den lächelnden Säugling an sein väterliches, vom fürchterlichsten Gefühl empörtes wild klopfendes Herz so fest, so heftig, daß der ohnmächtige Wurm Be-

fahr lief, im Ausbruche dieſes Gefühls unter wüthenden Küſſen erdrückt zu werden, — gab ihn dann mit gen Himmel gerichteten Blicken ſeiner Wärterin zurück, ſtürzte mit gefalteten Händen zur Erde nieder und betete — betete mit einer Inbrunſt, die ihn alles um ſich her vergeſſen und glauben machte, unter Engeln gebetet zu haben. — Ruhiger hob er ſich dann wieder auf, trat ans Bette der halblebenden Mutter hin, ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals, faßte die todtenbleiche Hand und küßte, blutige Thränen weinend, die Schweißtropfen ihr von der Stirn. Jeannette war in dieſem Augenblicke nicht vermögend, ihm dieß alles zu erwiedern; es war der gefährlichſte ihres Lebens. In dieſem Zuſtande mußte er ſie verlaſſen, ohne zu wiſſen, ob er ſie morgen tod, oder lebendig wieder finden würde, als der Adjudant ihm befahl, ihm wieder zum Arreſt zu folgen.

Indeß hatte Gutmann ſelbſt Poſtpferde genommen und eilte der Reſidenz zu, Leben und Gnade für ſeinen unglücklichen Bruder von der Huld des Fürſten zu erflehen. Es gelang ihm; aber man verzögerte die Ausfertigung des Begnadigungsreſkripts und er kam, ſo ſehr er auch eilte, einen Tag ſpäter. Der Tag der Exekution, den man auf Gutmanns dringendes Bitten um zwey Tage weiter hinausgeſetzt hatte, trat mit fürchterlichem Erwachen in die Reihe ſeiner beſſern Brüder und erweckte allgemeine Senſation. Alles war in Alarm. Das Regiment marſchirte in Parade auf und man erwartete den Delinquenten; aber zu allgemeinem Staunen und Verwunderung mußte es wieder abtreten und ſchon glaubte man, der Inhaftat habe ſich ſelbſt entleibt, oder — ſey wohl gar begnadigt worden. Aber keins von beyden.

Zweymal noch hatte man dem mit der Gelaſſenheit und unerſchütterlichem Muthe eines reuigen und mit ſeinem Schöpfer ausgeſöhnten Weltbürgers ſeinem Tode entgegengehenden Verbrecher verſtattet, die leidende Gattin zu umarmen und den Sohn ſeiner Liebe ans brennende Vaterherz zu drücken, ehe der Tag ſich nahte, der ſeiner irdiſchen Laufbahn ein Ende machen ſollte. Ueber unſer Vermögen würde es ſeyn, eine Szene zu mahlen, die man ſich nur denken, nur fühlen, aber nicht beſchreiben kann, dieß war der Augenblick der Trennung. — Ja! Tod — Tod iſt nichts! — Iſt nur ein Schritt hin über jene Schwelle, ein trüber Augenblick, ſo iſt's vorbey; aber Trennung! — Trennung von Freunden? — O! lieber Leſer — denke dir die Szene ſelbſt — ſetze Dich in die Lage der Scheidenden und erſpare uns die Mühe, dir ein Gemählde aufzuſtellen, das, mit den leb-

haftesten Farben und ganzen Fülle dichterischer Schwungkraft gezeichnet, dennoch unvollkommen bleiben und deinem Gefühl Befriedigung zu gewähren nicht hinreichend seyn würde. Worte, voll hohen Sinnes und Klopstockischen Salzes, sind nicht vermögend, das Gefühl auszudrücken, das in diesem fürchterlichen Augenblicke in dem Herzen des von Weib und Kind sich losreißen müssenden Gatten und Vaters sich empörte — oder die mannigfaltigen Gruppen der um ihn her stehenden zu zeichnen. Denke dir ihn, hingeworfen an den Busen der zwischen Leben und Tod kämpfenden Gattin stumm und sprachlos, umschlungen und festgehalten im lodernden Feuer brennender Liebe und beseelt von dem, menschliche Denkkraft übersteigenden, alles belebenden, die letzte Kraft des Wallers am Grabe erneuenden Gedanken des Wiedersehens in den Gefilden elisischer Dauer —

umringt von troſtbedürfenden hülfloſ taſte henden Freunden und Verwandten mit roth-geweinten Augen und an Verzweiflung gren-zenden Blicken — ſo denke dir dieſen Au-genblick und — fühle!

Weniger angreifend und bitter war die letzte Stunde ſeines Lebens, die er in Geſellſchaft ſeines Vaters, eines Garniſon-predigers, des Adjudanten und mehrerer Of-fiziere verlebte. Fühllos für alles, was um ihn her war und vorgieng, ſaß er neben dem Geiſtlichen, der ſich bereits mit ihm über Zeit und Ewigkeit, Strafe und Belohnung unterhalten hatte und erwartete die Aufforde-rung zum Tode. Neben ihm ſaß ſein Va-ter, ſtill vor ſich hinſehend, mit einem Blicke der etwas großes und etwas fürchterliches ahnden ließ, und um ihn her einige ſeiner Kriegskammeraden, die ſich nicht ſchämten, dem Unglücklichen eine Thräne zu weihen

und im Stillen wünschten, daß der Tag nie aus dem Schöpfungschaos hervorgetreten seyn möchte. Feyerliche Stille herrschte im Zimmer, als die Trommel zum ersten mal gerührt wurde und die Anwesenden sahen einander an, als hörten sie diesen Ton zum erstenmale, und wüßten nicht, was er bedeute; der General allein unterbrach die fürchterliche Pause durch einen lauten Seufzer, faßte die Hand seines Sohnes und sagte: In einer Stunde, Karl! — und Karl erwiderte dieses in einem so Herz erschütternden Tone gesprochene: In einer Stunde — durch eine bloß unbedeutende maschinenmäßige Bewegung des Körpers und einen fast eben so unmerklichen Blick auf den neben ihm sitzenden Greis, dessen beschäftigter Geist dem Vollendungsaugenblicke dieser schrecklichen Szene mit Ungeduld entgegen sah.

Karl ſchien zu beten. Der Geiſtliche benutzte dieſen Augenblick und gewährte ſeiner Seele Troſt durch die Verſicherung von der Vergebung ſeiner Sünden. Die Trommel tönte zum zweyten male; alles war ruhig. Karl ſchien, gar nicht darauf zu merken und betete ununterbrochen fort und der Vater, deſſen Auge von Moment zu Moment heiterer zu werden begann, lächelte dem Sohne Beyfall zu. Bald nachher traten der Obriſtlieutenant, der Major und mehrere Offiziers ins Zimmer, Karl wollte aufſtehen und dem Obriſtlieutenant die gebührende Achtung bezeugen, aber dieſer befahl ihm, ſich ruhig zu verhalten und ſagte: Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Aſterſtröm! —

Der Obriſtlieutenant, der ein gefaßter, offener, freymüthiger Mann war, wagte es

doch kaum, dem General die Hand zu drücken und zu sagen: Wer hätte das gedacht! — Wenige nur waren unter den Anwesenden, die mit Gleichgültigkeit der Exekution entgegen sahen, keiner aber wagte es, sich selbst zu gestehen, daß er dem jungen von Asterstrem dieses Loos gönne. Alles bedauerte ihn; nur einige vermochten es, ihr Mitleid durch Worte laut werden zu lassen und die übrigen verbargen ihren Schmerz im Innersten ihrer Seele. Zum letztenmale tönte die Trommel und ein allgemeines: Zum Tode! — schallte im dumpfen Widerhall von den Wänden zurück. — Schnell und mit mehr als jugendlichem Feuer schwang der 80jährige Greis sich von seinem Platze, als wollte er dem Feinde eine Schlacht liefern, und befahl dem betäubt neben ihm stehenden Sohne, sich zum Abmarsch bereit

zu

zu halten und von ſeinen Vorgeſetzten und Freunden Abſchied zu nehmen. — Alles drängte ſich um den zum Tode nahenden herum und der Obriſtlieutenant ſelbſt verzögerte den Befehl zum Aufbruch. Mit einmal brüllte der General, der indeß unbemerkt ein paar mal im Zimmer auf und nieder gegangen war, ein fürchterliches: Zurück! — drängte ſich durch die Menge älterer und jüngerer Krieger hindurch und ſchrie: Es iſt mein Sohn! — Es iſt mein Sohn! — Hätte der Obriſtlieutenant die That des Greiſes geahndet, er würde ihn nicht hinzugelaſſen haben, aber er machte ihm ſelbſt Platz und vergönnte ihm, der letzte zu ſeyn, der ihn ſegnen wollte. — Karl! ſagte er dann — Du ſollſt ſterben — dieß iſt Gottes Wille — dieß iſt Wille des Geſetzes. — Sey ſtandhaft, Sohn! es ſind die letzten Augenblicke deines Lebens; ſie

gehören nicht mehr dir, sondern dem dort oben, vor dessen Richterstuhle du erscheinen und Rechenschaft ablegen sollst von deinen Handlungen. Zittere nicht, Karl! — Der Gang zum Tode ist zwar nicht so leicht, als man denkt; aber durch ihn wirst du der Welt entnommen und über alles Irdische erhaben. Darum vergieb deinen Feinden und söhne dich mit der Welt aus, ehe du den wichtigsten und letzten Schritt deines Lebens beginnst. — Du sollst sterben! — Das ist auch mein Wille — aber nicht von der Hand des Henkers, nein! — von der Hand deines Vaters. — Mit diesen Worten zog er ein Pistol unter der Rockseite hervor, streckte den zum Tode verurtheilten Sohn mit eigener Hand zu Boden und sagte: Gott sey deiner Seele gnädig! — Da standen die Helden mit offenem Munde, gafften einander an und wußten nicht, ob

ſie dem ſeiner Sinnen beraubten Alten zu Hülfe eilen, oder den entſeelten Karl aufheben und zum Richtplatz führen ſollten. — Ich bin Ihr Arreſtant, Herr Obriſtlieutenant! fieng der Greis von neuem an — vollſtrecken Sie Ihr Urtheil und erſtatten Sie meinetwegen Bericht. — Um Gotteswillen, Herr General! erwiderte dieſer, nachdem er ſich von der Betäubung, in die ihn dieſer unerwartete Streich verſetzte, einigermaßen erhohlt hatte. — Fürchterlich ihm die Hand drückend, begann der General im dumpfen Tone der Verzweiflung: So welkten ſchon zwey Blumen in meinem Garten; dieß iſt die dritte, Herr Obriſtlieutenant! die in der Blüthe dahin ſank. —.

Man hatte Urſache für den Verſtand des Greiſes zu fürchten und der Obriſtlieutenant befahl, ihn unter ſicherer Bedeckung nach Hauſe zu bringen. — Wie ſtaunte Emilie, als ſie den Vater in dieſem Zuſtande erblickte und das überraſchende: Er ſtarb von meiner Hand — von den zitternden Lippen des Greiſes ins Ohr ihr tönte. Schweigend warf er ſich in den Sopha, ſprach den ganzen Tag kein Wort wieder und ſchien in einer ſtillen Melankolie vor ſich hinzuwandeln, die nur bey der zu ſpäten Ankunft des redlichen Gutmann durch ein ſchwaches unverſtändliches: Es iſt vorbey! unterbrochen wurde.

Daß es indeß im Hauſe des General-Inſpektors nicht weniger traurig hergieng,

kann man ſich leicht denken; Jeannette war noch immer nicht außer Gefahr, und der allgemeine Ruf, daß dieſe Familie viel zum Ruin dieſes jungen Kavaliers beygetragen habe, ſetzte den Vater in nicht geringe Verlegenheit und er ſah ſich ſogar genöthigt, ſeinem Poſten zu renunziren und auf einem kleinen Landguthe, ſtill und eingezogen zu leben. Jeannette aber folgte, auf ausdrückliches Verlangen des alten Generals, der ſpäter, als ſie, von ſeiner Krankheit genas, dieſer würdigen Familie nach Schönhauſen, wo ſie vom Geräuſche der großen Welt entfernt dem Andenken ihres unglücklichen Gemahls ſtille Thränen weinte, ſich mit Zuziehung des edlen Gutmanns der Erziehung ihres Kindes widmete, dem greiſenden Vater die letzten Jahre ſeines Lebens ſüß und erträglich zu machen ſtrebte und ihm

mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe, als die Natur den Zoll von ihm forderte, die Augen zudrückte.

2.

Adelheit,

Gräfin von Steifenburg,

---

eine Szene aus dem ſechzehnten

Jahrhundert.

Schön war Evchen von Trotz, die jüngere Tochter eines Braunschweigischen Landedelmanns, der bey einer ansehnlichen Familie nur ein kleines Ritterguth besaß, das ihm kaum so viel gewährte, als er brauchte, standesmäßig leben zu können. Demohngeachtet verabsäumte er nichts, was zur Erziehung seiner Kinder irgend beytragen konnte und that wirklich mehr, als in seinem Vermögen war. Sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, war seine Absicht, und diese hatte er zum Theil schon erreicht, indem die drey ältesten Söhne bereits beym Militär engagirt waren und durch ein edles Betragen die Bemühungen des Vaters zu belohnen strebten,

eben ſo viel Töchter aber, obgleich nicht verheirathet, in fürſtlichen Dienſten angeſtellt waren. Unter den übrigen noch unerzogenen acht Geſchwiſtern, welche ohne den mindeſten Vorzug die Liebe und Sorgfalt des Vaters genoſſen, ſtach Fräulein Evchen, reichhaltiger von der Natur mit Reizen des Körpers geſchmückt, als ihre Schweſtern, die theils älter, theils jünger waren, hervor. Zwar gewährte ihr dieß weder bey Vater, noch Mutter etwas vor jenen zum voraus, denn ſie liebten ſie gleich zärtlich und bemühten ſich, ihre Karaktere nach ein und eben derſelben Methode zu bearbeiten und auszubilden; demohngeachtet gewann ſie in den Augen anderer, und hatte das Glück, allenthalben das ſchöne Evchen genannt zu werden. Muntern und aufgeweckten Temperaments faßte ſie alles leichter, was ſie mit ihrem Geſchwiſter zugleich erlernte und hatte dadurch den Vortheil, mehr

Zeit auf die Spiele und Vergnügungen ihrer Kindheit zu verwenden, als jene; daher kam es, daß sie gemeiniglich, wenn die andern sich auf ihre Lehrstunden vorbereiteten, und das gelernte wiederhohlten, unter den Kindern ihres kleinen Dörfchens spielte, oder da sie immer mehr und mehr heranwuchs, von der Tochter des Grafen von der Steinau, der einer der reichsten Herren in dieser Gegend und des von Trott Freund und Grenznachbar war, auf einen freundschaftlichen Besuch eingeladen wurde, der anfangs von kürzerer Dauer war, bald aber, da die jungen Freundinnen einander so lieb gewannen, daß sie fast nicht ohne einander leben konnten, Wochen, endlich gar Monate lang währte.

Adelheit, die Tochter des Grafen von der Steinau, war damals, als sie mit Fräulein Evchen dieses Freundschaftsbündniß er-

richtete, bereits sechzehn, diese hingegen erst zehn Jahr alt, aber an Seel' und Körper reif genug, für ein Mädchen von wenigstens dreyzehn bis vierzehn Jahren zu gelten, daher sie auch im Stande war, der jungen Komtesse durch ihren Umgang Befriedigung zu schaffen. Dieser dauerte fast drey Jahre ununterbrochen fort, bis das Schicksal der jungen Gräfin gebot, sich auf die wichtige Bestimmung des weiblichen Geschlechts, Gattin und Mutter zu werden, mit Ernst vorzubereiten.

Ungern trennte sich Adelheit von ihrer jungen Freundin und folgte dem Grafen von Steifenburg, der sehr reich war und mehrere Burgen und Schlösser besaß, nach H..., wo er seinen Sitz hatte. Der Graf, ein schöner junger Mann von vier und zwanzig Jahren, unterließ nichts, seiner liebenswürdigen Gemahlin den Aufenthalt auf sei-

nen Güthern angenehm zu machen und dadurch sich ihrer Liebe um so mehr zu versichern, daß es ihr sogar leicht ward, die väterliche Wohnung und mit dieser die Freundin ihrer Jugend zu vergessen und sich an den süßen Freuden einer glücklichen Ehe doppelt dafür zu entschädigen. Der Graf liebte sie fast schwärmerisch und war für ihre Gesundheit so sehr besorgt, als für ihre Vergnügungen; allenthalben suchte er ihren Wünschen zuvorzukommen und sich ihr Herz so eigen zu machen, daß sie hätte befürchten müssen, eine Sünde zu begehen, wenn sie ihn weniger geliebt hätte. Aber nein! — Adelheit erwiderte seine Liebe mit der zärtlichsten Gegenliebe und war nur darauf bedacht, sich gegenseitig in seinem Herzen festzusetzen und durch den Zauber ihrer geistigen und körperlichen Reize ihn immer fester an sich zu ziehen.

Das erste und zweyte Jahr dieser Ehe, war auch in der That so glücklich, daß sie an der Erreichung ihres Zwecks zu zweifeln nicht Ursache hatte und man hätte glauben sollen, daß nie eine glücklichere Ehe, als diese, auf der Welt geführt werden könnte. Doch wir wollen sehen, was das Schicksal über sie verhieng, das sehr oft die unschuldigsten Menschen zu Gegenständen seiner Launen macht, und so lange auf den Wogen des Glücks umherschaukelt, bis es sein Müthchen gekühlt hat.

Im zehnten Monat gebahr Adelheit einen Sohn, der das unleugbare Abbild des Vaters war und derjenigen, der er das Leben verdankte, den Besitz ehelicher Liebe gewiß versichert und befestigt haben würde, wenn nicht die unbarmherzige Parze seinen Lebensfaden sobald abgeschnitten und ihn den Armen seiner Eltern entrissen hätte. Neun

Monat genoſſen ſie das Glück, das Pfand ihrer Liebe an ihr Herz zu drücken und groß werden zu ſehen; ſchon lächelten ihnen die herrlichſten Freuden in dieſem Kinde entgegen und ſie ahndeten nicht, daß ein jäher Zufall ihre ſchönen Hoffnungen mit einmal nichten könnte. Mitten im Genuſſe des Vergnügens, das der Anblick ihres Kindes ihnen gewährte, waltete ein neidiſcher Dämon über ſeinem Haupte und ein und derſelbe Augenblick war — Leben und Tod. Adelheit und ihr Gemahl ſaßen einander gegenüber an einem kleinen Tiſchgen und ſchäkerten mit dem kleinen Adolf, der vor ihnen auf dem Tiſche ſaß und mit einem Bunde Schlüſſel ſpielte; er ließ es fallen und in der Abſicht, es aufzuheben, bückten ſich beyde und — im nemlichen Moment ſtürzte das Kind vom Tiſch herunter und blieb, da es auf den Kopf gefallen war, auf der Stelle tod.

Gott! welch ein Anblick für Eltern — wie unerwartet, wie ſchmerzlich! — In jedem Falle iſt dem elterlichen Herzen der Verluſt eines Kindes empfindlich, beſonders wenn eine zehrende Krankheit oder langwierige Schmerzen langſam an dem ihnen ſo theuren Leben dieſes himmliſchen Geſchenks nagen; aber wie über alle Beſchreibung muß der Schmerz dann ſeyn, wenn Freude und Leid, Leben und Tod ein und denſelben Augenblick bezeichnen? —

Stromweiſe lief das Blut über das Engelgeſicht dieſes zarten Kindes herab, als der Graf es aufhob und ins Leben zurückzubringen bemüht war — aber umſonſt! — Vom Schreck überwältigt, ſank die Gräfin ohnmächtig in den Stuhl zurück und der Graf wußte nicht, ob er ſeiner Gemahlin zu Hülfe eilen, oder die noch blutende Wunde des ſchon entſeelten Kindes verbinden ſollte.

ſollte. Auf ſein Geſchrey eilten die Domeſtiken herbey und nahmen an dieſer Szene des Jammerns und Wehklagens herzlichen Antheil. Die Gräfin genas zwar wieder von ihrer Ohnmacht, aber der Schreck hatte ſo heftig auf ihre Geſundheit gewirkt, daß ſie einige Tage nachher zum zweytenmale, aber unzeitig gebar und von dieſer Zeit an einen ſiechen Körper behielt, der der männlichen Stärke ihres Gemahls nicht Stand zu halten vermochte. Sie blieb unfruchtbar. Der Graf machte ihr zwar deshalb keine Vorwürfe; aber, ſo ſehr er auch ſonſt ihre Verdienſte ſchätzte, ſo ſchien doch ſeine Liebe zu erkalten und die jähe Erſcheinung einer achtzehnjährigen Venus, die ihm bey einem Maskenballe aufſtieß, verdrängte ſie mit einemmale ganz aus ſeinem Buſen.

So zärtlich auch Adelheit ihren Gemahl liebte, ſo ſah ſie ſich doch mit Kälte dafür

belohnt; sie gab sich alle Mühe, ihn wieder für sich einzunehmen, aber vergebens — der Graf war mürrischer, als sonst, er floh ihre Gegenwart und suchte außer dem Hause Zerstreuung. Sie litt im Stillen und hoffte auf einen günstigen Augenblick, der sie in den Stand setzen sollte, den Kummer ihres Herzens in das Herz ihres Gemahls auszuschütten und ihn zu vermögen, ihr die Ursache seines Unwillens gegen sie zu enthüllen; aber der Graf war zu bescheiden und fürchtete, sie zu beleidigen, wenn er ihr gestünde, daß ihre Unfruchtbarkeit die Ursache seiner Entfernung wäre, denn er glaubte nicht, daß sie ihn im Verdacht haben könnte, als ob er auf Abwege geriethe. Auch war dieß wirklich der Fall nicht; Adelheit liebte ihren Gemahl aufs zärtlichste und hielt ihn der ehelichen Untreue nicht fähig; doch sein feuriges Temperament heischte Befriedigung — und diese konnte sie ihm nicht gewähren.

Indeſſen forſchte der Graf, derjenigen auf die Spur zu kommen, die ſein Auge gefeſſelt und, gleichſam im Vorübergehen, ſein Herz mit ſich hinweggeriſſen hatte; doch er konnte weder Namen noch Aufenthalt der unbekannten Schönen, die er anbetete, erfahren und faſt mußte er die Hoffnung aufgeben, ſie jemals wiederzuſehen. Er beſuchte um ihrentwillen öffentliche Orte, Konzerte und Schauſpiele öfterer, als ſeine Gewohnheit ſonſt es war, aber er ſah ſie nicht; er reiſte bald da, bald dorthin und ſcheute keinen Aufwand, keine Beſchwerlichkeiten im Winter zu reiſen, aber er fand ſie nirgends und er ſah ſich genöthigt, vom Schickſal zu erwarten, daß ein eben ſo unverhoffſtes Ohngefähr ihm die unbekannte Göttin ſeines Herzens entgegen führen ſollte.

Gedacht und geſchehen! Einſamkeit und Langeweile waren ſeit den Umherſchweifun-

gen des Grafen die traurigen Gesellschafterinnen der guten Adelheit. Lange flehte sie ihren Gemahl, wenn er nach Hause kam, vergebens um die Erlaubniß, die Freundin und Gespielin ihrer Jugend, Evchen von Trott, in ihr Haus und als Gesellschafterin aufnehmen zu dürfen; doch durch anhaltendes Bitten erlangte sie ihr Gesuch. Sie schrieb an ihre Freundin, stellte ihr ihre traurige Lage vor und bat um ihre Gegenwart. Fräulein Evchen nahm keinen Anstand, ihrer Freundin zu willfahren, nahm Abschied von Eltern und Geschwistern, flog über Feld und Fluren dahin und kam, in Abwesenheit des Grafen, bey ihrer Freundin an.

Himmel! wie staunte der Graf, als er bey seiner Rückkehr diejenige, die er so lange vergebens gesucht hatte, an der Seite seiner Gemahlin erblickte. Ihr Anblick scheuchte mit einmal seine üble Laune, machte

die Falten ſeiner Stirn eben und veranlaßte ihn, ſeiner Gemahlin glimpflicher und freundlicher zu begegnen, als bisher geſchehen war. Adelheit, wähnte nicht, dieſe glückliche Metamorphoſe ihres Gemahls der Gegenwart ihrer Freundin zu verdanken zu haben, ſondern ſchrieb ſie einer ganz andern Urſache zu und glaubte ſchon, eines neuen Siegs über ihn gewiß zu ſeyn. Doch ſie ſah bald, daß ſie ſich geirrt hatte und in ihrem eigenen Buſen eine Schlange nährte, die ihre Ruhe und Glück auf immer vernichten mußte; denn der Graf blieb von dieſer Zeit an ununterbrochen zu Hauſe, brachte die Stunden, die er außerdem zu ſeinen Vergnügungen anzuwenden pflegte, in der Geſellſchaft ſeiner Gemahlin und ihrer Freundin zu, war in ihrer Gegenwart ſtets heiter, in ihrer Abweſenheit aber mißvergnügt. Anfangs ahndete die Gräfin nicht, daß die Heiterkeit ihres Gemahls, die ſie einigermaßen beruhigte,

etwas mehr seyn könnte, als sie dem Anschein nach war und in der Folge für sie so nachtheilig seyn würde; denn der Graf begegnete ihrer Freundin mit Anstand und Zurückhaltung und Evchen erwiderte diese mit Dank und Hochachtung. Doch diese Täuschung war nicht von langer Dauer. Der Enthusiasmuß, mit welchem der Graf für alles, was seine Augen fesselte, eingenommen war, wurde bald laut und verrieth seine Neigungen. War er ja einen Augenblick allein mit der Gräfin, so war der Gegenstand des Gesprächs Evchen von Trott. Mit dem Feuer eines von den Reizen einer Venus bezauberten Jünglings rühmte er, auf Kosten der Ruhe seiner würdigen Gemahlin, die Vorzüge des Fräuleins, bewunderte in schwärmerischen Ausdrücken die Schönheit der achtzehnjährigen Göttin, den feinen teint ihrer Haut, das Grazienlächeln ihres blauen Auges, die Pracht ihres Seiden-

haars, das in goldgelben Locken den blendenden Busen umwallte; ja! er entblödete sich sogar nicht, dem Fräulein in ihrem Beyseyn Süßigkeiten, Schmeicheleyen, Verbindlichkeiten zu sagen, ohne zu bedenken, daß er dadurch den Pflichten, die ihn an die liebenswürdige Adelheit ketteten, zu nahe trete. Kein Wunder, wenn Argwohn sich der Seele der Gräfin bemächtigte und ihre bisherige Zufriedenheit in Unwillen und Mißmuth wandelte.

Zwar schien Evchen von Trott die Begünstigungen des Grafen nicht verstehen zu wollen. Sie nahm die gesagten Schmeicheleyen für nichts, als Höflichkeiten auf und suchte, aus Achtung für ihre Freundin, ihn jedesmal mit einer edlen Bescheidenheit von sich zu weisen; aber sie verfehlte ihren Zweck eben so sehr, als die Gräfin, die auf ihre Rechte sich stützend, ihrem Gemahl Vorwürfe machte und durch

zärtliche Bitten und kluge Vorstellungen ihn von dem Wege abzubringen suchte, auf dem er, durch irrige Gefühle geleitet, dem fürchterlichsten Abgrunde des Unglücks entgegen taumelte. Evchens Sprödigkeit spornte seine Leidenschaft nur noch mehr an und die gerechten Vorwürfe der Gräfin entfernten ihn mit jedem Tage mehr von dem Herzen seiner Gemahlin. Ihre Gesundheit litt von neuem, aber sie duldete mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit und baute zu sehr auf die Unerschütterlichkeit der Tugend ihrer Freundin, die es nicht wagen wollte, ihr Leid zu thun und sich über die Zudringlichkeiten ihres Wohlthäters, als wofür sie den Grafen ansah, zu beklagen.

Mit stolzem Selbstgefühl ihrer Tugend glaubte das unerfahrne Fräulein die Bestürmungen ihres Gegners von sich abzulehnen, ihre Freundin in der günstigen Meinung

die dieſe von ihr hatte, zu beſtärken und einen Verirrten auf die rechte Bahn zurück zu führen; aber vergebens! — Evchen erlag im Kampfe der Tugend und der Leidenſchaft, ſchlurfte vom Arm der Liebe umſchlungen, den Becher der Wolluſt und ſank im Taumel irdiſcher Wonnen.

Unermüdet hatte der Graf gearbeitet, ſeinen Zweck zu erreichen. Je mehr ſichs Evchen vorgenommen hatte, ſpröde oder gar fühllos gegen ihn zu thun, deſto zudringlicher und feuriger wurde ſeine Leidenſchaft und er brachte es, alles Sträubens ohngeachtet, durch Schmeicheleyen, wiederholte Zuredungen und mancherley Verſicherungen ſo weit, daß Evchen ſich geneigt finden ließ, ihm ihre Tugend zum Opfer zu bringen. Zwar fühlte ſie, daß ſie Unrecht gethan hatte, und getraute ſich nicht, der beleidigten Freundin unter die Augen zu treten; ſie ſchützte

deshalb eine kleine Unpäßlichkeit vor und hielt sich auf ihrem Zimmer verborgen. Mit der herzlichsten Theilnahme und Besorgniß für das Leben ihrer Freundin, eilte die Gräfin, als man sie davon benachrichtigt hatte, zu ihr und fand — Himmel! welch ein staunenerweckender Anblick — ihren Gemahl am Bette der vermeinten Kranken, deren Zustand ihr gefährlicher zu seyn schien, als er war, und sie in Furcht und Schrecken versetzte. Die Gräfin, ohne sich etwas merken zu lassen, besorgte ohne Verzug die Ankunft des Schloßarztes und alles, was sie zur Erleichterung der Kranken nothwendig erachtete und versprach, bald wieder bey ihr zu seyn. Mit Vergnügen erfüllte sie die Pflichten der Freundschaft, aber Kummer nagte an ihrem Herzen; denn sie sah sich während der Krankheit ihrer Freundin ganz von ihrem Gemahl verlassen und hintangesetzt, er kam nicht von ihrer Seite und be-

ſorgte mit enthuſiaſtiſcher Unruhe alles, was die vermeintliche Kranke nöthig zu haben ſchien.

„Was iſt es, ſagte die Gräfin zu ſich ſelbſt, indem ſie vor den Spiegel trat und ihren Körperbau und Geſichtsbildung muſterte — was iſt es, das mich in den Augen des Grafen ſo herabſetzt und ſeiner Liebe verluſtig macht? — Bin ich denn mit einmal ſo gar häßlich geworden, daß ich nicht mehr vermögend bin, dieſes Auge zu feſſeln, das mich einſt ſchön fand? — Aus welcher Urſache entfernt ſich derjenige von mir, deſſen Liebe mir unerſchütterlich, wie Felſen zu ſeyn ſchien? — Warum flieht er meine Gegenwart? — Huldigt einer andern und hängt mit ganzer Seele an ihr? — Iſt er meiner ſo bald überdrüßig worden? — Gott! womit hab' ichs verſchuldet, daß er mir das Liebſte auf der Welt, daß er

mir sein Herz entzieht und einer andern zu, wirst? — Könnt' ich ihn wohl mehr lieben? — Ha! nein — zärtlicher, treuer zu lieben, als Adelheit von der Steinau den Schwärmer von Steifenburg liebte — und noch liebt — ist unmöglich." — So sprach sie mit sich selbst und fand ihre Reize noch immer schön genug einen Mann zu fesseln, der weniger veränderlich, weniger undankbar war, als ihr Gemahl, gerieth aber dabey nicht auf den Gedanken, daß ihre Unfruchtbarkeit die erste Ursache der Gleichgültigkeit des sich immer mehr und mehr von ihr entfernenden Grafen seyn könnte.

Einige Tage dauerte die vorgegebene Unpäßlichkeit des Fräuleins, während welcher der Graf Zeit gewann, sie seinen Wünschen ganz geneigt zu machen und auch ihr Herz von der vortrefflichen Adelheit abzuzie-

hen und mit Tücke und Falschheit zu vergiften. So lange die Gräfin gesund und ſtark genug war, den Bedürfniſſen ſeiner Natur Befriedigung zu gewähren, liebte er ſie eben ſo ſchwärmeriſch, als Evchen, die vielleicht gleiches Schickſal betroffen haben würde, wenn der nämliche Fall eingetreten wäre, der ihn von ſeiner anbetungswürdigen Gemahlin entfernte, ſo ſehr er auch die Verdienſte ihrer Seele ſchätzte und zuweilen, wenn er allein war, ſich ſelbſt ſein Unrecht geſtand und es nur zu ſtark fühlte, daß er ſich ſchäme, ſie deshalb um Vergebung zu bitten; aber er war zu ſehr für das Sinnliche eingenommen und ſein Körper zu dauerhaft und unerſchütterlich, als daß er den Genuß der Liebe hätte ſo bald aufgeben und gänzlich vermeiden ſollen. Von dieſer Seite zwar ſcheint er Entſchuldigung zu verdienen; aber unbillig, höchſt unrecht war es, daß

er die rechtschaffene ihn so zärtlich liebende Gattin so ganz vernachläßigte.

Ihres Unrechts bewußt, getraute sich Evchen in den ersten Tagen ihrer Wiedergenesung kaum, der Gräfin gerade ins Gesicht zu sehen und die gute Adelheit konnte es nicht übers Herz bringen, ihr nur den geringsten Vorwurf zu machen, so sehr sie auch Ursache hatte, den Verdacht, der sich bisher bloß auf ihren Gemahl erstreckt hatte, auch über Evchen auszudehnen. Noch immer entschuldigte sie ihr Herz und konnte sich nicht überreden, daß es zwischen ihrem Gemahl und dem Fräulein schon zu Begünstigungen gekommen seyn sollte; auch wußte Evchen, die seit der glücklichen Katastrophe, welche ihr in den Umarmungen der Liebe so schnell vorübergegangen war, die Heuchlerin spielte, sie einige Zeit lang in diesem Wahne zu erhalten, allein die Eifersucht, welcher

die Gräfin bis jetzt tapfere Gegenwehr geleistet hatte, schlich sich doch in ihr Herz ein und veranlaßte zwischen den beyden Freundinnen eine gegenseitige Zurückhaltung, die in der Folge in Kaltblütigkeit und Widerwillen ausartete. So vergiengen Wochen, Monate sogar — und die Gräfin wußte nicht, ob sie sich eine Freundin ihrer Jugend, oder eine Fremde zur Gesellschafterin ins Haus genommen hatte und ihre Lage war trauriger, als jemals. Der Graf sah mit gleichgültigen Augen auf seine Gemahlin herab, sprach wenig und äußerst selten mit ihr und vertändelte zwey Drittheile des Tags an der Toilette seiner Göttin, die ihn alles um sich her vergessen machte und oft nur bey Tafel, ja sogar manchmal erst spät am Abend der Gräfin einen Besuch nach Hofmanier abstattete.

Wie war es möglich, wird man fragen, daß dieſes Mädchen, das zuvor ein Muſter der Tugend zu ſeyn ſchien, ſo bald und ſo ganz metamorphoſirt werden konnte, daß ſie die Pflichten der Freundſchaft aus den Augen ſetzte und den Lockungen einer unkeuſchen Liebe folgte? — Wir hoffen, dieſe Frage ſehr leicht beantworten zu können, wenn wir behaupten, daß ein Mädchen um ſo gewiſſer fällt, das ſich lange ſträubt, da hingegen ein anderes, das ſchneller fiel, eher zur Erkenntniß gelangt und auf den rechten Pfad zurückgebracht werden kann; denn der ſchnelle Eindruck iſt nur momentan, der langſamere aber durch vielfältige Wiederhohlung, überzeugende Gründe und ununterbrochene Darſtellung des Gegenſtandes wirkſamer und dauerhafter. Dieß war auch hier der Fall. Evchen ſah Anfangs wohl ein, daß ſie nicht berechtiget war, auf die Liebe des Grafen Anſpruch zu machen; aber

ihre

ihre Tugend war nicht feſt genug, den Beſtürmungen gehörigen Widerſtand zu leiſten, der Graf verfolgte ſie auf allen Tritten, ſchwur ihr kniend, daß er ſie bis zur Schwärmerey liebe und ließ nicht nach, zu bitten, bis er erhört war. Kein Wunder, wenn die Freundſchaft an der Liebe ſcheiterte — wenn das achtzehnjährige Mädchen gefeſſelt ward von den Reize eines Mannes, der wie ein Gott vor ihr ſtand, auf den Knien um Liebe flehte und mit ſeinem Strahlenblick das Innerſte ihres Herzens durchdrang — und ſo unter den zärtlichſten Liebkoſungen, feurigſten Küſſen und fürchterlichſten Drohungen zum Fall gebracht wurde. Mehr als einmal betheuerte der Graf, daß es ihm unmöglich ſey, länger mit ſeiner Gemahlin zu leben und drohte ihr, ſich ſelbſt ein Leids zu thun, wenn ſie ihm nicht Gehör geben würde. — Welch ein Beweggrund für ein in den Fallſtricken der Liebe gefangenes Mäd-

chen! — Festgehalten, vom männlichen Arm des Liebe heischenden Anbeters ihrer Reize und bedeckt von brennenden Küssen brachte Evchen im glücklichen Nichtbewußtseyn ihres Selbst dem Räuber ihrer Tugend das erste Opfer dar.

So wankte Evchen von einem berauschenden tête à tête zum andern und kam nicht eher zur Erkenntniß, als bis die Folgen dieses verbotenen Umgangs sichtbar an ihr zu werden drohten. Evchen erschrak; aber ihre Unruhe legte sich bald. Anstatt darüber in Staunen und Verwunderung zu gerathen, lächelte der Graf und bezeugte mit enthusiastischer Freude sein Wohlgefallen an dieser Nachricht und drückte ihr zärtlich die Hand. „Himmel! sagte Evchen — was soll aus mir werden? — Graf! Sie haben mich unglücklich gemacht. —

Nicht doch! erwiderte der Graf — eben das iſt es, was ich längſt wünſchte.

„Was Sie längſt wünſchten?“

Nun ja doch! — Kömmt dir das ſo ſonderbar vor?

„Himmel! was hör' ich?“

Sey doch ruhig, liebes Mädchen!

„Wie kann ich das?“

Sehr leicht! — Wiſſe! daß dieſer Umſtand dich meinem Herzen zehnfach theurer macht und meiner Liebe auf immer verſichert.

„Aber was wird Ihre Gemahlin ſagen?“

Nichts.

„Sie ist ohne dieß, schon eifersüchtig.“ —

Mags!

„Sie wird mich verfolgen.“ —

Nicht doch!

„Graf! Sie haben mich entehrt — geben Sie mir meine Ruhe, meine Tugend wieder!“

Sey doch kein Närrchen! — Die Gräfin darf davon nichts wissen.

„Aber sie wird es erfahren“ —

Dafür laß mich sorgen.

Besänftigt durch die Zuredungen und schmeichelnden Versicherungen des Grafen, ergab sich Evchen in den Willen ihres Anbeters,

und beyde berathſchlagten, über die deshalb zu nehmenden Maßregeln.

Tags darauf erſchien Evchen ungewöhnlich früher, als ſonſt, bey der Gräfin, bat um Verzeihung und lenkte das Geſpräch bald auf ihr gegenſeitiges Betragen, ſchien Reue zu empfinden, daß ſie dazu Veranlaſſung gegeben habe, ſchob aber die Schuld ganz allein auf den Grafen; ſie geſtand freymüthig, daß ſie gefehlt habe, bat um die Erlaubniß, zu ihren Eltern zurück kehren zu dürfen und verſprach, durch ihre Entfernung alles wieder gut zu machen und ihrer Freundin die Ruhe ihres Herzens und ihren Gemahl wieder zu geben. Die Gräfin ſtaunte über das großmüthige Anerbieten des Fräuleins und wollte Anfangs nicht einwilligen; aber auf anhaltendes Bitten gab

ſie nach, verzieh ihrer Freundin, beſchenkte ſie anſtändig und entließ ſie noch an dem nehmlichen Tage.

(Die Fortſetzung folgt.)

3.

Verbrechen aus Leidenſchaft.

Im Tone der großen Welt erzogen, hüpfte Rosalie, die Tochter eines der ersten Kapitalisten, sorglos über die vielen Klippen und Sandbänke, an welchen das Lebensschifflein so mancher Erdenpilger scheitert, hinweg, ohne die Gefahren kennen zu lernen, die auf ebenem Lande dem Wanderer aufstoßen und ihn zu einem beständigen Kampfe auffordern. Der Mensch — er sey Mann, oder Weib — der ohne Erfahrung in der Welt forttaumelt, glaubt, es könne ihm nicht fehlen, dieser Mensch fühlt Glück und Unglück weniger, als ein anderer und bekämpft die Widerwärtigkeiten

des Lebens oft mit größerer Standhaftigkeit, als der Mann von geprüften Grundsätzen. Am nicht gehörigen Orte angebrachtes Ehrgefühl verleitet oft zu den entehrendsten Handlungen und stürzt — nicht nur einen einzigen — nein! ganze Familien ins schrecklichste Elend.

Es ist ein durch die Erfahrung allgemein bewährter Grundsatz, daß eine Haushaltung füglich wohl bestehen könne, wenn die Frau das Ihrige in der Wirthschaft zusammen nimmt und — wenigstens einen Theil — desjenigen zu ersparen sucht, was der Mann zu seinen Depensen anwendet. — Freylich muß ers nicht übertreiben, denn sonst ist die Frau auch nicht im Stande, wider den Schwung zu halten. — Wenn aber die Frau selbst Ausschweifungen begeht und sich diesem oder jenem Laster ergiebt, sich nicht um die häuslichen Geschäfte bekümmert,

sondern diese fremden Händen überläßt, so geht nicht allein die Wirthschaft zu Grunde, sondern der Mann muß, und wenn er der beste Mann von der Welt ist, arbeitet, was in seinen Kräften steht, oder wohl gar einen gewissen Verdienst hat — oft wider seinen Willen zum Schurken, oder wenigstens zum armen Manne werden. Wir wollens versuchen, von dieser Behauptung in gegenwärtiger Geschichte einen Beweis zu geben und uns bemühen, durch Erzählung derselben unsern lieben Mitbürgern nützlich zu werden und uns freuen, zum Besten der Menschheit auch ein Scherflein in den Gotteskästen eingelegt zu haben.

Amalie war die Tochter eines bemittelten Bürgers, der in allgemeinem Kredit stand und als ein rechtschaffener Mann bekannt war. Noch vor seinem Tode schätzte er sich glücklich, Amalien, als das älteste

von seinen Kindern verheirathen und ihr die Sorge über die Erziehung ihrer jüngern Geschwister übertragen zu können; was ihm um so angenehmer seyn mußte, da er bereits schon etliche siebzig Jahre alt und fast zu schwach war, ohne Beystand — (denn er war Wittwer) — dieses wichtige Geschäft allein auf sich zu nehmen. Rosenfeld, ein junger ausübender Rechtsgelehrter, aus einer guten Familie, von angenehmer Bildung und edlen Denkart, war der Mann, den Amalie sich zum Gefährten ihres Lebens wählte und mit auszeichnender Achtung und Liebe begünstigte. Beliebt durch sein einnehmendes gefälliges Betragen, durch seinen Fleiß und Thätigkeit bekannt, genoß er nicht allein das unbeschränkte Zutrauen seiner kollegialischen Zeitgenossen, deren Erfahrung und bewährte Grundsätze er auf eine sehr bescheidene Art zu benutzen wußte, sondern er war auch in allen öffentlichen und

Privat-Gesellschaften wohlgelitten und geehrt.

Nicht minder widerfuhr diese Ehre seiner Gattin allenthalben, wo er sie einführte.

Amalie gewöhnte sich bald an den täglichen Genuß gesellschaftlicher Freuden, und Rosenfeld, dessen Praxis sich von Tage zu Tage vermehrte, dachte nicht daran, daß der Aufwand, den sein liebes Weibchen machte, ihm über lang oder kurz nachtheilig werden konnte; um so weniger, da ihr das Glück sehr günstig zu seyn schien, indem sie nie vom Spieltische aufstand, ohne gewonnen zu haben und ihre Spielkasse vermehrt zu sehen. Diese Begünstigung verleitete sie nach und nach zur leidenschaftlichen Betreibung eines Lasters, das sie vorher, nicht ein-

mal dem Namen nach, kannte und jetzt tägliche Befriedigung heischte.

Noch zu wenig bekannt mit den Gefahren dieses Lasters und geblendet durch den trüglichen Schein ihres Glücks, freute sich Rosenfeld seine angebetete Gattin im Zirkel am Spieltische zu sehen, wenn er nach vollendeten Geschäften, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen, in die Gesellschaft trat. Er berechnete nicht, daß der Luxus, wozu ihm sein Stand, Ansehen und die Bekanntschaften seiner Gattin, so wohl außer dem Hause, als innerhalb desselben, nöthigten, seine Kasse je übersteigen könnte und er sah sich, dadurch so wohl, als durch einige glückliche Gouts, die er in Rücksicht verschiedener verlohren gegebener Schulden machte, veranlaßt, die Einrichtung seines Hauswesens nicht allein auf einen großen Fuß einzurichten, sondern es auch

denen, die ihn an Stand und Vermögen über-
trafen, nachzumachen.

Amalie beschäftigte sich mit nichts, als mit ihrer Toilette, wobey sie zuweilen ei-
nige Visiten einer alten Tante, oder des Hausarztes, oder sonst einer sogenannten Vatschhändgenemadam abwartete; setzte sich dann zu Tafel und widmete den übrigen Theil des Tages ihren Vergnügungen. Indeß blieb die Besorgung der Wirthschaft und der Kinder, die sich bey ihrer gesunden Leibesbeschaffenheit von Jahr zu Jahre ein-
stellten, lediglich den weiblichen Domestiken überlassen.

Mehr, als andere, seiner Amtsbrüder, sah sich Rosenfeld vom Glück verfolgt, geehrt von Hohen und Niedern, und allenthalben von Glaubwürdigkeit und Kredit begünstiget, dergestalt, daß er nach einigen Jahren ei-

nen seinen Kenntnissen und Stande angemessenen Posten entrirte, in welchem er einer noch glänzendern Laufbahn entgegeneilte. Es wurde ihm nicht schwer, den Vorstand, den dieser mit einer landesherrlichen Kasse verbundene Posten erforderte, zu leisten. Zwar verließ Amalie ungern ihre Vaterstadt und die frohen Zirkel, in welchen sie täglich Nahrung für ihre Leidenschaft fand; aber der Stolz, der von Jugend auf ihr eigen war, überwog damals noch die fürchterliche Leidenschaft des Spiels, die so stark in ihr wüthete und diesen gefährlichen Dämon zuletzt in Fesseln warf.

Ihr Eintritt in H...r. war eben so glänzend, als ihre Aufnahme; und Amalie fand nicht allein ihrem Stolze geschmeichelt, sondern auch volle Sättigung ihrer Leidenschaft. Bälle, Assembleen, Proratas, Pickenicks wechselten immer mit einander ab

und

und nicht eine von diesen Gelegenheiten wurde vollbracht, bey welcher nicht Amalie als eine der vornehmsten Damen brillirt hätte. Als diese glaubte sie dann auch, im häuslichen Wesen es den meisten Familien voraus thun zu müssen und die Anschaffung und Ausmeublirung des Hauses erschöpfte bald die Kasse des an eine so glänzende Lebensart gewöhnten Rosenfeld. In Zeiten und unter einem guten Vorwande ihre Ausgaben einzuschränken, hielten Rosenfeld und seine Gattin weder für schicklich, noch nothwendig, einmal, weil sie glaubten, Vermögen und Einkünfte genug zu besitzen, die nie einer Verminderung unterworfen seyn könnten, aber auch zweytens, weil sie es ihrer Ehre und gutem Namen nachtheilig erachteten.

Mehr noch aber, als alles, trug Amaliens unersättliche Leidenschaft des Spiels

zum Ruin einer Familie bey, die bey einigen tausend Thalern wirklich eigenthümlichen Vermögen und acht hundert Thalern gewissen jährlichen Einkünften recht gut hätte bestehen können: allein das Schicksal hatte sichs nun einmal vorgenommen, den guten Rosenfeld seine Wuth fühlen zu lassen und für seine Unachtsamkeit und übertriebene Nachsicht gegen seine ausschweifende Gattin zu züchtigen.

Wider sein Wissen und Willen wurde Rosenfeld zum Verbrecher. Der Aufwand seines Hauswesens und die Leidenschaft seiner Gattin, welche jetzt mit besonderm und anhaltendem Unglück spielte — wohl zu merken, daß sie nicht allein gesellschaftliche, sondern sogar öffentliche Hasardspiele antrafte — heischte größere Summen, als seine Einkünfte und Interessen hergeben konnten. Es wurde Nothwendigkeit, Kapitale aufzu-

nehmen; dieſe wieder zu bezahlen, Kapitale aufzukündigen und abzutreten. Der Bedürfniſſe wurden immer mehr, die Einkünfte geringer, Lebensmittel theurer — alles vereinigte ſich, über lang oder kurz den Fall eines ſo brauchbaren Mannes, wie Roſenfeld war, zu beſchleunigen. Einige Häuſer, bey welchen er und ſeine Gattin Forderungen hatten, geriethen in Verfall der Nahrung und mehrere tauſend Thaler giengen auf dieſe Art verlohren. Amalie ließ demohngeachtet nicht ab, ihrer Leidenſchaft nachzuhängen. Sie reiſte bald dahin, bald dorthin und verſäumte keine Gelegenheit, die ſich ihr darbot, ihren Begierden Sättigung zu geben. Mehrere mal kehrte ſie von ihren Luſtreiſen zurück und war kaum im Stande, dem Poſtknecht das Trinkgeld zu geben; oft ſah ſich Roſenfeld genöthigt, Schulden zu bezahlen, die er nicht gemacht hatte und als Ehrenſchulden vor allen an-

dern bezahlt werden mußten. Drückender und immer drückender wurde seine Lage. Ausschweifend war seine Liebe für Amalien, übertrieben seine Nachsicht; sichtbar wurde seine Verwirrung, unvermeidlich sein Fall und er wagte es nicht, sich irgend jemanden zu entdecken.

Kein Wunder war's daher, daß auch Kredit und gute Meinung abnahmen und das Gerücht von Amaliens Ausschweifungen sich allgemein verbreitete und ihrem Bruder, der einige Zeitlang auf Reisen gewesen und nun wieder zurückgekommen war, zu Ohren kam. Zwar hielt es der junge Mann für Verläumdung; aber das Geständniß seines Schwagers selbst, den er deshalb in Briefen konstituirte, und seine eigenen Augen überzeugten ihn von der Wahrheit dessen, was sein Herz nicht glauben wollte. Der Zufall führte ihn und Amalien auf einer Re-

beute zuſammen. Ohne von ihr erkannt zu werden, traf er ſie im Tanzſaale und ſtaunte nicht wenig über ihr ausſchweifendes Betragen; er folgte ihr ins Spielzimmer und ſah mit Verwunderung, wie ein Weib mitten unter Gaunern und Beutelſchneidern eine ganze Nacht hindurch am Faroliſche ſitzen und den ſauer verdienten Schweiß ihres Gatten mit der gröſsten Gleichgültigkeit auf ein Kartenblatt ſetzen konnte. Schon war er im Begriffe, ſie beym Arme von der Tafel weg und auf die Seite zu nehmen, aber er fürchtete Tumult zu erregen und verſperte die Ausführung ſeines Beginnens bis auf den andern Morgen. Er erkundigte ſich nach ihrer Wohnung und als er Tags darauf dahin kam, erfuhr er, daſs ſie ſchon früh um 5 Uhr abgereiſt ſey, ohne die Zeche bezahlt zu haben. Edel und groſs zu denken und zu handeln gewohnt, bezahlte er für ſeine unglückliche Schweſter, ſetzte ſich aufs

Pferd und eilte nach dem Orte ihres häuslichen Wohnsitzes.

Er kam an; aber er fand weder Schweſter noch Schwager. Ein alter Bedienter kam ihm entgegen und erzählte ihm mit merklicher Theilnahme und eben ſo vielem Mißbehagen, daß Roſenfeld ſeit 3 Tagen in Amtsverrichtungen abweſend, Amalie aber um Mittag nach Hauſe gekommen und eine Stunde nachher wieder abgereiſt ſey, mit der Verſicherung, des andern Tags wieder zurück zu kehren. Vier liebenswürdige unerzogene Kinder, welche über die Abweſenheit ihrer Mutter nicht betreten zu ſeyn ſchienen und ihn verſicherten, ſchon daran gewöhnt zu ſeyn, ſie in acht und mehr Tagen nicht ein einziges mal zu ſehen, bewillkommten ihn mit kindiſcher Freude und — eine Thräne ſtand in ſeinem Auge. Auf Antons Bitten — ſo hieß der alte Hausbe-

diente — entſchloß er ſich da zu bleiben und ihre Rückkehr zu erwarten.

Ueberraſchend war es für Amalien, bey ihrer Wiederkunft ihren Bruder zu finden und ihre Freude war nicht die eines unbeſcholtenen Schweſterherzens. Sie war erzwungener, als ſie es geweſen ſeyn würde, wenn ſie ein gutes Gewiſſen gehabt hätte; doch leugnete ſie nicht und geſtand ihren Fehler, als ſie mit dem Bruder allein war, der ihr wegen ihrer ausſchweifenden Lebensart Verhaltungen machte und ſie zur Rückkehr der Tugend ermahnte. Sie verſprach Beſſerung; war aber doch nicht ganz offenherzig, wie der Verfolg dieſer Erzählung ſogleich zeigen wird.

Noch am Abend deſſelben Tags kam Roſenfeld zurück und hatte eine außerordentliche Freude, den Bruder ſeiner Gattin, den

er in einigen Jahren nicht gesehen hatte, an sein Herz drücken zu können. Sie kosten tief in die Nacht hinein mit einander, Amaliens Bruder vermied alles, seinen braven Schwager zu beunruhigen und diesen frohen Abend zu vergällen — und Rosenfeld legte sich erst um drey Uhr nieder und schlummerte, von der Reise ermüdet, zu einem fürchterlichen Erwachen des kommenden Tages hinüber.

Als sie des andern Morgens alle drey beym Frühstück beysammen saßen und von mehr oder weniger gleichgültigen Dingen sprachen, stand Rosenfeld auf, in der Absicht, auf seine Expeditionsstube zu gehen und einige Geldsorten durchzuschießen und zu packen, welche Nachmittags mit der Post abgeliefert werden sollten. Mit einmal überfiel Amalien eine Unruhe, welche sich fast auf ihrem Gesicht äußerte, sie erröthete,

zitterte und bat ihren Gemahl, es doch bis zu einem andern Posttage zu verschieben, da er im mindesten nicht pressirt sey, aber Rosenfeld beharrte auf seinem Vorhaben und gieng, von seinem Schwager begleitet, auf seine Expedition.

Gott! sagte Amalie zitternd, zu sich selbst, als sie allein war — wie wird mirs gehen — was soll 'ch sagen? — Womit soll ich mich entschuldigen? — Mein Unrecht gestehen oder leugnen, macht die Sache weder schlimmer noch besser. — Ich bin strafbar; und Rosenfeld ist es durch mich. — Wenn er sich nur hätte zureden lassen, noch einige Tage mit der Absendung dieses Geldes anzustehen, vielleicht wär' ich im Stande gewesen, es binnen der Zeit zu ersetzen. Als sie so mit sich allein sprach, trat Rosenfeld todtenblaß herein und sein Schwager mit ihm, Amalie that einen Schrey

und sank ohnmächtig auf den Sopha zurück. — Um Gotteswillen Amalie! was ist dir? schrie Rosenfeld und eilte ihr zu Hülfe. — Wie? — wenn meine Ahndung wahr wäre? — Er schloß sie in seine Arme und Amalie kehrte nach wenig Augenblicken wieder ins Bewußtseyn zurück.

Ich bin die Verbrecherin! schrie Amalie, nachdem sie sich erhohlt hatte und verbarg ihr Gesicht in beyde Hände. Rosenfeld und sein Schwager sahen einander wechselsweise mit Staunen an und Gott! war alles, was jener zu sagen vermochte. Es herrschte eine stille Pause, während welcher Amalie sich nicht getraute, die Augen aufzuschlagen, Rosenfeld nicht wußte, ob er seiner Gattin oder sich selbst Vorwürfe machen sollte und der Bruder bey sich überlegte, wie er diesen unglücklichen Beyden zu Hülfe kommen wollte. Endlich brach Rosenfeld das Stillschwei-

gen und sagte: Ist das der Dank für meine Liebe? — Hab' ich das um dich verdient, daß du mich so zum armen Manne, zum Schurken machst? — „Ruhig! fiel ihm der edle Bruder ins Wort — Vorwürfe können weder Ihnen, noch Amalien etwas helfen; Ihre Rettung allein ist es, worauf Sie bedacht seyn müssen. — Aber wie, lieber Bruder! erwiderte Rosenfeld und lehnte sein Gesicht auf dessen Schulter. —

Mit der dem Menschenfreunde eigenen Schonung und Gelassenheit gieng Amaliens Bruder bey der Ausführung seines Vorhabens zu Werke. Er setzte sich zwischen beyde, faßte beyder Hände und sprach mit ihnen in einem so zu Herzen gehenden Tone, daß es ihm wenig Mühe kostete sie zu einem aufrichtigen Geständnisse ihres Fehlers zu bringen. Ihr habt beyde gefehlt, sagte

er, — und könntet also mit einander aufheben, doch das würde eure Lage nicht bessern. Die von Ihrer Gattin Ihnen entwendete Summe wieder zu ersetzen, reicht das wenige Vermögen, das Sie noch besitzen, nicht zu; es wird daher nothwendig seyn, einen andern Weg einzuschlagen. — Rosenfeld und seine Gattin wägten es nicht, ihn zu unterbrechen. — Ich kenne eure Lage, fieng er von neuem an. — Ich will nicht untersuchen, wie ihr wirthschaftetet, ob ihr durch Unglücksfälle, oder durch eigenes Verschulden in den Zustand geriethet, in dem ihr euch jetzt befindet; aber so viel weiß ich, daß eure gegenwärtigen Einkünfte nicht hinreichend sind, den Aufwand zu bestreiten, den ihr bisher machtet. Vor allen Dingen muß ich euch bitten, eure Lebensart einzuschränken — und vorzüglich du, Schwester! hast die meiste Schuld. Ich bitte dich um alles in der Welt, um deiner eigenen Wohlfahrt willen,

laß das Spielen! — Es iſt an und für ſich ſelbſt eine höchſtverderbliche und entehrende Leidenſchaft, für ein Weib aber ſchickt ſie ſich vollends gar nicht. Bedenke! daß ſie dich nicht allein dein Vermögen koſtete, nein! ſie raubt dir Ehre, Ruhe des Gewiſſens und häuslichen Frieden. — Doch ich will euch nicht länger in Ungewißheit laſſen. Können tauſend Thaler euch retten und die fehlende Summe wieder erſetzen, ſo ſollt ihr ſie binnen dreymal 24 Stunden in euren Händen haben.

Daß dieſes großmüthige Anerbieten den Roſenfeldſchen Eheleuten um ſo unerwarteter kam, je weniger ſie glaubten, daß ihr Bruder wegen ſeiner langen Abweſenheit von ihrer traurigen Lage unterrichtet ſeyn könnte, kann man ſich leicht denken. Staunen und Freude bemächtigte ſich ihrer abwechſelnd und mit dem innigſten Gefühl des Dankes

nahmen ſie dieß Mittel zu ihrer Rettung an. Der Bruder reiſte ſogleich ab, mit dem feſteſten Vorſatz, in drey Tagen wieder zu kommen. Doch das Schickſal hatte ein anderes über ſie verhängt und ſtürzte ſie in den Abgrund, ehe der edle Menſchenfreund zu ihrer Rettung herbeyzueilen im Stande war.

Walter, Roſenfelds zur Seite geſetzter Amtsgehülfe, hatte die Verwirrung ſeines Vorgeſetzten bemerkt, wirklich geahndet, was vorgefallen war und während dieſer Szene Zeit gewonnen, ſich durch den Augenſchein zu überzeugen. Er wußte, daß Amalie leidenſchaftlich ſpielte und bereits einen großen Theil ihres Vermögens auf dieſe Art durchgebracht hatte; daß ſie Tags vorher zu Hauſe gekommen, einige Minuten in der Expedition zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit geweſen und ſchnell wieder ab-

gereist war. Dieß bestätigte seine Vermuthung, zu welcher ihn Rosenfeld unvorsichtiger Weise, beym Nachzählen der in seiner Verwahrsam habenden Summen, durch seine Bestürzung und jähes Hinwegeilen, worüber er das übrige wieder zu verschließen vergessen hatte, veranlaßte. Dieser rachsüchtige Mensch verabsäumte keinen Augenblick, seiner Schadenfreude ein Opfer zu bringen. Ohne Anstand zeigte er, um sich wegen einiger, zwischen ihm und Rosenfelden vorgefallener, unbedeutender Zwistigkeiten und von ihm erhaltener Verweise, an seinem Vorgesetzten zu rächen, den Verfall höhern Orts an und bewirkte dadurch, daß am Abend des andern Tags eine Kommission eintraf und diesem Rechnungen und Kassenbestand abforderte. Welch ein Donnerschlag! — Rosenfeld war gefangen, er konnte weder vor noch rückwärts. Man fand den Defekt — und ehe Amaliens Bruder am drit-

ten Tage wieder kam, dieſes Unglück zu verhüten, ſaß der unglückliche Roſenfeld ſchon im Gefängniſſe.

Seines Schurkenſtreichs ſich freuend, triumphirte Walter über ſeinen Vorgeſetzten, Freund und Wohlthäter und trat in ſeine Stelle. Ihr Verluſt war zum höchſten Glück noch ſeine ganze Strafe; denn der augenblickliche Erſatz der fehlenden Summe ſprach ihn von der härtern durch ſein Verbrechen verwirkten Strafe frey, und er kam mit einigen Wochen Arreſt durch. Dieß war nun freylich ein harter Schlag für den guten Roſenfeld, der mehr durch übertriebene Nachſicht gegen die Ausſchweifungen ſeiner Gattin, als durch eigenes Vergehen ſich ins Unglück geſtürzt hatte; für Amalien aber war der Schlag noch härter. Sie ſah ſich entehrt, aus den geſellſchaftlichen Zirkeln verdrängt und außer Stand geſetzt, ihrer Leidenſchaft zu huldigen.

gen. Dieß hatte bald einen eben ſo ſtarken Einfluß auf ihre Geſundheit, als auf ihren Geiſt und ſie fühlte, durch ihr eigenes Gewiſſen beunruhigt, des eingezogenen Lebens ungewohnt, ihre Kräfte ſchwinden; ihr Körper wurde ſiech, ihre Phantaſie ſchuf ihr die ſchrecklichſten Bilder und ariete oft in ſtille Melankolie aus, ſo daß ſie in Zeit von einem Jahre ein Raub des Todes wurde.

Roſenfeld beweinte ihren Verluſt, ſo ſehr man ihm auch dazu gratulirte, weil ſie ſeinen Fall verurſacht hatte, denn er liebte ſie zärtlich und bemühte ſich, ihr den Reſt ihres Lebens erträglich zu machen; denn er ſchalt ſich ſelbſt ſehr oft den Urheber ihres beyderſeitigen Unglücks und fühlte, wie unrecht er gethan hatte, ihr ſelbſt Gelegenheit zu Ausſchweifungen verſchafft und nicht früher einem unausbleiblichen Falle vorgebeugt zu haben.

Er wendete ſich nach ihrem Tode in eine kleine Stadt, wo er ſich häuslich nieder ließ und durch ausübende Rechtsgelehrſamkeit, ob gleich ſehr kümmerlich, ſich und ſeinen noch unerzogenen Kindern den nothdürftigſten Unterhalt zu verſchaffen wußte. Amaliens Bruder unterſtützte ihn von Zeit zu Zeit mit unbekannten Wohlthaten und war auch nach ſeinem Tode, welcher wenig Jahre nachher eintrat, der Retter ſeiner Kinder, die, da er ihnen nichts hinterlaſſen konnte, im ſchrecklichſten Elende hätten ſchmachten müſſen. Er vertrat Vaterſtelle an ihnen, heirathete um ihrentwillen nicht, unterſtützte ſie mit allem, was ſie nicht allein zu ihrer zu vollendenden Ausbildung und Erziehung brauchten, ſondern gewährte ihnen auch außerdem Unterhalt, Etabliſſement, Ausſtattung und ſetzte ſie ſogar zuletzt zu gemeinſchaftlichen Erben ſeines ganzen Vermögens ein.

4.

Fritz Steelmann.

Fortsetzung.

In der ersten Abtheilung dieser Erzählung stellten wir es der Einbildung unserer Leser anheim, sich den Inhalt der Unterredung unsers Fritz mit Louisen zu denken und wir schreiten nunmehro um so williger zur Fortsetzung derselben, je gewisser wir überzeugt zu seyn glauben, durch dieses Nachdenken ihre Mißbegier von neuem erweckt zu haben. Ehe wir uns aber zu dem versprochenen Abendessen, wozu wir einluden, niedersetzen können, müssen wir zuvor noch einiges nachhohlen, was innerhalb der Pause von jener verliebten Unterredung bis zur priesterlichen Einsegnung des liebenden Paars sich ereignete.

Fritz schrieb an seinen Vater und meldete ihm seine Lage; zugleich fügte Louise selbst einen Brief bey, in welchem sie dem alten Steelmann ihr Vorhaben ohne Zurückhaltung entdeckte und um seine Einwilligung bat. Der Alte machte ein paar hämische Augen, als er den Brief las, gab ihn seiner lieben Ehehälfte hin und sagte: Der Junge muß nicht gescheut seyn, sich solche Dinge in den Kopf zu setzen — und bald wäre er in einen Wortwechsel mit seiner geliebten Hausehre gekommen, die ihren Sohn entschuldigte und die ganze Geschichte auf Rechnung der verliebten Wittwe schrieb. Aber hol mich der — Teufel! hätte er bald gesagt; doch dieß Wort kam nie über seine Zunge, er sprach diese Betheurung nie aus — Das Weib muß von Sinnen seyn — sich in so einen jungen Laffen zu verlieben? —

Unbegreiflich war es ihm, wie es mög-lich ſey, daß ein Weib von acht und zwanzig Jahren an einem achtzehnjährigen Knaben ſolch ein Wohlbehagen finden und ihn zu ih-ren Herrn und Gebieter wählen könne. Das Ding wollte ihm ſchlechterdings nicht in den Kopf und er beantwortete Louiſens Brief in einem ſpitzigen Tone, indem er hinzufügte: daß es ohnmöglich ihr Ernſt ſeyn könne, ſich der Führung eines unbärti-gen Knaben anzuvertrauen; ſie müſſe ohne Zweifel andere Abſichten zum Grunde ha-ben. Er böte daher, ihn mit dergleichen Anträgen für die Zukunft zu verſchonen. An ſeinen Sohn aber ſchrieb er einen lan-gen mit väterlichen Verweiſen und Ermah-nungen, Bitten und Drohungen erfüllten Brief, warnte ihn für der Schlinge, die man ihm legen wollte, und ertheilte ihm den Rath, um dieſen Verſuchungen zu ent-gehen, den Poſten, den er bekleide, zu ver-

lassen und sein Heil in einer andern Station zu versuchen.

Welch eine Zumuthung! — Welch eine grausame Forderung, unmöglich für den gefesselten Jüngling, sie zu erfüllen. Seiner merkantilischen Kenntnisse und sonstigen Fähigkeiten, der Handlung vorzustehen, bewußt, war er über die abschlägliche Antwort seines Vaters nicht wenig betretet und entrüstet, dachte aber zu edel, als daß er die Geliebte seines Herzens durch Einhändigung des fatalen Briefs hätte beleidigen sollen. Aber Louise selbst kam ihm entgegen und forderte ihn zur Vollendung ihres Beginnens auf. Sie schalt den Vater ihres Geliebten einen eigensinnigen Alten, der sich schon darein schicken und seine Einwilligung geben würde, wenn sie ihm das Prävenire spielten und sich ohne sein weiteres Vorwissen auf der Grenze trauen liessen, wozu

sie ihn jedoch nicht anders zu überreden vermochte, als unter der Bedingung, zuvor noch einmal an seine Eltern zu schreiben, ihnen die Unmöglichkeit, von einander zu lassen, vorzustellen und durch dringende Bitten ihre Einwilligung zu erflehen.

Louise willigte ein. Sie schrieb mit eigener Hand einen zweyten Brief an den hartköpfigen Vater ihres Geliebten und erklärte, daß sie nicht aus Uebereilung und bloß romanenähnlicher Liebe seinen Sohn zum Gefährten ihres fernern Lebens erwählt habe; sondern daß sie von seinen Fähigkeiten überzeugt sey, indem er schon längst die Geschäfte ihres verewigten Gatten mit ausgezeichneter Treue, Sorgfalt und Geschicklichkeit, ohne desselben Zuthun verwaltet und sich durch ein edles Betragen ihr so ganz unentbehrlich zu machen gewußt habe, daß es ihr platterdings ohnmöglich sey, demje-

nigen ihre Hand zu entziehen, dem sie bereits ihr Herz geschenkt habe.

Alle Vorstellungen, alles Zureden der Mutter, an die sich Fritz und Louise noch außerdem gewendet hatten, waren fruchtlos; der alte Steelmann beharrte auf seinem Eigensinn, meinte, sein Sohn sey noch zu jung und unerfahren, könne mit der Zeit eine weit vortheilhaftere Parthie thun, als die gegenwärtige sey; mit seinem Willen dürfe er jetzt schlechterdings nicht heirathen; er sey Vater und wisse es besser, was seinem Sohne nützlich sey. Diese Erklärung gegen seinen Sohn begleitete er mit der fürchterlichen Drohung ihn zu erterben, wenn er seinem Willen entgegen handelte und glaubte damit einen so derben Trumpf darauf gesetzt zu haben, daß es Fritz sich vergehen lassen müßte, ans Heirathen zu denken. Aber weit gefehlt! Seine Drohungen be-

wirkten gerade das Gegentheil. Fritz fühlte es nur zu ſtark, daß das, was er für Louiſen empfand, nichts weniger, als Achtung — daß es das heißeſte Gefühl der zärtlichſten Liebe war, und daß ihm der Gegenſtand ſeiner Neigung mit jedem Tage unentbehrlicher ward. Louiſe wußte ſich immer feſter und feſter im Beſitz ihres Seelenabgotts zu ſetzen und ſich ihm mit jedem Augenblicke nothwendiger zu machen; keins konnte mehr ohne das andere leben und beyde ſahen mit ſehnlichem Erwarten der Einwilligung des ſich ſträubenden Vaters entgegen.

Die Antwort kam an; aber an Statt ihre Wünſche erfüllt zu ſehen, lehrte ſie der Inhalt das Gegentheil. Doch die Liebe hatte in dem Herzen des achtzehnjährigen Jünglings zu tief Wurzel geſchlagen, als daß er die Drohungen des beleidigten Vaters hätte achten ſollen; die Stimme der Liebe

übertönte jedes andere Gefühl in ſeinem Buſen, er folgte ihrem Rufe und eilte, ſeiner angebeteten Louiſe den Segen ſeines Vaters zum Opfer darzubringen.

Wie? ſagte Louiſe — wenn dein Vater kein Vermögen beſäße, das du um meinetwillen mit dem Rücken anſehen müßteſt? Wir können leben, auch ohne dein Vermögen. Meine Handlung iſt nicht ſo gar klein, daß ſie nicht ſo viel abwerfen ſollte, als wir zu den Bedürfniſſen des Lebens brauchen. Was ich habe, theile ich gern und willig mit dir und hoffe, daß es ſich durch ſtrenge Wirthſchaft, Fleiß und Arbeitſamkeit mit der Zeit verbeſſern ſoll. Tugend wird unſere Schritte leiten und wir werden durch die Liebe glücklich ſeyn. Wirf dich in ihre Arme und biete den Gefahren Trotz, die ſich dir entgegenſtellen. Was wird, was kann uns die Drohung deines Vaters ſchaden, wenn

er ſieht, daß wir ſie nicht achteten? — Sollt' er ſich nicht des heiligen Bibelſpruchs erinnern: Er wird Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen? — So träumte Louiſe, und Fritz, von der Macht der Liebe beſeelt, verſicherte ſie unter den feurigſten Küſſen, daß er keinen Anſtand nehmen werde, ihre Verbindung zu vollziehen — und reiſte, von zwey Freunden begleitet, einige Tage nachher an einen kleinen auf der Grenze gelegenen Ort, wo er ſeine Zuſage in Erfüllung brachte.

Wie über alles glücklich fühlte ſich Louiſe, als ſie am Morgen nach einer der ſchönſten Nächte ihres Lebens ihren Fritz zum erſtenmale als Gattin umarmte und an ihren hochklopfenden Buſen drückte. Nichts, ſagte ſie, ſoll uns trennen, als der Tod! und mit jugendlichem Feuer, Ernſt und Würde widerhohlte Fritz die Worte: Nichts, als der

Tod! und Lippe auf Lippe geheftet, versiegelte ein minutenlanger Kuß den Bund, den ihre Herzen unterzeichnet hatten.

Lieber Leser! träume dich nur einmal in diese glückliche Lage, und du wirst es den Liebenden gern verzeihen, wenn sie in diesem Augenblick ihr Daseyn vergessen, sich über die Menschheit emporschwingen und jedem Unfall Trotz bieten zu können sich stark fühlen. Dieß war auch hier, wenigstens von Seiten Steelmanns, der Fall. Er handelte wider den Willen seines Vaters, achtete nicht seiner Drohungen und rechnete im seligen Genuß der verbotenen Frucht auf die Zeit, die alle Dinge ändert und nach seiner Meinung auch den Zorn des beleidigten Vaters stillen würde. Ob er sich in diesem Wahne betrog, wird die Zukunft lehren; für jetzt befand er sich glücklich dabey und fühlte, daß der Genuß dessen, was ihm verbittert wer-

den ſollte, ſüßer und angenehmer war, als was der Menſch ungeſtört genießen darf. Weniger noch, als er, achtete Louiſe die Gefahren, die ihr drohten, ſie in ihrer Gerechtſame zu beeinträchtigen. Unbewacht von den Argusaugen einer ſtrengen Mutter, entriſſen der väterlichen Gewalt und frey vom Joche des Gehorſams jeder Art, ſchloß ſie noch einmal den zärtlichen Gatten an ihr liebevolles Herz, bedeckte ihn mit brennenden Küſſen und ſagte: Je verbotener die Frucht, je ſeliger der Genuß! — Fürchte nichts! geh' an deine Geſchäfte und überlaß es mir, den Feind zu bekämpfen, der ſich wider uns auflehnen will und unſerm Bund zu vernichten droht.

Noch am nehmlichen Tage ſchrieb ſie an die Eltern ihres Fritz, meldete ihnen ihre Verbindung und bat wegen des begangenen Fehlers, deſſen Nichtbegehen ſie

unglücklich gemacht haben würde, um Verzeihung.

So sehr sich auch Mutter und Geschwister unsers Fritz bemühten, den Zorn des Vaters zu besänftigen, so war doch alles Bitten und Zureden vergebens. Er schwur, diese Verbindung zu trennen, die den Gesetzen nach schlechterdings nicht gültig seyn könnte, und die Verbrecher — so nannte er Sohn und Schwiegertochter — exemplarisch dafür zu züchtigen. Er hielt auch in der That Wort und reiste, ohne der bekümmerten Mutter etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen einige Tage nachher ab; doch gewann diese noch so viel Zeit, ohne sein Vorwissen, Louisen und ihren Sohn davon zu benachrichtigen, damit sie Maßregeln treffen könnten, seinem Zorn auszuweichen. Fritz, ohngeachtet er diese Leidenschaft seines Vaters kannte, die um so gefährlicher

licher war, je weniger er Wuth und aufbrausendes Wesen damit verband, wollte zwar seine Ankunft mit Gelassenheit und in eigener Person erwarten, sich ihm zu Füßen werfen und es versuchen, sein Herz durch flehendliches Bitten zu erweichen; aber Louise fand es denn doch der Klugheit gemäß, den Empfang ihres Schwiegervaters allein auf sich zu nehmen und von seinem Betragen das Erscheinen oder Nichterscheinen ihres Gatten zu bestimmen, denn sie fürchtete — und nicht ohne Grund — daß sein Zorn zu viel Gewalt über ihn haben und ihn zu einer Handlung verleiten könnte, die nicht allein seiner Sicherheit, sondern auch ihrer beyderseitigen Ehre und gutem Namen nachtheilig werden dürfte. Sie überredete daher ihren Gatten, sich wenigstens so lange verborgen zu halten, bis es ihr gelungen seyn würde, den Vater besänftigt und zu ihrem Vortheil eingenommen zu haben; wes-

halb er auch noch in derſelben Stunde auf ihr dringendes Bitten das Komtoir verlaſſen und ſich im oberſten Stockwerke verborgen halten mußte.

Faſt in der nehmlichen Stunde kam der Vater an; Louiſe bewillkommte ihn mit Anſtand und gebührender Achtung; aber er ſchien nicht darauf zu merken; fragte nach ſeinem Sohne und ſagte: Madam! das geht nicht an. Ihre Verbindung iſt ungültig; ſie kann nicht beſtehen, es koſte was es wolle. — Sie forderte ihre ganze Beredſamkeit auf und erbot ſich freywillig, auf ſein ganzes Vermögen Verzicht zu thun und jede andere Bedingung, ſo hart ſie auch ſeyn möchte, gern einzugehen, um dadurch jedes Obſtakel aus dem Wege zu räumen, das ihrer Verbindung hinderlich ſeyn könnte. Aber dadurch goß ſie, wie man im Sprichwort ſagt, Oel ins Feuer und brachte den Al-

ten nur noch mehr in Wuth. Glauben Sie, Madam! sagte er — daß mirs ums Vermögen zu thun ist? — Wahrlich nicht! — Aber ich finde nun einmal kein Behagen an dieser Verbindung. Die Drohung, ihn zu enterben, war bloß eine Motive, ihn von seiner Unbesonnenheit abzuhalten und eine unglückliche Ehe zu verhüten. —

Unglückliche Ehe? fiel ihm Louise ins Wort, und Ja! unglücklich — erwiderte er in einem rauhen Tone und mit stechenden Blicken — mein Sohn ist für Sie zu jung, zum Heirathen hats noch lange Zeit mit ihm, erst muß er ein Mann werden. — Diese letzten Worte beleidigten das Gefühl der zärtlichen Louise, die von der physischen und moralischen Mannheit ihres Gatten besser überzeugt war und seyn mußte, als sein Vater, der ihn in 4 ganzen Jahren nicht ein einziges mal gesehen und sich bloß durch

Briefe mit ihm unterhalten hatte; da hingegen Louise Augenzeugin seines körperlichen sowohl als geistigen Emporstrebens und Vervollkommnens gewesen war.

Mit einem durchdringenden Blicke voll Ernst und unerschütterlicher Gelassenheit fragte er noch einmal: „Wo ist mein Sohn?“ — und Louise beantwortete diese wiederholte Forderung des unbilligen Alten mit der dem weiblichen Geschlechte eigenen Entschlossenheit in dem Tone beleidigter Würde, indem sie sagte: In meiner Gewalt! — „In Ihrer Gewalt?“ widerholte der starrköpfige Alte mit langsamer Stimme und wußte nicht, ob er Augen und Ohren glauben sollte, denn er hatte diese Antwort nicht erwartet, am wenigsten von derjenigen, die sich seine Tochter nennen wollte. „In der Gewalt eines Weibes? — Ha, Madam! wollen Sie Ihren Spaß mit

mir treiben? — Bey Gott! das soll Ihnen theuer zu stehen kommen. — Zum letztenmale frag' ich Sie: Wo ist mein Sohn? — Noch ist er in meiner Gewalt; ich habe über ihn zu gebieten, aber nicht Sie — von mir hängt seine Bestimmung ab — eher soll er Soldat werden, als " —

Keine Beleidigung, mein Herr! unterbrach ihn Louise mit unerschrockenem Muthe — bevor Sie ihren Zorn nicht mäßigen, werden Sie eben so wenig den Gegenstand Ihrer Wuth sehen, als seinen Aufenthalt erfahren.

„So müßte keine Obrigkeit mehr im Lande seyn," donnerte der Vater quer Feld ein.

Weder Sie, noch irgend eine höhere Gewalt wird und kann und darf ihn von

meiner Seite trennen; Er iſt Mann! — und ſeine Rechte als Gatte und Bürger werden ihn ſchützen —

» Ich laſſe Hausſuchung thun « —

Mein Herr! erwiderte Louiſe mit einem Tone, der den Alten in Verwunderung ſetzte — wenn Sie glauben, dazu berechtiget zu ſeyn, ſo ſteht Ihnen mein Haus offen; aber das ſag' ich Ihnen, wenn Sie nicht finden, was Sie ſuchen, dann fordre ich Genugthuung; denn mein Haus iſt kein Aufenthalt für Diebe und Mörder — man müßte denn eben ſo unbillig denken und handeln, wie Sie, und Ihrem Sohne es zum Verbrechen anrechnen, daß er der Mann eines ehrlichen Weibes ward — und wehe dann! wen meine Rache trifft, ein beleidigtes Weib wagt alles, ein beleidigtes Weib vermag alles.

Stumm und sprachlos stand der Alte vor ihr und sah sie mit großen Augen an. Machen Sie, was Sie wollen, fuhr Louise in gemäßigterm Tone weiter — führen Sie Ihre Drohung aus, ich verspreche Ihnen, Stand zu halten. Lassen Sie Haussuchung thun — lassen Sie an öffentlichen und Privatörtern ihren Sohn aufsuchen, alles Nachforschen wird vergebens seyn; niemand weiß, wo er ist — niemand wirds erfahren. —

„Das wollen wir sehen! murmelte der Alte in den Bart, knirschte mit den Zähnen und stürzte wüthend zur Thüre hinaus.

Louise säumte keinen Augenblick, ihrem Gatten von dem, was vorgefallen war, Nachricht zu geben, verbarg ihn im obersten Stockwerk des Hauses und bat ihn sich ruhig zu verhalten. Kaum war sie in ihr Wohn-

zimmer zurückgekehrt, so kam auch der Vater, der sich gleich bey seiner Ankunft darauf vorbereitet hatte, von der Wache begleitet, wieder. Das Haus wurde geschlossen und mit zwey Mann Wache besetzt; die übrigen durchsuchten alle Zimmer und Gemächer in den obern und niedern Gestöcken, mußten aber unverrichteter Sache wieder fortgehen, worüber sich der Alte nicht wenig ärgerte, sichs jedoch nicht merken ließ. Drey Tage beunruhigte er die gute Louise, theils mit Nachforschungen, theils mit Zumuthungen, die in der That ihrer Ehre hätten nachtheilig werden müssen, wenn sie nur einer einzigen nachgegeben hätte. Er versuchte es, da er sah, daß seine Drohungen nichts fruchteten, Louisen durch Geld zu blenden und seinen Sohn aus den Fesseln des Ehestandes gleichsam loszukaufen; dadurch aber verfehlte er seinen Zweck ganz. Ihr Glück, das sie allein in ihrer Liebe zu finden glaubte,

und — wie es der Fall wirklich in der Folge war — fand, war ihr um keine Summe feil, auch ſelbſt dann nicht, wenn ſie weniger bemittelt geweſen wäre, als ſie es war. Ihr Vermögen war zwar nicht übermäßig, aber doch ſo, daß ſie leben und allen Ungemächlichkeiten Trotz bieten konnten; aber ihre Liebe war zu ſtark, als daß ſie ohne ihn hätte leben können, den man von ihrer Seite reißen wollte.

Ihre Standhaftigkeit und alle mißlungene Verſuche nöthigten den alten Steelmann wieder abzureiſen, wie er gekommen war; jedoch ſchwur er, die Sache durch den Weg Rechtens zu ſuchen und ſeinen Sohn zu enterben, im Fall er den Prozeß verlieren ſollte. Welch ein unſeliger Gedanke eines Vaters gegen ſeinen Sohn, der mit reinem Gewiſſen auftreten und ſagen konnte: Ich habe meinen Vater nie vorſetzlich beleidigt,

— So geſchah es doch aber hier, könnte man einwenden und ſagen, daß er Unrecht that, dem Willen ſeines Vaters entgegen zu handeln. — Geſetzt auch, daß er Unrecht that, ſo wars doch immer kein Verbrechen; und von Seiten ſeines Vaters war es nichts, als Eigenſinn und Halsſtarrigkeit. Denn Fritz war wirklich Mann an Leib und Seele und — welche Gewalt hat nicht die Liebe über das Herz des Menſchen? — Was vermag nicht ein Weib über das Herz eines Mannes? —

Nach drey langen Tagen, die ihm eine Ewigkeit zu ſeyn ſchienen, gieng Fritz aus ſeinem Hinterhalte vor, hielt ſich aber doch einige Zeitlang eingezogen, weil er ſich wirklich von dem Zorne ſeines Vaters nichts Gutes vermuthete, der in der That die Sache vor Gericht anhängig gemacht hatte. Aber es gelang ihm nicht; die Ehe beſtand —

und er mußte sichs gefallen lassen, wider seinen Willen seine Familie durch eine Person vermehrt zu sehen, die seiner Kaprise nicht hinlängliche Genüge leistete. Doch dafür rächte er sich auch an seinem Sohne und enterbte ihn.

Auch dieß ertrug Fritz mit Muth und Gelassenheit und hoffte, durch Fleiß und Thätigkeit in seinen Geschäften es so weit zu bringen, daß er diesen Verlust übersehen könnte. Aber die Prüfung war noch nicht vollendet. Anstatt vorwärts zu kommen, kam er rückwärts; er verlohr hier und da ansehnliche Posten, die ihn in nicht geringe Verwirrung setzten und ihn sogar einem Falle nahe brachten, der bey vielen andern unvermeidlich gewesen seyn würde, bey ihm aber durch strenge Wirthschaft und Nachsicht billig denkender Kreditoren verhütet ward. Zehn Jahre dauerte diese traurige Katostro-

ehe, binnen welcher er unaufhörlich mit häuslichen und merkantiliſchen Ungemächlichkeiten zu kämpfen hatte, endlich aber erſchien der Tag ſeiner Rettung, der ihn von allen Anfechtungen der Kabale frey und ledig machen ſollte.

Immer hatte er unter der Hand mit ſeiner Mutter Briefe gewechſelt und verſucht, durch ſie wieder in den Beſitz der Liebe ſeines Vaters zu kommen; aber alle Bemühungen waren vergebens geweſen und kein Menſch vermochte etwas über dieſen in Rückſicht der Enterbung ſeines Sohnes. Er blieb feſt bey ſeinem Satze ſtehen, bis endlich eine Krankheit ihn überfiel, die ſeinem Leben drohte. Er ſchien ſeinem Ende nahe zu ſeyn und ließ Weib und Kinder ſich um ihn her verſammeln, ihnen ſeinen Segen zu geben. Dieß geſchah in Gegenwart des Beichtvaters, der ihn zu dieſem Gedanken

überhaupt, insbesondere aber zur Aussöhnung mit seinem ältern Sohne veranlaßt hatte.

Um dieses zu bewirken, schickte die Mutter sogleich einen reitenden Bothen nach B... mit dem Auftrage, ihrem Sohne das Verlangen des Vaters zu eröffnen und ihn sogleich mit nach S... zu bringen. Fritz war, wie aus den Wolken gefallen. Staunen und Freude bemächtigten sich seiner und im Ausbruch dieser kindlichen Gefühle setzte er in drey Sprüngen die Stiege hinan, stürzte ins Zimmer der zärtlichen Gattin und fiel ihr schweigend um den Hals. Louise erschrak; bald aber minderte sich ihre Besorgniß, als sie sah, daß eine angenehme Bothschaft ihren Gatten zu diesem Uebermaaß von Freude veranlaßte. Ich soll zu meinem Vater kommen, sagte Fritz — er ist krank und will sich mit mir aussöhnen. — Daß diese Nachricht Louisen nicht unwillkommen

war, kann man sich denken und so ungern sie sich auch sonst von ihrem lieben Gatten trennte, so beschleunigte sie doch dießmal seine Abreise und — eh' eine Stunde vergieng, ritt er schon zur Stadt hinaus.

Es war schon spät, als er abreiste, und überdieß zu einer unangenehmen Jahreszeit, in welcher Schnee und Wind sehr oft die Straße unwegbar machen, wie es auch unglücklicherweise der Fall dießmal war. Kaum hatte er 4 Stunden ohne anzuhalten zurückgelegt, so sah er sich genöthigt, wegen einfallender Nacht einzukehren und das Wetter, das es ihm ohnmöglich machte, fortzukommen, abzuwarten. Jedoch setzte er, um keine Zeit zu verlieren, nach Mitternacht seine Reise wieder fort, mit dem Vorsatz, um Mittag des andern Tags in seiner Vaterstadt zu seyn und seinem Vater — vielleicht das letzte Lebewohl! zu sagen. Aber das Schicksal vergönnte ihm nicht diese Won-

ne. Dicke Finſterniß umhüllte ſein Geſicht, die Straße war verweht und er konnte den Weg nicht finden; daher war es kein Wunder, daß er zur Nachtzeit ganz vom Wege abkam und nicht allein 3 Stunden lang in der Irre umher ritt, ſondern ſogar auf ganz unwegſamen Pfade das Unglück hatte, mit dem Pferde in einen Graben zu ſtürzen, aus welchem er ſich mit unglaublicher Mühe herausarbeiten und, weil das Pferd davon gelaufen war, ſeinen Weg bis auf das nächſte Dorf zu Fuße fortſetzen mußte, welches ihm um ſo beſchwerlicher ward, da er durch den Sturz an der Hüfte eine Wunde davon getragen hatte, die ihn nöthigte, ſtill zu liegen.

Zwar achtete er die Wunde nicht und reiſte des andern Tags auf einer Bauerkaleſche weiter und kam ſpät in der Nacht erſt im väterlichen Hauſe an. Als er ausſteigen wollte, fühlte er ſein Unvermögen; die Wunde war verſchwollen und man mußte

Leute herbeyrufen, die ihn aus dem Wagen heben und sogleich auf ein Bette tragen mußten. Dieser Zufall sowohl, als die Nacht, gestatteten ihm nicht, vor seinem Vater, der, wie er gleich bey seiner Ankunft erfuhr, sich einigermaßen gebessert hatte, zu erscheinen und er mußte sich dessen bis zum anbrechenden Tage gedulden. Ohne Verzug holte man noch in der Nacht den Wundarzt herbey, der die Wunde untersuchte und wegen der überhandnehmenden Geschwulst gefährlich fand. Er wendete zwar alles an, ihm Linderung zu verschaffen und eine bevorstehende Entzündung zu verhüten; allein es war zu spät. Die Entzündung war bereits zu tief eingedrungen und alle menschliche Hülfe vergebens.

Als es Tag wurde und der Vater, der die Nacht hindurch sehr ruhig geschlafen hatte, erwachte, meldete man ihm die Anwesenheit seines Sohnes, zugleich aber auch das Unglück,

glück, das ihn betroffen hatte. Der Krankheit ohngeachtet ſtieg er aus dem Bette und verlangte, daß man ihn in das Krankenzimmer ſeines Sohnes führen ſollte, das nur durch eine Thüre von dem ſeinigen unterſchieden war. Dieſe Erſcheinung machte den guten Fritz all' ſeine Schmerzen vergeſſen; er wollte aufſtehen aber er konnte nicht und mußte ſich damit begnügen die Umarmung des Vaters nur mit halben Kräften zu erwidern. Welch eine Szene! — Vater und Sohn — vielleicht beyde am Ziel ihrer Laufbahn? — Jener aus Schwäche des Alters, dieſer ein Spiel der widrigſten Schickſale. — Ausgeſöhnt mit Gott und der Welt, reichte der am Rande des Grabes ſtehende Vater dem leidenden Sohne die Hand, auch mit ihm ſich auszuſöhnen und Verzeihung und väterlichen Segen ihm angedeihen zu laſſen; und ſeiner Leiden nicht achtend, drückte dieſer die abgezehrte Hand des Vaters an ſeine Lippen und benetzte ſie

mit Thränen kindlicher Dankbarkeit. Der Anblick war rührend und feyerlich. Lange vermocht' es der Vater nicht, außer dem Bette zu seyn, ob er sich gleich besser befand, als einige Tage vorher und vielleicht gänzliche Genesung hätte hoffen dürfen, wenn nicht die Vorsicht über den Sohn geboten hätte, dem Vater den Weg in die Ewigkeit zu bahnen.

So war es im Buche des Schicksals bestimmt. Im acht und zwanzigsten Jahre endete Fritz seine Laufbahn, auf der er mit jugendlicher Thätigkeit wandelte, alle Mühseligkeiten des Lebens mit männlicher Standhaftigkeit trug und innerhalb den letzten zehn Jahren die empfindlichsten Streiche des widrigsten Schicksals duldete. Jetzt stand er auf dem Punkt, für alle überstandene Leiden entschädigt und glücklich zu werden; er eilte, sich diesem Glücke in den Schooß zu werfen — denn der Vater hatte, als er Verlangen trug, seinen Sohn zu sehen und zu segnen

auch seinen letzten Willen geändert und sein Vermögen zu gleichen Theilen unter seine Wittwe und Kinder vertheilt — und ward ein Raub des Todes. Er starb an den Folgen der Entzündung.

Dieser unerwartete Schlag stürzte den Vater von neuem aufs Krankenbette hin, das er zuweilen schon einige Augenblicke verlassen hatte, erschöpfte seine Kräfte und machte an demselben Tage, an welchem man der Leiche des Sohnes folgte, seinem Leben ein Ende. Himmel! welch eine Unruhe herrschte in diesem sonst so glücklichen Hause. — Hier lag der Vater im letzten Todeskampfe; dort versammelten sich die Leichengäste, im Vorsaale tönten Trauergesänge, auf dem Hofe stand die Leiche des Vollendeten und — im nemlichen Augenblicke rollte der Wagen, in welchem Louise zur eigenhändigen Pflege und Wartung ihres Gatten herbeyeilte, unter der Thorhalle herein. —

Wer vermag es den Zustand dieses Weibes zu mahlen, das, in der Hoffnung den geliebten Gatten zu umarmen, gern alles, was in ihren Kräften war, gethan hätte, seine Widergenesung zu beschleunigen und gesund und froh mit ihm in ihre Heimat zurückzukehren, über den offen stehenden Sarg hinfiel, den Leichnam ihres Fritz mit blutigen Thränen benetzte, ihn mit den Nägeln herauskratzen wollte und Gefahr lief, ohnmächtig niederzusinken, wenn nicht die Umstehenden herzugelaufen wären und sie mit Gewalt hinweggerissen hätten? — Wir überlassen dieß der mehr oder weniger starken Einbildungskraft unsrer Leser, bitten um Mitleid für Louisen und um eine Thräne für unsern Fritz — und fügen nur kürzlich hinzu, daß der sterbende Vater noch wenig Augenblicke vor seinem Hinscheiden sich mit der Gattin seines ihm vorangegangenen Sohnes aussöhnte und — schreiten zu einem neuen Beginnen.

5.

Maria,

oder

das Mädchen von Beçont.

Als im Jahre 1578. die Staaten von Holland mit den Spaniern in Krieg verwickelt waren und Herzog Franz von Alenzon, des Königs von Frankreich Bruder, eine Armee im Hennegau kommandirte, dieſes Land wider die Tiranney der Feinde zu ſchützen, ereignete ſich in dem Dorfe Beçont folgende Begebenheit, die wir unſern Leſern mitzutheilen, nicht ermangeln und als einen Beweis aufſtellen, daß die unſchuldigſten Menſchen von jeher der Gegenſtand der fürchterlichſten Launen des Schickſals waren.

Unbefangen und ſchuldlos wandelte Maria, das einzige Töchterlein eines begüter-

ten Landmanns in obengenanntem Dörfchen die Bahn ihres Lebens und war ganz das Bild einer sich entfaltenden Rose, die dem Vorübergehenden ein Theilchen ihres Wohlduftes spendete und zur stillen Bewunderung der Natur aufforderte. Sie war nicht allein der Stolz und die Freude ihrer Eltern; sondern sie war die gemeinschaftliche Zierde des ganzen Dorfs. Aller Augen waren auf sie gerichtet, die jungen Bursche drängten sich nach ihr, wetteiferten um ihren Beyfall und geriethen oft und gemeiniglich beym Tanz, um ihretwillen in Uneinigkeit; aber keiner noch hatte es gewagt, ihr einen Liebesantrag zu thun, noch weniger sie mit ehrlosen Zumuthungen zu begünstigen. Kein Wunder war es daher, wenn das sechzehnjährige Mädchen edes Auge fesselte, das ihren Blicken begegnete und jedes Herz für sich geneigt machte, das ihre Tugend kannte. Sie war, so zu sagen, die Triebfeder allge-

meiner Tugend und Sittſamkeit unter den Jünglingen und Mädchen des Dorfs. Dieſe beeiferten ſich, ihr, wo nicht im äußerlichen, doch aber im Herzen gleich und des Beyfalls würdig zu werden, den ſie vor allen andern genoß; jene hingegen ſtrebten, ein jeder für ſich und doch mit vereinten Kräften, durch Fleiß und Thätigkeit und ſittſames Betragen dem Vater des Mädchens zu gefallen und ſich des dereinſtigen Beſitzes dieſes Kleinods würdig zu machen. Sie war die Auserwählte, die alle glücklich machen ſollte — und doch nur einen glücklich machen konnte.

Ohne das Wörtchen Liebe zu kennen, liebte Maria alle Menſchen, Vater und Mutter ausgenommen, mit gleichen Empfindungen und erwiderte alle Höflichkeits- und Ehrenbezeugungen, die ihr widerfuhren, mit gleicher Artigkeit. Sie war dabey nichts

weniger, als gleichgültig, aber sie machte deshalb keinen Vorzug und überließ die Wahl ihres künftigen Bräutigams der bessern Einsicht ihrer Eltern. Dieser glückliche Zeitpunkt trat ein. Zu gleicher Zeit aber fügte es sich auch, daß ein Theil von der Armee des Herzogs von Alenzon in dasiger Gegend Winterquartiere machte und das Geburtsdörfchen unsrer Geschichtsheldin von dieser Beschwerde nicht unverschont blieb.

Glücklicher, oder unglücklicher Weise, nahm der Hauptmann von der Kompagnie, die nach Beçont zu stehen kam, seine Wohnung bey dem Vater der schönen Maria. Gleich beym Eintritt fiel ihm das Mädchen ins Auge und sein erster Gedanke war — Liebe. Aber nicht jenes selige Gefühl, das den Sterblichen über alle Wesen der Natur erhebt und dem Bettler unter dem elendesten Strohdache Labsal gewährt, wie dem

Länderbezwinger im goldenen Pallaſt. Begierde nach Sättigung mit vernunftloſen Geſchöpfen gemeinhabenden Inſtinkts loderte im Innern des bärtigen Kriegers und ließ mit drückender Ungeduld ihn den Augenblick erwarten, in welchem er das reizende Schlachtopfer ſeiner wüthenden Leidenſchaft mit tödtendem Hauche vergiften wollte.

Einige Tage vergiengen, ehe er der Gelegenheit habhaft werden konnte, ſein Müthchen zu kühlen. Entweder die Mutter des Mädchens, oder zuweilen der Vater ſelbſt, beſorgten alles, was zur Bedienung ihres adelichen Hausgenoſſen gehörte und Maria hatte immer Beſchäftigung im Hauſe, oder auf dem Felde, in ſo fern es die Jahrszeit geſtattete. Endlich aber gelang es ihm ſeine Abſicht zu erreichen, das Mädchen in Abweſenheit der Eltern zu überraſchen und ſie auf ſein Zimmer zu locken, unter dem Vor-

wande, ihm ein Glas Waſſer heraufzubringen. Unbeſorgt und ohne das mindeſte zu ahnden erfüllte Maria ſein Verlangen und war ſchon im Begriff, wieder abzutreten, als er ihre Hand faßte, ihr höflichſt für ihre Dienſtbefliſſenheit dankte und in ſchmeichelnde Lobſprüche ausbrach, die ihr weniger auffallend geweſen ſeyn würden, wären ſie aus dem Munde ihres Verlobten, oder ſonſt eines ehrlichen Bauernburſchen gefloſſen, ſo ſehr ſie auch die Wahrheit derſelben fühlte. Unwillkührlich überfiel ſie eine gewiſſe Bangigkeit, deren Urſache ihrem Herzen unbekannt war; ſie wollte ſich losreißen, war aber zu ſchwach und ſah ſich genöthigt, ihre Zuflucht zu einer kleinen Liſt zu nehmen, durch welche ſie dießmal blos mit einem Küßchen und dem Verſprechen, wieder zu ihm zu kommen, durchſchlüpfte.

Aber Maria hielt nicht Wort. Sie erzählte dem Vater, als dieſer nach Hauſe kam,

die vorgehabte Aventüre und nahm sichs vor, nie wieder allein zu bleiben und sich ähnlichen Versuchungen auszusetzen. Der Vater billigte ihren Vorsatz, denn es war ihm nicht unbekannt, daß dergleichen Gäste in puncto des andern Geschlechts auch in Freundes Land zu rauben und zu plündern pflegen und sich auf Kosten weiblicher Ehre und Schamhaftigkeit hier oder da lustig machten.

Der Hauptmann wartete mit Ungeduld, sah sich aber dießmal hintergangen und schwur sich ein andermal besser vorzusehen. Doch das Glück war ihm nicht günstig; vergebens hoffte er mehrere Tage auf eine neue Gelegenheit sie ins Garn zu locken, aber Maria wich ihm allenthalben aus. Indeß verhielt er sich ruhig und gegen die Eltern des Mädchens bescheiden, in der Hoffnung, ihr dadurch alle Furcht zu be-

nehmen und sich bey seinen Wirthsleuten in guten Kredit zu setzen. Dieß letztere geschah auch wirklich und man hielt ihn für einen artigen stillen eingezogenen Mann, der niemanden zur Last fiel.

Um aber seinen Zweck zu erreichen und sich an den Reizen dieser schönen Bauerndirne zu laben, wagte er einen Ausfall auf den Vater, da es ihm unwahrscheinlich wurde, je an die Tochter zu kommen. Er trat daher, als der ehrliche Bauer beym Frühstück saß und Maria neben ihm, mit der seinem Stande und Karakter angemessenen Würde in die Wohnstube desselben, grüßte die Anwesenden freundlich und schüttelte dem Alten die Hand, der mit entblößtem Haupte vor ihm stand und ihn zum Sitzen nöthigte. „Hier will ich mich hersetzen,“ sagte er und nahm seinen Platz neben Marien, welche unwillkührlich erröthete und

kaum es wagte, in die Höhe zu blicken, als sie fühlte, daß seine Hand sich der ihrigen näherte. „Seh' ich denn so gar furchtbar aus, liebes Mädchen! fieng er dann an, daß du mir allenthalben aus dem Wege gehst?“ — Das nicht, Herr Hauptmann! fiel ihm der Vater sogleich in die Rede und überhob die Tochter einer unangenehmen Antwort, die sie auf alle Fälle in Verlegenheit gesetzt haben würde — aber es ist nun einmal ihre Art so. Das arme Ding ist noch nicht viel unter die Leute gekommen und hat überdieß eine natürliche Furcht für dem Soldatenstande. Ew. Gnaden müssen ihr etwas zu gute halten. — „Von Herzen gern, entgegnete der Hauptmann und schöpfte uns der Antwort des ehrlichen Bauers Stoff zu einer langen Unterredung, während welcher Maria Zeit gewann, sich aus dem Staube zu machen und an ihre Arbeit zu gehen. Ihre Entfernung

ſchien den Hauptmann nicht zu befremden, vielmehr erklärte er ſie zu ſeinem Vortheil und lenkte, als er ſich mit dem Vater allein ſah, das Geſpräch wieder auf die Tochter, lobte ihre Bildung, noch mehr aber ihre Emſigkeit und ununterbrochene Thätigkeit in häuslichen Verrichtungen, die er ſchon manchmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hätte. Dieß ſchmeichelte den Alten, der, ohne Argwohn, noch manches zum Lobe ſeiner Tochter hinzufügte und den Beyfall Sr. Gnaden des Herrn Hauptmanns ſowohl, als ſeinen Vorſatz um die Hand des Mädchens anzuhalten, beſtärkte, mit welchem er den Vater eben ſo ſehr überraſchte, als beunruhigte. Denn dieſer überrechnete augenblicklich, daß eine abſchlägliche Antwort ſeinen Gegner leicht veranlaſſen könnte, ſeinen Zweck mit Gewalt erringen zu wollen, indem er aus Erfahrung wußte, daß dieſe Menſchengattung nicht mit ſich ſpaßen ließ und — beſonders

ſonders in Kriegszeiten alles mit Feuer und Schwerdt durchzuſetzen pflegte.

Nicht ohne Urſache befürchtete der Vater Unglück. Er gab ſich Anfangs alle Mühe, dem Hauptmann die Sache ganz auszureden und ſtützte ſich beſonders auf die bereits ſchon vollzogene Verlobung ſeiner Tochter mit einem jungen Bauerburſchen aus dem Dorfe; als aber der ungeſtüme Freyer nicht von ſeiner Forderung abſtehen wollte, und ſich erbot, dem Bräutigam der ſchönen Maria 1000 Fl. für den Abtritt zu geben, ſah ſich der Vater genöthigt, um ſeiner loszuwerden, ihm zu verſprechen, daß er ſeiner Tochter den Antrag mittheilen und zu ſeinem Beſten reden wolle.

Als der Hauptmann fort war, eilte der ehrliche Bauer, ſein Verſprechen, doch nur

zum Theil, zu erfüllen; denn er machte der Tochter wohl den Heirathsantrag und das Anerbieten des Hauptmanns, ihrem Verlobten 1000 Fl. — für den Abtritt zu zahlen, bekannt; aber er fügte auch zugleich seine Bedenklichkeiten bey, indem er äußerte: daß er es sehr in Zweifel ziehe, ob es dem Hauptmann wirklich ein Ernst sey? — und er überdieß befürchten müßte, wenn sie auch noch frey wäre, daß er ihrer über lang oder kurz überdrüßig werden und sie vielleicht gar mit Schimpf und Schande fortschicken könnte. Er warnte daher die Tochter, auf ihrer Huth zu seyn, und hatte gar nicht unrecht, wenn er fürchtete, der martialische Liebhaber möchte sich an ihm, oder an seinem Kinde rächen; denn es war diesem nichts weniger als Ernst. In der Verstellungskunst war er Meister und Sättigung fleischlicher Lüste seine Absicht.

Inzwiſchen vergiengen wieder einige Tage, binnen welchen Maria ſich äußerſt eingezogen hielt und der Vater des Mädchens ſelſt dem Hauptmann aus dem Wege gieng, der es nicht bemerken zu wollen ſchien, im Herzen aber ſchon, im Falle gänzlicher Weigerung, Rache brütete, die er auch, ſo bald er dem ehrlichen Manne ſeine Erklärung abgenöthigt hatte, auszuüben Gelegenheit fand. Kaum hatte der bekümmerte Vater mit ſchwerem Herzen und zitternder Lippe das unglückliche: Es will nicht gehen, Herr Hauptmann! — ausgeſprochen, ſo donnerte der gottloſe ehrvergeſſene Räuber weiblicher Tugend das weit fürchterlichere: Es muß gehen! — heraus- und ſetzte hinzu: Was in Güte nicht geſchehen kann, das muß mit Gewalt geſchehen. — Um Gotteswillen! ſagte der Vater des Mädchens — und fiel dem Barbar zu Füßen, alles, nur

das nicht, Herr Hauptmann! Fordern Sie was Sie wollen, aber schonen Sie des unglücklichen Mädchens! — Mit höhnischem Lachen verließ er den flehenden Vater und eilte auf sein Zimmer, wo er die Ankunft seiner Domestiken erwartete, denen er Befehl ertheilte, der schönen Bauerndirne aufzulauern und sie mit Gewalt ihm zuzuführen.

Dieß geschah spät in der Nacht erst, als alles im tiefsten Schlafe versunken lag. Mit Zuziehung mehrerer erstiegen die Miethlinge des Hauptmanns das Fenster zur Schlafkammer der schönen Maria und bemächtigten sich ihrer. Schrecken und Furcht hatten ihr die Sprache gelähmt und sie vermochte es nicht, nach Hülfe zu schreien; dem ohngeachtet banden ihr die Räuber den Mund zu und schlepten das unschuldige Lamm zur Schlachtbank. Ohnmächtig fast

übergaben ſie ihrem Gebieter das Schlachtopfer ſeiner Begierden und waren Augenzeugen einer Szene, die ſich nur denken, aber nicht mahlen läßt.

Als Maria, die aus einer Ohnmacht in die andere gefallen war, ſich wieder erhohlte, nöthigte er ſie, Wein zu trinken und benebelte ihre Sinnen von neuem, wodurch es ihm um ſo leichter ward, ſein Bubenſtück zu beginnen und in der Wiederhohlung deſſelben zu vergeſſen, daß er Menſch war. — War denn gar keine Hülfe möglich? — Konnte ſich Maria nicht retten? — Konnte ſie nicht rufen? — Nicht ſchreien? — Auf alle dieſe Fragen antwortet die Geſchichte: Nein! — Vier dienſtfertige Geiſter aus der Schule Beelzebubs hatten die Thüre beſetzt, die Fenſter vernagelt und — bey jedem Glaſe Wein, das ſie hinabzuſtürzen gezwungen war, blinkte ein Dolch in der

mörderiſchen Fauſt ihres Räubers. — Ihres Bewußtſeyns und all' ihrer Sinnen beraubt, ſank Maria dem bübiſchen Wollüſtling in die Arme, der ſich nicht entblödete, ihre Reize allmählig zu entfalten und an ihrem Anblick ſein gieriges Auge zu weiden. Ihre Wangen glühten, wie feurige Flammen, höher und immer höher ſchwoll der Buſen, das Blut ſtieg ihr in die Adern und hörbar, gleich den Schlägen des Hammers, arbeiteten alle Pulſe — dieß alles Folgen eines Getränks, das nie noch über ihre Zunge hinabgefloſſen war. In dieſem ſinnenloſen Zuſtande brachte die Unglückliche mehrere Stunden zu, in welchen zu wiederhohlten malen der ſchändliche Räuber ſich in ihren Wollüſten badete und über ihre Tugend triumphirte.

Als der Morgen herandämmerte und Maria zum Aufſtehen geweckt wurde, be-

wandten Umſtänden nach aber nicht erſchien und auf dem Bette des Hauptmanns noch in einem ertödtenden Schlummer lag, kam der Vater die Stiege herauf, fand die Kammer ſeiner Tochter geöffnet und das Bette leer. Er ſtaunte einen Augenblick und wußte nicht, was er denken ſollte; denn ſo ſchnell glaubte er nicht, daß der Hauptmann Rache an ihm genommen haben würde. Er rufte: Maria! Maria! — aber an ihrer Statt trat zu ſeinem noch größern Erſtaunen der geſättigte Schwelger mit dem Lichte in der Hand aus ſeinem Zimmer heraus und ſagte: Nur herein! — Unwillkührlich folgte er dem Hauptmann, glaubte ſeine Tochter zu finden und bebte zurück, als er die Helfershelfer des Räubers der Unſchuld erblickte. Wo iſt Maria? ſchrie er in einem ängſtlichen verzweiflungsvollen Tone. — Hier! erwiderte der Böſewicht mit lachender Freude, faßte den Alten bey der Hand und führte

ihn ins Schlafgemach — dieß ſind die Fol, gen deines Starrſinns. Nimm ſie wieder! Sie iſt dein Eigenthum; meine Luſt iſt ge, büßt, meine Rache vollendet. — Was ich dir ſchwur, hab' ich gehalten. — Wie vom Blitz getroffen ſtand der Vater des ent, ehrten Mädchens da und wußte nicht, ob er die Schlummernde wecken, oder den ruch, loſen Sünder bey der Gurgel faſſen und zu Boden werfen ſollte. Maria! ſchrie er end, lich — Maria! — Und Maria erwach, te, blickte um ſich her und ſtürzte ohnmäch, tig wieder aufs Bette zurück; aber mit Rie, ſenſtärke faßte ſie der Alte mit beyden Hän, den und riß ſie vom Lager ſchändlicher Lüſte hinweg. Durch dieſe Erſchütterung kehrte das abgemattete Mädchen wieder zum Be, wußtſeyn zurück, ſah mit zerſtörten Blicken um ſich her, fühlte, wie jedes Haar einzeln ſich auf ihrem Haupte emporſträubte, wie mit fürchterlichen Schlägen alle Pulſe des

Herzens tobten und riß ſich mit einmal von den Armen des Vaters los, ſprang in wüthender Verzweiflung an den Tiſch, auf welchem noch der Giftbecher ſtand, den vor wenig Stunden ihr die Hand des triumphirenden Wollüſtlings kredenzte, ergriff dann eine leere Flaſche, in dem Wahne, noch einige Tropfen herauszupreſſen und — unwillkührlich faßte in dem nehmlichen Moment ihre zitternde Hand den Dolch, der ihrem Leben drohte, und ſtieß ihn dem Mörder ihrer Unſchuld bis an den Heft in den Bauch, ehe dieſer ſich deſſen verſah. Stirb, Niederträchtiger! ſagte ſie — und ſtürzte, indem die halbſchlafenden Miethlinge dem ſinkenden Hauptmanne zu Hülfe eilen wollten, wüthend zur Thüre hinaus.

Ehe der Vater ihr nacheilen konnte, hatte ſich Maria in ihre Schlafkammer

verborgen; sie fiel auf ihre Knie, betete mit Inbrunst und kehrte nach einer Stunde, während welcher sie Vater und Mutter vergebens gesucht und gerufst hatten, durch Gebet und Thränen gestärkt, in die Wohnstube ihrer Eltern zurück, die sie mit Thränen und Jammer bewillkommten. Ist er tod? fragte Maria mit bewunderuswürdiger Gelassenheit und — ein trauriges Achselzucken, begleitet von einem dumpfen: Ja! aus dem Munde ihres Vaters, war die Antwort. Nun so seyd ihr gerochen, Vater! sagte sie und sieh wieder zur Thüre hinaus, ohne daß Vater und Mutter daran dachten, sie zurückzurufen.

Zu spät stieg der Gedanke, daß sie sich ein Leids gethan haben könnte, in der Seele

des Vaters auf. Vergebens ſuchte er ſie allenthalben, fragte einen jeden, der ihm begegnete, aber niemand wollte ſie geſehen haben; bis endlich um Mittag der Richter des Dorfs bey ihm eintrat, und ihm vor Gericht zu erſcheinen befahl. Er gehorchte. Als er in die Gerichtsſtube trat und wegen des in ſeinem Hauſe ſich ereigneten ſonderbaren Vorfalls befragt wurde, erzählte er die Umſtände, in ſo weit ſie ihm bekannt waren und erfuhr, daß bereits Maria ſelbſt die Sache angezeigt, ſich als Mörderin des Hauptmanns angegeben und um baldige Vollſtreckung ihres Urtheils angeſucht habe. Da aber Vater und Tochter zu bekannt waren, als daß man in ihre Ausſagen hätte Zweifel ſetzen ſollen, auch von Seiten des Militärs keine Anzeige geſchah, vielmehr, daß ſich der Hauptmann ſelbſt entleibt habe, ausgeſprengt ward, und

überdieß man Urſache hatte, für den Verſtand des Mädchens zu fürchten, ſo behandelte man ſie nicht als eine gemeine Verbrecherin und ſuchte die Sache eher zu unterdrücken. Aber ſie forderte zu wiederhohlten malen ihr Recht und nöthigte die Obrigkeit durch anhaltendes Bitten ihr den Prozeß zu machen, welches denn auch, obgleich mit vielem Widerwillen geſchah.

Das Urtheil brachte ihr natürlicher Weiſe den Tod. Maria hörte es mit unbeſchreibbarer Gelaſſenheit an und bat um deſſen Beſchleunigung. Allein die Obrigkeit, die ſich gern der Vollſtreckung dieſes Todesurtheils widerſetzt und die gute fromme Maria unſchuldig und frey erklärt hätte, verzögerte die Exekution und erreichte ihren Zweck. Maria kränkelte; dieß gereichte

dem billigdenkenden Richter zur Entschuldigung. — Ihre Krankheit war Krankheit der Seele, daher waren auch alle Hülfsmittel vergebens und sie starb beweint und betrauert von allen, die sie kannten.

Aus Achtung für ihre Tugend, aus Ueberzeugung für ihre Unschuld und in Rücksicht ihrer Familie, welche fast ein Drittheil des Dorfes ausmachte, bestattete man sie mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zur Erde und dankte dem Schicksal, das Obrigkeit und Unterthanen der traurigen Vollstreckung ihres Todesurtheils überhoben hatte.

So entblätterte der Sturmwind eine Rose, die in ihrer vollen Knospe

ſtand und die Zierde ihres Gärtchens war — und vernichtete mit einmal all' die ſchönen Hoffnungen, die der ſorgende Gärtner ſich von ihrer Entfaltung verſprach.

6.

Jakobine Prichards,

eine engliſche Geſchichte.

Jakobine war die letzte und einzige von dreyzehn Kindern übriggebliebene Tochter eines überaus reichen und angesehenen Kaufmanns in Briſtol, Nahmens Prichards. Frühzeitig verlor ſie ihre Mutter in einem Alter, da ſie noch nicht im Stande war, den Verluſt, den ſie dadurch erlitt, einzuſehen und zu beurtheilen; zwar ersetzte der Vater, der ihrer Erziehung ſich mit möglichſter Sorgfalt unterzog, denſelben, aber der Tod riß auch ihn aus ihren Armen, da ſie noch nicht das ſechzehnte Jahr erreicht hatte. Allein und verlaſſen ſtand ſie da in der lieben Gottes Welt und erblickte ſich als alleinige Erbin und Beſitzerin eines unüberſehbaren Vermögens, das ſie ohne Beyhülfe erfahrener

Personen nicht zu verwalten vermochte, weshalb ihr Vormünder an die Seite gesetzt wurden, die ihr zwar die Verwaltung desselben erleichterten und mit gutem Rathe unterstützten, ihr aber, da sie einen ihre Jahre weit übertreffenden Verstand besaß, freye und unumschränkte Disposition darüber zugestanden. Eben dieß war es, was ihrem thätigen Geiste immer Beschäftigung gewährte und sie mit den angesehendsten Handelshäusern in Europa in große weitläuftige Verbindungen setzte. Sie unterhielt mehrere Schiffe auf ihre Kosten in See, welche besonders nach der Türkey handelten und wußte ihre Schiffsbeamten immer in einer ehrerbietigen Entfernung von sich abzuhalten; sie selbst forderte ihnen Rechnungen und Waarenverzeichnisse ab, nahm Gelder in Empfang und zahlte Gelder aus, wobey sie sich so wohl befand, daß sie an nichts weiter dachte, als an die immer weitere Ausbrei-

tung ihres Handels, sich herzlich freute, wenn sie ein Schiff abgehen, oder ein anderes landen sah und sichs fest vorsetzte, wenn ihr die Lust zu heirathen ja einmal in die Gedanken kommen sollte, sich einen Mann ganz nach ihrem Herzen zu wählen, wenn er auch nicht mehr im Vermögen haben sollte, als Diogenes im Fasse.

Unzählbar war die Menge der anklopfenden Freier, die, höhern und niedern Standes, älter und jünger, mehr und weniger reich, sie nach dem Tode ihres Vaters bestürmten und um ihre Hand und Vermögen anhielten. Dieser Beunruhigungen um so mehr überdrüßig, da sie zur Zeit noch eben so wenig Hang zum Heirathen, als Gefühl für Liebe in sich spürte, verließ sie Brissol und begab sich auf eins ihrer Landgüther, das unter mehrern Besitzungen zwar das kleinste, aber auch das prächtigste und ihr um

deswillen das liebste war, weil es zunächst dem Meere lag und sie von da aus weit darauf hinsehen konnte. Hier lebte sie ohngefähr ein Jahr ruhig und ungestört, als eins ihrer nach der Türkey handelnden Schiffe, das mit allerley Produkten dieses Landes reichhaltig beladen zurückkehrte und der Hauptmann desselben, dem die Stelle noch von ihrem Vater übertragen worden, sich in dem Augenblicke, da er ihr das Regiſter der auf dem Schiffe befindlichen Waaren vorlegte, sterblich in sie verliebte, es aber doch nicht wagte, ihr, als seiner Gebieterin, einen Liebesantrag zu thun. Er war nicht arm, auch von Person nicht häßlich, aber desto schwärzer und abscheulicher von Karakter; daher es ihm wenig oder gar keine Ueberwindung kostete, sich zu Erreichung seines Zwecks eines ehrlosen Mittels zu bedienen und sich durch eine List zum Herrn und Besitzer ihres Vermögens zu machen.

In dieser Absicht bestach er eine ihrer weiblichen Domestiken, welche immer um ihre Gebieterin war und vor den andern das meiste Zutrauen genoß. Hundert Pfund Sterling, die er dem einfältigen Mädchen, das er zur Vertrauten seines schändlichen Beginnens machte, in die Hand drückte und mehrere Versprechungen waren hinreichend, ihn dem Ziele seiner gottlosen Wünsche näher zu bringen. Durch ihre Vermittelung hatte er sich des Abends, da alles ruhig im Hause war, hereingeschlichen und, von ihr geführt, in ein neben ihrem Schlafzimmer befindliches Kabinet verborgen. Ohne das mindeste zu ahnden, entkleidete sich Jakobine und gieng wie gewöhnlich zu Bette; die Zofe, die zu ihrer Bedienung so lange bey ihr blieb, bis sie eingeschlafen war, öffnete beym Hinausgehen leise die Thüre des Kabinets, in welchem sich der Hauptmann befand und schloß dagegen die Hinterthüre des Schlafzimmers

ab. Nach einigen Minuten gieng der Böſewicht aus ſeinem Hinterhalte hervor und entblödete ſich nicht, die ſeidene Decke, welche dieſe irdiſche Gottheit verbarg, langſam hinwegzunehmen und zur Vollendung ſeines Beginnens zu ſchreiten. So vorſichtig er auch zu Werke gieng und ſchon im Geiſte ſich des Triumphs freute, den er über ſeine Gebieterin zu erringen gedachte, ſo mißlang ihm doch ſein Beginnen, in dem Augenblicke, da er die Göttliche mit den Armen der Wolluſt umſchlang und leiſe ihren Grazienmund mit ſeinen Lippen berührte. Die Schlummernde erwachte; fühlte ſich aber von einer ſtärkern Macht gehalten. Sie verſuchte es, emporzuſtreben und ſich loszuwinden; aber ſie war zu ſchwach und ſchrie nach Hülfe. Mit einmal ſtürzte zur vollen Bewunderung der Bedrängten ſo wie des gierigen Wolfs, der das unſchuldige Lamm ſeinem Heißhunger opfern wollte, aus dem

auf der andern Seite des Schlafzimmers befindlichen Kabinette eine zweyte und zwar ebenfalls, wie jene verlappte Mannsperſon mit entblößtem Degen heraus.

Der Räuber weiblicher Ehre ſah ſich genöthigt, ſeinen Raub fahren zu laſſen und gegen den auf ihn eindringenden Feind ſich zu vertheidigen, mit welchem er in einen harten Streit gerieth, wodurch die ſchöne Engländerin, die von Mördern umringt zu ſeyn glaubte und für ihr Leben fürchtete, freye Luft gewann und ſich ein Herz faßte, aus dem Bette zu ſpringen und Lärm zu machen; die Thüre war zwar von außen verſchloſſen, aber es gelang ihr, mit mehr als weiblicher Stärke und ihr ſelbſt unbegreiflicher Geſchwindigkeit, ſie aufzuſprengen. Sie weckte ihre Zofe. Der Lärm, den zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit ihr wiederhohltes Rufen und die beyden auf Abentheuer ſich im Zim-

mer befindenden Kämpfer verurſachten, weck-
te alle ihre übrigen Domeſtiken und ſogar
das Hausgeſinde aus dem tiefſten Schlafe.
Alles eilte zur Rettung ſeiner Gebieterin her-
bey, ohne noch zu wiſſen, was vorgegan-
gen war. Es war in der That ein drollig-
ter Anblick. Knechte und Mägde, Zofen
und Bedienten, wie ſie aus dem Bette her-
aus geſprungen waren, Jakobine im Nacht-
habit an ihrer Spitze, gleich als hätte ſie
einen Haufen Sanskulotten zuſammengerafft,
wider die maskirten Belagerer ihres noch nie
entweihten Heiligthums zu Felde zu ziehen.
Als ſie mit dieſer kleinen Hausarmee den
Tummelplatz der Streitenden wieder erreich-
te und ihnen in den Rücken zu fallen ver-
meinte, ſtand ſie, wie verſteinert, da ſie
das Zimmer leer fand und auf den Ge-
ſichtern ihrer Begleiter, welche in der Mei-
nung ſtanden, ihre Gebieterin müſſe ge-
träumt und ſie nur zum Beſten gehabt ha-

ben, einigen Unwillen bemerkte. Doch ein Stück von einer zerrissenen Larve und ein mit Blut beflecktes Schnupftuch und selbst einige Blutflecken auf dem Fußboden rechtfertigten sie bald in den Augen ihrer Getreuen, die sichs nunmehro angelegen seyn ließen, die Zimmer und alle Gemächer des Hauses sorgfältig zu durchsuchen, aber nicht die mindeste Spur fanden. Länger, als eine Stunde dauerte diese tragikomische Szene, nach welcher sich Jakobine, jedoch in einem andern Zimmer, wieder zur Ruhe legte und ihrer Kammerfrau, bey ihr zu bleiben, zweyen Bedienten aber die Nacht hindurch Wache zu halten befahl.

Gegen Morgen erst schlief die beängstete Gebieterin der schönen Wasserburg, wie sie selbst zuweilen ihr Landguth zu nennen pflegte, wieder ein, denn die ganze Nacht hindurch kam ihr das unbegreifliche

Ereigniß nicht aus den Gedanken. Ihre Seele beschäftigte sich mit unaufhörlichem Nachdenken, wer wohl die beyden maskirten Personen seyn könnten? — Wie sie herein und wieder hinausgekommen wären? — Was eigentlich ihre Absicht gewesen seyn möchte? — Ob sie vielleicht gar einverstanden gewesen und auf ihr Vermögen, oder wohl gar auf ihr Leben einen Anschlag hätten wagen wollen? — Von dergleichen Gedanken beunruhigt, warf sie sich mehrere Stunden schlaflos auf ihrem Lager umher und stand, weil sich der Schlaf fast mit anbrechendem Tage erst sich ihrer wieder bemächtiget hatte, später, als gewöhnlich, auf.

Als sie nach eingenommenem Frühstück ihre sämmtliche Dienerschaft, männlichen und weiblichen Geschlechts vor sich kommen ließ und ihr nochmals das nächtliche Abenteuer vorhielt, auch durch wiederholte Fra-

gen Nachforschungen um Aufklärung dieser Sache anstellte, vermißte sie nicht allein ihre Betty, sondern sie erfuhr auch, daß selbige weggegangen wäre, niemand aber wüßte, wohin? — So wenig auffallend ihr auch in diesem Augenblicke die Abwesenheit des Mädchens zu seyn schien, so gerieth sie doch nachher, da ihr das Außenbleiben der Zofe zu lange währte, auf den Gedanken: ob vielleicht dieses Mädchen um die Sache gewußt und aus Furcht sich entfernt hätte? — Diese Vermuthung wurde bald Wahrscheinlichkeit. Denn als sie in eigener Person die Kammer der Entflohenen durchsuchte, fand sie, daß dieselbe ihre ganzen Habseligkeiten mitgenommen hatte.

Mehr noch aber als diese, bestätigte ihre Vermuthung eine neue Entdeckung, die sie sogleich beym Eintritt in ihr Wohnzimmer machte, in welchem sie das darinnen be-

findliche Büreau erbrochen fand und bey näherer Untersuchung sich überzeugte, daß die Treulose ihr nicht nur einiges Geld, sondern auch eine goldene Uhr, einen Diamantring und ein kostbares Halsband entwendet hatte. Aller Nachforschungen ungeachtet war die Flüchtige nicht auszukundschaften; und schon lehrte die Zeit die betrogene Gebieterin ihren Verlust vergessen, als nach Verlauf von sechs Wochen ein Bootsknecht ihr einen Brief von der flüchtig gewordenen Zofe überbrachte, in welchem diese wegen des an ihrer Gebieterin verübten Verbrechens um Verzeihung bat und große Reue und Betrübniß deshalb zu bezeugen schien, diese auch durch ein auf dem Schiffe, auf welchem sie sich befand, ihr zugestoßenes Unglück, das sie nöthigte, das Bette zu hüten, veranlassen wollte, sich unter Begleitung des Ueberbringers dahin zu begeben, weil sie gesonnen wäre, nicht allein ein aufrichtiges Geständniß ihrer be-

gangenen Untreue abzulegen, sondern auch die entwendeten Sachen ihr eigenhändig wieder zu zustellen.

Die Versicherung des Bootsmanns, daß sich wirklich ein junges Frauenzimmer auf dem Schiffe befinde, welches an den Folgen eines unglücklichen Falles hart darnieder liege, daß man an ihrer Genesung zweifele, veranlaßte sie, der Bitte der vermeinten Kranken zu willfahren. Daher entschloß sie sich, in Begleitung des Bootsmanns und eines ihrer Hausbedienten dahin zu reisen unter dem Vorwande — denn Betty hatte sie um strenge Verschwiegenheit gebeten und selbst ihr diese Lüge unter den Fuß gegeben — sich auf ein Türkisches Schiff, das wegen gewaltsamen Sturms sich vor Anker setzen müssen, zu begeben und einen dem Großsultan zum Geschenk bestimmten und kunstreich ge-

fertigten mit vieler Kostbarkeit versehenen Tragsessel in Augenschein zu nehmen.

Am Ufer der See, wohin sie kaum eine Viertelstunde weit zu gehen hatte, wartete ihrer ein Boot, das sie, ohne einiges Bedenken mit ihrer wenigen Begleitung, aufnahm und nach anderthalb Stunden ohngefähr einem Kauffahrteyschiffe zuführte. Auf selbigem fand sie im Zimmer des Hauptmanns, in das man sie sogleich eingelassen hatte, die Neueversprechende Zofe, die sich bey ihrer Herannäherung aufrichten zu wollen, aber zu schwach schien und sich wieder niederlegte. Großmüthig reichte ihr Jakobine die Hand, zum Zeichen zugestandener Verzeihung, bedauerte ihr Schicksal und bat, jedoch ohne große Anstrengung, um das versprochene Geständniß. Betty erfüllte, nachdem sie zuvor mit schwacher, von Seufzern unterbrochenen Stimme nochmals

ihre Gebieterin um Vergebung bat und sich zuweilen stellte, als ob sie von Ohnmachten überfallen würde, das Verlangen derselben und erzählte in gedrängter Kürze: daß der Hauptmann Touley sich gleich bey der ersten Zusammenkunft mit seiner Gebieterin sterblich in sie verliebt und, weil er ihre Abneigung zum Heirathen wahrgenommen, sie, die Zofe, auf seine Seite gebracht und durch Geld und andere Geschenke bewegen hätte, ihm Gelegenheit zu verschaffen, seine Wünsche zu befriedigen, in welcher Absicht sie ihn des Abends in das an ihrem Schlafzimmer befindliche Kabinet eingelassen hätte. Was dann weiter vorgefallen wäre, wüßte sie selbst. — Doch mit dieser Erzählung war Miß Prichards nicht zufrieden und forderte, wegen der andern Person, mit welcher der Hauptmann bey dieser Begebenheit in Streit gerathen, Aufklärung, der andere, fieng Betty von neuem an, war ihr ehemaliger

Liebhaber und Vormund, Herr Kembourt, welcher die Kammerfrau auf gleiche Art und in gleicher Absicht auf seine Seite gebracht hatte und durch deren Vermittelung in das andere Kabinet gekommen war. Dieser fiel über den Hauptmann her, wurde aber von ihm verwundet und, indem er die Larve fallen ließ, erkannt; doch hatte es der Hauptmann der Klugheit gemäß gehalten, sich diesem gleichfalls zu offenbaren und Friede mit ihm zu machen, worauf sie sich gegenseitig das Räthsel gelöset und gemeinschaftlich die Flucht ergriffen hatten.

Nachdem Betty ihre Erzählung beendigt und durch selbige ihre Gebieterin in nicht geringes Staunen versetzt hatte, erinnerte diese sie an das Versprechen der Wiedererstattung ihrer entwendeten Pretiosen, welche wenigstens tausend Pfund am Werthe hielten und Miß Prichards zu verlieren

um so weniger gesonnen war, da ihr die Wiedergabe derselben freywillig angeboten wurde. Betty klingelte und der nemliche Bootsknecht, der ihre Gebieterin auf dieses Schiff gebracht hatte, trat herein und fragte, was sie beyehre? — Ist mein Bruder zugegen? frug Betty, welche gegen die Miß vorgegeben hatte, daß das Schiff, auf dem sie sich befänden, ihrem Bruder eigenthümlich zugehöre. — Ja! antwortete der Knecht und entfernte sich auf ein abgeredetes Zeichen. Kaum war dieser hinaus, so trat statt seiner Hauptmann Touley ein, just als die verrätherische Zofe ein über dem Bette befindliches Fenster öffnete, das mit einmal das ganze Zimmer erleuchtete, das zuvor ganz finster war.

Schreck und Staunen bemächtigte sich der unglücklichen Miß, die sich aufs neue verrathen und in den Händen ihres Räu-

bers sah; sprachlos und am ganzen Leibe zitternd stand sie ihrem Henker gegen über, indem, ihre Verwunderung zu mehren, die treulose Zofe frisch und gesund aus dem Bette sprang und sich ihres gespielten Betrugs herzlich freute. — „Jetzt sind Sie in meiner Gewalt, sagte Touley — und von meiner Laune allein hängt es ab, mein Müthchen in diesem Augenblicke zu kühlen. — Ein Donnerschlag waren diese Worte in den Ohren der schönen Brittin, die innerhalb den vier Wänden ihres Eigenthums sich von ihren eigenen Leuten gefangen und keinen Ausweg zu ihrer Rettung sah. Ihr Bedienter, den sie mit aufs Schiff gebracht hatte, war bereits längst wieder am Bord gesetzt und rings um sie her keine menschliche Seele, die ihr hätte zu Hülfe eilen und sie den Klauen dieses Unholds entreißen können. Nichts, als Himmel und Wasser präsentirte sich ihren Augen

und dieser schauervolle Anblick stürzte sie aus einer Ohnmacht in die andere.

Dieß hatte einen so starken Einfluß auf den Zustand ihres Körpers und ihrer Seele, daß dem Unmenschen, der sich zu ihrem Tirannen aufwerfen wollte, selbst für ihre Gesundheit bangte. Er sah sich genöthigt, sie auf ein Bette zu schaffen, denn ihre Kräfte waren erschöpft und gegen Morgen wurde sie von einem heftigen Fieber befallen, welches sechs Wochen anhielt und sie, wie ein Skelet, verzehrte. Auf Befehl des Hauptmanns übernahm Betty ihre Pflege und Wartung und kam die ganze Zeit über nicht von ihrem Bette.

Anfangs war es nun freylich der an Leib und Seele leidenden Kranken sehr zuwider, daß man ihr diejenige zur Wärterin zugegeben hatte, die an ihrem Unglück

Schuld war und sie gleichsam ihrem Peiniger für baare Münze verkauft hatte; doch trat an die Stelle dieses gerechten Unwillens nach und nach Zufriedenheit und Wohlbehagen. So wie sich ihre Krankheit verschlimmerte und Betty ihre Leiden überhand nehmen sah, so gieng auch in der Seele dieses Mädchens eine wichtige Veränderung vor. Sie bereute von ganzem Herzen ihre Uebelthaten und weinte oft die bittersten Thränen; gern hätte sie sich ihrer Gebieterin entdeckt aber diese war zu schwach und sie mußte es auf einen glücklichern Zeitpunkt versparen. Indeß bemühte sie sich, ihrer Patientin alles an den Augen abzusehen und ihr ihre Krankheit so erträglich als möglich zu machen. Dieß schien der von Zeit zu Zeit wieder besser werdenden Kranken zu behagen. Betty verrieth immer mehr Abscheu gegen den grausamen Touley und schien mit ganzer Seele wieder an ihrer Gebieterin zu hängen, wofür sie diese

auch von neuem mit ihrem ganzen vorigen Zutrauen regalirte.

Nach ihrer gänzlichen Wiedergenesung erneuerte Touley, der sich der Patientin während ihrer Krankheit nicht ein einziges Mahl genähert hatte, seine Forderungen, jedoch in einem glimpflichern Tone, als zuvor und that ihr den Antrag, sie, unter der Bedingung, das Vergangene zu vergessen und sich ehelich mit ihm zu verbinden, geradeswegs nach England zurück zu bringen und in den ungestörten Besitz ihrer Güter zu setzen. Wollte sie wohl oder übel, so mußte sie jetzt unter zwey Uebeln das kleinste wählen und sich auf gut Glück dem Böswicht anvertrauen; daher sie sich überwand, ihm mit Hoffnung zu schmeicheln und, unter der Bedingung ihrer augenblicklichen Freyheit, ihn zu ehelichen versprach, wenn sie einen Geistlichen finden könnten, der sie zusam-

mengäbe. Allein der auf dem höchsten Punkte sinnlicher Begierden stehende Schwelger fand dieß nicht hinreichend; er forderte Bürgschaft ihres Versprechens und heischte zum voraus Genuß ihrer Liebe, um sich durch denselben der gewissern Erfüllung ihrer Zusage versichert zu halten; denn er meinte, daß sie dann weniger von ihm lassen und ihr Versprechen zurücknehmen könnte. Beym Hinweggehen fügte er noch hinzu: daß er ihr vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit gäbe, dann aber, wenn sie nach Ablauf derselben sich noch widerspänstig bezeugen sollte, seines Willens zu seyn, er Gewalt brauchen würde.

Ein langes tiefes Stillschweigen herrschte unter den beyden Frauenzimmern, als sie allein waren und sich dem Nachdenken überließen. Betty wagte es nicht, die erste zu seyn, die dieses pythagorische Stillschweigen

brechen sollte und Miß Prichards war zu bestürzt, als daß sie ein einziges Wort hätte hervorbringen können. Endlich theilte die leztere, nachdem sie sich wieder von ihrem Schrecken und Bekümmerniß einigermaßen erhohlt hatte, jener ihren Vorsatz mit, lieber zu sterben, als dem Wollüstling sich in die Arme zu werfen; daher sie entschlossen sey, wenn die ihr zugestandene Bedenkzeit verflossen seyn würde, sich selbst den Dolch in die Brust zu stoßen und den todten Körper den Mißhandlungen ihres Tirannen Preis zu geben. Dieser Vorsatz streckte die für ihre Gebieterin besorgte Betty fast für Schrecken zu Boden; sie brach in die bitterstten Thränen aus, und beyde weinten so lange ununterbrochen fort, bis die Quelle dieser Thränen von selbst versiegte.

Eine todtenähnliche Stille folgte auf diese Ergießung zweyer Herzen, die sich in

diesem Augenblicke wie Schwestern liebten. Aus wahrem Gefühl inniger Dankbarkeit und gerührt durch den traurigen Zustand ihrer unglücklichen Gebieterin, brach endlich Betty dieß fürchterliche Schweigen und sagte; Sie hätte ein Mittel zu ihrer Rettung gefunden, wovon sie sich einen guten Ausgang verspräche — und erklärte, sich an ihrer Stelle dem ungestümen Forderer Preis zu geben. Dieses zu bewerkstelligen, mußte sie, verabredetermaßen, dem Hauptmann, als er nach der abgelaufenen Frist wieder kam, folgende Punkte als ausdrückliche Bedingungen vorlegen, als: 1) zur Nachtzeit und ohne Licht; 2) nicht länger als eine halbe Stunde bey ihr zu seyn; 3) sich nie wieder dergleichen Freyheiten herauszunehmen, bis sie nicht durch priesterliche Einsegnung verbunden wären.

Der Hauptmann gieng dieſe Bedingungen ein, übergab ſeiner Heldin die ihr geraubten Juwelen mit dem Zuſatze, daß er nichts zu beſitzen ſtrebe, als ihre Perſon und entfernte ſich dießmal in der ſchmeichelnden Hoffnung, bald für ſeine brennenden Begierden Sättigung zu finden.

Als es Nacht und alles auf dem Schiffe ruhig war, kam er, wie er gelobt hatte ohne Licht ins Zimmer und genoß, wornach er ſo lange gedürſtet hatte, gieng dann ungeheiſſen und zur beſtimmten Zeit wieder fort, ohne den Betrug zu ahnden, den man ihm geſpielt hatte und den Betty um ſo leichter zu ſpielen vermochte, da ſie mit ihrer Gebieterin von gleicher Größe und Stärke war.

Die glückliche Ausführung dieſer Liſt war für die beyden Frauenzimmer von ent-

gegengesetzten Folgen; Freude bewirkte sie bey der einen, Thränen und Betrübniß bey der andern. Jakobine dankte dem Schicksal, den Verfolgungen ihres Peinigers dießmal entgangen zu seyn, Betty hingegen, welche aus ungeheuchelter Liebe und Anhänglichkeit ihrer bedrängten Gebieterin ihre Unschuld zum Opfer dargebracht hatte, fühlte ihre Erniedrigung, ihre Schande und wagte es doch nicht, jener deshalb den mindesten Vorwurf zu machen. Aber die gute Miß nahm Antheil an den Leiden ihrer Getreuen und drang heftig in sie, ihr die Ursache ihrer Thränen zu entdecken. Nichts war vermögend, dem entehrten Mädchen Trost und Befriedigung zu gewähren; alle Zuredungen, alle Versprechungen ihrer großmüthigen Gebieterin waren vergebens und ihr Entschluß lief da hinaus, der Welt zu entsagen und ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen.

Wider alles Vermuthen stürzte der Hauptmann gleich nach der desfalls gehaltenen Unterredung mit einem Lichte in der Hand und wie ein wüthender Löwe herein. Er hatte sie belauscht. Mit seiner ihm angebohrnen Rauheit und ungestümen Wesen schwur er, sich an der nichtswürdigen Bettel, wie er die ehemalige Vertraute seiner Schandthaten nannte, fürchterlich zu rächen: der unglücklichen sonst freyen Brittin aber, die er in ihrem Eigenthume tyranniſirte, gab er noch eine einzige kurze Stunde Zeit, sich freywillig ihm in die Arme zu werfen, oder so dann der Gewalt zu weichen. Aber diese Stunde dauerte nur wenig Minuten. Kaum war der Unhold wieder hinaus, so stürzten die leidenden Freundinnen einander unwillkührlich in die Arme, brachen von neuen in heftige Thränen aus und faßten den gemeinschaftlichen Entschluß, sich durch den Tod zu retten und auf diese Art von

allen fernern Mißhandlungen ihres Tyrannen zu befreyen. In dieser Absicht versuchten sie es, Arm in Arm das Fenster ihres Kerkers zu ersteigen und sich in die Fluthen hinabzustürzen; aber auch diese Hülfe ward ihnen vereitelt. Der Unmensch hatte sie zum zweytenmale behorcht. Wüthender als zuvor, riß er die Thüre auf und packte sie beyde, indem sie im Begriff waren, den Streich zu vollenden, mit grimmiger Faust, daß sie rückwärts und von Schrecken betäubt, zu Boden fielen. Ha! wollt ihr da hinaus? brüllte das Ungeheuer ihnen in die Ohren. — Geduld! ich will euch einen Strich durch die Rechnung machen, daß ihr euch baß verwundern sollt. — Augenblicklich ergriff er einen Hammer, vernagelte die Fensterladen und vereitelte ihnen auch diese Zuflucht. Ohne weiter ein Wort zu reden stürzte er wieder zur Thüre hinaus und überließ die unglücklichen Freundinnen,

die sich von ihrer Betäubung noch nicht erhohlt hatten, der Verzweiflung, überzeugt, daß er ihnen nun alle Gelegenheit zu entkommen abgeschnitten hatte.

Vier und zwanzig Stunden, welche die Leidenden, nachdem sie ihrer Besinnungskraft wieder mächtig waren, mit Gebet und Weinen zubrachten, marterte der Barbar die Schlachtopfer seiner Begierden mit tödtender Ungewißheit der über sie verhängten Schicksale, als mit einbrechendem Morgen ein fürchterliches Ungewitter herannahte und ihnen die schmeichelnde Hoffnung gewährte, durch ein schreckliches Naturereigniß gerettet, oder mit einmal vernichtet zu werden. Aber keins von beyden. Das Wetter verzog sich und — der Hauptmann trat zum letztenmale herein, wiederhohlte seine schändliche Forderung und schleppte ohne Barmherzigkeit beyde auf das Verdeck hinauf, ver-

sammelte das sämmtliche Schiffsvolk um sich her und sagte: Ich habe da zwey gute Bissen, Kinder! Doch damit ihr sehet, daß ich nicht alles für mich allein haben will, so soll der eine da euer seyn. Mit diesen Worten schlenderte er die in Thränen schwimmende Betty unter die Bootsknechte hin und bot sogar demjenigen eine Belohnung, der sich ihrer zuerst bemächtigen würde. Gleichsam überrascht, sahen die Leute bald den Hauptmann, bald sich unter einander, bald das auf den Knieen vor ihnen liegende Mädchen an, das um Barmherzigkeit flehte und um Gotteswillen bat, nicht dem ruchlosen Beyspiel ihres barbarischen Hauptmanns zu folgen.

So wenig auch sonst diese Menschenrasse irgend etwas ausschlägt, das ihnen zum Genuß Preis gegeben wird, so wagte es doch keiner, Hand an die Unglückliche zu legen

und sie schienen einstimmig der Meinung zu seyn, daß es mit der Großmuth ihres Hauptmanns eine besondere Bewandniß haben müßte. Indeß trat aus ihrer Mitte ein junger Mensch, der sich vor allen andern auszeichnete und die Stelle als Obersteuermann bekleidete, hervor, näherte sich Jakobinen, die der Barbar mit seinem martialischen Arm umschlungen hielt und so eben zur Schlachtbank führen wollte und sagte: Miß! sind Sie es wirklich? — Ums Himmelswillen! wie sind Sie hierher gekommen? — Ehe aber diese zu antworten vermochte, schlug ihn der Hauptmann mit verkehrter Faust ins Gesicht, daß er zwar einen Schritt rückwärts taumelte, sich aber auf der Stelle revangirte, diesem den Streich gedoppelt wiedergab und ihn zu Boden warf. Dieß erregte einen allgemeinen Aufstand. Die Schiffsleute liefen herzu und rissen sie auseinander, die von Gram und Schmerz ge-

beugte Gefangene ſank ohnmächtig nieder und der ergrimmte Hauptmann ſtürzte in ſein Zimmer, in der Abſicht, ein Gewehr zu hohlen, womit er ſeinem jugendlichen Gegner den Hals brechen wollte. Aber der entſchloſſene Jüngling folgte ihm auf den Fuße, verriegelte von außen ſeine Thüre und gebot den Knechten Ruhe, die mit einmal alle, wie Mauern vor ihm ſtanden und es nicht wagten, ſich an ihm zu vergreifen und dem Hauptmann zu Hülfe zu eilen.

Während dieſer ſeine Kräfte vergebens anſtrengte, die Thüre aufzuſprengen, beſchäftigte ſich der edle Jüngling mit der ſchönen Leidenden, die er, ohne ſich zu irren, für ſeine Gebieterin und eigenthümliche Beſitzerin des Schiffs erkannt hatte. Er half ihr auf, und jeder ihrer Geſichtszüge lächelte ihm Beyfall und Dank, denn ſie fühlte, daß ſie dem Augenblicke ihrer Rettung nahe war.

Ohne

Ohne erſt eine Frage zu erwarten, dankte ſie ihrem Retter, erzählte mit wenig Worten, wie ſie dem Ungeheuer in die Hände gefallen war, übertrug ihm augenblicklich das Kommando des Schiffs und überließ es ſeinem Gutdünken, den treuloſen Touley für ſein ſchändliches Unternehmen zu züchtigen.

Die Bootsknechte machten große Augen, als ſie ſahen, was vorgegangen war. Einige, welche dem Hauptmann in Rückſicht ſeines Raubes behülflich geweſen waren, bereuten, was ſie gethan hatten und einſtimmig verſprachen alle, ihr als ihrer Gebieterin mit Gut und Blut beyzuſtehen. Der ſchändliche Touley wurde herausgelaſſen. Mit einem tödlichen Gewehr in der Hand ſtürzte er unter die Menge und ſuchte ſeinen Gegner, der ihn mit herkuliſcher Stärke zu Boden geworfen hatte; aber die

Bootsknechte fielen über ihn her, bänden und warfen ihn in eine finstere Kammer, worüber er für Wuth und Eifer bersten wollte.

Nun herrschte auf dem ganzen Schiffe allgemeine Freude und Betty fand an der Züchtigung ihres Ehrenräubers das meiste Wohlbehagen; Miß Prichards hingegen bezeigte weniger Gefallen daran und wünschte, wieder auf ihrer schönen Wasserburg zu seyn. In dieser Absicht segelte das Schiff, das unter der Aufsicht des unmenschlichen Touley seinen Weg nach der Insel Zante gerichtet hatte, wieder rückwärts nach Bristol, wurde aber noch am Abend desselben Tages von einem türkischen Kaper überfallen und sah sich nach einem tapfern Widerstande genöthigt, sich zu ergeben.

Muley Hassan, so hieß der Räuber, dem die edle Brittin samt ihrem Gefolge in die

Hände fiel, segelte mit seinem Raube den Marokanischen Inseln zu, setzte, als er nach Salee *) kam, alle, die sich auf dem eroberten Schiffe befanden, gegen ein ansehnliches Lösegeld in Freyheit und behielt nichts für sich, als die reizende Eigenthümerin des gemachten Raubes, deren blendende Schönheit sein fast schon greisendes Auge gefesselt hatte, so sehr sich auch die Ihrigen bemühten, ihrer Gebieterin Freyheit zu bewirken, aber nicht einmal so glücklich waren, ihren Aufenthalt zu erfahren.

Einige Meilen von Salee besaß dieser Muley Hassan ein prächtiges Landguth in

*) Eine dem Kaiser von Fetz und Marokо gehörige Stadt, welche 35 Meilen südwestwärts vom Capo de Spartel liegt und von den Eingebohrnen Arbat genennt wird. Sie hat ein festes Schloß und weitläuftigen Hafen.

einer sehr angenehmen Gegend, mitten in einem Gehölze und rings mit Wasser umgeben, so daß man nicht anders, als mittelst einer Zugbrücke, dahin kommen konnte. Dieß war der Aufenthalt seiner Weiber, deren er mehrere unterhielt, die aber so streng und eingezogen gehalten wurden, daß sie äußerst selten und nur bey schönem Wetter in den am Hause befindlichen Garten spazieren durften.

Hier war es, wo auch Miß Prichards, von Pracht und Ueberfluß umgeben, ihrem Schicksal zu fluchen, in Versuchung gerieth und nicht die geringste Möglichkeit vor Augen sah, sich dieser glänzenden Gefangenschaft zu entreißen, die ihr zwiefach empfindlich seyn mußte, einmal, weil sie, gleich den andern, aufs strengste bewacht wurde, aber auch zweytens im Umgange ihrer Neben-

buhlerinnen Ekel und Langeweile fand, da sie der Sprache des Landes, unkundig und nicht im Stande war, sich mit ihnen zu unterhalten. Doch ein Stral der Hoffnung blickte auch hier durchs dicke Gewölk des erzürnten Himmels und flößte der vom Schicksal so hart bedrängten Pilgerin Muth und Standhaftigkeit ein, den Augenblick zu erwarten, der sie aus diesem schönen Kerker führen sollte.

Auf ihren Spaziergängen im Garten pflegte sie sich gemeiniglich von dem übrigen Frauenzimmer zu entfernen und die Zeit, die ihr daselst zuzubringen verstattet in einer hinter einem kleinen Gartenhause befindlichen Allee der Einsamkeit zu widmen, und in einem Buche zu lesen, oder in englischer Sprache einige rührende Arien zu singen und den Winden ihr Leid zu klagen, indeß die andern umher wandelten, die schönen

Anlagen des Gartens bewunderten und mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn schienen. Unverhoffter Weise lag eines Tages, als sie ihrem Lieblingsörtchen sich näherte und ohngefähr nur zwanzig Schritte vom Gartenhause entfernt war, ein zusammengebrochenes aber unzugesiegeltes Papier zu ihren Füßen, das sie Anfangs ihrer Aufmerksamkeit nicht werth achtete, als sie es aber mit der Fußspitze ein paar mal fortstieß, wurde sie durch das Umwenden desselben die darauf befindliche Aufschrift gewahr; sie hob es auf und fand darauf in ihrer Muttersprache geschrieben: Der schönen Engländerin. — Der Inhalt war kürzlich ohngefähr dieser:

„Meine Theuerste!

„Verzeihen Sie, wenn ein Unglück„licher es wagte, Sie auf Ihren ein„samen Spaziergängen zu belauschen und

„ſich ſelbſt zum Vertrauten Ihrer Ge-
„heimniſſe zu machen. Vielleicht hatten
„wir gleiches Schickſal — vielleicht ſind
„unſere Wünſche dieſelben und die Ge-
„fahren gleich groß, denen wir uns aus-
„ſetzen, wenn wir das Ziel unſerer Wün-
„ſche erreichen wollen. Aber ſeyn Sie
„ruhig! Ich habe Muth und Entſchloſ-
„ſenheit, alles für diejenige zu wagen,
„die unter einem Himmelsſtriche mit mir
„gebohren ward. Setzen Sie kein Miß-
„trauen in meine Perſon und meine
„Rechtſchaffenheit, ſo haben Sie die
„Güte, mich mit Wenigem von Ihrer
„Geſinnung zu benachrichtigen und Ihre
„Antwort an einen Faden zu binden, w.l-
„chen Sie an der Mitternachtsſeite des
„kleinen Gartenhauſes werden befeſtiget
„finden. Nehmen Sie ſich aber in Acht,
„von irgend jemand geſehen zu werden,
„weil es Ihnen und demjenigen nachthei-

„lig seyn könnte, der bereit ist zu ster-
„ben, für

„die schöne Engländerin.“

Wie überrascht sich die edle Brittin durch dieses ihr auf eine so unerwartete Weise in die Hände gespielte Schreiben fühlte, kann man sich leicht denken; sie wußte nicht, ob sie ihren Augen glauben sollte und überlas das Billet noch zwey dreymal mit begieriger Aufmerksamkeit, gieng dann ein paar mal in der Allee auf und nieder, sah schüchtern um sich her und betrachtete die Hinterseite des Gartenhauses, in welchem sie zu ihrer noch größern Verwunderung nicht ein einzi-ges Fenster entdeckte, sehr sorgfältig und nahm dann ihren Weg wieder rückwärts zu einer im Garten befindlichen Terrasse, Unbemerkt von dem übrigen Frauenzimmer, welche sich in einiger Entfernung bey einer

neuangelegten Fontäne befanden, welche in Form eines hundertköpfigen Drachen die schönsten Farben spielte und ihre ganze Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich zog, setzte sie sich auf eine Rasenbank, zog ein Buch aus der Tasche, unter dem Scheine darinnen zu lesen und beantwortete in möglichster Geschwindigkeit obiges Schreiben mit folgenden Worten:

»Großmüthiger Unbekannter!

»Wer Sie auch seyn mögen, so muß »ich gestehen, daß das in der dunkeln »Allee gefundene Billet mich in nicht geringes Staunen versetzt hat; doch als »eine freye Brittin wage ich es, Ihren »Worten Glauben beyzumessen und mich, »wenn es Ihnen anders ein Ernst und »das erhaltene Schreiben keine Veranstaltung desjenigen ist, der mich in seiner

„Gewalt hat, Ihrer Führung zu über„laſſen und jeder Gefahr Troz zu bieten, „die meinem Leben droht. Sind Sie „ein rechtſchaffener Mann, ſo erwarte ich „binnen vier und zwanzig Stunden noch„malige Verſicherung Ihres eigenen Ver„ſprechens und verweiſe Sie wegen der „Belohnung auf die Ankunft in un„ſerm Vaterlande.“

Mit dieſer Beantwortung, die ſie mit Bleyſtift auf ein in dem Buche vorn angeheftetes Blatt niedergeſchrieben hatte und im Hinweggehen herausriß, nahm ſie ihren Weg wieder nach der dunkeln Allee, betrachtete noch einmal mit vieler Aufmerkſamkeit die nördliche Seite des Gartenhauſes und fand bey näherer Unterſuchung wirklich einen Faden an dem beſtimmten Orte herabhängen, an welchen ſie ihre Erklärung befeſtigte und ſich augenblicklich wieder hinwegbegab, in

einiger Entfernung aber ſtehen blieb und ohne ein menſchliches Auge zu ſehen, bemerkte, wie das angeheftete Papier an dem Faden allmählig hinaufgezogen ward und in einem kleinen Spalt in der Mauer des obern Stockwerks vor ihren Augen verſchwand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ende des dritten Bändchens.

Kabalen

des

Schicksals.

Viertes Bändchen.

Leipzig,
in der von Kleefeldschen Buchhandlung.
1801.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Inhalts-Verzeichniß.

1.

Adelheit, Gräfin von Steifenburg. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert. Fortsetzung. S. 1

2.

Henriette Stern. — 33

3.

Jakobine Prichards, eine englische Geschichte. Fortsetzung. S. 75

4.

Laurenzo und Laurette. — 137

5.

Die Emigranten. — 157

I.

Adelheit,

Gräfin von Steifenburg.

Eine

Geſchichte aus dem ſechzehnten Jahrhundert;

Fortſetzung.

Keines unedlen Gedanken fähig, nahm die fromme Adelheit die anscheinende Reue ihrer ehemahligen Jugendfreundin für das, wofür man sie ausgab, und bedauerte es oft, daß sie das Fräulein hatte reisen lassen, fand es doch aber auch auf der andern Seite zu ihrer Beruhigung nothwendig, sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen, die, nach ihrer Meinung, ihr in der Zukunft gefährlich werden könnte. Sie glaubte in der That, daß es dem Fräulein ein Ernst wäre, und ahndete nichts weniger, als einen so schändlichen Betrug; auch gewährte Cychens Entfernung ihr wirklich einige Ruhe und häuslichen Frieden: denn der Graf schien zwar Anfangs deßhalb in etwas betreten zu seyn, allein dieß geschah absichtlich, und er gieng,

die betrogene Gemahlin desto sicherer zu machen, von dem anscheinenden Kummer, den ihm Evchens Abreise verursachte, allmählig zur Zufriedenheit über, betrug sich allenthalben gegen die Gräfin willfährig, und schien, ihre Nebenbuhlerin bald vergessen zu haben. Seine flüchtige Denkart, vermöge welcher alles einen schnellen, nicht aber allemahl einen dauerhaften Eindruck auf ihn machte, bestärkte die zärtliche Adelheit in dieser Meinung, die dem ehebrecherischen Gemahl zur Ausübung seiner Untreue zu statten kam. In der Verstellungskunst Meister, stellte er sich über die Trennung von dem Fräulein so betrübt, daß sein Betragen fast an eine stille Melankolie zu grenzen schien, die die theilnehmende Gattin um seinen Verstand bange machte, daher sie alle Kräfte ihrer Seele aufbot, den irrenden Gatten durch vernünftige Vorstellungen, tröstende Gründe der Religion und zärtliche Liebkosungen wieder auf den Weg der Tugend zurückzuführen, ihn an seine Pflicht zu erinnern,

und die Ausübung derselben ihm eben so leicht, als angenehm zu machen.

Je glücklicher ihre Fortschritte in diesem Bekehrungswerke dem Anschein nach waren, desto mehr entfernte sich der Graf von dem Herzen seiner liebenswürdigen Gemahlin, die ihm mit jedem Tage unausstehlicher wurde, weil die Leiden ihres Körpers ihm den Genuß versagten, den er in den Umarmungen des Fräuleins so reichhaltig erndtete, und durch ihre physischen Vollkommenheiten für die Zukunft gesichert fand. Bisher hatte er sich eingezogen gehalten, an öffentlichen Vergnügungen wenig oder gar keinen Theil genommen, und seine Zeit meistens in der Einsamkeit zugebracht; jetzt aber fühlte er das Bedürfniß der Natur überhand nehmen, daher er selbst darauf bedacht seyn mußte, der vorgegebenen Krankheit ein Ende zu machen, und den Bitten und Zuredungen seiner Gemahlin nachzugeben, die ihn selbst veranlaßte, sich Zerstreuung zu ver-

schaffen, und ihm in dieser Absicht den Vorschlag that, zu reisen. Eben dieß war es, was er aus ihrem eigenen Munde hören wollte, und man kann wohl glauben, daß er diesen Rath mit der größesten Zufriedenheit befolgte.

Indeß harrte Evchen mit sehnendem Verlangen ihres ehebrecherischen Buhlen, durch die Heftigkeit seiner Leidenschaft so sehr, als durch seine Gründe überzeugt, daß sie die Gemahlin desselben in ihrer Gerechtsame weiter nicht durch diesen an sich unerlaubten Umgang beeinträchtige. Einverstanden mit dem Grafen und dessen Beamten, hielt sie sich während der Zeit auf einer alten Burgveste der Steifenburgischen Familie verborgen, und ließ das Gerücht verbreiten, daß sie von einer jähen Krankheit überfallen worden, die ihr die Fortsetzung ihrer Reise zu den Ihrigen unmöglich machte. Ja! sie ließ es sogar zu, daß man sie für todt sagte und Bericht deshalb an den Grafen erstattete,

der aber bei dessen Ankunft nicht zu Hause war, und es der Willkühr seiner Gemahlin überließ, wegen Beerdigung der Verblichenen Befehle zu ertheilen. So angenehm auch diese Nachricht der guten Adelheit hätte seyn können, so brachte sie wirklich eine ganz entgegen gesetzte Wirkung in dem Gemüthe dieser vortreflichen Dame hervor. Sie beweinte den Verlust einer Freundin, die nur aus Unerfahrenheit sie beleidigt hatte, und durch allzuheftige Reue und Betrübniß für ihr jugendliches Vergehen mit dem Tode büssen mußte. Sie befahl daher, den Leichnam der Entseelten mit den gewöhnlichen Zeremonien in der gräflichen Kapelle des Orts beizusetzen, Begängniß und Seelmessen zu halten, und ein ganzes Jahrlang in den Kirchen für die verstorbene Jungfrau zu beten.

Der Betrug gieng glücklich von statten; nicht allein die Gräfin, sondern sogar das Volk wurde getäuscht und glaubend gemacht, daß

das Fräulein von der Trott an einer peſtartigen Krankheit geſtorben ſey, damit ſich niemand dem Sarge nähern und den Betrug entdecken ſollte. Denn der Graf hatte, dieſe Täuſchung zu bewirken, ein hölzernes Bild verfertigen, und durch dazu erkaufte Weibsperſonen ankleiden und in den Sarg legen laſſen. Nicht ein Menſch ſchöpfte einigen Argwohn, am wenigſten Adelheit, die in eigener Perſon der Beiſetzung der Leiche beiwohnte, indeß der Graf auf einer andern ſeiner Burgen, deren er in den Braunſchweigiſchen Landen mehrere beſaß, über die Ausführung dieſes religiöſen Poſſenſpiels lachte, und in Evchens Armen der Liebe pflegte.

Er kam mehrere Wochen lang nicht zu Hauſe, und in der Meinung, daß er im Auslande umher ſchwärme und Zerſtreuung ſuche, ließ es die gutherzige Dame ſich gar nicht in den Sinn kommen, auf eine ſo ſchändliche Weiſe hintergangen zu ſeyn. Auf der andern

Seite überredete sich Evchen mit jedem Tage mehr ihrer Gerechtsame, fühlte sich mit jedem Genusse der Liebe mehr an ihren gräflichen Buhlen gekettet, und durch ihre körperliche Fähigkeit seiner Leidenschaft Befriedigung zu gewähren, auch seiner aufrichtigsten Liebe versichert. Das einzige, was ihr Anfangs einige Unruhe verursachte, war der Betrug, den man auf Kosten ihrer Ehre gespielt hatte, im Fall er verrathen werden sollte. Aber der Graf stellte sie über diesen Punkt eben so leicht zufrieden, als er sie überredet hatte, daß der Zweck der Ehen bloß in Befriedigung derjenigen Leidenschaft bestehe, die Mensch und Thier gemein haben, daß Kinderzeugen allein das Glück solcher Verbindungen ausmache, und eine unfruchtbare Gattin aus eben diesen Gründen sichs gefallen lassen müsse, ihr jede fremde, der Wahl ihres Eheherrn gefällige Person an die Seite gesetzt zu sehen.

Nicht lange nach dieser abentheuerlichen Szene kehrte der Graf auf Steifenburg zurück. Adelheit bewillkommte ihn auf eine so verbindliche Weise und mit solcher Zärtlichkeit, als ob niemals irgend eine Verdrüßlichkeit zwischen ihnen obgewaltet hätte. Ihre Freude über seine Rückkehr, ihr Wohlbehagen an seiner frohen Laune, mit welcher er ihre Zärtlichkeit erwiederte, und ihre Theilnahme an seiner Gesundheit, waren aufrichtig und hätten — hätte nicht immer Evchens Bildniß ihm vor Augen geschwebt — vielleicht in diesem Moment den Feind besiegt, der das Herz des Gatten ihr entwendet hatte. So sehr sie auch den günstigen Augenblick benutzte und dem Ziele fast nahe war, so vermochte sie doch nicht, den Fliehenden zu haschen, und ihm die Beute wieder zu entreissen. Seit vielen, vielen Monden war sie nicht so glücklich gewesen, von den Lippen ihres Gemahls einen Kuß zu empfangen, und mit einem warmen Händedruck, der ihr in die Seele drang, für ihre Zärtlichkeit belohnt zu

werden. Schon hielt sie sich des Triumphs versichert — aber ihre Kräfte reichten nicht zu, ihr Eigenthum, das sie gefaßt zu haben glaubte, fest zu halten.

Mit dem entehrenden Vorsatze, gegen die edle Gattin Besserung zu heucheln, verließ der Graf das Fräulein, mit der Versicherung, in wenig Tagen wieder bei ihr zu seyn. Seine Entfernung machte ihr Langeweile; aber die Begierde, zu wissen, was die Gräfin zu dem vorgehabten Possenspiel sagen würde? gewährte ihr einige Entschädigung, und beschäftigte sie in seiner Abwesenheit. Herabgesunken zur Klasse gewöhnlicher Buhlschwestern, lachte sie der herzlichen Theilnahme ihrer Jugendfreundin, und triumphirte mit schadenfrohem Lächeln über die Einfalt der über ihren Karakter weit erhabenen Gattin ihres gräflichen Buhlen, pochte auf die Vorzüge ihres Körpers und schätzte sich glücklich, von ihm erkannt zu werden. Angebohren war ihr solche Bosheit nicht, und

alles Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit war noch nicht in ihrem Busen erloschen; aber schiefe Grundsätze, die ihr der Graf selbst beigebracht hatte, Bewußtseyn ungewöhnlicher Reize und täglicher Genuß waren tröstende Gründe, die ihr Herz wieder aufrichteten, wenn sie ja einmal ihrer jugendlichen Unbefangenheit dachte und sichs einfallen ließ, ihren Umgang mit dem Grafen unerlaubt zu finden.

Er blieb länger aus, als er versprochen hatte. Die zärtlichen Liebkosungen seiner anbetungswürdigen Gemahlin fesselten ihn wider seine eigene Vermuthung, und hielten ihn länger von der Ausführung seines gegebenen Versprechens zurück. Er fand den Umgang dieser vortreflichen Dame so angenehm, unterhaltend und lehrreich, ihre Freude, ihre Theilnahme, ihr ganzes Benehmen so ungekünstelt und wahr, jedes ihrer Worte so herzeindringend, das sanfte Lächeln ihres Auges so an

sich ziehend, und die Gesammtheit ihrer körperlichen Reize nach einer fast drei monatlichen Trennung so neu, daß er, am Scheidewege zwischen Tugend und Laster stehend, lange unschlüssig war, auf welchem Wege er fortwandeln sollte. Oft entschied er für jene, und war, während des kurzen Aufenthalts bei seiner ihm durch Priesters Hand angetrauten Gattin schon einmal im Begriff, dem Fräulein einen Abschiedsbrief zu senden, und die Schandflecken ihrer Ehre mit klingender Münze zu decken; allein der Gedanke, daß Evchen bald Mutter werden, und ihre Junonische Schönheit auch für die Zukunft dem Uebermaaß seines Naturinstinkts Befriedigung gewähren sollte, trat so lebhaft vor seinen nur für das Sinnliche lebenden Geist hin, daß er den Fuß wieder rückwärts setzte und auf der Bahn des Lasters unaufhaltbar forttaumelte.

Anfangs hatte ihm die Gräfin die Nachricht von dem vorgeblichen Hinscheiden des

Fräuleins und ihrer Beerdigung absichtlich verschwiegen, weil sie befürchtete, seine muntere Laune durch eine so traurige Zeitung in Trübsinn zu wandeln, und sich der Erreichung ihres Ziels verlustig zu machen; jedoch auf der andern Seite schien ihr gänzliche Verschweigung derselben eben so gefährlich, indem sie nicht ohne Ursache Vorwürfe befürchten mußte, die ihr aufs neue Kummer und Betrübniß verursachen würden. Durch diese Gründe veranlaßt, trat sie mit der Erzählung von dem Tode ihrer Freundin auf, und wußte sie ihm mit solcher Schonung beizubringen, daß sich der Graf nicht enthalten konnte, die weibliche Delikatesse zu bewundern, und die von ihr getroffenen Anstalten in allen Punkten genehm zu halten.

Adelheit war selbst Schuld, daß ihre Kräfte nicht zureichen wollten, das geraubte und fast wieder gerettete Eigenthum zu behaupten. Die Art ihres Vortrags war es, wodurch sie auf einmal alles wieder vernichtete, was sie seit

der Rückkehr ihres Gemahls bewirkt und beabeitet hatte, und die Flammen der Liebe für das Fräulein in seinem Herzen selbst anfachte. Auf diese Erzählung vorbereitet, affektirte er Anfangs einige Verlegenheit, in die ein Betroffener, der eines begangenen Fehlers sich erinnert, durch Ueberraschungen der Art versetzt wird; allein die Gegenwart seines Geistes, die ihn auf einige Augenblicke verlassen zu haben schien, kehrte bald wieder in ihre Grenzen zurück, und machte durch lebhafte Aeusserungen in seinem Betragen die von allem Argwohn entfernte Gattin glauben, daß er seine Thorheit eingesehen habe und seine Reue wahrhaft sey. Aber es war Verstellung. Seine unbändige Leidenschaft heischte Sättigung, und ein sympathetisches Gefühl sagte ihm, daß Evchen mit Sehnsucht seiner wartete. Erkünstelte Schwermuth veranlaßte die sorgende Gattin von neuem, auf Zerstreuung und Vergnügen bedacht zu seyn, aber der Graf schlug ihr Anerbieten höflichst aus, und schwang sich, unter dem Vorwande,

daß Reisen sein einziges Vergnügen sey, wieder aufs Roß, und flog der Wohnung seiner Abgöttin entgegen.

An Ergebung in den Willen des Schicksals gewöhnt, trug Adelheit ihre Leiden mit unbeschreiblicher Geduld und Gelassenheit, ohne irgend ein Wesen außer sich darein zu verwickeln, maaß die Veranlassung derselben einzig und allein ihrer menschlichen Unvollkommenheit bei, verschloß ihren Kummer tief im Innersten ihres Herzens, und gewöhnte sich allmählig an eine eingezogene stille Lebensart, die mancher andern um so mehr zur Last gefallen seyn würde, je weniger sie in der Ausübung ihrer Pflichten Beschäftigung gefunden hätte. Diese aber entschädigten sie für die Langeweile ihrer prachtvollen Einsamkeit, in welcher sich ihr thätiger Geist während der Abwesenheit ihres Gemahls mit guten lehrreichen Büchern unterhielt, oder mit klugen, auf Nutzen und Vergnügen abzweckenden Anordnungen und Erfindungen beschäft

schäftigte, die jedesmal dem Grafen, wenn er auf einige Tage bei ihr verweilte, seinen Beifall abnöthigten.

Alles Streben und Ringen dieser himmlischen Seele nach dem vormaligen Besitze der Liebe ihres Gemahls war umsonst, sie vermochte nichts mehr, als — Achtung zu erwerben; aber diese war so groß, daß der Graf oftmals sich selbst sein Unrecht bekannte, zugleich aber auch sein Unvermögen fühlte, sie zu lieben. Er erkannte den Werth der Göttlichen und überzeugte sich, so oft er auf einige Tage nach Hause kam, von den Vollkommenheiten ihrer Seele, und er hätte sichs zur Sünde gerechnet, ihr mit Verachtung zu begegnen, oder Kälte blicken zu lassen — ja! sogar ihre Gesundheit schien in seinen Augen wieder zu gewinnen; demohngeachtet war's ihm unmöglich, sie zu lieben. Ihr in allen gefällig zu seyn, ihren Wünschen zuvorzukommen, dieß war alles, was er für sie that — aber mit

dem Erwachen seines Naturbedürfnisses fühlte er augenblicklich seine Schwäche, Schaam bemächtigte sich seiner Seele, Schwermuth faltete seine Stirn, und, unvermögend, den Blick seiner anbetungswürdigen Adelheit zu ertragen, sah er sich genöthigt, zu fliehen, und in den schwelgerischen Umarmungen unkeuscher Liebe Trost und Rettung zu suchen.

In diesem Verhältnisse lebte das unglückliche Paar sieben Jahr lang, ohne durch irgend einen Zufall in ihrem glücklichen Wahne gestört, oder von einem ihrer Vertrauten verrathen zu werden. Der Graf lebte bald auf diesem, bald auf jenem seiner Schlösser, und befand sich die wenigste Zeit auf Steifenburg; nur dann pflegte er dahin zu kommen, wenn er Gelder erheben und seine Kasse füllen wollte. Alle Geschäfte in und außer dem Hause besorgte Adelheit mit solcher Akkuratesse und Gewissenhaftigkeit, daß er nicht nöthig hatte, ihr einen Sekretär an die Seite zu setzen. Vielleicht

unterließ er dieß gar absichtlich, damit seine theure Geschäftsträgerin unaufhörlich beschäftigt seyn, und nicht einmal unvermuthet auf den Gedanken gerathen sollte, ihn mit ihrer Gegenwart zu überraschen. Ein paarmal hatte sich der Fall ereignet, daß sie der Begierde, ihren Gemahl zu sehen, Genüge zu leisten, ihn auf ihre Ankunft vorbereitet, und um Erlaubniß gebeten hatte, ihn besuchen zu dürfen. Abschlagen konnt' er ihr diese Bitte nicht, denn er wußte, wie sehr ihn seine Gemahlin liebte, und nannte ihre Foderung gerecht. Jedesmal, so oft der Fall eintrat, entfernte er seine unkeusche Beischläferin auf ein nahgelegenes Dorf oder Meierei, wo sie ihren Augen unentdeckt bleiben konnte, und vermied vorsichtlich, ihr beim Herumführen im Schlosse die Wohnzimmer des Fräuleins zu zeigen. Um aber für die Zukunft dieser unangenehmen Trennung, binnen welcher er seinem Herzen Zwang anthun mußte, überhoben zu seyn, traf er die Verfügung, daß er seinen Briefen falsche Orte ein-

verleibte, an welchen er sich, jedoch nur auf kurze Zeit, aufzuhalten vorgab, und auf diese Weise die brave Gattin nöthigte, von dem Vorhaben abzustehen, wenn ihr der Gedanke eines abzustattenden Besuchs über lang oder kurz wieder einmal in den Sinn kommen sollte.

Nach Ablauf dieser glücklichen, oder unglücklichen Katastrophe, binnen welcher der Graf aus dem Beischlafe mit Evchen sieben lebendige Kinder gezeugt hatte, die ihn unzertrennlich an sie ketteten, verbreitete sich mit einmal auf Steifenburg das Gerücht, daß der Graf einen unglücklichen Fall vom Pferde gethan hätte, und an einer am Kopfe erhaltenen Wunde gefährlich darnieder läge. Diese Nachricht erschütterte sie dergestalt, daß sie einige Tage kränkelte, sich aber bald wieder erhohlte, und den Entschluß faßte, zu ihm zu reisen und die Sorge für seine Pflege und Wartung selbst zu übernehmen. Zwar wußte sie nicht einmal

seinen Aufenthalt, weil die Nachricht unvollständig war, wo ihm der Unfall begegnet und auf welchem seiner Güther er die Krankheit abwarten müsse. Deshalb war sie genöthiget, Kundschafter auszuschicken und die Rückkehr desjenigen zu erwarten, der ihr mit Bestimmtheit den Ort nennen würde, wo sich der Graf aufhielt. Er kam — und kaum hatte er den Namen der gräflichen Veste ausgesprochen, so schwang sich die um das Wohl ihres unwürdigen Gemahls bängstete Gräfin in den Sattel, und eilte, von einem Getreuen ihres Hauses begleitet, auf und davon.

Unterwegs beschäftigte sie sich bloß mit der Krankheit ihres Gemahls; überlegte, wie sie die Wunde behandeln und welcher Heilungsmittel sie sich bedienen wolle, und sah im Geiste schon ihn unter ihren Händen genesen, und sich für ihre Mühe und Sorgfalt belohnt. Sie besaß Kenntnisse in der Heilungskunde, die einem angehenden Wundarzte Ehre gemacht has

ben würden und sie in den Stand setzten, die Kur allein und ohne Zuziehung eines würklichen Arztes auf sich zu nehmen. Sie ritt, ohne anzuhalten, die Nacht hindurch, und erreichte um zehn Uhr des andern Tages das Ziel ihrer Reise. Das Bellen der Hunde auf dem Schloßhofe führte einen von den Stallknechten des Grafen herbei, der nicht wenig staunte, die würkliche Gemahlin seines Herrn vor sich zu sehen, und da er schon mehrere Jahre bei ihm in Diensten war, sich nicht getraute, mit der Lüge fortzukommen, die Gräfin nicht zu kennen, in der Geschwindigkeit eine zweite ersann, und auf die Frage: Wo ist mein Gemahl? — mit Entschlossenheit antwortete: Er ist verreist; die Zimmer sind verschlossen und niemand weiter zu Hause, als ich und ein alter Jäger. — Mit den Worten: Er könne ihr weiter nichts anbieten, als sich im Garten umzusehen — ließ er die Gräfin stehen, und, stellte es ihrer Willkühr anheim, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen, oder

sich wieder aufs Pferd zu schwingen und hin zu reiten, wo sie hergekommen war.

Adelheit stand, wie vom Blitz getroffen, und wußte nicht, ob sie bleiben, oder den Rückweg antreten sollte, als mit einmal das Jubelgeschrei zweier Knaben, die sie durch die Gatterthüre in der langen Kastanienallee des Schloßgartens erblickte, sie aus ihrer Betäubung weckte, indeß der einfältige Stallknecht, in der Meinung, sich und seinen Herrn auf eine recht feine Art aus dieser unangenehmen Verlegenheit gerissen zu haben, und ohne an die Knaben zu denken, spornstreichs zum Schloßthore hinaus gelaufen war, dem Grafen, der in einiger Entfernung ohnweit des Dörfchens revierte, Nachricht von dieser unvermutheten Erscheinung zu geben. Der Anblick der Kleinen und das schnelle Davoneilen des Reitknechts machte einen sonderbaren, jedoch nur flüchtigen Gedanken in ihr rege, und veranlaßte sie, von dem Anerbieten des leztern

Gebrauch zu machen. Sie gieng in den Garten, und that unterwegs in lauter abgebrochenen Worten unterschiedliche Fragen an sich selbst: Wie? — Sollte der Graf — wenn eine zweite Eva — doch nein! — Diese Kinder — vielleicht gehören sie einem andern. Unter diesen und mehrern in ihrem Gehirn sich durchkreuzenden Gedanken nahte sie sich den beiden schuldlosen Knaben, die auf ihren Steckenpferden ihr entgegen hüpften, mit einmal stehen blieben und ihr dreust ins Auge sahen. „Vater ist nicht zu Hause," hub der älteste an, der ohngefähr sieben Jahre zählte. — „Vater jagt„ — und: „Mutter hat ein kleines Brüderchen„ stammelte die unbefangene Lippe des jüngern, der höchstens vier Sommer alt seyn konnte, ihr entgegen.

Diese aus dem Munde der trugloseften Wahrheit gesprochenen Worte, die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Grafen und dem ältesten dieser Knaben und Evchens um

verleugbare Miene auf dem Gesichte des Kleinern brachten die von den Beängstigungen über die vermeintliche Krankheit ihres Gemahls und von den ungewohnten Strapatzen der Reise schon zu sehr ermattete Gräfin so aus aller Fassung, daß es ihr Mühe kostete, sich zu halten und die Beantwortung der Frage: Wer ist euer Vater? — abzuwarten. — Kaum hatte sie der geschwätzigen Zunge des unbefangenen Kleinen die Worte: Gráf Steifenburg — entlockt, so fühlte sie sich neu belebt und flog, gleichsam von einer höhern Macht mit neuen Kräften ausgerüstet, entlang der Kastanienallee zum Garten hinaus, über den Hof und, ohne von Jemand aufgehalten zu werden, die Stiege hinauf, in den Vorsaal, wo auf das Geräusch, mit welchem sie die Thüre aufgerissen hatte, mehrere weibliche Domestiken ihr in den Weg traten, und auf die mit vollem Affekt gethane Frage: „Wo ist sie?“ — sie mit einem trockenen: „Sie schläft,“ — abzuweisen gedachten. — „Sie schläft?“

wiederholte Adelheit — und im Tone der Verzweiflung sprach sie noch einmal das Wort: Sie schläft! — begleitete diesen Ausruf mit kreischendem Lächeln und sagte: „Erwachen soll sie, um auf immer zu schlafen!“ — Mit diesen Worten drängte sie, wie eine Furie, sich durch die Menge der Umstehenden, riß die Thüre des Wochenzimmers auf, donnerte der Schlummernden im fürchterlichsten Tone und mit dusserster Anstrengung ihrer Kräfte: Evchen! erwache — ins Ohr, und stürzte ohnmächtig am Bette ihrer Nebenbuhlerin hin.

Aufgeschreckt durch diesen Todbringenden Zuruf, erkannte Evchen ihre ehemalige Jugendfreundin, und sank, vom Schreck dieser schauervollen Szene überwältigt, wieder rückwärts in ein tödtliches Nichtbewußtseyn ihres Selbsts. Dieser Augenblick kostete beiden das Leben. Zwar brachte man beide wieder ins Leben zurück, aber mit Mühe und nur auf

kurze Frist. Denn wenig Stunden nach diesem schrecklichen Ereignisse gab Evchen, vom überraschenden Anblick ihrer beleidigten Freundin zu sehr erschüttert, und ohne von selbiger Vergebung erbetteln zu können, ihren Geist auf. Die Gräfin hingegen fiel, ihrer Sinnen beraubt, aus einer Ohnmacht in die andere, und, durch diese geschwächt, in eine den geringen Ueberrest ihrer Kräfte aufzehrende Krankheit, welcher nach einigen Wochen erst die mitleidige Parze ein Ende machte, als man der Leidenden, deren Krankheit sich allmählig in stille Melankolie verwandelt hatte, und ihr zuweilen auf einige kurze Stunden den Gebrauch ihrer Sinnen verstattete, auf die Frage: Wie befindet sich Evchen? — die Antwort ertheilte: daß sie schon längst ein Raub des Todes geworden sey. —

Unwissend, daß sie Ursache an dem Tode des Fräuleins war, das sie noch immer als

Freundin liebte, streckte die Nachricht sie aufs neue hin, verdoppelte ihre Hinfälligkeit, und raubte ihr die Gegenwart ihres Geistes für die kurze Zeit ihrer Pilgerschaft vollends ganz, ohne einen einzigen Augenblick zur Erhohlung ihr übrig zu lassen. Nur wenig Minuten vor ihrem Hinscheiden kam sie wieder in den vollen Besitz ihres Bewußtseyns, und benutzte die lezte ihr gestattete Frist zur Aussöhnung mit der Welt und ihrem Schicksal. Gern hätte sie auch mit Evchen sich ausgesöhnt und ihr Vergebung zugesichert — denn ihr Herz sagte es ihr, daß Verführung ihre Unschuld besiegt und sie zur Verbrecherin gemacht hatte — aber dieses gottähnliche Beginnen mußte sie bis zu ihrer Ankunft in den Wohnungen himmlischer Geister versparen und zur Belohnung für ihr thätiges Streben nach Tugend und Vollkommenheit hienieden sich mit dem Bewußtseyn eines reinen Gewissens begnügen lassen. Ihre Auflösung fühlend, ließ sie den Grafen, ihren Gemahl, bitten, ihr noch einmal seine Gegen-

wart zu gönnen und die lezten Augenblicke ihres Lebens nicht durch seine Verachtung zu erschweren.

Seiner Schuld sich bewußt und vom nagenden Gewissen verfolgt, wagte er es kaum, sich dem Lager der Vollendenden zu nähern; aber die Versicherungen des eilenden Bothen, daß es die lezte Bitte der Kranken sey, veranlaßten ihn, nicht einen Augenblick zu säumen und ihrer Foderung zu willfahren. Er kam. Reuefühlend und ohne ein Wort zu sprechen, stürzte er am Bette der Gräfin hin, faßte die sterbende Hand dieser engelreinen Gott ähnlichen Seele, und flehte um ihre Verzeihung. „Ich habe dir verziehen," sagte sie — „o mein Gemahl! vergieb auch mir, — mit Vorsatz kränkte ich dich nie." — Tief im Innersten die Wahrheit dieses Ausspruchs fühlend, konnte sich der Graf nicht enthalten, ihr ein freimüthiges Geständniß seines Herzens abzulegen, und sie noch einmal wegen des ihr zugefügten Unrechts in den zärtlichsten reuevollsten Ausdrücken um Verzeihung zu bitten. Die lezten Kräfte sammelnd, raffte sich die am Rande

des Grabes wallende Pilgerin noch einmal auf, und gewährte ihm mit halbgebrochenen Augen Versicherung dessen, was er heischte, durch einen minutenlangen Kuß von ihrer sterbenden Lippe und sank, aus der lezten seiner Umarmungen sich loswindend, wieder aufs Küssen zurück. Ein kurzes brünstiges Gebet um Stärke zur Vollendung bezeichnete den Pfad, den sie hienieden gewandelt hatte, und bahnte ihr den Weg zum Himmel, der ihren brechenden Augen sich öffnete. Losgerissen von der Welt und keiner menschlichen Hülfe mehr bedürftig, erwartete sie, vorbereitet und mit sehnendem Verlangen, den Zuruf des Engels, der ihrem Geist gebieten sollte, die Fesseln zu zersprengen, die an die irdische Hülle ihn ketteten und — ihr Ende war selig.

Niemand fühlte den Verlust dieser Rechtschaffenen mehr, als der Graf, ob er gleich sich im Leben so sehr von ihr entfernt hielt; denn er fühlte, daß er sie einst zärtlich geliebt hatte. Und dieß Gefühl kehrte mit dem Augenblicke ihrer Trennung so lebhaft in seine Seele zurück, daß,

er wünschte, sie wieder ins Daseyn rufen zu können. Düstere Schwermuth hatte ihn seit jener fürchterlichen Katastrophe, die er durch sein spätes Herbeikommen nicht verhindern konnte, auf allen Schritten verfolgt, und es ihm unmöglich gemacht, Evchen sterben zu sehen und Augenzeuge des Jammers und Elends seiner treuen Adelheit zu seyn. Vom innern Richter verfolgt, klagte er sich selbst als Verführer der Unschuld und Mörder überirdischer Tugend an. Unstät und flüchtig irrte er bei Tag und bei Nacht in Flur und Wäldern umher, Linderung seines Schmerzes zu erjagen; aber umsonst! — Nirgends hatte er eine bleibende Stätte; er floh das Angesicht der Menschen, und man fürchtete für seinen Verstand. Aber eine schwere Krankheit, in die er nach einigen Wochen, binnen welchen er so sein Wesen getrieben hatte, verfiel, rettete ihm dieses unschätzbare Kleinod. Heimgesucht durch körperliche Leiden, fühlte er nach dreien Monathen eine so merkliche Umschaffung seines ganzen Wesens, für die er der waltenden Vorsicht

nicht genug danken konnte. Weniger ſtark, als zuvor, fühlte er in ſich jenen unerſättlichen Naturtrieb, deſſen Uebermaaß ihn zu mancher unedlen Handlung verleitete, und die ſpäte Reue wieder gut zu machen nicht vermochte. Er wurde von Stund an ein ganz anderer Menſch, und ſeine liebſte, ſeine einzige Beſchäftigung von dem Tage ſeiner Geneſung an war die Sorge für die mutterloſen Waiſen, deren Vater er war.

2.

Henriette Stern.

Unter der Zahl von zwölf Kindern, welche der ehrliche Stein in einer zwiefachen und, dem Anschein nach, glücklichen Ehe erzeugt hatte, war Henriette das jüngste. Mit dem besten Herzen und einer nicht unangenehmen Bildung von der Natur versehen, schien dieses gute Mädchen vom ersten Augenblicke seines Daseyns an, die Launen des Schicksals dulden und alle Leiden tragen zu müssen, welche ihre älteren Geschwister auf sie bringen würden. Jene wiegten sich im Schooße des Glücks, so lange Nahrung und Gewerbe des Vaters gieng, der durch Fleiß und Thätigkeit in den guten nahrhaften Zeiten sich so viel erworben hatte, daß er nicht nur ein reichliches Auskommen genoß, sondern auch seinen Kindern eine seinem

Stande und Vermögen angemessene Erziehung gewähren konnte; diese hingegen erblickte das Licht der Welt in einer ungünstigen Epoche, da bereits das Glück seine Hand dieser Familie entzog, und — vielleicht einer unwürdigern emporzuhelfen, ausstreckte.

Söhne und Töchter zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu bilden, war das Bestreben des rechtschaffenen Mannes. Er verabsäumte nichts, was die physische und moralische Erziehung derselben heischte, und scheute keinen Kostenaufwand, vermied aber eben so sehr unnöthige Ausgaben und eiteln Flitter. Religion und Tugend waren allenthalben seine Führerinnen auf der rauhen Bahn des Lebens, und, auf ihren Arm gestützt, trotzte er jedem widrigen Verhängniß. Er murrte nicht — wie dieß wohl leider! oft zu geschehen pflegt — wenn die waltende Hand der Vorsicht über ihn gebot, und seine ohnes dieß schon zahlreiche Familie noch um einen

kleinen Weltbürger vermehrte, oder wenn eins seiner Kinder ihm durch den Tod entrissen wurde. „Kinder sind ein Geschenk des Himmels, sagte er oft — hat der liebe Gott bis hieher geholfen, wird er auch weiter helfen. Nimmt der Tod ein Kind von meiner Seite hinweg, nun! so ists der Vorsicht Wille; unser aller Leben steht in ihren Händen, und — glücklich ist der, der über Zeit und Welt erhoben, der Vergänglichkeit nicht zum zweitenmale entgehen pilgern darf."

So dachte der redliche Stern. Allenthalben mit seinem Schicksale zufrieden, widmete er sich unverdrossen den Geschäften seines Berufs, und mühte sich, alle Pflichten als Vater und Herr einer Familie zu erfüllen, deren häusliche Bedürfnisse er der Fürsorge seiner thätigen Gattin ohne Bedenken überlassen konnte, und war nicht ohne Ursache darauf stolz, Oberhaupt eines glücklichen Völkchens zu seyn. So schien es wenigstens. Denn ob er gleich

keine Kapitalien häufen konnte, weil seine Familie von Zeit zu Zeit aus sechzehn bis achtzehn Personen bestand, die ihn um Brod anschrieen, so litt er doch nie Mangel, war niemanden etwas schuldig, und hatte immer ein volles Waarenlager, das ihn unaufhörlich beschäftigte und in den Stand setzte, sich und den Seinigen Unterhalt und Nahrung zu verschaffen. Sechs und vierzig Jahre hatte er mit zwei Weibern in der Ehe gelebt, und während dieser Zeit mit beiden zwanzig Kinder erzeugt, von welchen aber bereits zehen ihm in die Ewigkeit vorangegangen waren. Als Greiß von acht und siebenzig Jahren traf ihn zum zweitenmale der harte Schlag, Wittwer zu werden, nachdem er sich kurze Zeit vorher der Nahrungsgeschäfte entledigt, und die Betreibung derselben einem seiner ältern Söhne übertragen hatte. Der jähe Todesfall der braven Hausmutter war nicht allein für den Greiß überraschend und zu Boden schlagend, sondern auch für die ganze Familie, und hauptsächlich für die jüngsten Kin-

glieder derselben von höchst nachtheiligen Folgen. So lange sie noch am Leben und im Stande war, der Wirthschaft vorzustehen, gieng, der immer schlechter werdenden Zeiten und wenigern Verdienstes ohngeachtet, die Sache doch ihren Gang, wie vorher; aber ihr Hinscheiden verursachte eine gänzliche Zerrüttung dieser glücklichen Familie.

Alter und Schwäche des Körpers machten den Greiß unfähig, sein Ansehen als Vater und Vorsteher der Familie zu behaupten. Er hatte sich dieses Rechts gleichsam begeben, und wähnte, es in den Händen seines Sohnes an einen sichern Mann gebracht zu haben, auf dessen Treue und Redlichkeit er sich verlassen könnte; aber er sah sich betrogen. Fritz und Amalie, als die ältesten Geschwister berechtiget, bei den übrigen Vater- und Mutterstelle zu vertreten, maaßten sich nicht allein die Führung der Wirthschaft an, sondern betrachteten sogar den Nachlaß ihrer Mutter und das sämmtliche Vermö-

gen des noch lebenden Vaters als ihr alleiniges Eigenthum, behandelten diesen als ein überflüßiges, ihnen zur Last fallendes Mitglied der Familie, dem sie das Gnadenbrod geben müßten, und übten eine, vermöge ihres Postens ihnen zukommende, unumschränkte Gewalt über ihre jüngern Geschwister aus. Mit thränenden Augen sah der mit einem Fuße im Grabe stehende Vater den Sturz seiner Familie voraus, konnte und durfte aber nichts sagen; man nannte ihn einen mürrischen, kindischwerdenden Alten, und lachte seiner Vermahnungen.

Er hatte wohl recht. Fritz gieng bloß dem Vergnügen nach, überließ die Geschäfte den jüngern Brüdern, und was er ausser dem Hause in Gesellschaften und glänzenden Divertissements nicht verschwendete, das ließ Amalie durch eine reife Wirthschaft auf- und zu Grunde gehen. Nichts war daher natürlicher, als daß die Ahndung des in den lezten Tagen sei-

nes Lebens eſt an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel leidenden Greiſes über lang oder kurz eintreffen mußte. Doch die ſchonende Vorſicht ließ ihn nicht Zeuge dieſer furchterlichen Kataſtrophe werden, welche bald nach ſeinem Tode den Einſturz des von ihm mit Mühe und Schweiß aufgeführten Gebäudes der Welt vor Augen ſtellte.

Er ſtarb, und niemand war froher, als Friz und Amalie. Denn das kleine Theilchen Vaterrecht, das ſie dem guten Alten gleichſam nur als eine Vergünſtigung zugeſtanden hatten, kam nunmehro vollends in ihre Hände, und Brüder und Schweſtern ſahen ſich um mehrerer Urſachen willen genöthigt, ſie als gemeinſchaftliches Familien-Oberhaupt anzuerkennen. Niemand verkehr mehr dabei, als Henriette. Ohne Welt- und Menſchenkenntniß wandelte ſie noch ſorglos ihren Pfad dahin, und dachte nicht an die Zukunft und an die fürchterlichen Auftritte, die ihr begegnen könnten. In

weiblichen Arbeiten weniger erfahren, als ihre Schwestern, besorgte sie bloß das Hauswesen, und vergaß unter mancherlei Vergnügungen, denen sie sich ungestraft überlassen durfte, den Verlust ihrer Eltern. Alles schien, denselben Gang zu gehen, als vorher, da Vater und Mutter noch lebten, ja! sie hatte sogar mehr Freiheit, und prieß sich in ihrer gegenwärtigen Lage glücklicher. Aber das gute Mädchen wähnte nicht, daß der Genuß dieser Freuden von so kurzer Dauer seyn, und eine lange Reihe trüber Tage ihnen folgen würde.

In der Wirthschaft gieng es bunt über Ecke. Jedes machte, was es wollte. Fritz und Amalie opferten mehr, als jemals, auf den Altären der Freude, besuchten öffentliche Gesellschaften, verschwendeten auf alle mögliche Art und Weise, und überließen die Betreibung des Gewerbes und der häuslichen Geschäfte den jüngern Geschwistern, welche, ohne gehörige Aufsicht, diese vernachlässigten, bloß

dann und wann zum Vergnügen arbeiteten und, indeß jene außer dem Hause herumschwärmten, daheim sich's wohl seyn ließen. Kein Wunder daher, wenn alles, was der Vater durch Ordnung, Fleiß und Arbeitsamkeit vor sich gebracht hatte, jetzt den Krebsgang gieng, und die ganze Familie mit einmal dem unvermeidlichen Falle sich nahte.

Henriette war nach dem Tode ihrer Eltern nebst zweien ihrer jüngsten Brüder unter Vormundschaft gekommen. Auch ihnen widerfuhr, was in dergleichen Fällen so vielen guten Mädchen und Jünglingen zu Theil wird. Fritz legte Rechenschaft von seinem Haushalte ab, und wußte sich dabei so zu benehmen, daß man von Seiten der Gerichte wenig, oder gar nichts, darwider exzipirte, und, weil nichts dabei abzuschöpfen war, die Sache mit unglaublicher Geschwindigkeit beendete, und mit Einwilligung des Vormunds dem Rechnungsführer die sämmtliche Erbschaftsmasse überließ, mit der,

Vormundschaft, den mündigen Geschwistern ihr Antheil herauszugeben, die unmündigen aber für das ihnen ausgesetzte väterliche und mütterliche Erbe mit Kost und Kleidung zu versehen, und sich der endlichen Erziehung und Ausbildung derselben zu befleißigen.

Fritz versprach alles, und gelobte aufs heiligste, Vater und Versorger seiner Geschwister zu seyn, aber er hielt nicht Wort. Obgleich die Familie jetzt aus weniger Personen bestand — denn ein Theil war abwesend und zwei bereits verheirathet — so brauchte er doch zu seinen Bedürfnissen ungleich mehr, als die Führung seiner Wirthschaft heischte und seine Einkünfte ihm gestatteten. Schlechtere Zeiten, immer wachsende Theurung und weniger Verdienst entschuldigten ihn in den Augen der Gläubiger; und unter mancherlei Vorwand theils selbst erlittener, theils noch seinen Vater betroffener Unglücksfälle, wußte er alles an sich zu bringen, was den übrigen ge-

hörte, und sah sich über lang und kurz genöthiget, bei Nacht und Nebel auf und davon zu gehen.

Mit äußerster Mühe und Beschwerlichkeit retteten die verlassenen Geschwister nur einen sehr geringen Theil ihrer an sich schon unbedeutenden Forderungen durch Beschlagnehmung einiger ihnen übriggebliebenen Mobilien, und sahen sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sich selbst ihren Unterhalt zu verdienen. Hier und war übeler daran, als Henriette. Nähen, Striken und dergleichen weibliche Arbeiten waren, wo nicht ganz, ihren Augen verborgen, wenigstens doch nicht so in ihrer Gewalt, daß sie damit hätte dem Schicksale Trotz bieten, und sich ihrer Hände Arbeit ernähren können. Amalie allein hatte sich vorgesehen, und in Geheim an baarem Gelde sowohl, als durch Hinwegschaffung verschiedener Pretiosen bereichert; denn sie vermochte am besten den unvermeidlichen Fall ihres Bruders zu ahnden,

und hielt es daher ihrer Konvenienz gemäß, auf sich selbst bedacht zu seyn. Noch zu rechter Zeit giengen ihr die Augen auf. Um nicht über lang oder kurz selbst Mangel zu leiden, zog sie nach und nach ihren Kopf aus der Schlinge, überließ ihren unglücklichen Bruder seinem Schicksale, und warf sich, mehr aus Verzweiflung, als Liebe, einem Manne in die Arme, der ihr an Jahren weit überlegen war, und sie nach einigen Monathen zur Wittwe machte.

Unter diesen Umständen sah Henriette sich genöthiget, bei einer ihrer verheiratheten Schwestern Zuflucht zu suchen. Madam Willmanns nahm sie mit schwesterlicher Liebe auf, und ihr zärtlicher, menschenfreundlicher Gatte ließ der Verwaisten Schutz und Obdach angedeihen. So wenig auch seine ökonomische Verfassung es zuließ, so gewährte er ihr doch gern und ohne den mindesten Unwillen alles, was sie brauchte, und Henriette stand nach

möglichsten Kräften ihrer Schwester in der Wirthschaft bei. Es gereichte ihr in keiner Rücksicht zum Nachtheil, diesen Zufluchtsort gewählt zu haben; denn Sophie — so hieß die gute Wilmanns — war, nach Henriettens Selbstäußerung, die einzige von ihren Schwestern, mit welcher sie von Kindheit auf am besten harmonirte. Sophie war gut, edel, menschenfreundlich, wirthschaftlich, arbeitsam, unverdrossen; mithin für Henrietten das nachahmungswürdigste Beispiel. Gewiß würde sie unter ihrer Leitung keine unbedeutenden Fortschritte zu ihrer Vervollkommnung gemacht haben, wäre ihr Aufenthalt in dieser vortreflichen Familie nicht von so kurzer Dauer gewesen.

Neun Wochen hatten die beiden Schwestern, zwar in keinen rauschenden Vergnügungen, jedoch in möglichster Eintracht verlebt, und Henriette fühlte sich im Umgange ihrer Schwester mit jedem Tage besser und glückli-

cher. Ein jäher Zufall trennte das Band schwesterlicher Liebe, als mit einmal und ganz unvermuthet Amaliens Dienstmädchen eintrat, und im Namen ihrer Gebieterin Herrn Willmanns bat, augenblicklich bei ihr zu erscheinen, und sie in ihrer traurigen Lage mit Rath und Hülfe zu unterstützen.

Mit Hintansetzung seiner eigenen Geschäfte andern gefällig zu seyn gewohnt, nahm der edle Willmanns keinen Anstand, dem Gesuch seiner Schwägerin zu willfahren. Er flog zu ihr und fand, was er nicht vermuthete, ihren sechzigjährigen Gatten schon halb mit dem Tode ringend. Ihm folgte auf dem Fuße Henriette aus unwillkührlichem Triebe — denn alles, was um sie herum vorgieng, machte einen so heftigen Eindruck auf ihr Herz, daß sie im ersten Augenblicke nicht Meisterin über sich selbst war, und oft mit anscheinender Entschlossenheit that, was sie in der Folge bereuete — ihrem Herzen Erleichterung zu schaffen, verließ

sie

sie das Haus ihres Wohlthäters, und warf sich mit thränenden Augen Amalien in die Arme, in der Absicht, dieser durch die herzlichste Theilnahme Trost und Linderung zu gewähren. Ihr verursachte das Hinscheiden ihres Schwagers heftigere Schmerzen, als ihrer zur Witwe werdenden Schwester, die sich mit ungleich weniger Mühe und Anstrengung über den Verlust ihres Gatten zufrieden stellte, und schon an seinem Begräbnißtage sich einen andern wählte, der seine Stelle ersetzen sollte.

Henriette glaubte jetzt mehr, als jemals, ihrer leidenden Schwester Hülfe und Beistand schuldig zu seyn, denn sie war schwanger und sah in wenig Wochen ihrer Niederkunft entgegen. Auch fanden sich Willmanns deshalb gar nicht beleidigt; sie hatten vielmehr Ursache, Henriettens Entschluß zu billigen, und entbrachen sich nicht, diese sowohl, als Amalien, mit Rath und That zu unterstützen.

Indeß ereignete ſich ein neuer Zufall, welcher nicht allein die Sternſchen Geſchwiſter in allgemeine Unruhe und Verlegenheit ſetzte, ſondern auch Amaliens Niederkunft beſchleunigte und ihr das Leben koſtete.

Die Willmannsſche Familie beſtand bisher aus fünf Perſonen, und wurde jetzt durch ein neues Mitglied vermehrt. Kaum hatte die vortrefliche Sophie ſich von den Unannehmlichkeiten und Beſchwerden ihrer Sechswochen einigermaaßen erholt, ſo brach zu einer Zeit, wo alles im tiefſten Schlafe verſunken lag, Feuer aus. Mehrere Wohnungen wurden durch die verheerende ſchnell um ſich greifende Flamme dahin geriſſen, und unter ihnen befand ſich auch das Landhaus dieſer menſchenfreundlichen Familie. Kaum hatten die unglücklichen Bewohner des einſamen Dörfchens, in welchem Willmanns mit Weib und Kindern hauſte, ſo viel Zeit übrig, ſich durch die Flucht zu retten; viele kamen nur mit äußerſter Gefahr des Le-

bens davon, und sahen sich genöthiget, Habe und Guth in den Flammen auflodern zu sehen. Er, der so gern seine Hand ausstreckte, andern wohlzuthun, und Leidende nach Möglichkeit zu unterstützen, sah sich jetzt selbst von den nothwendigsten Bedürfnissen des menschlichen Lebens entblößt, flehte umsonst nach Hülfe, und haderte doch nicht mit der Vorsicht, die ihm diese Prüfung auferlegte.

Welch ein Donnerschlag für Henrietten! — Unvermögend, die genossenen Wohlthaten zu vergelten, weinte sie Thränen des Jammers und Mitleids am Busen ihrer unglücklichen Schwester, und kehrte wieder zurück zu Amalien, die, durch die schreckliche Nachricht zu sehr erschüttert, dem Augenblicke ihrer Entbindung mit fürchterlicher Ahndung entgegen sah. Sie gebahr. Aber die erste Lebensstunde des kleinen Weltbürgers endete die Laufbahn seiner Mutter, die ihm das Leben gab und nicht so glücklich war, ihn an ihr Herz zu drücken.

Henriettens Lage war fürchterlich kritisch. Gern hätte sie sich des Kindes angenommen und Mutterstelle bei ihm vertreten; aber dazu besaß sie eben so wenig hinlängliche Erfahrung, als Festigkeit und Muth, den Gefahren entgegen zu gehen, die ihr auf diesem Wege begegnen konnten. Willmanns konnten sich des verwaisten Knaben auch nicht entnehmen, denn der Fall war in dem Unglücke, das sie betroffen hatte, zu neu, und sie hatten noch zu viel mit sich selbst und ihrer neuen Einrichtung zu thun; daher es auch Henrietten unmöglich war, bei ihnen zum zweitenmale Zuflucht zu suchen.

Glücklicherweise mischte sich Karoline, welche sich bisher in einiger Entfernung von ihren Geschwistern gehalten hatte, auf Veranlassung ihres Eheherrn, ins Spiel, unterzog sich der Beerdigung der Verstorbenen, und übernahm Pflege und Wartung der vater- und mutterlosen Waise. Mehr aus Gewinnsucht und um

sich in der Familie einen Namen zu machen, unterzog sich der stolze Hunold — so hieß Karolinens Ehegemahl — diesem Geschäfte, regulirte die Verlassenschaft seiner Schwägerin, und nahm den schuldlosen Kleinen an Kindesstatt auf; äußerte aber auch zugleich, daß er für Henrietten nichts thun könne, und weigerte sich sogar, ihr wenigstens so lange Dach und Fach zu verstatten, bis sie anderswo ein Unterkommen finden würde.

Einige Tage vergiengen, während welchen sich Willmanns und seine Gattin einigermaaßen wieder erholt, und, von edlen Unbekannten unterstützt, eine neue Haushaltung angelegt hatte. Von aller Welt verlassen und gleichsam aus dem Hause ihrer Schwester verbannt, erschien Henriette zum zweitenmale, und klagte mit den bittersten Thränen dem wohlthuenden Menschenfreunde ihre Leiden. So entfernt und eingezogen auch der ehemals begüterte Willmanns jetzt zu leben genöthiget war, so gestat-

tete er doch der unglücklichen Schweſter in ſeinem Hauſe zu bleiben, und an ſeiner Tafel ſich ſatt zu eſſen. Indeß bemühte ſich Henriette, um nicht ihrem Wohlthäter zur Laſt zu fallen, herrſchaftliche Dienſte zu nehmen, und ſah nach mancherlei vergeblichen Verſuchen ihren Wunſch erfüllt. Mit dem innigſten Gefühl der Dankbarkeit verließ ſie Bruder und Schweſter, warf ſich, feſt entſchloſſen, ihnen jede genoſſene Wohlthat einſt nach Kräften zu vergelten, auf den Poſtwagen, und eilte ihrer Beſtimmung entgegen.

Beim Eintritt in die prachtvollen Zimmer ihrer adelichen Gebieterin wähnte ſie, im Pallaſt einer Fürſtin zu ſeyn, und hielt es für ein überirdiſches Glück, dieſer den Saum ihres Kleides küſſen zu dürfen. Aber wie erſchrack das furchtſame Mädchen, als man ihr einen bogenlangen Aufſatz vorlegte, der die Tagesordnung enthielt, nach welcher ſie jede Handlung ihrer neuen Laufbahn einzurichten beſehl

ligt wurde. Kaum wurde ihr so viel Zeit vergönnt, ihn durchzulesen, und sich mit den Pflichten, die man ihr auflegte, bekannt zu machen. Mit Zittern und Zagen trat sie ihren Dienst an, und wagte es nicht, um der übermäßigen Forderungen willen, die man aus Vorbedacht ihr nicht eher, als beim Antritt, zu eröffnen für rathsam hielt, Beschwerde zu führen.

So sehr sie auch von den Strapazen der Reise ermüdet war, so achtete man doch im mindesten nicht darauf. Mit der einer aus reichsfreiherrlichem Geblüte entsprossenen Edeldame angebohrnen Würde und Anstand erhob sich die Frau von Stolzenburg vom Sofa, befahl der neuen Zofe, den Schweif ihres Kleides zu fassen und ihr zu folgen, um — wie die Gnädige sich selbst auszudrücken, huldreich geruhte — die Zofenkammer anzuweisen. Die Tour gieng aus einem Zimmer ins andere. Dieß geschah nicht ohne Absicht. Henriette

ſtaunte beim augenblicklichen Hindurchgehen über die prachtvollen Gegenſtände, welche die Kunſt mit verſchwenderiſcher Hand darein geordnet hatte, und wagte es, auf den Platz, der ihr zur Wohnung eingeräumt werden ſollte, in Gedanken einen Schluß zu machen. Dieſe kühne Folgerung war ihr wohl nicht zu verargen, und jede andere würde, nach unſerer Meinung, an ihrer Stelle das nehmliche gewagt haben. Aber wie fand ſie ihre Erwartung getäuſcht, als mit einmal, von der Hand ihrer Gebieterin geöffnet, die Thüre ihrer neuen Wohnung ſich aufthat, und ihr den fürchterlichſten Kontraſt mit jenen flüchtig durchlaufenen Zimmern der hochadelich Stolzenburgiſchen Veſte vor Augen ſtellte.

Ein kleines, kaum 14 Zoll breites, das Gepräge des Alterthums an ſich tragendes, und von Wetter und Stürmen halb zertrümmertes Dachfenſterchen vermochte kaum, die ſchmutzigen Wände zu erhellen, und die Habſeligkeit

ten, die ihr zum Gebrauch verstattet wurden, sichtbar zu machen. Ein kärgliches Bette, ein zerbrochener Tisch und ein hölzerner Schemel war alles, was sie hier erblickte. Und dieß sollte Henriettens Wohnung seyn? — Hier sollte sie, auf einem erbärmlichen Strohlager nach den Strapatzen des entflohenen Tages Ruhe und Erholung suchen, die ihr noch dazu von dem in ihrem Kämmerlein hausenden Ungeziefer vergällt wurde? — Ihr Loos war in der That traurig, und machte in ihrer Seele den Gedanken zur untrüglichsten Wahrheit: daß der Stand dienender Personen die schrecklichste Sklaverei sey.

So unrichtig auch diese Folgerung seyn mochte, so war sie doch dem guten Mädchen um so mehr zu verzeihen, da sie die Wahrheit derselben an sich selbst bestätigt fand. Welch ein außerordentlicher Unterschied zwischen ihrer jetzigen und ehemaligen Lage! — Wenn es sonst freiwillig geschah, eine halbe Nacht hin-

durch sich mit einem Buche zu beschäftigen, oder sich nach vollendeten Tagsgeschäften im Kreise ihrer Geschwister und Freundinnen auf mancherlei Art zu vergnügen; so war es jetzt Zwang, den Tag bis in die sinkende Nacht hinein ununterbrochen und oft über ihre Kräfte arbeiten zu müssen. Ihre Pflicht heischte nicht allein Aufwartung und persönliche Bedienung der Herrschaft, die hauptsächlich in Frisiren und Ankleiden der gnädigen Frau und Fräuleins bestand, sondern auch in Aufsicht und Besorgung der Wäsche, Reinigung der Zimmer und oft sogar in den niederern Verrichtungen einer gewöhnlichen Küchen- und Hofmagd. Selten hielt eins von den übrigen Domestiken länger als einige Wochen aus, weil die Behandlungen des Herrn von Stolzenburg, der unaufhörlich mit der Hetzpeitsche sie an ihre Pflicht erinnerte, unmöglich ihnen behagen konnte; daher es oft an den dazu nöthigen Subjekten mangelte, und Henriette, um nicht gleichen Mißhandlungen ausgesetzt zu seyn, freiwillig, meistentheils

aber auf ausdrücklichen Befehl, ihre Stelle ausfüllen und sich zu ganz ungewöhnlichen, ihr unbekannten und ihre Kräfte übersteigenden Arbeiten bequemen mußte. Kaum hatte sie, besonders wenn Gesellschaft und Gasterei war, so viel Zeit übrig, ihre Mittags- oder Abendkost, die noch dazu äußerst schlecht und kärglich war, einzunehmen, und konnte sich oft erst nach Mitternacht niederlegen, und kaum eine bis zwei Stunden der Ruhe widmen; denn mit anbrechendem Tage bramarbassirte der adeliche Tyrann schon unter fürchterlichen Flüchen und Drohungen mit der Hetzpeitsche im Hause herum, und scheuchte den süßen Schlummer, der die Schlafenden im Schooße wiegte, durch sein anhaltendes Getöse von ihren Augen hinweg.

Diesen allen ohngeachtet hielt Henriette ihre Dienstzeit aus, und segnete den Tag, der ihrer Sklaverei ein Ende machte. Wie neugebohren stand sie, als sie den Pallast der hoch-

adelich Stolzenburgiſchen Familie im Rücken hatte, unter freiem Himmel, blickte furchtlos umher, und dankte der Vorſicht ihre Erlöſung. Um dieſe wenigen glücklichen Augenblicke zu genießen, gieng ſie mit langſamen Schritten ihrer neuen Beſtimmung entgegen, verfolgt von dem Gedanken, aus einer Sklaverei in die andere zu gehen. Ohnmöglich konnte dieſe ſchlimmer ſeyn, als jene. Auch fügte ſich Henriette, an die Ungemächlichkeiten ihres Standes gewöhnt, willig darein, und erwartete mit ungewöhnlicher Standhaftigkeit ihr neues Verhängniß.

Ihr Eintritt im Hauſe des Herrn von Waldthal ließ ſie weniger Pracht und Aufwand vermuthen; aber die Art, mit der ſie von ihrer neuen Gebieterin aufgenommen wurde, verſprach ihr einige Linderung ihres Schickſals. Alles fand ſie hier anders, als in der Stolzenburgiſchen Familie, und änderte bald ihre Meinung von dem traurigen Looſe der Dienſtbothen

ab. Das Zimmer, das ihr zur Wohnung angewiesen wurde, war reinlich, nur wenig von dem Wohnzimmer der gnädigen Herrschaft unterschieden, und bloß durch das Schlafzimmer derselben getrennt. Die Foderungen, die man in Ansehung des Dienstes an sie machte, waren nichts weniger, als hart und abschreckend. Außer der Bedienung der gnädigen Frau, hatte sie die beiden Kinder, mit denen sie täglich spazieren gieng, unter ihrer Aufsicht; die übrigen Domestiken waren ihr alle untergeordnet, und die Besorgung des Hauswesens ihre hauptsächlichste Beschäftigung. Niedrige Arbeiten blieben ihr unbekannt, und man behandelte sie, obgleich nicht als Vertraute, jedoch als eine Freundin vom Hause, und jeder Tag machte sie immer mehr und mehr ihr voriges Schicksal vergessen. Allenthalben genoß sie unbedingte Freiheit, und in Abwesenheit der Herrschaft stand alles unter ihrem Befehl.

So sehr sie auch Ursache hatte, sich in ihrer gegenwärtigen Lage glücklich zu fühlen und nichts weniger als einigen Nachtheil davon ahndete, so wurde doch der Aufenthalt in diesem kleinen Elisium ihr nach und nach gefährlich, und sie hätte, wohl nicht ohne Grund, wünschen sollen, je eher je lieber den Ausgang dieses Labyrinths zu finden, in welchem man ihrer Tugend Schlingen legte. Doch das gnädige Wohlwollen und die menschenfreundliche Herablassung ihrer Gebieterin sowohl, als die Achtung, mit der ihre Untergebenen ihr begegneten, und überdieß eine neue sie immer mehr fesselnde Bekanntschaft hüllten dem Auge des sorglos vor sich hinwandelnden Mädchens die Zukunft in undurchdringliches Dunkel ein, und ließen sie die Gefahr nicht merken, der sie mit jedem Schritte näher kam.

Herr von Waldthal von jeher geneigt, auf kleine Nebenliebschaften zu halten, fand Henriettens Reize seiner Aufmerksamkeit nicht un-

werth. Zwar begünstigte er sie nicht gleich in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit mit seinen hochadelichen Zumuthungen, sondern absichtlich nahte er sich ihr langsam, und machte sie nur allmählich mit seinen Foderungen bekannt, nachdem er sie durch sein Betragen und einige unbedeutende Geschenke und Beweise seiner Großmuth so weit gebracht zu haben glaubte, daß es ihr unmöglich werden könnte, seinen Wünschen entgegen zu seyn. Unter diesem und jenem Vorwande trat er denn mit seiner Foderung auf, und heischte unter den vortheilhaftesten Versprechungen und zärtlichsten Liebkosungen Genuß, wurde aber immer mit einer Art von ihr abgewiesen, die das Feuer seiner Leidenschaft nur noch mehr anschürte und ihn glauben machte, Henriette wolle die Sprödе spielen.

Indeß fügte es sich, daß ein junger Mensch, Namens Huldreich, der bei dem adelichen Verwalter die Oekonomie praktisch studierte,

und bei seinen Verrichtungen im herrschaftlichen Wohnhause öfters Gelegenheit hatte, die neue Kammerjungfer zu sehen, sich in Henrietten verliebte und Jagd auf sie machte. Es gelang ihm, ihre Bekanntschaft zu finden und nicht unbegünstigt von ihr zu gehen. Ein Liebesverständniß war um so leichter, je mehr Henriette selbst schon vor der ersten Unterredung sich in den jungen Weltmann vergafft hatte, ohne zu wissen, daß das Bedürfniß ihres Herzens Liebe sey, und von dem gewählten Gegenstande das Geständniß ähnlicher Empfindungen erwartete. Von Seiten des Mädchens war diese Leidenschaft natürlicher, unbefangener und schuldloser; nicht aber so von Seiten des Jünglings, der bloß auf Raub ausgieng, und vor jeder einmal genossenen Speise Ekel und Abscheu fühlte.

So hell und wüthend auch die jugendliche Flamme im Innern des zwanzigjährigen Mädchenschänders loderte, so enthielt er sich doch lange.

lange genug des Ausbruchs seiner Leidenschaft, um nicht des Anschauens der jungfräulichen Reize Henriettens sich so bald zu berauben, und fand sie immer schöner und liebenswürdiger, je mehr sie, auf ihre Tugend pochend, sich sträubte, seinen Foderungen zu willfahren, bis endlich der Augenblick sich nahte, in dem die Hülflose der Uebermacht des Tygers weichen mußte, und von brennenden Küssen bedeckt, dem Räuber ihrer Ehre unterlag.

Kaum hatte sie dem Liebe heuchelnden Betrüger das höchste Kleinod weiblicher Tugend, ihre Unschuld zum Opfer dargebracht, so fühlte der räuberische Schwelger auch diesmal seine Raubsucht gesättiget, und der nächste Augenblick erzeugte ihm Eckel und Abscheu. Henriette sah sich von ihm verlassen; er floh ihren Umgang, mied ihre Blicke — und die Betrogene ahndete nichts weniger, als Kälte und Verachtung von Seiten dessen, den ihr Herz

so zärtlich liebte; denn sie schrieb seine Entfernung und Zurückhaltung auf Rechnung seiner ihr vorgeheuchelten Rechtschaffenheit, und hätte sichs zur Sünde angerechnet, sie für etwas anders, als Schaam und Reue zu halten. Diese für den Unwürdigen so vortheilhafte Meinung erhöhte in ihren Augen seinen Werth und mehrte ihre Liebe, indeß der gesättigte Buhle von Augenblick zu Augenblick kälter ward, der genossenen Reize weiter nicht achtete, und neue Flammen in sich auflodern fühlte, deren Befriedigung einen neuen Gegenstand heischte.

Einige Wochen vergiengen, ehe Henriette den Betrug entdeckte und sich von der Untreue ihres Geliebten überzeugte. Eine Reise, auf welcher sie die Waldthalische Familie begleiten mußte, kam dem glücklichen Wahne, durch gegenseitige zärtliche Liebe belohnt zu werden, zu Statten, und verzögerte die traurige Entdeckung bis nach ihrer Wie-

derkehr. Sie fühlte sich schwanger, wagte es aber nicht, sich jemand zu entdecken. Der Herr von Waldthal bemerkte die in ihr vorgegangene Veränderung zuerst, und war nicht wenig deshalb entrüstet, sich von Hertietten zurückgesetzt, und irgend einer seiner Domestiken begünstiget zu sehen. Denn er hatte seine Zumuthungen mehrmals und mit verdoppelten großmüthigen Versprechungen wiederholt, aber allemal fruchtlos. Jetzt sah er sich von ihr hintergangen, ohne seinen Nebenbuhler zu kennen. Rache kochte in seinem Busen, und er schwur, diese Geringschätzung fürchterlich zu ahnden. Vielleicht wäre es ihr Schade nicht gewesen, wenn sie seinen Foderungen ein einziges mal nachgegeben, und ihm das Opfer dargebracht hätte, das sie nun schon an einen Unwürdigen verschwendet hatte; denn seine Großmuth stieg zu demselben Grade, wie seine Rachgier — und gewiß hätte er für ihr besseres Unterkommen gesorgt und

sie mit Ehren unter die Haube gebracht, wenn sie seinen Wünschen gewillfahrt und ihm den Genuß vergönnt hätte, den sie jenem überließ.

Um diesen Vorsatz auszuführen, theilte er seiner Gemahlin die gemachte Entdeckung mit, und übertrug ihr die Vernehmung der gefallenen Sünderin, die, ihres Fehlers bewußt, sich nicht getraute, zu leugnen, und durch ihre Offenherzigkeit ihre Gebieterin zu Mitleid und Nachsicht veranlaßte. Er selbst aber schien sich nicht darein mengen zu wollen, und befahl, ihr nach abgelaufenem Dienstjahre den Abschied zu geben.

Seit diesem Ereigniß begegnete man ihr allenthalben mit weniger Achtung und Zutrauen; unter lauter fremden Menschen hatte sie nicht einen einzigen, dem sie ihr Leid klagen und um Rath und Beistand angehen konnte; Hulderich vermied jede Gelegenheit,

ihr in den Wurf zu kommen; die Zeit ihrer Niederkunft rückte heran, sie sah sich verlassen und mit jedem Tage immer mehr verachtet und verspottet. Der Kummer ihrer Seele nahm überhand, und sie getraute sich eben so wenig, sich ihren Geschwistern zu entdecken, und sie um Hülfe und Beistand anzuflehen, als den Räuber ihrer Unschuld selbst, oder durch einen andern zur Rechenschaft zu fodern. Man schien gar nicht mehr auf sie zu merken. Ein alter Bedienter des Hauses, den der Zustand des entehrten Mädchens zu Herzen gieng, nahm sich der Verlassenen an, und verwendete sich für die Unglückliche. Er nahm den stolzen Jüngling, der über den Fall der Gesunkenen triumphirend, mit Verachtung auf sie herabblickte, auf die Seite, stellte ihm sein Verbrechen und die Schuldigkeit vor, der Beleidigten Genugthuung zu geben; aber der junge Frevler lachte der Vermahnungen des Alten, und wollte weder

von Entehrung nach Schuldigkeit etwas wiſſen. Daher nahm dieſer ſeine Zuflucht zu dem herrſchaftlichen Verwalter, der die Aufſicht über ihn hatte, und bat ihn um Hülfe für Henrietten.

Dieſer ehrliche Mann ſah nun wohl die Nothwendigkeit ein, der Verlaſſenen beizuſtehen, aber er überſah auch im nehmlichen Augenblicke die damit verbundenen Beſchwerlichkeiten. Er kannte die Denkart des alten Hulderichs, der in ſeinem Zorne ausſchweifend war, und alles für den Sohn fürchten ließ; er kannte den Leichtſinn des Sohnes, der mit lachendem Muthe von einem Schlachtopfer ſeiner thieriſchen Leidenſchaft zum andern ſchritt, und, den Mißhandlungen des tobenden Vaters zu entgehen, im nächſten Augenblicke fähig war, ſich ein Leids zu thun. Unglück zu verhüten, ſtand er lange bei ſich

an, welchen Weg er einschlagen wollte, den Vortheil der einen ohne Nachtheil des andern zu bewirken.

In dieser Absicht hielt er es fürs rathsamste, sich selbst für beide aufzuopfern; denn ans Heirathen durfte Hulderich nicht denken. Er war erst neunzehn Jahr, stand unter väterlicher Gewalt und hatte kein eigenes Vermögen; mithin blieb kein Ausweg übrig, als die Entehrte auszustatten und für Erziehung des Kindes besorgt zu seyn. Zu diesem Endzwecke bestimmte er, eine Summe von 200 Rthlr. aus seinen eigenen Mitteln herzugeben, und sie dem jungen Hulderich ohne Zinsen vorzuschießen, bis er eine eigene Oekonomie errichtet haben und im Stande seyn würde, sie ihm wiederzugeben. Gegen ihn betrug sich Hulderich weniger starrköpfig, als gegen jeden andern,

und war schon Willens, diesen Vorschlag einzugehen; aber der Herr von Waldthal hatte bereits die Sache zum Vortheil des Jünglings geleitet, und das entehrte Mädchen mit einer weit geringern Summe abspeisen und gerichtlich aller Ansprüche an den ehrlosen Verbrecher renunziren lassen.

Auf diese Art abgefunden, mußte sie Tags darauf dieses Haus verlassen, das ihr Anfangs ein Himmel zu seyn schien, bald aber zur Hölle wurde. Sie nahm ihren Weg nach ihrer Vaterstadt, und wollte bei ihren Geschwistern Zuflucht suchen; aber sie war nicht so glücklich, diesen Ort zu erreichen. Die Reise war zu heftig und ihre Kräfte verließen sie allmählig. Sie war genöthigt, in einem Dorfe Quartier zu machen, und ihre durch die zu starke Be-

wegung beſchleunigte Niederkunft abzuwarten. Sie verfiel in eine Krankheit, von der ſie erſt nach einigen Wochen wieder genaß. Mit dem Kinde auf den Armen und einem ſehr geringen Ueberreſte ihrer Baarſchaft, wanderte ſie nun ihrem Geburtsorte zu, und ſtaunte bei ihrer Ankunft, ihren Freund Willmanns nicht mehr daſelbſt zu finden. Ein glückliches Ohngefehr hatte ihm im Auslande ein ſicheres Unterkommen verſchafft. Sie wagte es, ihren Schwager Hunold um Obdach anzuflehen, aber er verſagte ihr jede Unterſtützung, und ſie mußte bei fremden Menſchen Hülfe ſuchen, die ihr weiter nichts geben konnten, als ein elendes Strohlager. Ihren Unterhalt mußte ſie ſich ſelbſt verdienen; aber ſie vermochte nicht ſo viel zuſammen zu bringen, als ſie für ſich und ihr Kind brauchte, und man fand ſie bei der

immer mehr überhand nehmenden äußeren deutlich strengen Kälte eines Morgens auf ihrem Lager sammt dem Kinde erstarrt, und alle Bemühungen, sie wieder ins Leben zurück zu bringen, waren umsonst.

3.

Jakobine Prichards,

eine englische Geschichte.

Fortsetzung.

Noch ehe vier und zwanzig Stunden vergiengen, war die schöne Gefangene wieder im Garten, und fand früher, als sie vermuthete, in der dunkeln Allee, dicht am Gartenhause, die Gegenantwort auf die, Tags vorher, an den großmüthigen Unbekannten erlassene Beantwortung des am nehmlichen Orte aufgehobenen Billets. Sie las, und verschlang jedes Wort desselben mit brennender Begierde, den Namen desjenigen zu finden, der der Autor eines Gefühls war, das in ihrem Innern sich regte. Schon um der Absicht willen liebte sie ihn, der sich freiwillig zu ihrem Retter aufwarf, ohne ihn zu kennen, und erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, der sie demjenigen in den Arm führen sollte, der von jetzt an ihr Herz besaß,

ohne es zu wiſſen. Aber ſie mußte ſich zur Geduld bequemen; denn dieſer glückliche Augenblick blieb lange aus — und noch länger der Augenblick ihrer Rettung; — mußte ſich einſtweilen begnügen laſſen, zu muthmaßen, daß der Unbekannte, der ihr dieß Anerbieten machte, zwar ein Leibeigener des Tyrannen ſey, der auch ihr einſt ihre Freiheit raubte, aber, nach der Kühnheit ſeines Unternehmens zu urtheilen, kein Mann von gemeinem Stande und Fähigkeiten ſeyn könne. Unſicher und voll heißer Erwartung wogte ſie lange auf dem Meere der Hofnung daher, und fand in dem Umgange der übrigen Damen, die der Barbar in ſeiner Gewalt hatte, täglich mehr Verdruß und Langeweile, die Stunden wurden ihr zu Tagen, die Tage zu Ewigkeiten, und ſie ſah ſich mit keinem Abend derſelben dem geträumten Ziele näher.

Ohngeachtet es ihr während der Abweſenheit ihres Peinigers vergönnt war, mit den

übrigen Frauenzimmern täglich im Garten zu spazieren, so sah sie doch außer denselben keinen einzigen Menschen, als einen alten Verschnittenen, der ein wachsames Auge über sie zu führen Befehl hatte, und die Zeit pünktlich in Acht nahm, die ihnen zu diesen Spaziergängen verstattet war. Doch eine List von Seiten ihres unbekannten Retters brachte sie unvermuthet ihren Wünschen näher. Schon seit den ersten Tagen seiner Leibeigenschaft hatte er mancherlei Abänderungen und Verbesserungen in diesem Garten unternommen, und durch die Kenntnisse, die er in der Bau- und Gartenkunst besaß, sich nicht allein seine Sklaverei erträglich, sondern auch Hassans Zutrauen eigen zu machen gewußt. Lezteres gelang ihm besonders durch das Vorgeben, in dem Besitze eines Geheimnisses zu seyn, vermöge dessen man sich die Liebe und Zuneigung des schönen Geschlechts erwerben und darinnen fest halten könne. Diese Aeusserung war dem grauköpfigen Schweiger nicht unwillkommen.

Er bot dem verschmizten Leibeigenen keine ge
ringe Summe für die Mittheilung dieses Ge
heimnisses, erlangte aber von diesem nichts
mehr, als das Versprechen, es dahin zu brin
gen, daß sich jedes Frauenzimmer, seines Al
ters und häßlichen Bildung ohngeachtet, ihm
freiwillig in die me werfen müsse; denn er
war zu sehr von der natürlichen Unmöglichkeit,
dem andern Geschlechte zu gefallen, überzeugt,
daher er dieses Anerbieten mit beiden Händen
ergriff, dem Leibeigenen eine ansehnliche Be
lohnung versprach, und alles im Voraus her
gab, was dieser zu Ausführung seines Kunst
stücks benöthigt zu seyn vorgab.

Dieses Kunststück, dessen Wirkung der
nach Freiheit ringende Sklav seinem Herrn so
einleuchtend zu machen wußte, daß er im ge
ringsten nicht mehr daran zweifelte, bestand in
Verfertigung eines Trankes, dessen Zuberei
tung aber Zeit, Arbeit und Kostenaufwand ver
ursachte. Hassan schrute eins so wenig, als

daß

das andere. Er zahlte, was der vermeinte Chemiker brauchte, gestattete ihm alle nur mögliche Freiheit, und befahl den übrigen im Hause, diesem, so oft er ihres Beistandes benöthiget seyn würde, ohnweigerlich zu Gebote zu stehen. Dieser ausdrückliche Befehl ihres Oberherrn veranlaßte die einfältigen Mohren, den von Hassan so begünstigten Leibeigenen für einen Tausendkünstler oder Hexenmeister zu halten, und thaten alles, was er verlangte, theils aus natürlicher Furcht, theils aus besonderer Zuneigung, die er sich auf mancherlei Weise zu erwerben gewußt hatte.

Diese List gelang ihm um so besser, je mehr während seiner chemischen Beschäftigungen, die oft den Anschein einer Zauberei gewannen, der Weibertyrann abwesend war, und, Eroberungen zu machen, ganze Monate auf dem Meere herumkreuzte, und nur sehr selten nach Hause kam. Mirza, jener grausichtige Beobachter der Damen, die Mulai

Haſſan in ſeinem Serail aufbewahrte, war der erſte und vorzüglichſte, den ſich der junge Laborant zum Freunde machte. Er hintergieng ihn bald durch dieſe, bald durch jene Erdichtung, beſonders durch das Vorgeben, daß er ein abgeſagter Feind des Frauenzimmers ſey, und einen natürlichen Ekel und Abſcheu vor demſelben hege. Dadurch brachte er es dahin, daß dieſer einfältige Menſch nicht das mindeſte Mißtrauen in ihn ſetzte, und ihn, ſelbſt dann, wenn die Damen im Garten ſpazierten, nicht von ſeiner Arbeit weg und auf die Seite gehen hieß; und es wurde ihm auf dieſe Art leicht, mit der ſchönen Landsmännin eine geheime Unterredung zu veranſtalten.

Bis hieher hatten die unglücklichen Verliebten bloß durch einen geheimen Briefwechſel ſich unterhalten, ohne die gegenſeitigen Gefühle ihrer Herzen zu kennen, — denn eins ſo wenig, als das andere wagte es, ſich dem geliebten Gegenſtande zur Zeit näher zu entdecken —

und doch beteten beide einander an; nunmehr aber trat der Zeitpunkt ein, der sie ihr Unglück vergessen machen sollte. An der Seite ihrer verhaßten Gesellschafterinnen kam Miß Prichards in der schönen Kastanienallee des weitschichtigen Gartens daher, in deren Hintergrunde der gefürchtete Tausendkünstler sich einen Platz gewählt hatte, einen Theil seiner chemischen Arbeiten zu betreiben. Er ließ sich durch ihr Herbeikommen nicht stören, und stellte sich, als ob er sie nicht sähe. Schon von weitem erkannte die schönste der wandelnden Grazien in dem beschäftigten Sklaven den Geliebten ihres Herzens, und wäre ihm gern in den Arm gesunken, hätte nicht die Anwesenheit des sie belauschenden Mirza sie veranlaßt, sich sammt ihren Gefährtinnen in einen Seitengang hineinzuschlagen, und die mannichfachen Verschönerungen und neuen Anlagen des Gartens, die sie unwissend diesem geschickten Künstler zu verdanken hatten, in Augenschein zu nehmen. Indeß näherte sich Mirza seinem Freunde, dem

das Herz wie ein Hammer klopfte, und ver-
hinderte durch sein Dastehen die Annäherung
der Damen, die sich in der daran stoßenden Ver-
tiefung beim Anblick eines von ihm neu angeleg-
ten Springbrunnens verweilten.

Seinen Zweck zu erreichen, nahm der mit
Auseinanderlegung und Bearbeitung der ge-
sammelten Kräuter und Blumen unaufhörlich
beschäftigte Jüngling seine Zuflucht abermals
zu einer Lüge, und überredete den leichtgläubi-
gen Mirza, der von dem natürlichen Ekel und
Abscheu seines Freundes gegen das andere Ge-
schlecht überzeugt zu seyn glaubte, daß er, so
schwer es ihm auch ankommen würde, dennoch
einer Unterredung mit derjenigen benöthiget wä-
re, um deren willen er diesen Zaubertrank be-
reiten müsse. Der Mohr willfahrte augen-
blicklich seiner Foderung, verließ ihn und
folgte den lustwandelnden Jungfrauen, um sich
weiter und immer weiter von seinem Laborato-
rio zu entfernen. Während dessen hatte der

schöne Engländerin sich auf eine Rasenbank unter den Schatten eines Baums niedergelassen, und so sich unbemerkt von der übrigen Gesellschaft verlohren. Sie sah sich allein, und eine geheime Ahndung sagte ihr, daß der gegenwärtige Augenblick der Sehnsucht ihres Freundes Grenzen setze und ihre Gegenwart heische. Gedanke und Ausführung war eins. Weit genug von den Theilnehmerinnen ihres Schicksals entfernt, um bemerkt zu werden, verließ sie das melankolische Ruheplätzchen, und eilte, bald schnellern, bald langsamern Schrittes, dem Aufenthalte ihres Seelenabgottes entgegen.

Kaum war sie die kleine Anhöhe herauf gestiegen, und um die Ecke der großen Allee herumgekommen, so fühlte sie in einer Entfernung von zehen Schritten beim Anblick des geliebten Gegenstandes auf ihren Wangen eine Röthe emporsteigen, die sie noch nie gefühlt hatte, und der Hammer ihres Herzens pochte mit hör-

baren Schlägen. Auch im Sklavenhabit schön, wie ein Gott, stürzte, von seiner Arbeit sich losreissend, der unternehmende Jüngling sich zu den Füßen dieser Huldin nieder, und wagte es, ihr die Hand zu küssen. Stumm und sprachlos standen Anfangs beide; aber beide brachen fast in einem Moment das Stillschweigen. „Stehen Sie auf! sagte Miß Prichards und — „Einzige, die ich anbete, unter der Menge, die ich hier wandeln sah" — erwiederte der vom Feuer der Liebe glühende Jüngling — „verzeihen Sie, daß ich es wage, im Angesicht desjenigen, der unsere Herzen kennt, mündlich zu wiederholen, was ich Ihnen schriftlich gelobte." — „Ist es Ihnen," entgegnete die Schöne, „wirklich ein Ernst um die Rettung einer Unglücklichen, die für Sie ohnmöglich ein Interesse weiter haben kann, als Gleichheit des Schicksals und das zufällige Glück, Ihre Landsmännin zu seyn, o! so säumen Sie keinen Augenblick, Ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen."

So erträglich auch in der That beider Schicksal war — denn noch hatte die der geraubten Engländerin zugestandene Bedenkzeit, den wollüstigen Foderungen ihres Tyrannen Genüge zu leisten, ihre Endschaft nicht erreicht, und keiner von den Leibeigenen des Barbaren genoß so auszeichnende Vortheile, als ihr Landsmann — aber ihre Freiheit entbehren zu müssen, dieß war es, was ihnen ihren Zustand unerträglich machte. Mehr als jemals fühlten die verliebten Beide das Unangenehme ihrer Lage in dem Augenblicke, der ihre Herzen einander näher brachte, und ihre Lippen zum Verräther ihrer Empfindungen machte. Unwillkührlich schlang die edle, vom Gefühl der zärtlichsten Liebe übermannte Brittin ihren Schwanenarm um den Hals ihres Retters, jeder Gefahr lachend, die ihrem Leben drohte, wenn irgend ein Zufall an dieser glücklichen Katastrophe zum Verräther hätte werden sollen; doch das günstige Schicksal entfernte jeden Auflauerer von dem verborgenen Opferheerde unbe-

scholtener Liebe, und gewährte dem glücklichen Jünglinge die unaussprechliche Wonne, sich für diese zärtliche Umarmung zu revangiren, im Grazienblicke dieser Huldin das Geständniß ihres Herzen zu lesen, und gegenseitig ihr durch einige brennende Küsse seine Leidenschaft zu gestehen. Worte vermögen es nicht, den Ausbruch ihrer Empfindungen zu beschreiben, denn Worte nicht, nein! — sympathetisches Entgegenstreben heiser überschwenglicher Gefühle knüpfte das Band ihrer Seelen und machte sie glauben, in diesem Moment den höchsten Gipfel ihres Glücks erreicht zu haben.

In diesem glücklichen Rausche namenloser Wonne hätten sie fast vergessen, daß die Zeit ihrer Unterredung für dieses mal noch kurz war, und ihnen nicht gestattete, länger beisammen zu bleiben; daher sie abbrechen und es auf das nächstemal versparen mußten, einander die Geschichte ihres frühern Lebens mitzutheilen, und wegen Ausführung ihrer vorhabenden Flucht

weitere Abrede zu nehmen. Miß Prichards nahm denn nach einigen fühlbaren Versiegelungen gegenseitiger Zärtlichkeit ihren Weg wieder rückwärts zu der Gesellschaft, und Eduard — so hieß der Begünstigte — gieng wieder an seine Arbeit, die ihm mehr Langeweile, als Vergnügen und Zeitverkürzung, verursachte, weil er sie für nichts, als einen leeren Vorwand, ja sogar oft für ein bloßes Spielwerk hielt. Mit Sehnsucht erwartete er den betrogenen Mirza, der so eben die lustwandelnden Dirnen wieder in ihre Wohnungen zurückgewiesen hatte, und spornstreichs die lange Kastanienallee daher lief, sich zu erkundigen, wie seinem beschäftigten Freunde die Unterredung mit der spröden Engländerin bekommen wäre. In der That glaubte der einfältige Tropf, daß die blendenden Reize dieser gefangenen Schöne eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf die Gesinnung des vermeintlichen Weiberfeindes gehabt haben müßten, als diejenige war, die der verschmitzte Leibeigene bemerkt zu haben vorgab. Er

urtheilte nicht falsch, und nahm die Erröthung seines Freundes, und den Schweiß, der von seiner Stirne herablief, für die Bestätigung seiner Behauptung an. Aber die Aussage des listigen Chemikers, der, ehe er noch hinzu gekommen war, abermals eine neue Lüge ausgedacht hatte, versicherte ihn des Gegentheils, und er mußte glauben, daß die Anwesenheit dieses Frauenzimmers seinen Haß und Abscheu gegen ihr Geschlecht nur noch mehr entflammt, und ihn so sehr zum Zorn gereizt hätte, daß er sich des Ausbruchs derselben auf seinem Gesichte nicht entwehren können.

Der gutherzige Mirza beruhigte sich bei dieser Antwort, versuchte es, seinen Freund deshalb zu besänftigen, und lud ihn, zur Entschädigung für den gehabten Verdruß, zum Abendessen auf sein Zimmer, welches jener sogleich bestens akzeptirte, sichs auf Kosten des abwesenden Besitzers dieser schönen Gegenden recht wohl schmecken ließ, und den ehrlichen

Gastgeber in seiner Meinung von ihm bestmögl lichst zu bestärken suchte.

Des andern Tages gieng Eduard wieder zu der gewöhnlichen Stunde in sein Laboratorium, und brannte für Sehnsucht, seine angebetete Jakobine bald zu umarmen, sie nochmahls seiner Liebe zu versichern, und über den Tag ihrer Entweichung mit ihr einig zu werden. Miß Prichards kam. Wie gewöhnlich begleiteten sie die übrigen Frauen, und sie konnte nicht sogleich, als sie ihren Geliebten von ferne erblickte, ihm in die Arme fliegen, denn sie schlugen einen andern Weg ein, und sie kam fast eine halbe Stunde später in den Theil des Gartens, wo Eduard arbeitete. Kaum aber hatte sie die Gelegenheit benutzt, und sich an dem gewöhnlichen Lieblingsörtchen, wo sie zu ruhen und mit Bücherlesen sich zu beschäftigen pflegte, niedergelassen, und von ihren Gefährtinnen getrennt, so säumte sie keinen Augenblick, sobald diese ihr aus dem Gesichte waren,

dem Altar der Liebe entgegen zu eilen, und ihrem Retter in die Arme zu fliegen. Welch eine Freude! Welch eine Seligkeit! — „Jakobine! — Eduard!“ — und nichts weiter tönte von ihren Lippen, als das nach Freiheit sich sehnende Mädchen an den Busen ihres Retters sich hinwarf, und von brennenden Küssen ihre Rosenwange mehr und immer heftiger glühen fühlte. Lange währte diese Umarmung und beider Herzen wünschten, daß dieser selige Augenblick von ewiger Dauer seyn möchte. Lippe auf Lippe geheftet und von heissen Gefühlen überströmt, schwangen sich beide über ihr Daseyn hinauf, dachten nicht an Freiheit und Sklaverei, und kehrten dann erst wieder ins Bewußtseyn zurück, als ein leises Wehen, wie das Wehen eines Heiligen, sie aus dieser glücklichen Betäubung aufschreckte.

Muthig und froh, aber stumm und sprachlos, wie aus einem Traume erwachend, standen beide und sahen einander mit dem lautern

Blicke der Unbefangenheit ins Auge, und stürzten bei dem Geständniße: Ich liebe dich! — das in diesem Augenblicke mit eins ihrer Zunge entschlüpfte, noch einmal Busen an Busen hin. Alles um sie her war still, und die ganze Natur schien ihren Brauttag feiern zu wollen. Selbst das Chor der gefiederten Sänger schwieg, und bezeugte erst dann sein Wohlbehagen an dieser feierlichen Szene, als Philomele durch ihren Gesang das Zeichen zum tausendstimmigen Konzert gab, und die Liebenden zum herzlichsten Dank aufforderte.

Ungesehen wandelten beide, nachdem sie den Becher ungetrübter Freuden gekostet hatten, zwischen den schattenden Buchenhecken dahin, sprachen von ihrer Liebe und dankten der Vorsicht die Fügung ihres Schicksals, ohne welches sie einander wohl schwerlich würden kennen gelernt haben, erzählten sich sodann die frühere Geschichte ihres Lebens, und wie sie dem Marokkanischen Räuber in die Hände gekommen war

ren, und berathschlagten endlich wegen ihres Fortkommens aus der Sklaverei. — „Bo„ston," hub Eduard an — „ist mein Ge„burtsort. Mein Vater, William Baye, „war Hauptmann eines Kauffartheischiffes und „im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, hat„te aber das Unglück, nebst einem großen Thei„le desselben auch sein Leben zu verlieren. „Meine Mutter starb bald nach dieser erhalte„nen Trauerpost, und ich kam unter die Hände „eines habsüchtigen Verwandten, der das We„nige, was mir noch übrig war, an sich und „durch einen schändlichen Bankerott endlich ganz „zu entziehen wußte. Ohne Eltern und Ver„mögen sah ich mich genöthiget, bei einem „Kaufmanne, der mich kannte und mit meinem „Vater mehrere Geschäfte gemacht hatte, „Schutz und Unterhalt zu suchen. Ich bot „ihm meine Dienste an, und war so glücklich, „unentgeldlich von ihm aufgenommen zu wer„den. Er gewann mich sogar lieb, machte „mich zum Vertrauten seiner Geheimnisse, und

„übertrug mir sogar, wenn er in Geschäften „verreisete, die Aufsicht über seine Gattin, „welche sehr ausschweifend lebte, und dem gu„ten Mann, der ihr an Jahren freilich überle„gen war, auf die unverantwortlichste Weise „hintergieng. Wenn er wieder nach Hause „kam, mußte ich ihm unter vier Augen alles „erzählen, was während seiner Abwesenheit „vorgegangen war. Aufrichtigkeit und Wahr„heit waren von jeher meine Lieblingstugenden, „und, durch mehrere Wohlthaten, die ich ihm zu „danken hatte, bestärkt und verleitet, hielt ich es „für Schuldigkeit, ihm alles haarklein zu beich„ten. Die treulose Gattin, die klüger war, „als der vierzehnjährige Knabe, merkte bald, „für wen sie sich zu hüten hatte, und sann, „um ihre Buhlereien desto ungestörter treiben „zu können, auf Mittel, sich meiner zu entle„digen. Sie lockte mich in die Falle und bat „mich einstmals, als ihr Eheherr abwesend „war, ihr einen Gefallen zu erzeigen und bei „einem Wechsler, mit dem sie einverstanden

„war, Geld zu erheben. Kaum hatte ich die „erhaltene Summe meiner Prinzipalin abge„liefert, so sah ich mich auf dem Fuße von ei„nem Bedienten dieses schurkischen Kapitalisten „verfolgt, des Diebstahls beschuldigt, und „durch die entwendete Summe, die man so„gleich in meiner Rocktasche fand, überzeugt. „Zwar schente man meiner, und klagte mich „erst dann bei meinem Dienstherrn des began„genen Verbrechens an, als er einige Tage „nach seiner Rükkehr mehrere Rollen ver„mißte, deren Entwendung man mir auf „den Kopf Schuld gab. Allein der bra„ve Mann überredete sich vom Gegentheil, „berechnete den nöthigen und unnöthigen Auf„wand, der während seiner Abwesenheit ge„macht worden war, und legte sodann „die verschwenderische Lebensart seiner Gat„tin in die eine, meine Treue und Ehrlichkeit „aber in die andere Wagschaale, und fand — „meine Unschuld bewährt."

„Er

„Er ließ es zwar an guten Vermahnungen „nicht fehlen, eben so wenig aber an Rechtfer„tigung meiner Unschuld gegen meine An„kläger. Wer war froher, als ich; doch „mein Triumph währte nicht lange. Der ehe„brecherischen Gattin und ihrem Buhlen ein „Stachel im Auge, wurde ich bald ein Opfer ih„rer Rache. Durch ihre Verstellungskunst aber„mals überlistet, unterzog ich mich einer Reise „in Geschäften meines Prinzipals, wozu ich „durch einen Brief, den er während seines Auf„enthalts in Gravesand geschrieben haben sollte, „veranlaßt wurde. Nichts weniger, als die„sen schändlichen Betrug ahndend, nahm ich „Abschied, schiffte mich ein, und sah mich, an„statt dem Orte meiner vermeinten Bestimmung „entgegen zu kommen, verrathen und ver„kauft. Zwar war der Hauptmann des Schiffs, „ob er gleich ein Seeräuber war, dennoch ein „billigdenkender. Er hatte Mitleid mit „meiner Jugend, gewann mich lieb und be„handelte mich mehr wie seinen Sohn, als wie

„seinen Sklaven, vor denen ich alle mögliche „Vortheile genoß. Sechs Jahr folgte ich ihm „allenthalben, und bedaure, seines Handwerks „ohngeachtet, sein Schicksal; denn er war we„niger grausam und menschenfeindlich, als es „Männer seiner Art zu seyn pflegen. Ueber„wältigt von seinem Gegner, mit dem er in „Streit gerieth, sah er sich genöthigt, der „Macht des Stärkern zu weichen, und „von Wunden bedeckt, die ihm das Le„ben kosteten, sich dem Barbaren zu er„geben."

„Wir waren nur unserer wenig, die dem „marockanischen Seeräuber in die Hände fielen „— denn der größte Theil unserer Leute war „aufgerieben — und unter diesen bin ich der „einzige, dem Mulai Hassan die Ketten der „Sklaverei, die man uns bereits angelegt hat„te, wieder abnehmen ließ; denn ich hatte das „Glück, auch ihm zu gefallen, und durch mei„ne wenigen Kenntnisse in der Bau- und Gar-

„tenkunst mir meine Gefangenschaft erträglich „zu machen. Diese Arbeit, Liebe! mit der „Sie mich täglich beschäftiget sehen, ist nichts, „als ein Blendwerk, ein bloßer Vorwand, deß„sen ich mich bediente, seiner los zu werden, „ihn mit leeren Hofnungen des Genusses Ihrer Liebe zu speisen und unsere Freiheit desto „sicherer zu bewirken.“

Ohne den Erzähler ein einziges mal zu unterbrechen, hörte Miß Prichards aufmerksam zu, dankte ihm herzlich für die Mittheilung seiner Geschichte, und regalirte ihn gegenseitig mit Erzählung der ihrigen, nach deren Vollendung sie noch eins und das andere wegen ihrer vorhabenden Flucht ins Reine brachten, mit Küssen brennender Liebe ihre Unterredung beschlossen und einander gelobten, sich morgen am bestimmten Orte wieder zu umarmen.

Der Tag der Erlösung kam, dem das celtische Mädchen mit inniger Sehnsucht ent-

gegen harrte. Mit hinlänglichem Gelde, einigem Mundvorrathe auch allen zur Reise nothwendigen Kleidungsstücken versehen, und einverstanden mit einem geprüften und zur Vollendung seines kühnen Unternehmens tüchtigen Subjekte, kündigte Eduard seiner Geliebten am lezten Morgen ihrer Zusammenkunft in diesem ihnen so verhaßten Tempe die Zeit ihrer Abreise an. Die Stunde der Mitternacht war dazu bestimmt, ihrer Gefangenschaft ein Ende zu machen; denn diese Zeit war am schicklichsten zur Ausführung. Eingeladen zur ertödtenden Zeche, stellte sich der unbesorgte Frauenhüter am Abend des entscheidenden Tages ein, nachdem er zuvor die Buhldirnen des wollüstigen Barbaren in ihren Käfig eingesperrt hatte, ahndete nichts weniger, als Verrath, und kredenzte mit eigener Hand seinem Freunde den Becher voll griechischen Weins, den Hassan, als ein zur mahometanischen Religion übergetretener Gotteslengner, trotz aller Gesetze des Mufti, zu leeren sich nicht entblödete. Eduard

that Bescheid und setzte dem treuherzigen Mirza so stark und so lange zu, bis dieser, vom Dampfe des ungewohnten Getränkes benebelt, zu Boden sank, und durch einen alles Bewußtseyns beraubenden Spiritus, den der gefürchtete Tausendkünstler selbst gefertiget, und dem armen Tropf unvermerkt in den Becher gespielt hatte, in einen mehrere Stunden anhaltenden Todtenschlummer fiel.

„Jezt ist es Zeit!“ rief der mit brittischem Muthe und Entschlossenheit ausgerüstete Jüngling — „jezt — oder nie!“ — Mit diesem Ausruf stürzte er über den Verschnittenen hin, nahm ihm den Schlüssel aus der Tasche, und eilte der Wohnung seiner Göttin entgegen. Furcht und Freude mahlten sich bei seinem Eintritt ins Zimmer in den reizendsten Mischungen auf der Purpurwange dieser Grazie, und ein Kuß von den Lippen des eilenden Retters, der alle Gefahr vergessen machte, gebot ihr, ihm zu folgen; denn jeder Augenblick war theuer.

In Mannskleidern, die Eduard seiner Reisegefährtin zu verschaffen gewußt hatte, und mittelst einer Salbe, womit er, um vorsichtiger zu gehen, ihr Hände und Gesicht überstrich, entfloh sie ihrem Kerker. Liebe und Freiheit lehrten sie, sich dieser Verunstaltung willig zu unterwerfen, und sich vielleicht auf geraume Zeit Zwang anzuthun; denn sie wußte ja nicht, wie bald sie in Sicherheit seyn würde, ohne Maske auftreten zu dürfen.

Als sie herunter kamen, standen schon die Pferde bereit. Ohne Zeitverlust schwangen die Fliehenden sich in den Sattel, und wünschten den im Gartenhause Zurückgelassenen ein fröhliches Erwachen. Unterwegs nahm Eduard Gelegenheit, den Leibeigenen, der sie begleitete, auszuforschen, ihm Lust zur Freiheit beizubringen, und mit ihm und seiner Gefährtin zu fliehen. Das Anerbieten war diesem nicht unwillkommen; denn er hatte sich längst schon

darnach gesehnt, aber eben so wenig Gelegenheit, als Muth gehabt, ein solches Wagniß zu unternehmen. Eduard fand an ihm seinen Mann, vertraute ihm sein Vorhaben, und erhielt dagegen die Versicherung, ihm zu folgen, und allenthalben reinen Mund zu halten.

Unter diesen Gesprächen langten sie, ohngefehr nach einer Stunde zu Salee vor dem Pallaste ihres räuberischen Dienstherrn an, und wurden von dem Aufseher des Hauses, Mamet, aufs freundlichste bewillkommt. Der Verschnittene hielt Eduards Begleiter, die er weiter nicht kannte, ebenfalls für Leibeigene seines Herrn, und säumte keinen Augenblick, dem Befehle dieses Begünstigten nachzukommen. Schon mehrmals hatte er dem vermeintlichen Chemiker, wenn dieser seiner benöthigt war, hülfreiche Hand geleistet, und bald vor Aufgang, bald nach Niedergang der Sonne, bald um Mitternacht auf der offenen See be-

gleitet, um das zu seinem Zaubertranke erforderliche Wasser zu schöpfen. Kein Wunder daher, wenn er, ohne weitern Verdacht, in der Meinung stand, ihn in der nehmlichen Absicht zu sehen, und ohne Verzug Anstalt zur Fahrt machte.

Als sie sich nun eingeschiffet und bereits eine ziemliche Strecke Wassers hinter sich hatten, eröffnete Edward dem Verschnittenen sein Vorhaben, der sich darüber entsetzte, und auf der Stelle wieder umkehren wollte. Allein Drohungen und Versprechungen bewogen den furchtsamen habsüchtigen Mohren, den Fliehenden zu willfahren, und den Weg nach Magazan *) unaufhaltsam zu verfolgen. Dieß war der Ort, den sie zu erreichen wünschten, um vor den Verfolgungen der Räuber sicher zu

*) Ein an der afrikanischen Küste befindlicher Hafen, so den Portugiesen zugehört.

seyn. Doch sie würden ihr Ziel eben so wenig erreicht haben, wenn auch kein unverhofftes und ungünstiges Naturereigniß sich ihnen entgegen gestellt hätte; denn Mamet, der des Wegs nicht unkundig war, hatte bereits Magazan vorbeigefahren, und war im Begriffe, wegen eines drohenden Ungewitters, das ihm zu seinem Betruge nicht übel zu statten kam, sich ans Land zu machen, und seine Passagiere irgend einem Räuber unvermuthet in die Hände zu liefern. Allein die Vorsicht vereitelte das tückische Vorhaben des Gondoliers. Das Ungewitter erhob sich mit solcher Macht, daß sie, noch ehe sie Land erreichen konnten, sich Wind und Wellen überlassen mußten, ohne zu wissen, wohin sie verschlagen werden könnten; denn es entstand eine solche Finsterniß, daß man am hellen Tage hätte glauben sollen, es wäre Nacht.

Durch dieses fürchterliche Orkan entgiengen die Fliehenden zwar für den gegenwärtigen

Augenblick der Verrätherei des schadenfrohen Mamet, hatten aber das Unglück, bei den heftigen Windstürmen das kleine Fahrzeug zu zerbrechen, und liefen Gefahr, in den Fluthen ihr Grab zu finden. Doch die Hülfe war nicht weit. Ein Schiff, das den stürmenden Elementen trozte, eilte zu ihrer Rettung herbei, und sie gaben sich um so williger zu erkennen, da sie sahen, daß es ein Europäisches war. Der Hauptmann nahm sie mit Vergnügen auf, und stellte sie dem ...ischen Gesandten vor, der sich auf dem Schiffe befand und nach Mequinez segelte, mit dem Kaiser von Marokko Friedensunterhandlungen zu pflegen. Diesem Menschenfreunde waren die entflohenen Unglücklichen kein unwillkommenes Geschenk des Himmels; denn er hatte auf dieser Reise drei von seinen Leuten durch den Tod eingebüßt, an deren Stelle er die Geretteten zu plaziren gedachte, und ihm an den Ort seiner Bestimmung zu folgen veranlaßte. Eduard nahm dieses gütige Anerbieten für sich und seine Gefährten mit

dem geziemenden Danke an, und bekleidete, weil er mehrerer Sprachen kundig war, von dieser Zeit an die Stelle eines geheimen Sekretärs bei diesem Herrn, der ihm den liebenswürdigen Jüngling, wie er die verkleidete Miß zu nennen geruhte, in seinen Geschäften zur Seite setzte, und dem dritten unter den übrigen Domestiken einen Platz anwieß. Jedes schien mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn, nur Mamet nicht; denn diesen hatte der vornehme Reisende, weil er ihm nichts Gutes zutrauete, wohl und absichtlich auf dem Schiffe verwahren lassen.

Am Abend des andern Tages lief das Schiff, ohne von Stürmen oder andern Unglücksfällen beunruhigt zu werden, in den Hafen von Mammora *) ein. Eduard dankte

*) Eine an der Nordseite des Marokkanischen Reichs gelegene Vestung mit einem schönen

dem Schicksal diese glückliche Fügung; denn er merkte wohl, daß Mamet die Absicht gehabt hatte, geraden Weges auf Salee zu segeln, ihr Fahrzeug aber durch die Macht der Stürme einige Meilen weit südwärts davon war abgetrieben werden. Mamet mußte im Schiffe bleiben; Eduard aber und das übrige Gefolge begleitete den Gesandten nach der Residenz des Kaisers.

Mehrere Tage vergiengen, ehe der . . ische Gesandte beim Kaiser von Marokko Audienz

Hafen. Sie liegt in einem tiefen von hohen Bergen eingeschlossenen Grunde, und ist der Sammelplatz aller, die nach der Haupt- und Residenzstadt dieses Kaiserthums, Mequinez, reisen wollen. Wegen ihrer Lage und allzugroßen Hitze leidet sie Mangel an gesunder Luft. Ehedem gehörte sie den Spaniern.

hatte. Während dieser Zeit kam Eduard weder Tag noch Nacht von der Seite seiner angebeteten Prichards; sie bewohnten ein Zimmer und hatten nur ein Bette, weil niemand in der Person der schönen Engländerin einigen Betrug ahndete. Tausend andere vielleicht würden die Gelegenheit mit beiden Händen ergriffen und als Bestimmung angesehen haben; allein unsern Liebenden, die zur Zeit noch, eins so wenig, als das andere, die Grenzen der Keuschheit überschritten hatten, verursachte der Gedanke: dieses Bedürfniß unter sich theilen zu sollen — Kummer, beide schämten sich, einander ihre Bedenklichkeiten deshalb mitzutheilen, und mehr, als das Mädchen, an Strapatzen gewöhnt, entgieng der edelmüthende Jüngling der ihm bevorstehenden Versuchung durch den Entschluß, unausgekleidet auf einem Sessel neben dem Bette seiner Geliebten zu ruhen.

Diese höchst unangenehme Art zu schlafen war nicht allein für den enthaltsamen Liebhaber

von den traurigsten Folgen, sondern sie beunruhigte die weibliche Seele mit jedem hereinbrechenden Morgen um so heftiger, je merklicher diese unangenehmen Folgen auf dem Gesichte des zärtlichen Jünglings sich äußerten, und ihr für seine Gesundheit bange machten. Sie kümmerte sich nicht ohne Ursache. Schon stellten sich die Vorbothen eines Fiebers ein, und nöthigten den Patienten, sich des Ruhelagers seiner Freundin zu bedienen, in der festen Entschließung, ihr dasselbe auf den Abend wieder abzutreten. Allein Miß Prichards gab nach vielfältigen Ueberlegungen endlich der Sache einen Ausschlag, und wog die Nothwendigkeit, ihr Geschlecht verborgen zu halten, die Gefahr, in der sie den Geliebten erblickte, und ihre und ihres Eduards zärtliche Liebe aufs genaueste gegen einander ab, und wählte zuletzt aus zweyen Uebeln das kleinste.

Sie fühlte die Flammen der Liebe immer mehr in sich auflodern, fühlte einen unerklär-

ren Durst nach Sättigung, und machte von dem Zustande ihres Herzens einen nicht unrichtigen Schluß auf den ihres Geliebten. „Liebe „ist die Ursache seiner Krankheit“ — dachte sie bei sich selbst — „Liebe nur kann ihn auch wieder heilen! — Ohnmöglich kann und wird „er treulos seyn; denn er liebt zu feurig, zu „aufrichtig. Es ist beschlossen! Ich will sein „Arzt seyn — will mich ihm in die Arme werfen und ihm zeigen, was ein Weib vermag.“ — Mit diesem Gedanken nahte sie sich dem Bette des Patienten, faßte seine Hand und warf sich mit brennenden Küssen über ihn hin. „Du bist krank, Eduard!“ sagte sie — „zürne nicht, daß ich die Ursache deiner Krankheit bin — doch ich weiß ein Mittel — eine Arzenei, die — o Eduard! zürne nicht „— verkenne nicht das Mädchen, das dich „über alles liebt — deine Krankheit ist Liebe „— ich will dich heilen!“ — „Du, Jakobine?“ erwiederte der Kranke — „ha, Mädchen meiner Seele! könntest du das —“ —

„Ich kann es!“ entgegnete die mit ihrer Fode-
rung auftretende Grazie. Höher und immer
höher stieg der Purpur ihrer Wangen, und
laut klopfte das Herz ihr in dem Busen. —
„Sieh', Eduard!“ sagte sie, ihr Gesicht an
das seinige legend — „sieh! wie meine Wange
„glüht — fühle, wie der Hammer meines
„Herzens pocht! — Erräthst du noch
„nichts?“ — „Ich errathe“ — antwortete
Eduard und küßte ihre Lilienhand — „Mäd-
chen! was foderst du?“ — „Genuß!“ —
Eben so unwillkührlich, als vorsetzlich entstürzte
dieses Wort ihren Lippen. Eduard staunte, und
eine feierliche Stille herrschte auf beiden
Seiten. —

„Genuß?“ — wiederholte der Patient,
den mit einmal das Fieber zu verlassen schien.
Hingerissen von Bewunderung und wie neu ge-
bohren, riß er sich auf vom Lager, und um-
schlang mit beiden Armen und im heftigsten
Ausbruche der lautwerdenden Leidenschaft sei-
ne

angebetete Jakobine. — „Komm!“ sagte sie dann wieder in einem Tone, der, nicht durch buhlerische Kunst erzeugt, kalte Befriedigung animalischer Sinnlichkeit heischte, nein! in einem Tone, der das edle ihrer Absicht verrieth und ins Herz schauen ließ — „Komm! „sammle deine Kräfte — und genieße! — „Ich habe der Zeit deiner Hofnungen ein Ziel „gesetzt; du sollst leben, und, von diesen Armen umschlungen, den Becher leeren, den „Liebe dir darreicht. — Zuvor aber schwöre „mir, Eduard! daß du keiner andern huldigen „wollest — schwöre! so bald wir nach Engeland kommen, oder wenn die Gelegenheit früher sich treffen sollte, dich durch Priesterhand „mit mir zu vereinigen und den Bund zu bestätigen, den wir jetzt im Angesichte des allein „Erhabenen nicht bloß für dieses Leben, sondern für eine bessere Zukunft schließen.“ — „Für eine Ewigkeit!“ fiel Eduard ein, und betheuerte durch den feierlichsten Eidschwur seine Zusage.

Welch ein seliger Augenblick! — Hinweg mit eurer Moral, ihr kalten Philosophen! Liebe ist ein Fels, an dem all' eure Weisheit scheudert. Menschen seyd ihr, wie eure Nebenbrüder, schwache, elende Geschöpfe — all' euer Gewäsche ist Thorheit, eure Stärke Heuchelei, eure Begierden Sinnlichkeit. Immer hin!' predigt auf euern Kathedern Enthaltsamkeit, machts dem Laien weiß, daß Freude und Schmerz nur in der Einbildung bestehe, und ich wette, nicht einer ist unter euch, der fühllos bei einem Weibe vorübergehen, und nicht zu sich selbst sagen sollte: diese Grazie verdienet Huldigung — selbst dann, wenn er seine Schwäche fühlte, ihr diese Huldigung zu gewähren. Hinterm Schreibepulte, bei einer Pfeife Kanaster und einem Trunke frischen Wassers läßt sichs gut philosophiren; aber — wenn einem die Schlange den Apfel in die Hand giebt, o! — dann sind wir alle arme Sünder. Setzt euch an Eduards Stelle und versuchts, ob ihr dann noch eure

Menschlichkeit verleugnen könnet. — Wollt ihr mehr, wollt ihr besser seyn, als andere? — Habt ihr nicht auch Fleisch und Blut? — Doch dem sey, wie ihm wolle! Eduard vergaß seine Krankheit, warf sich in die Arme der Liebe, und erkannte von diesem Augenblicke an Jakobinen für seine Gattin. Nur die unsichtbaren Bewohner höherer Regionen waren Zeugen dieser Vereinigung, schwebten frohlockend auf die Liebenden herab und segneten ihre Verbindung. Sanft berührte mit wohlthätigem Finger der Gott des Schlafs ihre Augen, und wiegte sie in erquickenden Schlummer, bis der Tag erwachte und die nächtlichen Schatten flohen. Wie Engel sich freuten, so freuten sich die Liebenden, denn ihre Freude war gerecht; Eduard fühlte sich gestärkt, seine Krankheit geheilt, und Jakobine ihre Liebe zehnfach belohnt.

Da standen sie und blickten einander muthig ins Auge, lachten der Welt und ihrer

Spötteleien, und nannten sich Weib und Mann. Keins erinnerte das andere an das Versprechen des gestrigen Tages, denn ihre Liebe war ohne Eigennutz und Mißtrauen, und ihrer Verbindung fehlte nichts, als der Segen des Gottgeweiheten, dessen Stelle die Natur vertreten hatte. So giengen sie, mit neuen Kräften ausgerüstet, an ihre Verrichtungen, und erschienen in der gewöhnlichen Maske vor ihrem großmüthigen Beschützer, der sich recht herzlich freute, seinen Freund Eduard, wie er ihn oft zu nennen pflegte, wieder hergestellt zu sehen.

So glücklich auch die Liebenden sich schätzten, und mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn Ursache hatten; so wurden sie doch durch die Furcht, erkannt und verrathen zu werden, in ihrer Ruhe merklich gestört; denn noch am nehmlichen Tage mußten sie den ...ischen Gesandten nach Hofe begleiten. Dieß war die Versuchung, vor der sich beide so sehr fürchten

en, um so mehr, da der Kaiser seinen Blick
aufmerksam auf den maskirten Jüngling hef-
ete; doch sie entgiengen für diesmal der
Gefahr, und es ereignete sich ein neuer
Umstand, der nicht ohne Ursache ihnen
ange machte.

An einem der folgenden Tage, die sie in
r Residenz zubringen mußten, erhob sich auf
er Straße ein außerordentliches Geräusch, das
n Gesandten und seine Gefährten, die so
en bei ihm waren, ans Fenster rief. Wie
unten die aus der Sklaverei kaum Entronne-
n, unter einer Menge gefesselter Menschen,
, von der Wache eingeschlossen, vor den Kai-
geführt wurden, den abtrünnigen Mulai
assan zu erblicken. Dieses Spektakel jagte
nen von neuem Furcht und Schrecken ein,
d sie faßten augenblicklich den Entschluß, ihr
Beschützer um die Erlaubniß zu bitten,
ch dem Schiffe zurückkehren zu dürfen, wo
vor allen Nachstellungen sicher zu seyn glaub-

ten. Allein der Gesandte gestattete ihnen dies Gesuch nur zur Hälfte, und Eduard mußte auf dringendes Bitten zurückbleiben, weil seine Gegenwart ihm unentbehrlich war. Diese Trennung kam ihnen hart an, denn sie fürchteten, daß ihnen die Zeit derselben unerträglich lang werden würde, ohnerachtet sie nicht ahndeten, daß diese Trennung unendlich länger dauern könnte, als die Geschäfte des Gesandten vermuthen ließen.

Erst nach zehen Tagen verließ Eduard die Residenz, und folgte seiner angebeteten Gattin aufs Schiff. Himmel! welch ein Donnerschlag für den liebenden Gatten — Auf halbem Wege kam ihm sein Freund entgegen, der ihm hülfreiche Hand geleistet hatte, die schöne Brittin aus der Sklaverei des barbarischen Räubers zu entführen, und wandelte die Freude, seine theure Jakobine nun bald wieder zu umarmen, in Traurigkeit und Schmerz. Schwer fiel ihm die Schreckenspost aufs Herz,

daß Miß Prichards durch Veranstaltung des verrätherischen Mamet mit Gewalt von dem Schiffe entführt worden, und es Unmöglichkeit gewesen wäre, sie den Händen ihrer Räuber zu entreißen. Eduard fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und man trug ihn halb todt auf das Schiff. In der Verwirrung seiner Sinnen hatte er mehrmals ihren Namen ausgesprochen, und das Geheimniß ihrer Verkleidung selbst verrathen.

Durch diese Zurückhaltung gegen seinen großmüthigen Beschützer zog er sich zwar einen derben Verweis zu, erhielt aber von selbigem Erlaubniß, ihr nachzusetzen. Unter einer Bedeckung von zehen Mann, die ihm der Gesandte freiwillig gab, und mit einigem auf den Vertheidigungsfall nothwendigem Geschütze versehen, verfolgte er auf einem kleinen Boot den Räuber seines Eigenthums, dessen Verlust ihm unersetzlich war. Ohne Zeitverlust machte er sich mit der wenigen Mannschaft, die um so

williger ihm folgte, je mehr sie an seinem Schicksale Theil nahm, auf die Reise, arbeitete die ganze Nacht unermüdet fort, und war so glücklich, die Tschaike, *) die nur wenig Stunden voraus hatte, mit anbrechendem Morgen zu entdecken. Mit verdoppelten Kräften und bei gutem Winde erreichten sie das Schiff früher, als sie gedacht hatten, und gewannen mit jedem Augenblicke neue Vortheile über dasselbe.

Bei mehrerer Annäherung erblickte Eduard sogleich den gottlosen Mamet, der vorn auf dem Schiffe stand, und seinen Leuten Befehl ertheilte, den Nacheilenden ein Treffen zu liefern. Aber der entschlossene Engländer ließ dem tückischen Marokkaner nicht Zeit, etwas zu unternehmen; er zog eine Pistole, und streckte ihn auf der Stelle zu Boden. Durch dieses Signal zum Treffen aufgefodert, gaben

*) Ein türkisches Schiff.

die Tschaiker Feuer aufs Boot, und machten dem Engländer einige Zeit lang zu schaffen; doch alles Widerstandes ohngeachtet, behielt dieser die Oberhand, erstieg mit dem größten Theile seiner geringen Mannschaft das feindliche Schiff, und nöthigte die Mohren, um gut Wetter zu bitten. In der Meinung, die entführte Gattin zu finden, durchsuchte er das Schiff; aber all' seine Mühe war vergebens, und er mußte sich zu seiner großen Betrübniß mit der unangenehmen Nachricht begnügen lassen: daß der Hauptmann des Schifs, der bekannte Mulai Hassan, mit der geraubten Engländerin auf einer Galeere entflohen, und bereits zu weit voraus wäre, als daß es möglich seyn könnte, ihn einzuhohlen und ihm seinen Raub wieder abzunehmen.

Seine Bestürzung über diese unbefriedigende Antwort war unbeschreiblich. Den treulosen Mamet sterben zu sehen, war für jetzt seine ganze Rache, und es blieb ihm vor der Hand

nichts übrig, als wieder nach Mammora zurückzukehren, und den Gesandten um seine Entlassung zu bitten. Großmüthig zu handeln gewöhnt, schlug dieser die so gerechte, als nothwendige Bitte dem um das Schicksal seiner Gattin bekümmerten Eduard nicht ab, so ungern er sich auch von ihm trennte, und sichs vorgenommen hatte, ihn und Miß Prichards nach vollendetem Gesandtschaftsnegoz in ihr Vaterland zurückzuführen. Der Abschied von diesem großen und würdigen Manne war in der That rührend, denn er schied von dem Jüngling nicht als Herr und Vorgesetzter, sondern als Freund, und beschenkte ihn noch zulezt für die ihm geleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Summe.

Die Unruhe seiner Seele war Ursache, daß er Anfangs unschlüssig war, wohin er seinen Weg richten sollte, der geraubten Gattin auf die Spur zu kommen, die nach seiner Meinung irgend vielleicht Gelegenheit gefunden hat

ben könnte, sich den Klauen des Tygers zu entreissen. Auf dringendes Bitten seines Freundes, der mit ihm aus der Sklaverei entronnen war, und bis hieher ihn allenthalben begleitet hatte, wählte er Italien zum Ziel seiner Reise. Dies war das Vaterland seines treuen Gefährten und Theilnehmers seiner Schicksale. In diesem Lande war es eben so leicht möglich, das Verlohrne wieder zu finden, als in jedem andern; und in dieser Voraussetzung begaben sich die beiden Jünglinge unter Segel, und kamen nach Verlauf von zwei Monaten glücklich nach Rom.

Rastlos, aber vergebens, bemühte er sich, wegen des geraubten Kleinods Erkundigungen daselbst einzuziehen; nirgends gewährte man ihm Befriedigung. Er besuchte die vornehmsten Städte Italiens, kehrte aber allenthalben unverrichteter Sache zurück, und fiel endlich, da man ihm nach allen vergeblich gemachten Versuchen die Nachricht von dem Tode seiner

theuren Gattin hinterbrachte, in eine langwierige Krankheit, die ihn nöthigte, seinen Aufenthalt in dem Hause seines Freundes zu verlängern. Dieser hatte es für Schuldigkeit geachtet, ihm, dem er seine Freiheit verdankte, einen gegenseitigen Dienst zu leisten, und in seiner Abwesenheit einen Mönch, der zu Geschäften der Art besonders brauchbar war, auf seine eigenen Kosten nach Calce geschicket, die entführte Engländerin loszukaufen, und dem habsüchtigen Räuber allen um ihrentwillen erlittenen Verlust zu ersetzen. Aber auch der gute Pater kam unverrichteter Sache zurück, und hatte weiter nichts erfahren können, als daß die Dame, den ehrlosen Zumuthungen des wollüstigen Barbaren zu entgehen, sich aus dem Fahrzeuge herabgestürzt, und in den Fluthen ihr Grab gefunden hätte.

Diese Schreckenspost schlug den Muth des unternehmenden Jünglings mit einmal nieder, und ob gleich sein Körper wieder genas, so

war doch der Zustand seiner Seele fürchterlich. Kummer nagte an seinem Herzen, und er wünschte sich oft den Tod, denn das Leben war ihm zur Last. Er kämpfte einen schrecklichen Kampf, und stand schon mehrmal auf dem Punkt, sein Daseyn zu nichten und den Mordstal sich ins Herz zu stoßen. Aber die Religion wich nicht von seiner Seite. Mächtig faßte sie ihn beim Arm, und durch ihre Trostgründe wieder aufgerichtet, raffte sich der Gesunkene in die Höhe, sammelte seine Kräfte, und nahm seine Zuflucht aufs neue zur Besinnung; denn er setzte die Aussage des Mönchs oft in Zweifel, und glaubte, unter diesem oder jenem Himmelsstriche seine liebe theure Gattin wieder zu finden.

So sehr auch sein Freund Antonio sich bemühte, ihn von seiner Reise abzubringen, so blieb er doch standhaft bei dem Vorsatze, die Meere zu durchkreuzen, und die geheimsten Winkel der Erde zu durchspähen. Da dieser

sah, daß seine Vorstellungen umsonst waren, opferte er sich für seinen Freund auf, und rüstete auf seine alleinigen Kosten — denn er war durch den Tod seines Bruders, der während seiner Gefangenschaft gestorben war, in den Besitz eines außerordentlichen Vermögens gekommen — ein Schiff aus, auf welchem er als Hauptmann angestellt wurde. Er nahm seinen Weg gerade nach Amerika, und befand sich nach zwölf Tagen schon bei der Meerenge von Gibraltar. Der Anblick der Küste von Afrika machte von neuem seinen Unwillen gegen die Mohren rege, und kaum hatte er den Wunsch geäußert, sich an ihnen zu rächen, so führte ihm das Schicksal am darauf folgenden Tage gerade denjenigen in die Hände, der seinen Haß am meisten verdiente.

Mit einer Besatzung von hundert Mann und hinlänglicher Munition ausgerüstet, konnte er es wagen, mit seinem Gegner anzubinden. Es war, als wurde es ihm leichter ums

Herz, als er während der Kanonade auf dem feindlichen Schiffe seinen ehemaligen Tyrannen, den abtrünnigen Mulai Hassan, auf dem Verdeck stehen und morden sah. Sie waren einander so nahe, daß sie sich verstehen konnten. Eduard rufte dem Barbaren zu, die Segel zu streichen und sich zu ergeben; dieser aber verlachte die Foderung des Gegners, den er schon für überwunden hielt, erkannte Eduarden und verdoppelte seine Ausfälle. Der Streit wurde von diesem Augenblicke an heftiger, und von Zorn und Wuth entbrannt, richteten die Befehlshaber der streitenden Partheien ihr Absehen bloß einer auf den andern. Der Marokkaner fiel. Mit seinem Falle geriethen die Mohren in Unordnung und Eduard erfocht den Sieg.

Nach diesem glücklich überstandenen Gefechte, wobei er gute Beute gemacht hatte, setzte er seine Reise ununterbrochen fort, ohne von irgend einem zweideutigen Ereigniß beun-

ruhigt zu werden. Einige Zeit lang kreuzte er auf dem mittelländischen Meere umher, gieng nach Indien, und von da wieder nach Europa zurück. Hier stürzte er, nach einem Zeitraume von ohngefehr drei Jahren, das Reisen und der Strapatzen müde, in die Arme seines Freundes Antonio, legte diesem von den gemachten Eroberungen Rechnung ab, theilte den Gewinn mit ihm, und entschloß sich zulezt, das Ziel seines Lebens, das er, nicht mehr fern zu seyn, sich einbildete, in seinem Vaterlande zu erwarten.

Er gieng nach London. Ein Vermögen von wenigstens 30000 Pfund Sterling setzte ihn in den Stand, sich in der Grafschaft Somersett ein Guth zu kaufen, das reichliche Zinsen trug, und ihn für Mangel jeder Art schützte. Ein einziger Bedienter war seine Gesellschaft, die Einsamkeit seine Vertraute, und der Umgang mit Menschen ihm verhaßt. Schon längst hatte er alle Hofnung aufgegeben,

dies

dieſenige wieder zu finden, um deren willen er Meere und Länder vergebens durchſtrichen hätte, und er wünſchte nun nichts weiter, als vor ſeinem Hinſcheiden aus dieſer Zeitlichkeit noch einmal den Ort zu ſehen, wo ſeine unvergeßliche Jakobine die ſchönen Jahre der Kindheit in glücklicher Unbefangenheit verlebt hat. Ihr dort ein Denkmal zu ſetzen, war ſeine Abſicht. Raſch in Ausführungen, wie in Entſchlüſſen, trat er eines Morgens in Begleitung ſeines Getreuen die Reiſe nach Briſtol an, und forſchte nach der Wohnung der Prichardſchen Familie, um auf den Stufen dieſes herrlichen Gebäudes, gleichſam wie auf ihrem Grabeshügel, derjenigen eine Thräne zu weihen, die er unter den Abgeſchiedenen wandeln zu ſehen glaubte.

Zufälligerweiſe erfuhr er an dieſem Orte, daß jene unglückliche Zofe, die ihre Gebieterin den ſchändlichen Begierden des wollüſtigen Schifshauptmanns für 100 Pfd. Strl. verkauft

hatte, sich bei einer Standesperson auf de
Landguthe aufhielte. Gleich fuhr ihm der G
danke durch den Kopf, diese Nichtswürd
aufzusuchen, um aus ihrem Munde entwe
Bestätigung von dem Tode, oder Nachri
von dem Leben seiner geraubten Gattin ein
ziehen. Er machte sich, ohngeachtet der L
ihres Aufenthalts mehrere Meilen entfernt w
augenblicklich auf den Weg, wurde aber v
einem fürchterlichen Wetter überfallen und
nöthiget, in einem ohnweit der Straße gele
nen Bauerhause zu übernachten.

In diesem Hause fand er niemanden, a
einen Mann, eine Frau und einen wohlgeb
deten Knaben, der ohngefehr drei Jahre a
seyn mochte, und mitten in der Stube sitzen
sich mit einigem Spielwerk beschäftigte. D
Anblick dieses Kindes machte eine ganz besond
re und ihm unerklärbare Wirkung auf sein Her
Er fand den Knaben liebenswürdig, und ve
spürte eine solche Anhänglichkeit an denselbe

daß er in diesem Augenblicke in sich den Wunsch äußerte, Vater des Kindes zu seyn, ohne die Veranlassung dazu zu errathen. Die Kleidung des Knaben verrieth einen bessern Stand, als den des armseligen Hüttenbewohners, und aus dieser Ursache fragte er den Bauer: wer die Eltern des Kindes wären? erhielt aber von diesem die sehr kurze Antwort: daß er bloß Pflegevater desselben wäre.

Eduard beruhigte sich dabei. Er sah dem Kinde zu, wie es spielte, und hatte seine Freude daran, ohne sich weiter um das Schicksal desselben zu kümmern. In Ermangelung eines Bettes nahm er diese Nacht mit einem kärglichen Strohlager vorlieb, setzte mit anbrechendem Morgen seinen Weg wieder fort, und erreichte glücklich den Aufenthalt derjenigen, aus deren Munde er Leben oder Tod zu vernehmen gedachte. Als er am äußersten Ende des Dörfchens stand, das Thürmlein der schönen Wasserburg vor sich erblickte, und die reissenden Meereswogen ins

Ohr ihm rauschten, und nicht wußte, wie? und nach wen? er fragen sollte; da kam ihm eine weibliche Gestalt entgegen, die weder das Ansehen einer Gebieterin, noch das einer Zofe hatte, und da er den Namen der Person, die er eigentlich zu sprechen wünschte, nicht wußte, so war er unschlüssig, ob er stehen bleiben, oder weiter gehen sollte. Indeß fügte es der Zufall, daß sich unvermuthet ein Wetter aufthürmte und ihn überraschte, als er nicht weit vom Eingange des herrschaftlichen Schlosses entfernt war, und, um sich vor dem Regen einigermaßen zu schützen, sich an einen Eichstamm lehnte, dessen Aeste und Zweige ihm nur dürftige Bedeckung gewährten.

Als er einige Augenblicke an diesem elenden Zufluchtsorte verweilt hatte, trat die nehmliche Person, die kurz zuvor bei ihm vorübergegangen war, aus dem Hause, und ersuchte ihn im Namen ihrer Gebieterin, hereinzukommen und das Wetter abzuwarten. Er nahm das Anerbieten

mit Dank an, folgte der Zofe und stand, wie aus den Wolken gefallen, als er in der Eigenthümerin dieses romantischen Lustschlößchens, die ihm auf halber Stiege entgegen kam, seine schon längst todt geglaubte Gattin erblickte. „Gott! — Himmel! — Eduard! — Jakobine! — Bist du es? — Du hier?“ — tönte von beiden Seiten, und, ohne einen Schritt vor- oder rückwärts zu thun, lagen beide im nehmlichen Moment einander in den Armen.

Wiedersehen — ha! Gedanke, der die schwindende Kraft des Wallers am Grabe erneut — nach so viel überstandenen Leiden und allen ins Meer der Nichtigkeit entschwundenen Hofnungen dennoch sich wiedersehen, welch ein belebender Gedanke, über alle Beschreibung, über alle Darstellung. Schon hatten beide sich in ihr Schicksal gefügt und alle Hofnung aufgegeben, einander auf dieser Welt je wieder zu sehen. Eduard glaubte Jakobinen von den Wellen des Meeres verschlungen, und diese träum-

te dagegen alle Nächte, die Ketten der Sklaverei klirren zu hören, in welchen der Geliebte ihrer Seele schmachtete. Beide sahen sich gerettet, und dankten der waltenden Vorsicht, die so wunderbar sie geführt hatte, und so unvermuthet ihnen den Becher der Freuden kredenzte, den sie nur halb gekostet hatten.

Die erste Beschäftigung der Wiedervereinigten war gegenseitige Erzählung ihrer Schicksale, womit sie den ganzen Tag hinbrachten, ohne daß Eduard sichs träumen ließ, am Schluß ihrer Erzählung von seiner angebeteten Gattin mit einer Freude überrascht zu werden, die alle Freuden der Erde übertrifft, und oft den ärmsten Taglöhner in seiner Strohhütte zum glücklichsten Sterblichen unter der Sonne erhebt. Mit allen möglichen Nebenumständen erzählt Jakobine, wie sie den Händen des Saleischen Wollüstlings zum zweitenmale entkommen, und durch jenen rechtschaffenen Jüngling gerettet worden, der sie ehedem schon einmal von den schänd-

lichen Begünstigungen des Hauptmanns Touley befreit hatte. Ihm hatte sie aus Dankbarkeit das Kommando jenes Schiffs übertragen, das dem Räuber Hassan in die Hände fiel, und um des Besitzes ihrer alleinigen Person von ihm wieder frei gelassen wurde; es kam zum zweitenmahle mit ihm in Streit, Hassan mußte weichen, und sie kehrte, von ihren eigenen Leuten in Freiheit gesetzt, in ihr Vaterland zurück, wo sie, all ihres Reichthums ohngeachtet, still und eingezogen lebte und den Verlust ihres Eduards betrauerte. Kaum hatte sie geendet, so trat ihre Zofe herein, und sagte ihrer Gebieterin etwas heimlich ins Ohr. Miß Prichards folgte ihr auf dem Fuße und kehrte im nehmlichen Augenblick mit einen Knaben an der Hand wieder ins Zimmer zurück. Eduard erkannte sogleich in ihm den unschuldigen Kleinen, den er den Abend zuvor in der Stube des armseligen Dörflers, bei dem er übernachten mußte, hatte spielen sehen. „Himmel! rief Eduard — was ist das?“ — Den Knaben ihm gleichsam

an den Hals werfend, sagte Miß Prichards
Da, Jakob! küsse deinem Vater die Hand. —
„Ists möglich?“ erwiderte Eduard, und —
Ja! es ist — tönte von den Lippen der zärtl
chen Gattin — Dieser Knabe ist dein! Du bis
sein Vater! — Ueberwältigt vom Gefühl der
Vaterfreude, das er in diesem Augenblicke zum
erstenmale genoß, drückte Eduard den Knaben
an sein Herz, faßte die Hand der zärtlichen Gat
tin und eilte, seine Verbindung mit der edelsten
ihres Geschlechts durch priesterliche Einsegnung
gültig zu machen.

4.

Laurenzo und Laurette.

Groß und angesehen war die Familie der Grimaldis, und ihre Ahnenreihe bestand aus lauter Dogen und Senatoren. Aus diesem mächtigen Hause entsprossen, genoß Fräulein Laurette Grimaldi eine ihrer Geburt angemessene Erziehung. Ihr Karakter entwickelte sich frühzeitig. Ihre großen Talente und seltenen Reize reisten schneller, als ihre Jahre, und in einem Alter, in welchem der größte Theil ihres Geschlechts kaum den Jahren der Kindheit entronnen ist, erkannte man sie allenthalben für ein Muster der Vollkommenheit, und erwies ihr gleiche Achtung wie den erwachsenern. Eine edle Gesichtsbildung, ein erhabener, Bewunderung heischender Anstand, und eben so majestätische, als natürlich ungezwungene Reiz

le gaben ihr die Würde einer Juno und den Glanz einer Venus, kurz! — es war Laurette Grimaldi.

Laurette war der Stolz ihrer Familie. Kaum hatte sie das zwölfte Jahr zurückgelegt, so galt sie allenthalben als prima Donna, und verherrlichte jede Feierlichkeit durch ihre Gegenwart; keine Gelegenheit glenz vorüber, bei welcher nicht ihre hervorstechenden Talente die der andern verdunkelten. Kein Wunder, wenn die edle Venetianerin aller Augen auf und eine Menge bewundernder Anbeter nach sich zog, die sich glücklich priesen, ihr die Hand küssen zu dürfen, oder mit einem auszeichnenden Blicke begünstigt zu werden.

Aber nicht lange währte diese glänzende, und für die junge Männerwelt so schmeichelnde Epoche. Ehe man sichs vermuthete trat Laurette von der Bühne, auf der sie eine so bedeutende Rolle spielte, ab, und begab sich, nach

Sitte der venetianiſchen Fräuleins, die in den Cheſtand treten ſollen, in ein Kloſter, um ſich mit den Pflichten dieſes heiligen Sakraments bekannt zu machen, und auf die höhere Beſtimmung ihres Geſchlechts vorzubereiten. Sie hatte kaum das vierzehnte Jahr erreicht, als ſie dieſen Schritt that, und durch ihr jähes Verſchwinden in den Geſellſchaften eine Leere veranlaßte, die keine ihrer Zeitgenoſſinnen auszufüllen vermochte. Die ganze Stadt klagte den Verluſt der Allgöttin des Univerſums, denn mit ihr ſchienen Talent, Grazie und Vergnügen aus den Zirkeln der großen Welt entflohen zu ſeyn.

Faſt ein ganzes Jahr hatte Laurette in dieſem vortreflichen Erziehungsinſtitute verlebt, und durch eine ſolide und aufgeklärte Religionsübung, die durch weiſe Anordnungen des Senats an die Stelle der vorigen Eingeſchränktheit kloſterlicher Begriffe und der myſtiſchen Gebräuche übelverſtandener Gottesfurcht getre-

ten war, sich dem Geräusch der Welt entwöhnt, und bloß mit solchen Dingen beschäftiget, die dereinst ihr häusliches Glück begründen sollten, als mit einmal der Augenblick eintrat, der sie desselben auf immer verlustig machte.

Dieß geschah am Feste des heiligen Markus, den man zu Venedig unter den Heiligen und als Beschützer der Republik verehrt. Alles feiert diesen Festtag. Kollegien, Klöster und Gemeinden wetteifern an demselben, ihn mit feierlichem Pomp zu begehen, und es hierinnen einander zuvorzuthun. Unter diesen war die religiöse Stiftung, in welcher Lauretta Grimaldi pensionirte, nicht die lezte, und ganz Venedig erwartete mit Ungeduld den Tag, an welchem die schöne Pensionärin die Feier des Gottesdienstes durch ihre Gegenwart glänzend, und durch Gesang und Spiel rührender und Andacht erweckender machen sollte. Schon längst hätte man ihr als Virtuosin gehuldigt; aber seit ihrem Aufenthalt im Kloster hatte ihr

hatte ihr musikalisches Talent sich unendlich mehr ausgebreitet und vervollkommnet — und das Gerücht, daß Lauretta an diesem Tage ein Stück von ihrer eigenen Komposition singen, und sich dazu auf der Orgel selbst akkompagniren würde, lockte Millionen herbei, die reizende Sängerin zu sehen, zu hören und zu bewundern. Um zwei Uhr war das Bethaus schon so voll, daß kein Mensch hindurch zu dringen vermochte, und um fünf Uhr erst nahm der Gottesdienst seinen Anfang.

Alles schwieg mit einmal, als die funfzehnjährige Virtuosin zu präludiren begann; alles war Ohr und fürchtete zu athmen. Nichts störte das Spiel der bezaubernden Sängerin, nichts hemmte ihren Gesang; glücklich vollendete sie das Meisterstück, und fühlte sich durch den Enthusiasmus der laut werdenden Menge geschmeichelt und belohnt. Aber als sie, frei und unangetastet noch vom Gefühl bübelnder Leidenschaften, an die Brustlehne hins

trat, nach gesprochenem Segen einen Vers zum Lobe des Herrn zu singen, da schlich sich unvermerkt der Dämon ihrer glücklichen Ruhe in die jungfräuliche Seele, erschütterte ihr ganzes Wesen auf eine empfindliche Weise, und ließ sie nicht enden. Ihre nach Beifall geizenden Blicke schweiften im weiten Raume des Tempels umher, und hiengen mit einmal unwillkührlich fest an den Blicken eines unter der zahllosen Menge sich auszeichnenden Jünglings, der eben so auszeichnend seine Augen auf den gemeinschaftlichen Gegenstand allgemeiner Bewunderung heftete. Dies war der fürchterliche Zeitpunkt, in welchem die schönste die geehrteste der Jungfrauen tief herabsank von der schwindelnden Höhe des schamhaften Mädchens zum irreparablen Abgrund tödtender Lüste.

Liebe — die edelste, aber auch die schrecklichste aller Leidenschaften — bemächtigte sich des feurigen Temperaments des unerfahrnen

Frau

Fräuleins, das wenig Augenblicke zuvo. dieselbe kaum dem Namen nach kannte, drang mit all ihrer Macht ins Herz der jungen Schöne ein, und wüthete, gleich einem blutdürstigen Tyrannen, ihr in dem Innern dermaßen, daß sie sich einer lebhaften Aeußerung ihrer Sinnenzerrüttung kaum enthalten konnte, und ihre Schwäche fast selbst verrathen hätte, die man der heftigen Bewegung, welche die Aufführung des vorhergehenden Stücks ihr verursacht haben sollte, zuzuschreiben geneigt war, und mit einstimmiger Theilnahme entschuldigte.

Sie allein kannte die Ursache dieses jähen Ereignisses, und niemand ahndete die fürchterliche Metamorphose, welche die Natur des mannbarwerdenden Mädchens in diesem Augenblicke begann. In sich verschlossen ging sie still und traurig vor sich hin, achtete nicht des lehrreichen Umgangs der Klosterfrauen, die mit ihrem Zustande Mitleid zu haben schienen,

und sich umsonst bemühten, ihre leidende Seele durch tröstende Gründe der Religion wieder aufzurichten. Ihrer Leidenschaft überlassen, für nichts athmend, als für die Liebe, nichts mehr empfindend, als die Wuth verzehrender Flammen, vernachlässigte sie die herrlichen Gaben, womit die schaffende Hand des großen Naturbildners so verschwenderisch ihre Seele ausgerüstet hatte, fand an den, ihr Trost, Unterhaltung und Vergnügen gewährenden, Künsten und Wissenschaften keinen Geschmack, vergaß ihren Stand, ihr Geschlecht, und strebte nur nach Genuß, den sie einzig und allein in den Umarmungen desjenigen zu erhaschen wähnte, dessen bezaubernder Anblick sie ihres glücklichen Bewußtseyns beraubt, und ihr Herz mit unersättlichen Begierden erfüllt hatte.

In dieser fürchterlichen Gemüthsverfassung schmachtete die unglückliche Schöne unter dem Joche unbändiger Leidenschaft, und strebte im

mer und unaufhörlich nach Ausfüllung der Leere ihres Herzens, bis es ihr endlich gelang, das Ziel ihres Strebens zu erringen, und die Fesseln der Liebe mit dem verfolgten Gegenstande zu theilen. Leichtsinnig von Karakter und zügellos achtete der neapolitanische Edelmann die Auffoderung der venetianischen Grazie für eine bloße Aventüre, freute sich der gemachten Eroberung, und glaubte nicht, festgehalten zu werden am Arm der lockenden Nymphe. Aber Laurettens ausgebildete Gesinnungen und ihr von Liebe entflammtes Herz zündete auch in dem seinigen eine Flamme an, die seinen jugendlichen Leichtsinn in Ernst verwandelte, und seiner Zügellosigkeit einige Zeit lang die Stirn bot.

Laurenzo schien die Fesseln, die Zytherens bübischer Knabe ihm anzulegen wußte, mit anscheinender Zufriedenheit zu tragen; bald aber erkaltete, von den Freuden des Genusses gesättiget, seine Liebe und Laurettens

Leidenschaft stieg mit jedem Tage heftiger und zu einem fast unerreichbar scheinenden Grade. Ihrer Reize überdrüssig, begann Laurettens Umgang ihm ein stetes Einerlei zu werden; er liebte den Wechsel der Vergnügungen, den ihm Stand und Vermögen gewährten, die Verbindung mit der schönen Venetianerin aber oftmals unmöglich machten. Diese Einschränkung behagte seinem Temperamente nicht; er wollte lieber frei seyn, um von einer Blume zur andern zu hüpfen, und hielt es daher für nothwendig, sich unter irgend einem Vorwande von ihr loszureissen. In dieser Absicht schrieb er einen Abschiedsbrief an das Fräulein, welcher sie glauben machen sollte, daß er nur auf kurze Zeit sich von ihr trenne. Allein die rasche Einbildungskraft ließ sie augenblicklich das ganze Plänchen ihres kalten Liebhabers durchschauen; sie ahndete Untreue, und gerieth Anfangs bei Lesung des Billets in Verzweiflung. Doch sie rafte alle ihre Kräfte zusammen und schwur, den treulosen Verehrer ihrer Reize mit Gewalt

festzuhalten, und die ihr zugefügte Beleidigung fürchterlich zu ahnden. Ein Gelübde, das dem Karakter der italienischen Frauen angemessen ist, und eben so schnell gethan, als zur Ausführung gebracht wird.

Rache heischte die Beleidigung, und Rache kochte in Laurettens Busen. Sie säumte keinen Augenblick, diesen unersättlichen Durst zu stillen, aber sie bediente sich keiner erkauften Vollstrecker ihres Urtheils — sie bestach sich selbst — foderte den Angeklagten zur Verantwortung, und brach den Stab über ihm mit eigener Hand. Kaum hatte sie sich von dem Schlage, den ihr der Scheidebrief ihres ihrer Reize überdrüßig werdenden Liebhabers versetzte, wieder erholt, so verließ sie ohne den mindesten Zeitverlust die einsame Zellenwohnung, und eilte in die Arme ihres Vaters und ihrer Brüder, ihnen ein Geständniß zu thun, das auch für sie entehrend und beleidigend seyn mußte. „Die Erlaubniß," sagte

sie — „die mir verstattet war, nach Gefallen
„aus dem Kloster zu gehen, und mich in den
„Armen meiner Familie für die anmuthrende
„Lebensart der religiösen Bewohnerinnen des
„selben zu entschädigen, gewährte mir des öf
„tern Gelegenheit zu unerlaubten Rendesvous
„mit Laurenzo; die Kirche selbst war die Kupp
„lerin, die mir den neapolitanischen Jüng
„ling zuführte. „Ich bin strafbar; er allein
„kann mein Vergehen wieder gut machen.
„Das Geschlecht der Laurenzo's kann sich mit
„dem meinigen messen, und meine Verbin
„dung mit ihm kann der Ehre meiner Familie
„nicht nachtheilig seyn. Noch diesen Abend
„kann er mein Gemahl werden, und binnen we
„nig Stunden sollen Sie ihn, den Sie als
„Feind zu behandeln berechtiget wären,
„als Sohn und Bruder in Ihre Arme
„schließen."

Vater und Brüder billigten Laurettens
Vorschlag, ohne die schreckliche That zu ahn

den, mit der die beleidigte Furie schwanger gieng. Ohne Zeitverlust veranlaßte sie den sicher sich glaubenden Laurenzo in einem in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßten Billet ihr vor seiner Abreise noch einmal am gewöhnlichen Orte ihrer Zusammenkünfte, die Ehre seiner Gegenwart zu gönnen. Sie bot ihre ganze Standhaftigkeit auf, die Antwort des Geliebten zu empfangen, und ihn zur gewöhnlichen Stunde und am bestimmten Orte zu erwarten.

Ausschweifend in ihrer Phantasie und schwärmerisch in ihren Empfindungen hatte Laurette einen Gottesacker, auf welchem sich eine alte unverschlossene Kapelle befand, zum Vertrauten ihrer Liebschaft erwählt. Dieser schauerliche Ort, vormals der Zeuge ihrer Thorheiten, sollte nun auch Zeuge ihrer Unerschrockenheit seyn — hier hatte der Meineidige ihr Treue ge-

schworen, hier wollte sie auch Genugthuung fodern.

Laurenzo kam, in der Meinung, ein tête à tête mehr oder weniger würde ihm nicht nachtheilig seyn, und Laurette stand am Eingange, seiner mit Sehnsucht wartend. Sie kämpfte einen harten Kampf; denn ihre Seele war im fürchterlichsten Aufruhr, der Hammer ihres Herzens wüthete, ihr Busen schwoll von wilden Gefühlen durchkreuzt, und ihre Lippen schäumten Rache. Es kostete ihr Mühe, um nicht an sich selbst zur Verrätherin zu werden, ihre Wuth zu verbergen, und Liebe und Zärtlichkeit zu erkünsteln. Unter den süßesten Schmeicheleien und Liebkosungen bewillkommte sie ihn mit einem zärtlichen Verweise, und veranlaßte ihn, mit ihr in die Kapelle zu gehen, um die lezte ihrer Zusammenkünfte, wenn es nun einmal geschieden

seyn sollte, recht feierlich zu machen. Der anscheinenden Thorheit der Verliebten im Innern herzlich lachend, folgte ihr Laurenzo, und halb gebeugt auf die Stufen des Altars, mit ihren Armen ihn umschlingend, sagte die heuchelnde Schöne im Tone der treuloseſten Zärtlichkeit: „Laurenzo! wenn es wahr ist, „daß du mich liebst, wie du so oft mir an „dieser heiligen Stätte zugesagt hast, war„um willst du dich von mir trennen? — „Warum dich losreißen aus den Umarmun„gen der zärtlichsten Liebe? Warum nicht „vor deiner Abreise noch mich zu deiner „Gattin machen? — Spendete ich dir „nicht ihre Wonnen? — Wie könntest du „mir ihre Rechte versagen? — Das un„glückliche Mädchen mit Schande bedeckt allein „und ohne Hülfe lassen? — Ha, Laurenzo! „wenn du mich von dir stößt, wer soll dann „mich schützen?“ —

Ihre Wünsche zu erfüllen, betheuerte der über die Unschuld seiner Geliebten triumphirende Heuchler, sollte nach seiner Wiederkehr sein erstes und alleiniges Bestreben seyn. Lauzette foderte auf der Stelle Ausführung dieses Vorsatzes, und brachte, aller Einwendungen und Entschuldigungen ohnerachtet, ihren Gegner dergestalt in die Klemme, daß er weder vor noch rückwärts konnte. „Ich „habe für alles gesorgt, sagte sie — du darfst „nur ein Wort sagen, Laurenzo! und der „Geistliche ist hier. Mein Vater willigt in „unsere Verbindung; ihm hab' ich unsere Lie„be entdeckt." — Laurenzo staunte, hatte nichts mehr, ihr entgegen zu stellen, und sah sich im nehmlichen Augenblicke verrathen. Fackeln glänzten, Waffen blirtten, und die Familie der Grimaldis umringte das liebende Paar. Laurenzo war auf Vertheidigung bedacht; er zog seinen Degen, wurde aber ent-

waffnet und von den Anwesenden bedeutet, daß er nicht aus der Kapelle gehen würde, ohne zuvor sich mit der edlen Venetianerin durch Priesterhand verbunden zu haben.

Laurenzo sah sich im Gedränge. Er gab nach — sey es aus Liebe, oder aus Furcht — und reichte Lauretten seine Hand. Der Geistliche bestieg den Altar, und Freude glänzte auf den Gesichtern der Umstehenden; nur Laurette brannte für Begierde auf den Moment der Ausführung ihrer schrecklichen That. Kaum war der Segen über sie gesprochen, so riß die blutdürstende Furie ihre Hand los von der Hand ihres angetrauten Gatten, zog einen Dolch aus ihrem Busen und stieß ihn, zur Verwunderung aller, dem Unglücklichen ins Herz, der, unvorbereitet auf diesen schauerlichen Augenblick, todt an ihrer Seite niedersank.

„Dies ist der Lohn deiner Untreue!“ schrie sie mit lauter Stimme — „so rächet sich eine beleidigte Venetianerin.“ — Noch ehe man dem Entseelten zu Hülfe eilen konnte, stürzte Laurette über den Leichnam hin, riß ihm den Dolch aus der Seite, [illegible] ihn, um mit ihm zu sterben, sich selbst ins Herz.

5.

Die Emigranten.

Kabalen und Ungerechtigkeiten jeder Art veranlaßten den Baron Drouget, das Hofleben zu quittiren, und den Ueberrest seiner Tage, vom Geräusch der Großen Welt entfernt, in ländlicher Stille zu genießen, und sich bloß der Erziehung seines Sohnes zu widmen. Durch Tugend und Rechtschaffenheit hatte er sich frühzeitig zu dem Posten empor geschwungen, auf dem er stand, aber sich eben so viel Feinde durch sie gemacht, die ihn zu verdrängen suchten. Er war ein Freund der Wahrheit, und eiferte laut und ohne die mindeste Zurückhaltung über den Mißbrauch der Gewalt in öffentlichen Aemtern stehender Personen, und entlarvte mehr als einen Verräther des Vaterlands. Um nicht ein Opfer der Rache seiner Feinde zu

werden, renunzirte er freiwillig und zog sich auf seine Güther zurück.

Er war Witwer; ein einziger hofnungsvoller Sohn war seine Freude, sein Gesellschafter und Gefährte im Glück, wie im Unglück, und die Erziehung und Ausbildung desselben seine angenehmste Beschäftigung. Außer den einem jungen von Adel nothwendigen Kenntniß sen und Wissenschaften besaß Franz Drouget nicht ungemeine Geschicklichkeiten in der Musik und in der Kunst, in Holz und Elfenbein zu drechseln. Leztere hatte besonders einen nicht geringen Einfluß auf sein zukünftiges Leben; denn durch sie lernte er die Einzige kennen, die ihm zur Gefährtin des Lebens vom Schicksal bestimmt war. Dieß geschah an einem ländlichen Feste, das die Bewohner der umliegenden Gegenden durch ihre Anwesenheit zahlreich und feierlich machten. Nicht ländliche Dirnen allein hüpften am Arme tölpischer Bauernkerls auf der grünen Wiese unter schattigen

Lin-

Lindenbäumen umher, auch edle Bürgerinnen und Fräuleins tanzten ohne Unterschied des Ranges, und nahmen an dieser Feierlichkeit Theil. Unter den lezteren behauptete Julie, die Tochter des Barons von Bredeville, den ersten Platz, denn sie zog aller Augen auf sich, und erweckte in dem Herzen des jungen Franz, der dieser Lustbarkeit in Gesellschaft seines Vaters beiwohnte, jene seligen Empfindungen der Liebe, die den Waller des Erdenrunds überzeugen, zu welchem erhabenen Endzwecke ihm die Natur ein Herz gab. Er sah ihre Schönheit und fühlte ihren Werth, aber er blieb ihrem Auge unbemerkt, so oft er auch im Begriff war, sie zu einem der folgenden Tänze aufzuziehen; denn die Menge der anwesenden jungen von Adel hatte sich, gleichsam wie zu einem gemeinschaftlichen Zentro, um sie her versammelt, und es war ihm fast unmöglich, hindurchzudringen, und sich der Abgöttin seines Herzens bemerkbar zu machen. Je mehr die andern wetteiferten, immer einer näher als der

andere der reizenden Tänzerin zu seyn, um ihre Blicke zu buhlen, die samtenen Händchen ihr zu küssen, und einige süße, mehr oder weniger kalte Schmeicheleien vorzusagen, je mehr Hindernisse sich ihm entgegen stellten, desto stärker loderte die Flamme im Innern empor, und stieg zu einem fast verzehrenden Grade. Er allein hatte Langeweile, und hätte sich vielleicht bei einer Spielparthie oder am Zechtische die Zeit zu verkürzen gewußt, hätte nicht sie, die Einzige, mit magnetischer Kraft ihn im Tanzsale festgehalten.

Gegen Morgen erst, als schon viele von der Gesellschaft sich verlohren hatten, und die noch Anwesenden, alt und jung durch einander, um Pfänder spielten, war Franz so glücklich, sich dem Ziel seiner Wünsche zu nähern. Bei Auslösung der gesammelten Pfänder, ließ Julie ein im Elfenbein und Gold gearbeitetes Etuis aus Unvorsichtigkeit auf die Erde fallen. Dieß erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und

Jedermann beklagte das Schicksal dieses Kleinods, das Julie zum Andenken ihrer Mutter, als das lezte Geschenk aus ihren Händen, immer bei sich trug, und jezt beim Aufheben beschädigt fand. Dieß gieng ihr so nahe, daß sie in demselben Augenblicke wünschte, jemanden zu finden, der den Schaden wieder gut machen könnte. Kaum hatte sie diesen Wunsch geäußert, so nahte sich ihr Franz mit bescheidenem Anstand, und erbot sich, ihrer Foderung Genüge zu leisten. Julie selbst, noch mehr aber die Umstehenden wunderten sich über das kühne Anerbieten des jungen Barons, und hielten es bloß für Galanterie, oder Großsprecherei; aber sein Vater versicherte das Fräulein von der Geschicklichkeit seines Sohnes in dieser Kunst, und Franz erhielt die Erlaubniß, die Wiederherstellung des Etuis zu übernehmen, und es dem Fräulein in eigener Person zuzustellen.

Welch ein glücklicher Zufall! Welch eine herrliche Gelegenheit für den in heißen Flam-

nen lodernden Jüngling! — Obgleich dieses Ereigniß fast das Auseinandergehen der Gesellschaft zu beschleunigen schien, so entschädigte doch der Augenblick den jungen Baron für die Langeweile, die ihm dieses Fest verursacht hatte; denn er sah mit trunkener Freude der Wonnestände des kommenden Tags entgegen, die ihn an der Seite der schönen Baronesse erwarten sollte. Julie empfahl sich ihm beim Hinweggehen mit auszeichnender Höflichkeit, und ein Blick ihres himmelblauen Auges sagte ihm: Du hast gesiegt! —

Gern hätte er sie nach Hause begleitet; aber für diesmal mußte er sich noch damit begnügen, ihr bis an den Wagen das Geleit zu geben, und seinem Vater zu folgen. Da sie nicht weit nach Hause hatten, machten sie den Weg zu Fuße. Franz folgte seinem Vater, wie im Traume, und ließ ihn gern in dem Wahne, seine glückliche Verwirrung für Müdigkeit zu halten. Ohne an Schlaf und Ruh

zu denken, nahm er sogleich beim Nachhause kommen das ihm anvertraute Kleinod seiner Huldin zur Hand, und bemühte sich, die Ausbesserung desselben so unbemerkbar, als möglich, zu machen. Die Liebe kam seiner Geschicklichkeit zu Hülfe, und er vollendete diese Arbeit mit so unglaublicher Geschwindigkeit, daß er über sich selbst staunte, ohne die Ursache zu kennen, die er so stark fühlte. Die Freude über die glückliche Reparatur dieses Heiligthums war über alle Beschreibung so groß, daß er sich nicht enthalten konnte, den Vater aus dem tiefsten Schlafe zu wecken, und seinen Beifall ihm abzunöthigen.

Franz war erst achtzehn Jahr, Julie nur funfzehn; daher ahndete der Vater nichts weniger, als daß die Triebfeder dieser ausschweifenden Freude Liebe seyn könnte. Er hielt sie vielmehr für Stolz, der jungen Künstlern eigen ist, und mit den Jahren in belohnende Selbstzufriedenheit und tiefsühlenden Werth ih-

ter Größe übergeht, und verzieh es ihm gern, im Schlafe gestört worden zu seyn. Er lobte seine Geschicklichkeit und Dienstfertigkeit, tadelte aber dagegen seine Unbesonnenheit, mit der er im nehmlichen Augenblicke die Stiege hinabstürzen wollte, das in Händen habende Eigenthum seiner Göttin an die Behörde abzugeben. „Sie wird jetzt schlafen, sagte der Vater — es würde unschicklich seyn, ihre Ruhe zu stören; vor Nachmittags darfst du nicht aufwarten.“ — Dieses väterliche Verbot schlug mit einmal seinen Muth darnieder; aber er sah die Richtigkeit desselben ein, und hielt es für Pflicht, zu gehorchen, so lästig es auch dießmal ihm wurde, und die wenigen Stunden bis zu der glücklichen Katastrophe eine halbe Ewigkeit zu seyn schienen.

Froher war niemand, denn Franz, als die Glocke drei schlug, und er vom Vater Erlaubniß erhielt, der reizenden Tochter des Barons von Bredeville seine Aufwartung zu ma-

chen. Er schwang sich aufs Pferd und flog, auf Schwingen der Liebe getragen, dem Aufenthalte der Geliebten zu; Schlag viere stieg er vor ihrem Hause ab. Julie war allein; sie gieng ihm selbst entgegen und führte ihn ins Zimmer. Beider Betragen war anständig und bescheiden, aber zuverlässiger und weniger zurückhaltend das Benehmen des Jünglings, denn weniger kalt war der Empfang von Seiten der schönen Gegnerin. Auf die Frage: Bringen Sie mir meinen Patienten schon wieder? — überreichte er ihr das Etuis und schätzte sich glücklich, durch das traurige Schicksal dieses schätzbaren Kleinods ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und Julie dankte ihm mit einer Art, die ihn nicht lange Anstand nehmen ließ, seinen kühnen Entschluß ins Werk zu setzen. Neben ihr auf dem Sopha sitzend, nahm er Gelegenheit, von der Feierlichkeit des gestrigen Tages, von der Mannichfaltigkeit der Anwesenden und der genossenen Vergnügungen zu reden, und berührte den Punkt: daß er der aus-

gesuchten Gesellschaft und vielfältigen Abwechslungen ohngeachtet Langeweile gehabt, und dann erst dafür wäre entschädiget worden, als sie das Etuis hätte auf die Erde fallen lassen — auf eine so bescheidne Weise, daß ihm Julie selbst den Wunsch entgegnen mußte: Hätte sich der Fall doch früher ereignet! —

Julie erschrack über die gegebene Büße. Franz bemerkte ihre Verlegenheit, und faßte eine ihrer Hände. Dieß war der Augenblick, der ihre Herzen einander näher brachte und sie mit einmal auf immer vereinte. — Lange verweilte die Hand des Mädchens am Munde des liebenden Jünglings, der sie mit feurigen Küssen überdeckte, und Julie schämte sich nicht, ihm die Gefühle ihres Herzens verrathen zu haben. Unwillkührlich und von einer unbekannten Macht geleitet, begegneten sich ihre Blicke, und eins las in dem Auge des andern das gegenseitige Bedürfniß ihrer Herzen. Franz benutzte diesen glücklichen Zeitpunkt, und

wagte es, in drei Worten ihr zu gestehen, daß er sie liebe.

Keiner von der zahlreichen Menge junger Edelleute, von denen sie Tags vorher sich umringt sah, hatte den mindesten Eindruck auf ihr noch unbefangenes Herz gemacht, so sehr sie auch wetteiferten um die Ehre, mit dem schönen Fräulein zu tanzen; vielmehr waren ihre Zudringlichkeiten ihr lästig geworden, und die Erscheinung des jungen Drouget allein hatte eine so merkliche Veränderung ihres ganzen Wesens verursacht, daß sie den lieben langen Tag nichts sehnlicher wünschte, als den Besuch desjenigen, dem sie das lezte Andenken ihrer sterbenden Mutter anvertraut hatte. — Liebe ist das Werk eines einzigen Augenblicks. Auch Julie fand die Wahrheit dieses Satzes bestätiget, und ihre Unbefangenheit erhöhte das feurigste menschlicher Gefühle, dessen Namen auszusprechen ihre Lippe sich nicht getraute. Seit wenig Minuten erst war dieser göttliche Name

zum erstenmale ihrer Zunge entschlüpft, sie fühlte sich über alles glücklich, und unbescholtene Tugend schützte sie gleich stark vor unanständigen Blößen, wie den Anbeter ihres Daseyns vor übermässigen Foderungen.

Ohne weiter an etwas mehr zu denken, war Liebe der einzige Gegenstand ihrer Unterredung; aber die Wünsche ihrer Herzen erstreckten sich um einen Grad weiter. Durch untadelhafte, reine, gesetzmässige Liebe glücklich zu seyn, war das Ziel beider. Dieß zu erreichen, beschlossen sie beide, ihre Väter zu Vertrauten ihrer Neigungen und Wünsche zu machen, und diese bezeugten eine so unaussprechliche Freude über das Zutrauen ihrer Kinder, daß sie kein Bedenken trugen, in ihre Verbindung zu willigen. Da aber beide noch so jung und Franz nicht engagirt war, mußte diese glückliche Epoche zur Zeit ausgesetzt bleiben; jedoch um sie zu beschleunigen, hielt der alte Drouget für seinen Sohn um eine Lieute-

nantsstelle beim Regiment des Königs an, und war so glücklich, zu reüssiren. Franz hatte es gewünscht, und seine Freude, angestellt zu werden, war eben so groß, als der Verdruß über die zu schnelle Ankunft der Ordre, die ihn früher, als er geahndet hatte, von der Seite seiner angebeteten Julie riß.

Wie schmerzhaft und grausam eine so unverhofte Trennung unsern Liebenden seyn mußte; davon kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man nur einmal in seinem Leben rein und wahr geliebt hat. Das glückliche Landhaus zu verlassen, das der Wohnung seines Mädchens so nahe war, und mit ihm die friedliche Stille und Einsamkeit, in der er, vom Getöse der großen Welt entfernt, herangewachsen war, mit den Sitten und Lebensart einer ihm unbekannten Stadt zu vertauschen, kostete ihn manchen tiefen Seufzer; schwerer aber als alles lag ihm die Trennung von der einzigen, die er über alles liebte, von Vater

und Freund auf dem Herzen. Dieß heischte Ueberwindung, Selbstverleugnung.

Von der zartesten Kindheit an mit ihm im Hause seines Vaters erzogen und aufgewachsen, wollte Henry, sein treuer Jugendfreund, ihm folgen, sich nicht von ihm trennen, und unter dem nehmlichen Regimente engagiren; aber Franz überredete ihn durch Gründe, die ihm die Nothwendigkeit seines Zurückbleibens einleuchtend machten. „Wenn du mich lieb hast,“ sagte er — „so stehe ab von diesem Vorhaben. Ich bedarf eines Freundes, der, so oft es mein Herz wünscht, mir Nachricht giebt von Julien, meine Briefe an sie bestellt, und ihre Antworten an mich besorgt. Unter den Augen unsrer Väter würde unser Briefwechsel seltener und gedrängter ausfallen. Liebe flieht so gern jeden Zwang, hat so manches Geheimniß, das sie nur in den Busen eines Freundes ausschütten mag, der so denkt, so fühlt, wie du.“ Henry gab nach. Mit Vergnügen übernahm

er die Aufträge seines Freundes an Julien, und von dieser an jenen, befolgte mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, und schätzte sich glücklich, der Vertraute ihrer Liebe zu seyn.

Franz kam glücklich in Nancy an, wo das Regiment des Königs in Garnison stand. So schön und reizend auch dieser Ort an sich ist, so wollt' es ihm nirgends gefallen; mitten unter einer für ihn neuen Welt sah er sich verlassen und allein. Sitten und Lebensart behagten ihm nicht, und die mannigfaltigen Veränderungen waren nicht nach seinem Geschmacke. Lästiger aber als alles war ihm die Gesellschaft seiner Kameraden, die, nur wenige ausgenommen, sich durch Stolz, Aufgeblasenheit und Dummheit ihm unerträglich und verhaßt machten. Außer den Stunden, die ihn zu Erfüllung seiner Pflicht riefen, mied er ihren Umgang, und widmete den größten Theil seiner Zeit der Einsamkeit, binnen welcher er sich bloß mit Julien, ihren Briefen und seinen Antwor-

ten beschäftigte. Doch ein unvermuthetes Ohngefehr endete seinen Aufenthalt zu Nancy früher, als er geglaubt hätte, und führte ihn bald wieder in die Arme seiner angebeteten Julie zurück.

Drei Officiers von seinem Regimente überfielen in der Dämmerung ein junges Frauenzimmer, das am Arme ihres Bräutigams so eben nach Hause gehen wollte. Franz bemerkte die schändliche That, eilte zur Rettung der Bedrängten herbei, und verscheuchte die ehrlosen Störer öffentlicher Ruhe und Sicherheit. Selbstzufriedenheit und inneres Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, belohnten die That des Jünglings. An seinem Arme wandelte Demoiselle Keller und ihr Bräutigam ruhig nach Hause, und nöthigte ihn, um auch den Dank ihrer Eltern zu empfangen, zum Souper. Franz gab ihren Bitten nach, und wurde von Herr und Madam Keller aufs höflichste bewillkommt, und als der Retter ihrer Tochter

mit Danksagungen und Lobsprüchen überhäuft. In der Gesellschaft dieser Edlen fühlte sich Franz um so glücklicher, je mehr Aehnlichkeit er zwischen Demoiselle Keller und derjenigen fand, die sein Herz gefesselt hielt; noch hatte er seit seiner Anwesenheit in Nancy keine so frohen Stunden gehabt, als diejenigen waren, die er, gleichsam als den Lohn seiner menschenfreundlichen Handlung, in diesem Hause genoß. Auch an dem Betragen des noch unverdorbenen Jünglings fand der würdige Vater dieser kleinen Familie inniges Wohlbehagen; keiner von beiden dachte ans Schlafen, oder Nachhausegehen, so schnell und so herrlich entfloh ihnen die Zeit. Mitternacht war schon vorüber, und noch saß Franz in ihrer Mitte, und sah sich genöthigt, auf ihr dringendes Bitten den übrigen Theil der Nacht bei ihnen zu bleiben. Mit anbrechendem Tage erst verließ er seine Freunde, die er seit wenig Stunden nur hatte kennen gelernt, unter dem ausdrücklichen Versprechen, sie auf den Nachmittag wieder zu besuchen.

Kaum war er zum Hause hinaus und die Thüre hinter ihm verschlossen, so wurde er, was er in diesem Augenblicke nicht vermuthete, von hinten zu angehalten und überfallen. Nur schwach dämmerte der Morgen heran, und er vermochte nicht, seinen Gegner zu erkennen, denn er hatte sich bis an die Augen in einen Mantel gehüllt; aber an der Sprache erkannte er in ihm einen seiner Kameraden. Franz zog seinen Degen und fragte den Unverschämten: was er an ihm zu suchen habe? — „Genugthuung," war die Antwort. — Sich nicht bewußt, irgend jemand beleidigt zu haben, erwiderte der unerschrockene Jüngling: Mein Herr! Sie verkennen mich; ich wüßte nicht, wofür ich Ihnen Genugthuung schuldig seyn sollte. — Auf die Antwort: Für die gestern Abend auf der Promenade mir zugefügten Beleidigungen — gerieth er mit seinem Gegner, der immer ungestümer ward, und schon mit dem Degen auf ihn eindrang, in einen heftigen

gen Wortwechsel, und sah sich genöthigt, auf Vertheidigung bedacht zu seyn. Der Kampf war sich nicht gleich; körperliche Ueberlegenheit sowohl, als immer mehr überhandnehmende Hitze des einen, machte ihn dem andern gefährlich. Der Niederträchtige gieng auf Tod und Leben. Franz, der sich bis jetzt nur defensiv verhielt, merkte seine Absicht, nahm eine andere Wendung, und brachte ihm eine Wunde bei, die ihn augenblicklich unfähig machte, den Kampf weiter fortzusetzen. Mit dem Degen in der Faust sank er, für Wuth schäumend, zu Boden. Franz reichte dem Besiegten die Hand, und wollte ihm aufhelfen; aber, seiner Besinnungskraft noch mächtig, übte der Bösewicht in diesem Augenblicke schurkische Rache an seinem großmüthigen Sieger, stach ihn, indem sich dieser zu ihm hinabbeugte, den Degen in die Seite unter den Ribben bis an das Heft hinein, und hauchte, von aller menschlichen Hülfe verlassen, über den Fall des meuchelmörderischer Weise sinkenden Gegners tris

umphirend, wenig Minuten nachher sein teuf lisches Leben aus.

Aehnliches Schicksal hätte auch diesen edlen Jüngling treffen können, wäre nicht der rechtschaffene Keller und sein zukünftiger Eidam ihm zu Hülfe gekommen; vom Fenster herab hatten sie ihn von seinem Gegner überfallen sehen. Zwar konnten sie seine Verwundung nicht verhindern, denn sie kamen zu spät; aber sie konnten ihn doch der drohenden Gefahr des Todes entreissen und in Sicherheit bringen. Dieß war auch wirklich geschehen. Als Franz, der durch einen heftigen Blutverlust äußerst geschwächt war, wieder zu sich kam, und seiner Besinnungskraft mächtig war, sah er sich im Kellerschen Hause, und von dieser menschenfreundlichen Familie umringt. An seinem Bette saß seine Freundin, Demoiselle Keller, deren Freundschaft ihm um so schätzbarer war, da sie gleichen Namen mit der Geliebten seines Herzens führte. Julie war es, die seine Pflege und

Wartung auf sich genommen hatte, und noch nicht von seiner Seite gekommen war.

Obgleich seine Wunde nicht gefährlich war, so zog sich doch seine Besserung in die Länge, und er mußte, so lange seine Krankheit währte, im Kellerschen Hause bleiben. Julie klagte sich oft selbst als die Ursache seines traurigen Verhängnisses an, und weinte bittre Thränen; Franz sah sie leiden und wollte sie trösten, aber Julie legte ihm die Hand auf den Mund — denn er durfte nicht reden — floh auf ihr Zimmer und weinte sich aus. Diese herzliche Theilnahme verursachte ihm auf der einen Seite Kummer, indeß auf der andern sein Unvermögen, dem Fräulein von Bredeville und ihrem Vater sein unglückliches Schicksal zu melden, ihn ängstete, und auf mehrere Tage seine Krankheit so sehr verschlimmerte, daß er zuweilen in eine stille Melankolie verfiel. Natürlicherweise mußte es ihm eben so kränkend seyn, einer so liebenswürdigen Familie, die ihn wie ihren

Sohn und Bruder pflegte und wartete, zur Last zu fallen, als mit der Geliebten seines Herzens sich nicht unterhalten, und sie seiner unwandelbaren Treue versichern zu können. Doch ein Brief von Juliens liebenswürdigen Händen riß ihn nach einigen Wochen aus seiner Unruhe, und gewährte ihm die Versicherung, in ihren Augen entschuldigt zu seyn. Adelphy, sein Bedienter und aufrichtiger Gefährte und Theilnehmer seiner Schicksale, las ihm den Brief vor, und goß Linderung in seine leidende Seele. Er war es, der dem Fräulein den ganzen Verlauf der Sache, so weit sie ihm bekannt war, durch ihren gemeinschaftlichen Freund Henry gemeldet, und von Zeit zu Zeit umständliche Nachricht von seinem Befinden gegeben hatte.

Indeß war die traurige Nachricht auch dem alten Drouget zu Ohren gekommen. Er säumte keinen Augenblick, sich von der Wahrheit dieser Schreckenspost zu überzeugen, und reiste

noch am nehmlichen Tage nach Nancy. Er fand die Umstände, wie man sie ihm gesagt hatte, lobte seinen Sohn wegen seines klugen Verhaltens, und suchte die wider ihn anzustellende Untersuchung zu vereiteln, denn die Kellerische Familie bezeugte die Wahrheit des Ueberfalls der Verlobten auf der Promenade, als die Veranlassung des unglücklichen Zweikampfs, zu welchem Franz von seinem Gegner mit Gewalt aufgefodert worden war.

Franz genas und sah, den Befehl seines Vaters zu respektiren, sich genöthigt, seine Dimission zu suchen, und sich auf einen andern Posten, zu dem ihn der Vater bestimmte, gefaßt zu machen. So ungern er auch von der Kellerschen Familie sich trennte, so verließ er Nancy um so bereitwilliger, je mehr er Hofnung hatte, seiner geliebten Julie näher zu kommen. Ihn bei der französischen Garde zu engagiren, war des Vaters Wille, aus dessen Munde er die fröliche Nachricht erhielt, daß

der Baron von Bredeville bereits als Deputirter des Adels bei den Generalstaaten in Versailles angekommen sey. Die Freude überwältigte ihn; er war nicht Herr über sich. In einigen Tagen seine angebetete Julie zu sehen, zu umarmen; diese Hofnung gab ihm alle seine Kräfte, seine ganze Stärke und Gesundheit wieder, und er sah dem Tage seiner Ankunft in Versailles mit ungestümen Verlangen entgegen. Bis dahin wurde ihm die Zeit unerträglich lang; doch ein einziger Augenblick entschädigte ihn mit einmal für alle bis hieher überstandene Leiden Dieß war der Augenblick, in welchem er sich nach einer so langen Trennung von den Armen seiner geliebten Julie umschlungen fühlte, und mit jedem Pulsschlage kräftiger überzeugte, daß die für ihn lodernde Flamme während seiner Abwesenheit nicht erloschen war; vielmehr hatte stetes Kümmern und Sorgen um den Geliebten ihn dem jungfräulichen Herzen theurer und unentbehrlicher gemacht. Auch Juliens Vater empfieng ihn so auszeich-

nend, so wohlwollend, daß er gar nicht mehr zweifeln durfte, bald der Eidam des Barons von Bredeville genannt zu werden. Aber ein Umstand, der für ganz Frankreich von außerordentlicher Bedeutung war, vereitelte die Erfüllung so glänzender Hofnungen; dieß war der Ausbruch der Revolution.

Der Hof befand sich nicht mehr zu Versailles; das Volk hatte ihn nach Paris verlegt, und das Garderegiment, bei dem Franz angestellt zu werden glaubte, war reduzirt. Er erhielt eine Stelle beim Gefolge der Königin, in der er sich bald an den Ton des Hofs gewöhnte, und alle patriotisch Gesinnte als Feinde desselben ansehen lernte. Durch eigenes Interesse verblendet, glaubte er, bloß durch Anhänglichkeit an den alten Konstitutionen sein Glück zu begründen, und hielt es für Pflicht, eben so zu denken, wie diejenigen, mit denen er im täglichen Umgange lebte, so wenig er auch außerdem sich mit der politischen Verfas-

sung seines Vaterlands beschäftigte. Julien zu gefallen war sein einziges Bestreben, und an ihrer Seite genoß er jeden Augenblick, über den er frei disponiren durfte.

Der zehnte August war der schreckliche Tag, an dem der fürchterliche Krieg ausbrach, in welchem Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn das Schwerdt zog. Franz war eben auf den Tuillerieen, wo ihn seine Pflicht unaufhörlich festhielt, als das Volk und die Nationalgarden von allen Seiten eindrangen. Sich durch die Flucht zu retten, war unmöglich. — Gott! welch ein schreckenvolles Gemählde! Mitten unter der Menge war Franz, als das Volk und die Nationalgarden herbeiströmten, alles vor sich niederstießen, was sich ihnen widersetzte, und die übrigen im Schlosse nöthigten, sich in den innersten Theil desselben zu flüchten. Von einem dieser Wüthenden verfolgt, erreichte er ein offenstehendes Zimmer im obersten Stockwerke, war aber nicht so

glücklich, es hinter sich verschließen zu können; denn der Feind folgte ihm auf dem Fuße, und war schon im Begriffe, ihm den Kopf zu spalten; doch der Hieb mißlang. Franz parirte glücklich aus, und streckte nach einem kurzen Gefechte seinen Gegner zu Boden. Um sich vor den Mißhandlungen der Nachkommenden zu retten, wollte er sich ins Zimmer einschließen, allein diese Zuflucht schien ihm nicht hinlänglich, denn keine Thüre, kein Schloß war der rasenden Menge zu fest, und er ergriff, um sicherer zu entgehen, wie durch eine geheime Macht veranlaßt, den Rock des überwundenen Gegners, öffnete die Thüre, und gieng, mehr voll Verzweiflung, als männlicher Standhaftigkeit, in dieser Kleidung den Unmenschen entgegen, die, ihrer ausgelassenen Wuth Opfer zu bringen, mit blinkenden Schwerdtern bereits in den Vorsaal drangen. „Hier her, Kameraden!“ schrie er ihnen entgegen, und führte sie über einen Gang, um sie aus diesem Theile des Schlosses zu entfernen. Aber

er verfehlte seine Absicht, und wäre fast in demselben Augenblicke der Mörder derjenigen geworden, die er gerettet zu sehen wünschte.

Seine Verwirrung war groß, größer sein Erstaunen, und über alle Beschreibung sein Zustand schrecklich. Statt diese Ungeheuer von der Wohnung der Unschuld zu entfernen, hatte er ihnen vielmehr den Weg gezeigt, sich derselben zu bemächtigen, und wäre er nicht mit Gewalt hindurch gedrungen, sie zu mishandeln, oder gar zu morden. Gott! welch ein Anblick! — In einem Zimmer, das bei Annäherung dieser mörderischen Freiheitsvertheidiger augenblicklich verschlossen, von ihnen aber mit Gewalt aufgesprengt wurde, stellte sich seinen Augen die schrecklichste Szene dar. Mit zerstreuten Haaren und verzweiflungsvoll die Hände ringend, lag Julie — seiner Besinnungskraft nicht mächtig, hatte Franz in der unglücklichen Katastrophe nicht daran gedacht, daß dieser Weg nach der Wohnung seiner Geliebten führe

te — auf den Knieen, foderte den Tod, und flehte die Unbarmherzigen um Gnade für ihren mit stummen wildem Blicke neben ihr stehenden Vater, und vor ihr badete sich, von den Händen der Wütheriche gemordet, Bertrand, der treue Begleiter des Barons von Bredeville, in seinem Blute. Dieser Anblick raubte ihm auf einige Sekunden sein ganzes Bewußtseyn. Unwillkührlich entsank seinen Händen das Schwerdt, womit er jenen zu Boden streckte, dessen Kleidung ihm jetzt zur Rettung seines Lebens diente. Auch Julie und ihr Vater verdankten das ihrige dieser auffallenden Metamorphose.

Verkannt von der für Gleichheit und Freiheit streitenden Menge hielt man ihn für einen Verbündeten, und ließ um seinetwillen diesen Unglücklichen Barmherzigkeit widerfahren. Vor beide sich hinwerfend, schrie er: Dieß ist mein Vater! Diese da mein Weib! Schonet der Unglücklichen; oder — tödtet auch mich!

— Dieser Zuruf wirkte so allgemein, daß nicht nur das Mordgewehr, das dem alten von Bredeville den Kopf zu spalten drohte, der Hand des Mörders entsank, sondern sogar die ausartende Wildheit, mit der sie wider Tyrannei und Unterdrückung zu kämpfen sich verbunden hatten, in eben so grenzenlose schwärmerische Freude übergieng, indem sie den jungen Unbekannten, der sich zwischen sie und die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth hinstellte, für einen von ihrer Parthei ansahen, und, fast zu Thränen bewegt, einer um den andern ihm um den Hals fielen, ihn versicherten, daß sie keine Meuchelmörder wären, und ihn samt Julien und ihrem Vater im Triumph nach dem nächsten Hotel begleiteten.

Die Szene erregte Aufsehen; die Menge mehrte sich mit jedem Schritte, und klatschte den Rettern dieser vermeintlichen Unglücklichen Beifall zu. Klugheit hielt die Begierde, über diese glückliche oder unglückliche Katastrophe

Aufschluß zu haben, im Zaum, und der alte von Bredeville begnügte sich einstweilen mit Muthmaßungen über die Metamorphose seines Eidams, der aus jugendlicher Uebereilung und Unvorsichtigkeit eben so leicht sein und seiner Tochter Mörder werden konnte, als er durch den jähen raschen Einfall, seine Kleidung mit der des überwundenen Gegners zu wechseln, ihr und sein eigener Retter wurde. Erst nach einigen Stunden, als sie in Sicherheit zu seyn glaubten, und sich von dem Schrecken dieser schaudervollen Szene erholt hatten, dankten Julie und ihr Vater dem Schicksale ihre Rettung, und fühlten ihre Wißbegierde durch die Erzählung ihres beiderseitigen Freundes befriediget.

Es war ein fürchterlicher Tag. Szenen, immer eine sonderbarer und schrecklicher, als die andere, wechselten unaufhörlich ab; Züge von Menschlichkeit leuchteten mitten unter den grausamsten Handlungen vor, und mancher

rettete durch einen listigen Einfall auf Kosten eines andern sein Leben. Indeß von diesem schreckensvollen Tage an die Freunde des Königs, denen man allmählig auf die Spur kam, in Paris nicht mehr sicher waren, genoß der Baron von Bredeville an der Seite seiner liebenswürdigen Tochter und ihres Verlobten, unter dem Scheine eines Freiheitsvertheidigers, mehrere Monate hindurch einer ungestörten Ruhe, bis endlich ein geheimer persönlicher Feind durch falsche Briefschaften ihn nöthigte, die Stadt zu verlassen. Zwar war dieß sein Wille nicht: denn er war unschuldig und auf die Makellosigkeit seines Gewissens pochend, wollte er den Verläumder gerichtlich verfolgen; aber Juliens dringende Bitten, sich den widrigen Folgen eines so unsichern Prozesses nicht auszusetzen, siegten über sein Herz, und er vermochte es nicht, ihren Thränen zu widerstehen.

In dieser Absicht verkaufte er seine Güther, und machte alles zu Gelde, was er auf die

Reise nicht mitnehmen konnte. Hamburg sollte der Ort seines künftigen Aufenthalts seyn, denn er wußte, daß er vermöge seines Standes und Reichthums daselbst Sicherheit und Schutz finden würde. So ungern er sich auch von seinem zukünftigen Eidam trennen mochte, so war er doch eben so delikat als bedenklich, diesen in seinen Plan zu verwickeln, vielmehr suchte er ihn von dem Gedanken, an seiner Flucht Theil zu nehmen, abzubringen; aber Franz las in Juliens Auge seine Bestimmung, und der Befehl seines Vaters, den Baron und seine Tochter nicht zu verlassen, und nie die Waffen wider sein Vaterland zu ergreifen, bestärkten in ihm den Vorsatz, sie zu begleiten, welches Schicksal auch ihnen begegnen möchte — und der Baron sah sich genöthiget, nachzugeben.

Durch Hülfe eines Juden, der in geheim ein abgesagter Feind der Sanskuloten war, und schon mehrere Familien von Stande glück-

lich nach Deutschland kontrebandirt hatte, bewerkstelligte der Baron mit leichter Mühe und ohne die mindeste Gefahr seine vorhabende Flucht, nachdem er bereits mittelst einer Lüge und ansehnlicher Geschenke einen Reisepaß bis Metz ausgewürkt hatte. Diesen Weg einzuschlagen war nothwendig, weil es, auf einer andern Seite fortzukommen, mit unendlichen Beschwerden verknüpft war. Der Jude, der sein Handwerk verstand, und von der Art Geschäften bereits seit dem Ausbruche der Revolution ein reichliches Auskommen gewann, ordnete und veranstaltete alles zur Reise Nothwendige, und der Baron überließ sich, jedoch mit der strengsten Vorsicht, seiner Leitung.

Der Tag der Abreise kam. Ohne Verdacht zu erwecken, und von irgend jemanden bemerkt zu werden, giengen der Baron, Julie und Franz gegen Abend auf eine kleine Meierei, die ohngefehr eine Meile von der Stadt entfernt lag, wo der Jude bereits auf einem

andern Wege mit den benöthigten Pferden eins
getroffen war und ihrer wartete. Nach einer,
unter Furcht und Zittern von der einen, mans
cherlei Besorgnissen von der andern, und eben
so vielen schmeichelnden Hofnungen von der
dritten Seite, eingenommenen Abendmahlzeit
ihten sie sich um 10 Uhr zu Pferde, von dem
Juden, in der Qualität eines Bedienten, bes
leitet. Es war stockfinstere Nacht; dicke
Wolken umhüllten den Horizont und machten
en Weg fast unsichtbar. Die Reise gieng
uer durch Felder. Der Jude ritt voran; eins
ie das andre mühte sich, das Gesetz, durch
Sprechen nicht laut zu werden, aufs strengste
befolgen, und nur dann, wo es die Breite
s Wegs gestattete, ritt Franz an der Seite
ner angebeteten Julie, drückte mit Inbrunst
re Hand, und fühlte seine Zärtlichkeit durch
n Druck der Ihrigen erwiedert. Seine See
war im Aufruhr. Eben so viel angenehme
unangenehme Gedanken beschäftigten seinen
ist, und tief im Innersten fühlte er das

Glück, bei derjenigen zu seyn, die mit heisser Liebe seine Empfindungen lohnte; aber auch eben so tief und so stark fühlte er den Verlust eines Vaters, den er vielleicht nie wieder zu sehen bestimmt war, und der Gedanke, Freunde und Vaterland, die er beide nicht hassen konnte, auf immer verlassen zu müssen, war ihm eben so peinigend, als die Aussicht schreckhaft, in einem fremden Lande vielleicht auf Abentheuer ausgehen zu müssen. Unwillkührlich bemerkte er in seinem Auge eine Thräne, und war so sehr in seine Betrachtungen vertieft, daß er, die Gefahr des Weges nicht achtend, dann erst bemerkte, daß er sich auf einem schmalen finstern Hohlwege, zwischen zwei ungeheuern Felsenketten, befand, deren äußerste Spitzen den Horizont seinem Auge ganz abzuschneiden schienen, als der Zuruf mehrerer Stimmen: Halt! — ihn aus seiner Betäubung weckte. „Das sind Räuber“ — sagte der Jude — „Soldaten hätten nicht laut gesprochen; wir müssen fliehen!“ — Kaum

hatte er ausgeredet, so tönte das Geschrei von neuem, und die Reisenden sahen sich im nehmlichen Augenblicke von einer unerwarteten Salvegarde bewillkommt.

Das Pferd des Juden bäumte hoch auf, und Julie, zu sehr vom jähen Schrecken dieses unvermutheten Ereignisses übermannt, vermochte es nicht, das ihrige zu halten, es gieng durch, und Franz war nicht im Stande, ihr zuvorzukommen, so sehr er auch das seinige spornte. Nach einem Zeitraum von wenigstens zwanzig Minuten, während welchen sie Todesangst ausgestanden hatte, gelang es Julien erst, das ihrige zu halten; aber sie war nicht vermögend, weiter zu reiten, oder abzusteigen. Sie schwankte. Kaum gewann der ihr sich nahende Jüngling so viel Zeit, abzuspringen, so sank sie ihm halb todt in den Arm, und es kostete ihm Mühe, sie aus dem Sattel zu heben. Julie war ganz ohne Bewegung, und Franz bemerkte, indem er sie sanft auf

den Rasen legte, nicht das mindeste Leben in ihr. Er rufte sie bei ihrem Namen, aber, sie hörte nicht; er untersuchte ihre Pulse, aber kalt und leblos war ihre Hand, und in Todtenschweiß getaucht lag ihr Kopf an seinem Busen. Nur schwach fühlte er ihr Herz schlagen, und seine Seele schwamm auf dem unsichern Meere der Hofnung zwischen Leben und Tod. Erst, als der Tag zu grauen begann, und die Morgenröthe die Finsternisse der Nacht zertheilte, und sein Auge bereits in einiger Entfernung menschliche Wohnungen zu entdecken vermochte, blickte er furchtlos umher, und sah, daß er nicht mehr in der Wildniß sey. Noch lag Julie ohne Bewußtseyn in seinen Armen; unruhig heftete er seine Blicke auf sie, und entdeckte — Gott! welch eine traurige Entdeckung — doch sie war der Vorbothe ihres Wiederauflebens — an ihrem Kleide Blut. Rettung machte es nothwendig, sich über jeden Gedanken von Delikatesse und Achtung für das andere Geschlecht hinwegzusetzen, und der Arz

wundeten Hülfe zu gewähren. Dicht unter den Ribben war eine Kugel ihr durch die Haut gegangen; er fand die Wunde, wusch und verband sie, so gut er konnte, und brachte durch diese Operation und das erfrischende Quellwasser, dessen er sich bediente, seine theure Julie wieder ins Leben zurück.

Wer war froher als Franz, da diejenige wieder die Augen öfnete, ohne die er zu leben nicht vermochte. Die Unordnung und der Zustand, in dem sie sich erblickte, setzte sie in Verwunderung, denn sie wußte nicht, daß sie verwundet war, und die Ohnmacht, die sie befallen hatte, war Ursache, daß sie sich nicht sogleich des Ueberfalls der Räuber erinnern konnte. Durch die Frage: Wo ist mein Vater? — sah sich Franz zwar einigermaßen in Verlegenheit versetzt, weil er in der That nicht wußte, was für ein Schicksal ihn getroffen hatte; er bediente sich deßhalb einer Lüge, und versicherte sie, daß der Va-

ron bereits voraus sey, und Abrede mit ihm genommen habe, sie in Zweibrücken zu erwarten. So sehr sie auch durch den erlittenen Blutverlust geschwächt war, so fühlte sie sich doch stärker, als sie war, und setzte sich wieder aufs Pferd. Aber sie mußte langsam reiten. Demohngeachtet erreichten sie in weniger als einer Stunde das nächste Dorf, wo sie anzuhalten genöthigt waren, und um so sicherer zu seyn glaubten, da sie sich bereits auf deutschem Grund und Boden befanden. Zwar wollte Julie die Reise fortsetzen, aber ihre Schwäche und Franzens dringende Bitten und Zuredungen hielten sie von der Ausführung dieses ihre Kräfte übersteigenden Beginnens ab.

Obgleich ihre Wunde nicht gefährlich war, so mußten sie doch einige Tage an diesem Orte verweilen, ehe sie ihre Reise weiter fortsetzen konnten. Denn Franzens Unwissenheit über das Schicksal ihres Vaters, die er ihr länger vorzuhalten nicht vermochte, beunruhigte sie

sehr, und fieberhafte Anfälle nöthigten sie, im Bette zu bleiben. Aus weiblicher Schamhaftigkeit und Vorsicht, ihr Geschlecht nicht zu verrathen, war sie ihr eigener Wundarzt, und Franz befolgte alles, was sie vermöge ihrer chirurgischen Kenntnisse anordnete, aufs sorgfältigste. Sich den Händen eines fremden Arztes anzuvertrauen, mußte ihr natürlicherweise bedenklich seyn, da sie im männlichen Kostum reiste, und die mindeste Blöse ihr nachtheilig werden konnte.

Der alleinige Gegenstand ihrer Unterhaltungen während dieser traurigen Katastrophe war Juliens Vater. Beide litten gleich stark; bald fürchteten sie, ihn auf immer verlohren zu haben, bald hofften sie, ihn da oder dort wieder zu finden, und Franz gerieth auf den Gedanken, ihn allein aufzusuchen, und Julien indeß der Pflege und Fürsorge ihres Wirths anzuvertrauen. Aber Julie protestirte aufs feierlichste, und schlug durch die triftigsten Grün-

de ihren Gegner aus dem Felde. „Du willst mich verlassen?“ sagte sie — „Gott! was sollte aus mir werden, wenn irgend ein Ohngefehr dich auf ewig von mir trennte? — Was sollt' ich anfangen? — Allein und verlassen? — In einem fremden Lande? — Ohne Trost, ohne Hülfe? — An wen sollt' ich mich wenden?“ — Nein, meine Julie! erwiderte Franz — ich werde dich nie verlassen; dein Schicksal ist auch das meinige. — Feurig drückte er sie an sein Herz, und Julie überließ sich ohne die mindeste Besorgniß den zärtlichen Empfindungen unbescholtener Liebe. Seliger war ihnen noch kein Augenblick entschwunden, und nie noch hatten beide sich so glücklich gefühlt, als in dieser Wonnestunde süßer Umarmung. War es wohl zu verwundern, wenn die Liebenden, immer allein und ohne Zeugen, vom Nektar ihrer Küsse berauscht, ihr Daseyn vergaßen, und durch den Genuß strafbar wurden? — Geschah es wohl absichtlich von Seiten des Einen? — Oder

mit erkünstelter Schwäche von Seiten der Andern? — Nein! Franz ehrte Julien zu hoch, als daß er des Gedankens, sie zu verführen, fähig gewesen wäre, und Julie schätzte ihn dagegen so sehr, daß nicht die mindeste Furcht für unedlen Begegnungen sie anwandelte. Ihr Fall war das Werk eines Augenblicks. Ohne koquetterisch Ausfall und Vertheidigung zu berechnen, kam das liebetrunkene Mädchen dem heischenden Jünglinge auf halben Weg entgegen, nahte sich ihrem Falle, und sank im Genusse überirdischer Wonne an seinen Busen hin, und, ohne Absicht, der nie entweihten Tugend das Kleinod der Unschuld rauben zu wollen, schlang dieser seinen Arm um den Nacken des Mädchens, saugte das Honig der Liebe von ihrem Rosenmunde, und — so erlagen beide in einem Moment der Uebermacht gegenseitiger Gefühle. — Ob sie deshalb strafbar waren, mögen wir aus Achtung für unsere lieben Leser und Leserinnen nicht untersuchen; kurz! sie fielen — und erkannten ihren

Fehler zu spät, und konnten das Geschehene nicht ungeschehen machen.

Nachdem Julie völlig genesen war, traten sie die Reise nach Hamburg an. Dort glaubten sie, den Baron um so gewisser zu finden, weil dieß der Ort war, den er sich zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt hatte; auch war es wahrscheinlich, daß er, im Fall ihm nichts widriges begegnet war, daselbst bereits angekommen seyn mußte. Aber auch diesmal hatten sie sich mit eitler Hofnung geschmeichelt. Der Baron war nicht in Hamburg, und alle Nachfragen vergebens. Julie war untröstlich, und es kostete Franzen Mühe, sie zu beruhigen.

Zufälligerweise traf es sich, daß dem Gasthofe gegenüber, in welchem sie sich einlogirt hatten, ein junger Kavalier wohnte, der unter dem Namen eines Grafen Cherubin viel Aufwand machte. Dieser suchte ihre Bekannt-

schaft, und war, weil sie sichs fest vorgenommen hatten, so still und eingezogen, als möglich, zu leben, ihre einzige Gesellschaft. Sein einnehmendes Betragen, sein schmeichelndes zuvorkommendes Wesen, seine anscheinende Dienstfertigkeit gewann ihm das Zutrauen dieser Fremdlinge; er besuchte sie, anfangs spärlicher, bald aber täglich, und wußte sich ihnen fast unentbehrlich zu machen. Bekannt mit den öffentlichen Vergnügungen dieser großen Stadt und in mehreren angesehenen Häusern derselben in der angenommenen Qualität wohl gelitten, zeigte er ihnen die merkwürdigsten Seltenheiten, und besuchte an ihrer Seite öffentliche Spaziergänge und Tabagieer, und Franz und Julie verlebten, durch seine Gefälligkeiten hintergangen, die glücklichsten Tage. Sie wähnten, in ihm den aufrichtigsten Freund zu haben, machten ihn zum Vertrauten ihrer wichtigsten Geheimnisse, und hielten ihn nicht der mindesten Verstellung fähig. Etwa Wochen ohngefehr dauerte dieser glückliche Schlaf

mer, binnen welchen der vermeintliche Graf sich in ihren Herzen festgesetzt hatte, als mit einmal ihnen die Augen aufgiengen, und sie am Abend eines auf die möglichste Weise vergnügt durchlebten Tags sich aufs schändlichste hintergangen sahen.

Am Morgen eines schönen Herbsttages überredete er seine vorgeblichen Freunde, mit ihm einen Spaziergang nach Altona zu machen, um daselbst zu Mittag zu speisen, und die mannichfachen Abwechselungen des Vergnügens in Augenschein zu nehmen. Nichts weniger, als das Ende dieser glücklichen Katastrophe ahnend, willigte Franz und Julie augenblicklich in diesen Vorschlag ein, und machten sich um zehn Uhr mit ihrem gemeinschaftlichen Freunde auf den Weg. — „Sie sind heute meine Gäste“ sagte er — „wer weiß, wenn wir wieder einen solchen Tag haben?“ — In der That war es ein schöner Tag, wie um die rauhe Jahreszeit des spätern Herbsts nur wenn

ge es giebt, und von allen Besorgnissen des Lebens sich losreissend, genossen ihn Franz und Julie so rein, so schuldlos, und ahndeten nicht, daß sie die genossenen Freuden dieses Tages am Abend desselben so theuer würden bezahlen müssen.

Offener, theilnehmender und aufrichtiger hatte das Betragen des vermeintlichen Grafen Cherubin gegen seine sicher sich glaubenden Freunde noch nie geschienen, als an diesem Tage — und nie hatte der Böswicht die Verstellungskunst so durchstudirt, in Ausübung gebracht, als an diesem Tage, an dem er das Werk der niedrigsten Bosheit an denjenigen in Erfüllung brachte, die ihm ihr ganzes Zutrauen geschenkt hatten, und aus der Fülle ihres Herzens ihn liebten, als ihren aufrichtigsten, einzigen Freund. — Spät am Abend erst führte er sie von Altona auf einem andern Wege, als sie früh gegangen waren, durch einen weitschichtigen Garten und eine, vermöge der

Nacht, unübersehbare Feldfläche zurück, unter dem Vorgeben, daß dieß der nächste Weg nach Hamburg sey. Kaum hatten sie sechshundert Schritte zurückgelegt, so wurden sie von beiden Seiten von einer Menge bewaffneter Menschen umringt, und, ohne weitere Mißhandlungen, an einander gefesselt; der Graf Cherubin allein blieb frei, und triumphirte lächelnd über die Ausführung seines Bubenstücks. Franz allein war zu ohnmächtig, sich und Julien zu retten, und alles Rufen um Hülfe umsonst; sie sahen sich verrathen, verkauft, ohne zu wissen, welcher Gattung von Henkern sie in die Hände gefallen waren. Spöttelnd sagte der Verräther zu den unglücklichen, wehrlos vor ihm stehenden und mit Verachtung und Unwillen ihn überhäufenden Jünglingen: „Adieu, Kinderchen! diese Männer werden für ihr weiteres Unterkommen sorgen.“ Bei diesen Worten nahm er aus Franzens Westentasche den Schlüssel zu seinem Wohnzimmer und Koffer, hörte die Beleidigungen, die dieser in der

Wuth und Verzweiflung über ihn ausschüttete, mit kaltem Blute an, zuckte die Achseln und hüpfte, den Lohn seines Verbrechens zu erndten, davon.

Franz war in der heftigsten Bewegung, kannte sich für Wuth selbst nicht, und wußte nicht, was er sprach. Julie stand unbeweglich, hingerissen von Staunen und Abscheu über eine so schreckliche Unverschämtheit, und beide folgten, fast ihres Bewußtseyns nicht mächtig, der Rotte, die sie umgab. Der Weg gieng quer durch die Felder, und ein elender Stall, in welchem bereits sechs unglückliche Schlachtopfer menschlicher Bosheit schmachteten und gleiches Schicksal erwarteten, war das Ziel ihrer nächtlichen Wanderung.

Mit Anbruch des folgenden Tages wurden diese in der Trunkenheit dahin gebrachten Freiheitsmärtirer auf einem offenen Wagen fortgeschafft, und bis auf die preußische Grenze trans-

portirt; mitten unter ihnen befand sich Franz und Julie. Ohne Unterschied des Standes und körperlichen Konstitution hatten diese Unglücklichen mit jenen elenden Schächern aus der niedrigsten Menschenklasse gleiches Schicksal, und genossen erst dann einigen Vorzug, als sie das zu ihrer Abholung kommandirte Dragoners piket in Empfang genommen hatte. Gleich beim ersten Anblick zogen sie die Aufmerksamkeit ihrer neuen Eskorte auf sich, und der kommandirende Offizier würdigte sie einer langen Unterredung. Weniger hartherzig, als seine Untergebenen, beklagte er das traurige Loos, das ihnen gefallen war, doch es stand nicht in seiner Macht, es zu ändern, wohl aber, es ihnen zu erleichtern. Er begegnete ihnen mit Auszeichnung, und gestattete ihnen alle nur mögliche Freiheiten. Indeß die andern in Scheunen und Ställen sich auf elendem Strohlager umherwälzten, schlummerte Franz und Julie in weichern Betten, wo sie für baare Bezahlung dergleichen haben konnten, dem

kom-

kommenden Morgen entgegen; wenn jene mit schlechter Kost vorlieb nehmen mußten, speißten diese mit der Eskorte an einer Tafel, und genossen dafür das Vergnügen, auf dem Marsche abwechselnd zu reiten.

Glücklicherweise hatte Franz ein kleines Kapitälchen gerettet, das in einigen vierzig Louisdors bestand, und den räuberischen Händen seiner Henker bei jenem nächtlichen Ueberfalle entschlüpft war. Mit diesen konnte er nun freilich den nothwendigsten Bedürfnissen auf einige Zeit die Stirn bieten, sich und seinen unglücklichen Gefährten die Beschwerlichkeiten des Marsches erleichtern, und Julien und sich einen Weg zu einer bessern Zukunft bahnen.

Nach einigen unbedeutenden Debatten mit dem Major, dem sie bei ihrer Ankunft in

Berlin, als dem Orte ihrer Bestimmung, vorgestellt wurden, gelang es ihnen, durch Vorsprache des Lieutenants von der sie begleitenden Eskorte, unter dem nehmlichen Regimente, bei dem er stand, Engagement zu erhalten. Franz staunte über die Schnelligkeit des preußischen Verfahrens, als er hörte, daß der nächstfolgende Tag schon zum weitern Transport der Rekruten nach Polen angesetzt wurde. Er bat Julien, sich zu entdecken, und sich nicht den Strapatzen und Mühseligkeiten einer Lebensart auszusetzen, für die sie nicht geschaffen war. Aber muthig erwiederte die neunzehnjährige Heldin: „Nein, Franz! das geschieht nicht — Die Liebe wird mich stark machen, die Laufbahn zu betreten, auf der die Gefahr für alle gleich ist.“ — Ihren Arm um seinen Hals schlingend, fuhr sie fort: „Franz! wenn eine feindliche Kugel dich trifft, dann pflege und warte ich deiner Wunde, und wache an deinem Lager — oder ein tödtender Schwerdtstreich setzt meinem Leben ein

Ziel, dann sinke ich dir in den Arm, du drückst mir die Augen zu, und ich sterbe glücklich, und — von dir beweint.“ — Thränen treufelten vom blauen Auge nieder, fest umschlungen hielt sie den Freund ihrer Seele und Franz vermochte es nicht, ihrem Willen entgegen zu seyn.

Noch an demselben Tage verkaufte Franz, auf Juliens ausdrückliches Bitten, einige Pretiosen, die sie aus Vorsicht in den Unterkleidern trug, und dadurch den Blicken ihrer Räuber zu verbergen gewußt hatte. Die daraus gelößte Summe betrug gegen 1500 Thaler, — welche sie zu gleichen Theilen unter sich theilten um auf den Fall einer jähen Trennung gesichert zu seyn. Sie bedienten sich derselben nur im äußersten Nothfalle, und lebten deshalb um so spärlicher, je ernstlicher sie darauf bedacht waren, bei der ersten sich ihnen darbietenden Gelegenheit die Fesseln von sich zu werfen, die sie mit Standhaftigkeit trugen. Auf

dieſe Art erleichterten ſie ſich gegenſeitig ihr Schickſal.

Von dieſer Zeit bis zu ihrer Ankunft auf der polniſchen Grenze begegnete ihnen nichts erhebliches, das einige Aufmerkſamkeit verdiente; als ſie aber in Schlachtordnung ſtanden, die Kugeln um ſie herſauſten, und der Donner der Kanonen in ihre Ohren ſchallte, da trat für beide ein kritiſcher Zeitpunkt ein. Eins war unaufhörlich des andern Augenmerk, und Franz focht in der That mit weniger Faſſung und Gegenwart des Geiſtes, als Julie; denn ſeine Phantaſie ſtellte ihm die traurigſten Bilder vor, und er glaubte immer, diejenige von Feinden umringt, und unter ihren Schwerdſtreichen fallen zu ſehen, die die Urſache ſeiner Zerſtreuung war. Auf dieſe Art geſchah es denn, daß er, zu wenig auf ſich ſelbſt bedacht, bei einem kleinem Scharmützel mit der leichten Reiterei, von drei feindlichen Dragoenern überwältigt

Gefahr lief, zu erliegen, eben so geschwind aber sich gerettet sah. Julie sah es; sie sprengte herbei, und streckte augenblicklich einen seiner Gegner durch einen Pistolenschuß vom Pferde, dem andern spaltete sie den Kopf, und nöthigte den dritten, sich gefangen zu geben. Diese That machte außerordentliches Aufsehen, und erwarb der jungen Heldin Ruhm und Bewunderung, ihr, die mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte nur aus Liebe und Verzweiflung, nicht aber um der Ehre willen fecht. Die Gefahr, in der sie den Geliebten sah, machte sie stark, und ohne Stärke oder Schwäche ihres Selbst zu berechnen, warf sie sich, gleich einem reissenden Thiere, über den Räuber ihres Eigenthums hin. Theurer, als jemals, war sie ihrem Franz, der ihres Siegs sich freute, und sich glücklich schätzte, die Veranlassung desselben gewesen zu seyn.

Von ihren Obern geschätzt, und geliebt von ihren Kameraden, fühlten Julie und Franz die

Beschwerlichkeiten ihres Standes, in welchem sie immer neuen Gefahren ausgesetzt wurden, weniger, als es geschehen seyn würde, wenn man sie von einander getrennt hätte. Schon dieß gewährte ihnen Erleichterung, unter einem Regimente angestellt zu seyn, noch mehr aber die Gleichheit ihrer Verrichtungen; wo eins war, war auch das andere, selbst dann noch, als Julie durch jene heldenmäßige Aktion um einen Grad höher gestiegen war, und Franz oft unter ihrem Kommando stand, dem er sich um so williger und begieriger unterwarf, je größer die Gewalt war, die die Liebe über sein Herz gewonnen hatte. Jede Minute, die sie ihren Pflichten zu opfern nicht genöthigt waren, genossen sie in den süßesten Umarmungen und zärtlichsten Ergießungen ihrer Herzen, und ihre Sklaverei gewährte ihnen manchen Reiz und manche schöne Stunde, und ihre mehr oder weniger lange dauernden Trennungen erhöhten das Vergnügen des Wiedersehens, in dem Augenblicke, in welchem sie ge-

genseitig für einander verlohren zu seyn glaubten.

Eines Abends, als Franz auf der Post stand, kam Julie an der Spitze einer Patrouille aus dem Lager, und nahm ihren Weg dicht bei ihm vorbei, streckte ihre Hand nach ihm hin, drückte die seinige, und sagte in einem Tone, der ihn zittern machte: Leb' wohl! Franz konnte nicht antworten. Leb' wohl: wiederholte er zu verschiedenen malen, als sie schon weit von ihm weg war, und versuchte es, ihre Stimme nachzuahmen. — O! wenn dieß das lezt Lebe wohl wäre, das sie mir gesagt hätte — Bei diesem Gedanken lief ein kalter Schauer durch alle seine Glieder, Schweiß troff von der Stirne, und fürchterlich still war alles weit um ihn her. Ohngeachtet die Patrouille schon zu tief ins Dunkel hinab war, so glaubte er dennoch, sie zu sehen, und in der Entfernung ein jämmerliches Geschrei zu hören. Seine Phantasie schuf ihm die schrecklichsten Bilder.

chen glaubte er, diese Handvoll Soldaten
n feindlichen Legionen umringt, Julien vom
ferde herabgerissen und im Staube bluten zu
hen. Seine Verwirrung war über alle Be-
reibung, sein Zustand schrecklich, und dies
chterliche Gemälde nur einzig und allein in
nem Gehirn zur Austheilung qualifizirt. Er
ie, ohne es zu wissen — und ein lautes:
er da? von der nächsten Post, weckte ihn
s diesem fürchterlichen Traume.

Die Fortsetzung folgt.

Ende des vierten Bändchens.

Kabalen

des

Schicksals.

Fünftes Bändchen.

Leipzig,
in der von Kieselbschen Buchhandlung.
1803.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Inhalts-Verzeichniß.

1.

Die Emigranten. Fortsetzung.

2.

Die ungleichen Schwestern, oder: Verstellung und Unschuld.

3.

Folgen zweckwidriger Erziehung.

4.

Palatin und Wilfilde. Eine Szene au
en Zeiten der grauen Vorwelt.

5.

, oder: Verführung und Leicht
inn.

S. 79

– 113

– 141

1.

Die Emigrant

Fortsetzung.

„Lebe wohl!“ tönte unaufhörlich in Franzens Ohren wieder, da er schon längst abgelöst und wieder im Zelte war. Es fehlte ihm etwas und doch durfte er über den Verlust nicht laut werden. Schlaf und Ruhe flohen seine Augen, die schrecklichsten Bilder der Phantasie traten vor seine Seele hin und seinen Dienst verrichtete er zwar, wie gewöhnlich, mit der strengsten Akkuratesse, jedoch nur maschinenmäßig.

Seit der Trennung von Julien, die ihm ganz unerwartet kam, war er gar nicht mehr der Mensch, der er vorhin war. Der männliche Ernst, der seine Stirn bezeichnete, wandelte sich zusehends in Verdruß und mürrische Launen, ein froher, heiterer Blick in Unmuth

und Trübsinn, seine Besorgnisse für Julien in ängstliche Furcht und seine Thätigkeit in Trägheit und Fühllosigkeit. Diese jähe Umwandlung seines Wesens hatte für ihn einen nicht geringen Nachtheil und konnte seinen Vorgesetzten ohnmöglich verborgen bleiben. Er verlohr in ihren Augen eben so schnell, als er zuvor gewonnen zu haben schien; man achtete seiner weniger und ließ ihn unbemerkt stehen, wo man ihn sonst auszeichnend hervorgezogen hatte und Niemand nahm sich die Mühe, nach der Ursache dieser schnellen Veränderung eines so brauchbaren Mannes zu forschen, weil man Subjekte genug hatte, die seine Lücke ausfüllen konnten. Dieß mehrte seinen Verdruß von einem Tage zum andern und veranlaßte in ihm eine Gleichgültigkeit für alles, was um ihn her war, die ihn seinen Kameraden verhaßt und sogar oft zum Dienst unfähig machte. Hätte man nur den zehenden Theil von der Ursache seiner Uebellaune errathen, man würde ihn weniger hart behandelt und

weniger mit Verachtung bestraft haben. Man ließ ihn gehen und schien sich nicht um ihn zu bekümmern, als bloß da, wo sein Platz schlechterdings durch seine Person ausgefüllt werden mußte.

In diesem zerrütteten Sinnenzustande fand er sich mehrere Tage. Das Regiment erhielt Befehl, aufzubrechen und weiter vorwärts zu marschiren. Das war ihm alles gleichgültig. Der Trommelschlag rührte seine Ohren nicht, der Schall der Trommete hatte keine Wirkung auf ihn; er blieb sich gleich: aber seine Gleichgültigkeit gränzte an Fühllosigkeit. Nur in den Stunden der Einsamkeit, wenn er ganz allein war und mit sich selbst zu Rathe gieng, da war er, was er seyn sollte, Mensch — da verschwieg er sich nicht das geringste seiner Gefühle, durchspähte jeden Winkel seines Herzens, dachte, überlegte, machte Plane und Entwürfe und konnte doch immer nicht mit sich eins werden, was er thun wollte,

Doch war ihm gemeiniglich dann um vieles leichter, wenn er so berathschlagt hatte; wenn er aber wieder in Reihe und Glied trat, war er, wie gewöhnlich, Maschine, die sich drehen und wenden läßt, wie man will. Nur die Nachricht, daß mehrere Patrouillen und Pickets, welche von Zeit zu Zeit ausgeschickt wurden, zu denen auch Julie mit der ihrigen gehörte, von den Feinden wären überfallen und aufgehoben worden, machte eine ganz andere Sensation auf sein Herz, schien seine Gefühle wieder reizbarer zu machen und ihn in neue Thätigkeit zu setzen, dergestalt, daß man sein bisheriges Benehmen für die Folge einer Gemüthskrankheit zu halten geneigt war und sich freute, ihn wieder hergestellt zu sehen. Allein diese Gegenveränderung war nichts anders, als ein Mittel, dessen er sich bediente, seine eben so kühnen, als tief durchdachten Plane zur Ausführung zu bringen.

Das Joch von sich zu werfen, das seine Schultern drückte, wartete er bloß auf eine

Gelegenheit, sich selbst in Freiheit zu setzen. Dieß gelang ihm und er kam glücklich über die Grenze. Nun fanden sich aber neue Schwierigkeiten, denn er wußte nicht, wohin er seinen Weg nehmen sollte, ob er gleich in Ansehung seiner Person nichts zu befürchten hatte.

Mit Behutsamkeit zu Werke zu gehen, war nothwendig und er mußte sich gedulden, durch Einsammlung und Vergleichung der verschiedenen Nachrichten, die ihm über die Aufhebung der preußischen Pickets und Patrouillen zu Ohren kamen, nur allmählig auf die Spur zu kommen und seinen Weg langsam zu verfolgen. Um mehrerer Sicherheit willen, wechselte er, sobald es sich thun ließ, seine Kleider und wanderte auf gut Glück immer vorwärts, bis er mit Gewißheit den Ort erfuhr, wo die Gefangenen waren hin transportiret worden.

Schon wähnte er am Ziele seiner Wünsche zu seyn, als er den Aufenthalt seiner gefangenen Kameraden erreicht hatte und sich nach einigen seiner Bekannten zu erkundigen Gelegenheit nahm. Aber wie staunte er, als er nicht fand, was er suchte und unter den zu Juliens Patrouille gehörenden den jungen Anführer selbst vermißte. Einige behaupteten, er hätte sich ranzionirt; andere, er wäre im Lazareth gestorben und es hielt schwer, über beide Nachrichten Gewißheit zu erlangen.

An einen dritten möglichen Fall dachte er im ersten Augenblicke gar nicht, denn beide Nachrichten überraschten ihn zu sehr und er wußte nicht, welcher er mehr Glauben beimessen sollte. Seine Seele war zu sehr im Aufruhr als daß er die Sache reiflicher hätte überlegen und sich diesen oder jenen andern Fall als möglich denken können. Als er aber wieder ruhiger zu werden schien und in den Gasthof zurückgekommen war, wo er eingemiethet hat-

te, dachte er ernſtlicher darüber nach und er: wog alle nur möglich ſcheinbare Gründe für und wider die Wahrheit dieſer Behauptungen.

War die erſtere gegründet, ſo entſtand ſo: gleich die Frage: Wohin? — und es ſchien ihm der unglücklichſte Einfall zu ſeyn, den ſie gehabt und zur Ausführung gebracht haben könnte, indem ſie ja doch nicht ohne die äuſ: ſerſte Gefahr ihres Lebens zum Regiment wie: der zurück gehen durfte; auf der andern Seite aber auch nicht wiſſen konnte, daß er, Franz, der Freund und Geliebte ihres Herzens, der treue Gefährte ihres Schickſals, ihr ſo nahe war und um ihrentwillen Leib und Leben ge: wagt hatte, ihr auf die Spur zu kommen und ihren Aufenthalt auszukundſchaften. Unter ſolchen Umſtänden war es ihm gar nicht wahr: ſcheinlich. Ihr Geſchlecht war das Einzige, was ſie ſchützen konnte, wenn ſie daſſelbe bei der Rückkehr zum Regimente entdeckte, ihm, Franzen aber ja doch nichts helfen konnte; ſo

eigennützig war Julie zu handeln nicht gewohnt.

War Julie todt, so war auch für ihn alles verlohren und auf der ganzen Welt nichts mehr zu hoffen. Seine Seele hieng an der ihrigen und das Leben würde ihm zur Last geworden seyn, wenn er gewußt hätte, daß Julie nicht mehr lebte. Und doch war der Fall leicht möglich, wenn er die Strapatzen des Kriegs und ein schwaches Mädchen, wie Julie war, gegen einander hielt und die ersteren dem Geschlechte der letzteren nicht angemessen fand. Allein auch über diesen Punkt waren die Nachrichten höchst unvollkommen. Dieß gewährte ihm noch einigen Trost, so sehr es ihn auch beunruhigte, um ihrentwillen in der größten Ungewißheit zu seyn und gleichsam nur im Finstern zu tappen.

Jetzt fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihm mehr, als alles, zu schaffen machte, ihn mehr darnieder beugte, als selbst die Nach-

richt von ihrem Tode, wenn sie gegründet gewesen wäre, aber auch seinen Muth anfeuerte, die kühnsten Entschlüsse in ihm erzeugte und jeder Gefahr, der er ausgesetzt seyn dürfte, zu trotzen ihn stark machte.

Wie? — sagte er zu sich selbst — wenn irgend ein Zufall Verräther ihres Geschlechts geworden wäre? — Nichts unmögliches! — Wie leicht konnte nicht das forschende Auge des schlauern Wollüstlings in den Zügen des jungen Helden, den er in seiner Gewalt hatte, die schönsten Züge unleugbarer Weiblichkeit entdeckt und das unerfahrne Mädchen überlistet und durch mancherlei Kunstgriffe zum Geständnisse der Wahrheit gebracht haben? — Konnte nicht dieser Zufall selbst eine Unpäßlichkeit seyn, die es nothwendig gemacht hatte, sie den Händen des Wundarztes zu übergeben? — Eine, vielleicht mehrere Wunden konnten sie in die traurige Nothwendigkeit versetzt haben, ihrer Sinnen bewußt, oder auch

nicht bewußt, sich einer Untersuchung zu unterwerfen, die eben so nothwendig, als unvermeidlich war. Alles dieß verunruhigte seinen Geist so sehr, als sein Herz, und sein Kopf glich einem Irrgarten, in welchem sich der Verstand in dem Wirrwarr seiner Gedanken dermaaßen verirrt hatte, daß es fast unmöglich schien, sich wieder heraus zu finden.

Er mußte ruhen und die Reihe seiner Gedanken wieder vom ersten Anfange verfolgen, um mit besserer Gegenwart des Geistes überlegen zu können, welche Maaßregeln er nehmen wollte, und welchen Entschluß er in Ausübung zu bringen gedachte. Nach allen diesen zehnfach erwogenen und durchdachten Möglichkeiten wurde es endlich zur fixen Idee in ihm: daß der Zufall Juliens Geschlecht verrathen und vom Militärdienst zwar unmittelbar befreiet, jedoch, welches in seinen Augen noch weit schlimmer war, in das traurige Joch geschmiedet habe, Beischläferin eines auswärti-

gen Helden zu seyn, dessen größtes Verdienst darinnen bestehe, eben so großer Weibertirann, als Henker seiner Horden zu seyn, die er mit lachendem Muthe zur Schlachtbank führe. Hieraus folgerte er nichts natürlicher, als das entstandene Gerücht: daß Julie sich selbst ranzionirt habe — und es wurde allmählig heller um ihn her, denn er dachte sich keinen andern Räuber seines Eigenthums, als den vom Glück begünstigten Sieger, dem diese Hand voll Soldaten, welche Julie geführt hatte, in die Hände gefallen war.

Er glaubte, im Lichte zu wandeln und tappte doch mehr, als jemals, im Finstern. Den unrechtmäßigen Besitzer des ihm entrissenen Kleinods mit List zu überfallen, war von nun an sein Entschluß und schon war er im Begriffe seinen Aufenthalt zu verlassen und — seinen Gegner zu packen. Wahrlich! ein lächerlicher Einfall, der, bloß durch erhitzte Phantasie erzeugt, sich von selbst auflöste, sobald

der Paroxysm vorüber war, und in den Lüften zerstob, wie eine Wolke.

Wer? — Wo? — und Wie? — Drei Fragen, die ihn aufs neue still stehen machten und wie aus einem Traume weckten. — Da stand er, gafte die vier Himmelsgegenden an, schlug sich vor die Stirn und seufzte tief. Allenthalben Wege, aber nirgends einer für ihn. — Armer Franz! wärest du geblieben, wo und was du warest, vielleicht hättest du dich weniger auf diesem Ozeane von Ungewißheiten herumgewogt; vielleicht früher dich dem Ziele deiner Wünsche genähert und für die bestandenen Leiden entschädigt. Doch! es sollte nun einmal so seyn; die Hand des Schicksals führte dich die Bahn, die auf der Karte des Lebens dir vorgezeichnet war und es stand ja nicht in deiner Gewalt, sie abzuändern, denn du warst — Mensch.

In diesem zerrütteten Seelenzustande befand sich der arme Franz, unaufhörlich von

ſteigenden und fallenden Hofnungen, wie von den Wellen des Meeres, hin und her geworfen. Er war keines Menſchen Freund und hätte gern das ganze Menſchengeſchlecht geflohen, wenn er nicht geglaubt hätte, unter demſelben die Einzige wieder zu finden, die ihn noch ganz allein an das Irdiſche feſſelte. Nur zu tief fühlte er den Verluſt einer Freundin, die ihm alles und um ſo theurer war, je mehr er derſelben die Rettung ſeines Lebens zu danken hatte. Gern hätte er ſie für ihre Liebe belohnt und um ſo mehr die ſüße Pflicht erfüllt, ihr Beſchützer zu ſeyn; allein das widrige Verhängniß hatte ihn auſſer Stand geſetzt, das heiligſte Gelübde zu erfüllen, das er unter vier Augen und allein im Angeſichte des Allgegenwärtigen ihr gethan hatte, als der unglücklichſte Zufall den beſten der Väter von ihrer Seite hinwegriß. Als Soldat, der Subordination unterworfen, mußte er ſich jede Trennung gefallen laſſen, die er außerdem vielleicht würde zu verhüten im Stande geweſen ſeyn. Sie

war ihm um so schmerzlicher, je weniger sie von seiner eigenen Willkühr abhieng und ohne Julien war ihm die Welt eine Einöde, denn er hatte seit seiner Losreissung von Vater und Vaterland auch nicht einen einzigen Freund, der ihm seine Leiden hätte tragen helfen. Hiezu gesellte sich noch die schreckliche Vermuthung, die leider! nur zu bald zur schrecklichsten Wahrheit wurde, daß sein rechtschaffener Vater fälschlich angeklagt, vielleicht unter der Guillotine seinen Geist habe aufgeben müssen. Eine Ahndung, die um so verzeihlicher war, je besser er die edle Denkart dieses Mannes und die traurige Lage seines zerrütteten Vaterlands kannte.

Alles dieß beraubte ihn oft seines Bewußtseyns dergestalt, daß er ganz und gar seiner nicht mächtig war und zuweilen in eine stille Melancholie verfiel, die ihn mehr und immer mehr unfähig machte, seine Wanderung und Nachforschungen fortzustellen und zuletzt gar

durch

durch wiederhohlte Bestätigungen von dem Märtirertode des alten Drougets in völlige Raserei ausartete.

Doch war er dieser Geistes- und Körperschwäche ohngeachtet noch so glücklich, die kaiserliche Residenz zu erreichen, wo er auf Kosten des Staats in ein öffentliches Versorgungshauß gebracht und den Händen geschickter Aerzte und Wundärzte übergeben wurde. Seine Krankheit mehrte sich mit jedem Tage und kaum war man im Stande, während den wenigen ihm noch vergönnten Augenblicken der Ruhe Namen und Stand von ihm zu erfahren. Er lag mehrere Wochen in dieser fürchterlichen Krise, deren Heftigkeit Staunen erregte und Jedermann zweifeln machte, daß er es noch so lange aushalten könnte.

In diesem schrecklichen Zustande fand ihn Julie. An der Hand ihres Vaters, des Barons von Bredeville, trat sie in das Kranken-

zimmer und wäre beim ersten Anblicke dieses unglücklich Leidenden fast auf der Stelle des Todes gewesen. Mit einem lauten Schrei sank sie ihrem Vater; der selbst Mühe hatte, sich zu halten, ohnmächtig in die Arme. Sie mußte hinweggeschaft werden, denn auch ihr Anblick wirkte zu heftig auf den Patienten und erschütterte sein ganzes Wesen dergestalt, daß er augenblicklich in den schrecklichsten Paroxism zurück fiel und den Arzt selbst glauben machte, durch diese Erscheinung seinem Ziele gänzlich nahe gebracht zu seyn. So sehr aber auch die Krankheit wüthete, so war es doch noch nicht sein letztes. Diese fürchterliche Katastrophe, allem Anscheine nach die seiner Auflösung, dauerte drei lange Stunden, während welchen man die Wächter verdoppeln mußte, und endete, zur Bewunderung aller, mit einer Mattigkeit, von der er, der Vermuthung nach, sich nicht wieder würde erhohlen können. Doch ein zwölfstündiger darauf erfolgender Schlaf gab ihm wenigstens einen Theil seiner Kräfte,

die fast gänzlich erschöpft zu seyn schienen, wie-
der und setzte ihn in den Stand, Juliens
Rückkehr mit Gelassenheit zu erwarten, auf
die man ihn nach diesem glücklichen Erwachen,
mit Klugheit und Vorsicht vorbereitet hatte.

Von der Besserung des Patienten unter-
richtet, trat sie zum zweitenmale von ihrem
Vater begleitet, ein, und nahm ihren Platz
dicht neben dem Ruhelager des Kranken. Er
sah sie schweigend an, erkannte sie und reichte
ihr die abgezehrte Rechte, die sie mit heißer
Inbrunst an ihren Busen drückte und mit Küs-
sen und Thränen befeuchtete. Man denke sich
diese Szene selbst, die Szene des Wiederse-
hens — aber unter welchen Umständen? —
Kaum fühlte der am Grabe Wallende durch
den göttlichen Gedanken Wiedersehen —
seine schwindende Kraft erneut und sich gestärkt,
Julien noch einmal seiner Liebe zu versichern
und die Versicherung der ihrigen mit in jene
bessere Welt hinüber zu nehmen, als der En-

gel des Todes die Hippe über ihm schwang und seinem Geiste gebot, sich der irdischen Hülle zu entreißen. Kaum hatte Julie ihre Geschichte seit ihrer Trennung vollendet, kaum die Zusage ihrer Liebe und den Schwur ewig unverbrüchlicher Treue mit einem brennenden Kusse versiegelt, als er sich noch einmal empor richtete und seine letzten Kräfte anstrengte, ihr den Abschiedskuß für die Wanderung hienieden auf ihre Lippen zu drücken. Mit den Worten: Leb' wohl Julie! — Ich sterbe! — sank er aufs Kissen zurück und verschied in ihren Armen.

Ruhe sanft, guter Jüngling! — Ein Engel weint bei deinem Aschenkruge und erleichtert dir den Uebergang zu jenen bessern Freuden in den Gefilden der Unvergänglichkeit. Juliens Schmerzen sind gerecht, ihre Leiden hart, doch sie werden versiegen und einst übergehen in ewige Wonnen, wenn deine Hand, Verklärter! ihr die Schaale der Belohnung reicht.

Schlüßlich entledigen wir uns noch der Pflicht, unſere Leſer mit demjenigen Theile dieſer Geſchichte bekannt zu machen, welcher Julien allein ſeit ihrer Trennung von Franzen betrift. Seine Vermuthung war nicht unrichtig. Die Patrouille, die ſie anführte, fiel einem feindlichen Piket in die Hände, aber ſie ſchlug ſich durch und kam, obgleich etwas ſpäter, als es ihrer Beſtimmung nach geſchehen ſollte, glücklich wieder zum Regimente zurück. Franzens Deſertion war das erſte, was ihr nach abgelegter Berichterſtattung des ihr ertheilten Auftrags zu Ohren kam und ſie in nicht geringes Staunen verſetzte, je mehr man ſie des Zuſtandes verſicherte, in welchem ſich derſelbe die letzte Zeit über befunden hatte. Seine Entfernung und Aufſuchung machte auch ihre Losſagung vom Militär und die Entdeckung eines Geheimniſſes nothwendig, das nur ihr und Franzen allein bewußt war. Sie gieng zu dem Oberſten, trug ihm mit Anſtand und Beſcheidenheit den ganzen Verlauf der

Sache vor und bat um ihre Dimission. Der alte Kriegsgott staunte, forderte Beweise und drang auf augenscheinliche Untersuchung, die sie ihm zwar aus angebohrner Schaam und weiblicher Ehrbarkeit verweigerte, jedoch durch seine Gemahlin unter vier Augen; sich gefallen ließ.

Sobald dies geschehen und sie der militärischen Verbindlichkeiten entledigt war, wechselte sie sogleich ihre Kleidung und gerieth glücklicherweise auf den Gedanken, dieselbe Marschroute zu verfolgen, die der Wahrscheinlichkeit nach Franz genommen haben mußte, sie aufzusuchen. Nun setzte sie zwar ihre Reise mit möglichster Schnelle und Klugheit fort, ohne daß ihr irgend etwas abentheuerliches aufgestoßen wäre, und erreichte glücklich die schlesischen Grenzen; aber eben hier war es, wo sie die Spur verlohr und zufälligerweise durch ein Ereigniß an der Fortsetzung ihrer Reise behindert wurde, das sie eben so sehr überraschte als mit schmerz

chelnden Hofnungen für die Zukunft beſeelte.

Der Baron von Bredeville, ihr Vater, war es, der ihr beim Abſteigen im Gaſthofe entgegen kam, ſie in ſeine Arme ſchloß und ſich ſogleich nach Franzen erkundigte. Seine Verwunderung war groß, größer aber noch ſein Schmerz über den Verluſt deſſen, den er wie ſeinen Sohn liebte. Gegenſeitige Mittheilung ihrer Schickſale war der Stof ihrer erſten Unterhaltung, welcher augenblicklich weiſe Rathſchlagungen wegen Franzens Aufſuchung auf dem Fuße folgten.

Hinlänglich mit Geld und Papieren verſehen, die er bei jenem nächtlichen Ueberfalle, deſſen ſich unſere Leſer zu erinnern belieben, glücklich gerettet hatte, und beſſer, als Julie, mit den Wegen und Marſchrouten der Armeen bekannt, ſetzten ſie von jetzt an ihre Reiſe gemeinſchaftlich fort und erwählten ſogleich die

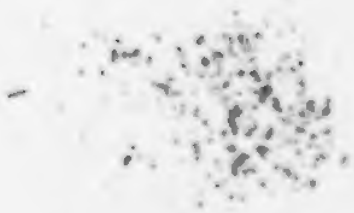
Hauptstadt Oestreichs zum Ziele ihrer Nachforschungen, wo sie zwar einige Tage nach ihrer Ankunft denjenigen fanden, den sie suchten, ihre Wünsche aber vereitelt sahen und, statt Freuden, Jammer und Schmerzen und Elend ärndeten und den Kelch der Leiden bis auf die Hefen ausleeren mußten.

2.

Die ungleichen Schwestern

oder

Verstellung und Unschuld.



Nach dem Tode ſeiner Gattin, die vor der Welt eine eben ſo glänzende Rolle ſpielte, als daheim eine ziemlich reiſe Wirthſchaft führte, wählte Berthold eine ſtillere Lebensart, legte ſein Amt nieder und zog ſich ganz in den engeren Kreiß ſeiner Familie zurück. Seine Bücher waren ſein Abgott, ſie galten ihm mehr noch, als ſeine Kinder, um das übrige bekümmerte er ſich wenig, oder nichts. Einſt hatte er einen anſehnlichen Poſten im Staate bekleidet und durch Fleiß und Thätigkeit ſowohl, als mehrere hinzukommende Glücksumſtände von außen ein großes Vermögen erworben, wovon er aber, ohne Geizhals zu ſeyn, bloß aus natürlichem Hange zum ſtilleren, eingezogenern Leben wenig Gebrauch machte.

Er war ein Mann von dem beſten Herzen, ohne Falſch, der keinem Menſchen etwas zu Leide that, immer dachte, wie er ſprach, immer handelte, wie er dachte. Uebertriebene Frömmigkeit aber war ſein Fehler. Hierinnen gieng er in der That zu weit, indem er von andern bloß nach dem Aeußerlichen urtheilte, ohne das Innere zu prüfen und Jeden nach ſeiner eigenen Elle maaß. Wer den Kopfhänger ſpielte und mit ſtillen, feierlich ernſten Blicken einherſchlich, immer Bibel und Geſangbuch im Munde führte, der galt bei ihm ohne Ausnahme für fromm und war nach ſeiner Meinung keiner Bosheit fähig; Menſchen aber von aufgewecktem Temperamente, mit froher heiterer Miene, waren in ſeinen Augen **Weltkinder**.

Er hatte zwo Töchter, die ſich an Jahren ſo ziemlich gleich waren, deſto weniger aber in Anſehung ihres Temperaments und ihrer Geſinnung. Thereſe, die ältere beſaß einen zweideutigen Karakter, aus dem man, ſo lange

die Mutter lebte, eigentlich nicht wußte, was man machen ſollte, weil er zu verſteckt war und ſich erſt nach dem Tode derſelben enthüllte. Mit den Jahren des Mannbarwerdens hatte auch ihr Verſtand die gehörige Reife erlangt; kein Wunder daher, wenn es ihr leicht ward, ihren Vater zu durchſchauen, ſein Steckenpferd kennen zu lernen, ſich in ſeine Launen zu ſchicken und ſeine ſchwache Seite zu ihrem Vortheil zu benutzen. Meiſterhaft ſpielte ſie die Rolle der Heuchlerin und ſprach mit einem weit über ihr Alter erhabenem Ernſt und Würde von dem Werthe der Tugend, von den Vortheilen und Reizen ſtiller Frömmigkeit, ſchien mit täuſchender Frömmigkeit die ſüßeſten Freuden des Lebens zu verachten und immer mit ſo heißer Inbrunſt zu beten, daß ſelbſt das ſcharfſichtigere Auge des geübteſten Menſchenkenners zum unrichtigſten Urtheile veranlaßt werden mußte. So erſchien ſie in der Stunde des Gebets vor ihrem Vater mit der ſchwärzeſten boshafteſten Seele,

in den Schleier der Frömmigkeit gehüllt; auf ihrem Zimmer aber und in Gesellschaft gewiſſer Personen, die um ihres Vortheils willen, in ihre Saiten ſtimmten, ließ ſie ihren Neigungen den Zügel ſchießen.

Ihre jüngere Schweſter hingegen, Auguſte, war gerade das Gegentheil und an Körper und Seele beſſer. Vom erſten Augenblicke ihres Daſeyns immer ſich gleich, immer froh und heiter, nie traurig. Wenn ihr Mund zum Sprechen ſich öfnete, ſprach ihr Herz, das, auch wenn ſie nicht ſprach, in ihren Blicken lag und mit dem feurigſten, thätigſten Geiſte verbunden, mit warmer Theilnahme an fremden Leiden, immer wohlzuthun bereit war. Ohne Kopfhängerin zu ſeyn, gieng ſie eben ſo fleißig zur Kirche, als ihre ältere Schweſter, und in den Stunden der Andacht, die in ihres Vaters Hauſe gehalten wurden, waren Herz und Seele gewiß jedesmahl am rechten Orte. Tanz und Muſik liebte ſie leidenſchaft-

lich und fühlte ſich, in Entbehrung des erſtern, durch die letztere um ſo mehr ſchadlos gehalten, je meiſterhafter ſie ſang und ſpielte. Feurige Funken ſprühte ihr großes hellblaues Auge und ſchien ſelbſt den Enthaltſamſten zum Wollüſtling umſchaffen zu wollen; und doch hielt kein Mädchen jemals mehr und ſtrenger auf Keuſchheit und Schaamhaftigkeit, als Auguſte.

Nichts war nun natürlicher, als daß dieſe beiden Schweſtern im mindeſten nicht harmonirten und ſich immer von einander entfernt hielten, ſelten und gewöhnlich nur in den Betſtunden und bei Tafel einander unter die Augen kamen. Der ausgezeichneten Tugenden und Vorzüge ohngeachtet, welche Auguſte vor ihrer älterern Schweſter beſaß, war Thereſe doch das Schooßkind und Herzblatt des Vaters, den ſie mehr und immer mehr durch ihre Frömmelei zu täuſchen wußte. Mit Wohlgefallen ruhte ſein Auge auf ihr, wenn ſie ſo mit langſamen abgemeſſenen Schritten zur

Erde gesenktem Blicke und gefalteten Händen einhertrat und über Dinge, die er selbst kaum für Fehler zu halten geneigt war, eiferte und nach Willkühr Thränen erpreßte, indeß die schuldlose Auguste um ihrer Freudigkeit willen mit Kopfschütteln bewillkommt oder mit einer unverdienten Strafpredigt entlassen wurde.

Daß Thereſe und Auguſte einander weniger liebten als haßten und dieſe Abneigung mit den Jahren mehr und immer mehr zunahm, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen. Sie blieben, wenn keine Beſuche gegeben, oder angenommen wurden, eine jede für ſich und verkürzten ſich auf ihren Wohnzimmern, deren Abgelegenheit ihrer Entfernung von einander möglichſt zu ſtatten kam, die Zeit, aber auf ſehr verſchiedene Art. Wenn Auguſte mit ihrer Freundin Henriette, die zugleich ihre Nachbarin war und ſie des Abends auf ihrer Stube zu beſuchen pflegte, ſich mit nützlichen Arbeiten beſchäftigte und von weiblichen Beſchäfti-

gun-

gungen ſprach, oder mit Spiel, Geſang und Bücherleſen die Zeit vertrieb, ſo ſchweifte Thereſe entweder außer dem Hauſe in Geſellſchaften umher, oder ſchwelgte daheim im Kreiſe ihrer Freundinnen und Bekannten, die dann um dieſe Zeit bei ihr zuſammen kamen, im Genuſſe zügelloſer Freuden. Hierbei leiſtete ihr der Bediente ihres Vaters, Kaſpar, ein verſchmitzter Kerl, der ebenfalls um ſeiner Scheinheiligkeit willen das Zutrauen ſeines Gebieters beſaß und zuweilen von ihr auf eine Art begünſtiget wurde, die ihrer Erziehung ſo wenig, als ihrer Denkart Ehre machte. Die Hauptmittelsperſon aber bei dieſen nächtlichen Frohgelagen ſpielte eine bejahrte Frauensperſon, die ſeit vielen Jahren im Bertholdtſchen Hauſe die Stelle einer Wirthſchafterin bekleidete. Dieſe, mit jenem einverſtanden, machte, nicht ohne Vortheil, die Kupplerin, nahm an allen dieſen Gelegenheiten Theil und unterrichtete Thereſen mehr und immer mehr in Ränken und boshaften Streichen, die ſie denn ganz

natürlicher Weiſe, aktiv und paſſiv, von ihrer beſſeren Schweſter, Auguſte, entfernten, indem ihre Handlungen gemeiniglich zum Nachtheil derſelben abzweckten und ſie in der Gunſt und Vorliebe ihres Vaters von einem Tage zum andern mehr befeſtigten.

Ungeſcheut und durch ihre boshafte Rathgeberin und Lehrmeiſterin unterſtützt, überſchritt ſie bald die Grenzen dieſes unbeſchränkten väterlichen Zutrauens. Bertholdt ſchöpfte gar keinen Verdacht und ließ ſie frei und ungehindert über ſeine Geldkaſſe gehen, wozu ſie ihm oftmahls ſelbſt den Schlüſſel abforderte, den er ihr auch nie verweigerte. Dieſen Umſtand benutzte ſie zwar Anfangs weniger, nach und nach aber mehr und um ſo ſicherer zum Vortheil ihrer eigenen Kaſſe, da ſie wußte, daß der Vater das zu gewöhnlichen Ausgaben beſtimmte Geld nie nachzuzählen pflegte. Daher kam es denn, daß ſie jedesmahl, ſo oft ſie in der Wirthſchaft die Woche traf, Ueber-

ſchuß hatte, den ſie dann als eine Belohnung ihrer Häuslichkeit und Wirthſchaftlichkeit bei der wöchentlichen Berechnung behalten und zu ihrer eigenen Kaſſe ſchlagen durfte. Dadurch inſinuirte ſie ſich denn beim Vater ganz beſonders, indeß die ehrliche Auguſte, welche mit dem ihr zugemeſſenen Wirthſchaftsgelde ſelten auszukommen vermochte und die Quelle, aus der die ſcheinheilige Thereſe zu ſchöpfen pflegte, nicht kannte, immer mehr verlohr. Sie war genöthigt, Nachſchuß zu fordern, weil die Summe wirklich zur Beſtreitung der Ausgaben, die ſie zu beſorgen hatte, zu klein war; dieß fiel denn allmählig dem Alten von ſelbſt und um ſo mehr auf, je entfernter die ſchlaue Thereſe ihn darauf aufmerkſam zu machen wußte, ohne jedoch geradehin die Anklägerin ihrer Schweſter zu werden, welche der getäuſchte Vater nunmehr für das, was eigentlich die älteſte war, für eine — Betrügerin hielt. Daher kam es, daß er Auguſten von Führung der Wirthſchaft ganz ausſchloß und ſie von nun

an Thereſen allein, nebſt der Beſorgung des Weinkellers und aller andern Vorrathsbehältniſſe des ganzen Hauſes überließ, welche dann dieſes alles mit Kaſpars Beihülfe bei ihren Abendgeſellſchaften und nächtlichen Frohgelagen treflich zu benuzen wußte.

Auguſte merkte wohl, daß ihre eigene Schweſter zu dieſem Verfahren Veranlaſſung gegeben haben mochte; aber ſie übergieng es mit Stillſchweigen und war auf nichts weniger bedacht, als auf Rache, ohnerachtet ſie jener wohl etwas hätte ans Bein binden können, da ihr die Ausſchweifungen derſelben kein Geheimniß waren.

Lieben konnte ſie Thereſen nicht, das war unmöglich, ihr auch unter ſolchen Umſtänden gar nicht zuzumuthen; es war bloß geheime Abneigung, nicht wirklicher Haß und ſie beabſichtigte durch dieſe Schonung nichts, als ihre boshafte Schweſter für die Zukunft von hämi-

ſcheren Feindſeligkeiten abzuhalten und, wenn es irgend möglich ſeyn ſollte, zu beſſeren Geſinnungen zu veranlaſſen. Aber das war vergebens; denn Thereſens Haß hatte ſchon zu tief Wurzel geſchlagen, als daß er nicht wirklich feindſelige Geſinnungen erzeugt hätte, die mit den Jahren und beſonders dann immer mehr zunahmen, je mehr ſich Auguſtens Schönheit entwickelte und der Dämon des Neids ſich ins Spiel mengte.

Dieß würde alles noch zu ertragen geweſen ſeyn; aber nun ereignete ſich ein Umſtand, der Thereſen immer mehr gegen ihre Schweſter erbitterte und ihren Haß endlich gar in Verfolgung ausarten ließ. Nach einer vierjährigen Trennung vom Bertholdtſchen Hauſe, trat Lieutenant Hausdorf von neuem in die Familie ein, nachdem er bereits vorher die früheren Jahre ſeines Knabenalters in ſelbiger verlebt und bis zum ſechzehnten Jahre, mit welchem er ſeine militäriſche Laufbahn betrat,

Pflege und Unterhalt genoſſen hatte. Thereſe und Auguſte waren ſeine nächſten Blutsfreundinnen, denn ſeine Mutter war des alten Bertholdts Schweſter, welcher ihn, da ſein Vater, von dem er zum Soldatenſtande beſtimmt worden, frühzeitig ſtarb, mit aller nur möglichen Sorgfalt eines guten Vaters erzog. Er konnte ihn nicht nur gut leiden, ſondern er liebte ihn, wie ſeinen Sohn, und hatte vielleicht ſchon damals geheime Abſichten auf ihn, gleichviel, auf welche von ſeinen Töchtern die Neigung des emporſtrebenden Jünglings fallen mochte.

Dieſes Looß traf Auguſten. Von jeher war ſie ſeine unzertrennliche Geſellſchafterin und Jugendfreundin geweſen, dahingegen Thereſe nie mit ihm zuſammen ſtimmte, ſondern allenthalben, wo ſie einander in den Weg kamen, jugendliche Neckereien, ja! wohl gar Zank und Streit vorfielen. Beide hatten ſich nie leiden können; er gab ſich nicht mit ihr

ab und Thereſe begegnete ihm mit Verachtung. Ganz anders war Auguſtens Betragen gegen ihn, vertraulich, freundſchaftlich, aufrichtig, bieder und ernſt. Ihre Geſinnungen waren noch dieſelben und dieß entſchädigte ihn zehnfach für eine jahrelange Trennung von der Freundin ſeines Herzens und Gefährtin ſeiner Jugend.

Hausdorf war in jedem Betracht ein ſchöner Jüngling, zwanzig Jahre alt, juſt in dem Alter, wo der männliche Körper ſich gleichſam durch ſich ſelbſt heraus und zum kraftvollen ausgebildeten Manne empor arbeitet. Dieſe Bemerkung machte Thereſe gleich bei ſeinem Wiedereintritt ins väterliche Haus und ſie fühlte ſich von ganz andern Geſinnungen gegen ihn beſeelt. Aber es war nichts, als das Aeuſſerliche, was ſie an den ſchönen Lieutenant feſſelte und Neid und Mißgunſt allein veranlaßten ſie, ihm jetzt ganz anders zu begegnen, als ehemals, und ihre Geſinnungen eben ſo oft

im Stillen durch redende Blicke als unter vier Augen mit glatten Worten zu beweisen, die vielleicht manchen andern mit schmeichelnden Hofnungen beseelt und zu noch größeren Erwartungen aufgemuntert haben würden.

Allein Hausdorf dachte ganz anders. Weit entfernt, ehemalige kindische Beleidigungen zu rächen, begegnete er ihr mit Anstand, Hochachtung und Freundschaft; ihre Gunstbezeugungen aber verstand er nicht, und mochte sie nicht verstehen, so ernstlich sie auch, dem Schein nach, ihrer Seits seyn konnten — und seine ganze Neigung wendete sich mit verdoppelter Stärke auf seine alte Freundin Auguste, die, nicht minder, als er, innerhalb den vier Jahren seiner Abwesenheit sich merklich zu ihrem Vortheile verändert, in ihren Gesinnungen gegen ihn aber dieselbe geblieben war.

Sie erröthete nicht, wie ihre Schwester Therese, die mit ihrer Vertrauten und geheim

men Räthin, der gottlosen Pink — so hieß die alte Ausgeberin — acht Tage lang von nichts, als von dem schönen Lieutenant sprach und wie sie ihn in ihren Schlingen fangen wollte; sondern sie flog ihm mit ihrer gewohnten Heiterkeit und offenen Armen beim Eintritt entgegen, unbesorgt, ob ihr Benehmen anstößig seyn und über lang oder kurz ihr nachtheilig werden könnte.

Von den mannichfaltigen Reizen des schönen Jünglings gefesselt und geblendet, gab Therese darauf weniger Acht, als es außerdem geschehen seyn würde; sie verfolgte ihren Plan, warf ihr Netz aus und gab sich alle ersinnliche Mühe, der Schwester den Liebhaber abspenstig zu machen, indeß diese, ohne entworfenen Plan, mit Riesenschritten vorwärts, und unvermerkt von Freundschaft zur herzlichsten innigsten Liebe übergieng.

Noch war das Einverständniß ihrer Seelen allen, ja! sogar ihnen selbst ein Geheimniß

und Thereſe allein machte die Entdeckung zum erſt. Tauſend kleine Umſtände bewieſen ihr ſichtbar, daß der Lieutenant allenthalben und bei jeder Gelegenheit ihrer jüngeren Schweſter den entſcheidendſten Vorzug gab; dieß veranlaßte ſie, Nachforſchungen anzuſtellen und, um dieſe zu bewirken, ſich bis zum Verhorchen herab zu laſſen, wodurch ſie dann, leider zu ſpät, ſich von der kränkenden Wahrheit überzeugte, daß der Mann, den ſie bis zur Raſerei liebte, der erklärte Liebhaber ihrer Schweſter ſey, die ſie ſchon längſt mit ihrem Haſſe verfolgte.

Dieſe traurige Entdeckung hätte Thereſen faſt ihrer Sinnen beraubt und man denke ſich die Wirkung derſelben auf das grundböſe Herz dieſer achtzehnjährigen Furie, die, von der Mutter Natur mit jungfräulichen Reizen nicht ſtiefmütterlich ausgerüſtet, ſich getäuſcht, hintangeſetzt, verachtet ſah. Wuthſchäumend verließ ſie ihr Obſervatorium, tobte und raßte das

Haus hindurch, Treppen auf, Treppen ab, bis in ihr Zimmer, und aus diesem in das ihrer Freundin Pink, die all' ihre Kräfte anstrengen mußte, sie zu besänftigen. Dieß konnte nun nicht anders geschehen, als durch reifliche Ueberlegung an Augusten und dem Lieutenant zu nehmender Rache. In dieser Hinsicht machte man tausend Entwürfe und wählte nach vielfältigen Beleuchtungen, Verwerfungen und Verbesserungen endlich den natürlichsten, den: dem Vater die Sache geradehin zu entdecken und von der schrecklichsten, gefahrvollsten Seite vorzustellen. Man versprach sich von diesem Verfahren den besten Erfolg und hofte, daß dem Lieutenant sogleich das Haus verboten werden müßte.

Doch dießmal hatte man, alles Ueberlegens ohngeachtet, einen gewaltigen Fehlschuß gethan. Der alte Bertholdt bezeugte bei der Entdeckung mehr Freude, als Mißvergnügen, indem es, wie wir bereits bemerkt haben, ei

ner ſeiner Lieblingsentwürfe war, Hausdorfen ſeinen Eidam zu nennen, er mochte von ſeinen Töchtern wählen, welche er wollte; und es kam ihm daher nichts erwünſchter, als daß der Lieutenant ſeine Augen auf Auguſten geworfen hatte, da er ſelbſt einſah, daß Thereſe keineswegs geeignet war, das Weib eines Soldaten zu ſeyn, weil ſie nach ſeiner Meinung viel zu fromm und gottesfürchtig war. „Kind!“ ſagte der Vater, als Thereſe ihm mit wehmüthigen Thränen die gemachte Entdeckung mittheilte, im Tone des freudigſten Wohlbehagens — „du nimmſt die Sache falſch. Hausdorf iſt ein ehrlicher Mann, und ich habe längſt gewünſcht, daß es ſo kommen möchte, um ſo mehr, da du ſchlechterdings nicht für ihn taugſt. Er ſolls Mädel haben und ich erwarte, daß er mir ſelbſt den Antrag macht.“

Dieſe Antwort hatte Thereſe nicht erwartet. Sie ſtand, wie vom Blitz getroffen und hatte Mühe, ſich zu halten und ſich nicht zu

verrathen, unterwarf mit anscheinender Bescheidenheit und verbissenem Aerger ihre Meinung den besseren Einsichten des Vaters und eilte in voller Furie zu ihrer Vertrauten, die ihr den Einschlag gegeben hatte. Es fehlte nicht ein Haar, so hätte sie gar zu Thätlichkeiten ihre Zuflucht genommen und in der Wuth ihre Rathgeberin gemißhandelt, denn sie tobte und raßte schlimmer als zuvor und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Sie verwünschte ihr Daseyn und bereute es tausendmal, sich so sehr verstellt und selbst des Besitzes eines so schönen Mannes, den sie für ihr höchstes Erdenglück zu halten geneigt war, beraubt zu haben. Die Larve abzulegen und sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, konnte ihr nun weiter nichts helfen, es war geschehen! — Der Vater gab seine Einwilligung und, um nicht seinen Haß sich zuzuziehen und Vortheile zu rauben, die sie bisher genossen hatte, blieb ihr weiter nichts übrig, als darauf zu denken, wie sie sich an Augusten fühlbar rächen wollte.

Hierzu bot ihr nun die zu Vollziehung der ehelichen Verbindung ihrer Schweſter beſtimmte Friſt Gelegenheit dar. Der Vater hatte den Termin ſelbſt aus willkührlichen Urſachen auf ein ganzes Jahr hinausgeſetzt; dieß gewährte ihr Zeit und Muße, ihre Maaßregeln zu nehmen, Pläne zu entwerfen, zu durchdenken und gelegentlich in Ausübung zu bringen. Vielleicht hätte ſie ihre Abſicht nie erreicht, wenn nicht ein anderer Umſtand, auf den ſie Anfangs nicht gerechnet hatte, hinzugekommen wäre und ſich gleichſam zufälligerweiſe ins Spiel gemiſcht hätte. Dieß war folgender.

Thereſens verſtellte Frömmigkeit und Scheinheiligkeit war um ſo mehr zu bewundern, je zügelloſer ſie außer dem Hauſe und bei ihren Nachtgelagen in Unkeuſchheit und Wollüſten ausſchweifte. Kaſpar, der, wie wir wiſſen, daran Theil nahm, ihr Vertrauter war und, ſo zu ſagen, den maitre des plai-

ſirs machte, war kein unedner Menſch, der ohne Anſehen der Perſon, es ſchon verdiente, vom andern Geſchlechte bemerkt zu werden. Wir wollen nicht unterſuchen, ob gerade er, oder ein anderer, von den dabei ſich einfinden: den Mannsperſonen, Autor eines Werks war, das, während der oben erwähnten Jahresfriſt unternommen, noch vor Ablauf derſelben ans Licht der Welt trat, kurz! — Thereſe wurde ſchwanger. Dieß waren die Folgen ihrer Lebensart und ihres Umgangs mit ſittenloſen, laſterhaften Jünglingen und Mädchen und das Ereigniß ſelbſt für ſie, ihre Rathgeberin, Frau Pink, und den armen Kaſpar ein wahrer Donnerſchlag; doch nach gemeinſchaftlich gehaltenen Ueberlegungen und Rathſchlagungen fand man die Sache nicht ſo ſchrecklich, als ſie Anfangs zu ſeyn ſchien und baute nunmehro hierauf den teufeliſchen, zu Auguſtens Verderben entworfenen Plan.

Die Sache wurde bemäntelt und durch Frau Pinks kluge Anſtalten und liſtige Vorkeh-

rungen bis zu dem Augenblicke geheim gehalten, welcher Thereſens unkeuſcher Leibesfrucht das Daſeyn gab. Noch vor dem Eintritt deſſelben hatte ſich das saubere Kleeblatt durch die ſchrecklichſten Schwüre vermeſſen und zur Ausführung des boshaften Plans verbunden. Sobald nun der Fall eintrat, mußte Kaſpar den kleinen Weltbürger, der — zum Glück für ſich und für alle — noch in der Stunde ſeiner Geburt wieder in ſein Nichts zurück gieng, verabredeter maaſen an die Behörde bringen. Zu erzählen, wie er dieß bewerkſtelligte, würde nach unſrer Meinung und eignem Gefühl eben ſo weitläuftig, als ennuyant ſeyn; daher wir es dem Leſer überlaſſen, ſich die Ausführung ſelbſt zu denken, welche Glück und Zufall gleich ſtark begünſtigten.

Juſt an dem zur Vollziehung des teufeliſchen Beginnens beſtimmten Abend klagte Auguſte beim Nachteſſen über heftiges Kopfweh und ſah ſich genöthiget, zu Bette zu gehen, ohne

ohne die Betſtunde abzuwarten. Wer hätte da wohl etwas ahnden ſollen? — Und doch welch ein erwünſchtes Ohngefehr für die böſe Rotte, die ſich gegen ſie verſchworen hatte! —

Ohngefehr um 10 Uhr klingelte Auguſte. Kaſpar, der ſie, gleich den andern, zu bedienen hatte, erſchien. Sie forderte ein Glaß Waſſer und niederſchlagendes Pulver und der Böſewicht zauderte nicht, ihr Verlangen zu erfüllen. Auf den Fall, wie er auch kommen mochte, vorbereitet und mit einem Schlaftrunke verſehen, kehrte er in drei Minuten zurück und reichte ihr beides. Abſichtlich vermied er beim Hinweggehen die Thüre ihres Zimmers zu verſchließen und Auguſte dachte in der empfindlichen Lage, in der ſie ſich befand, weiter nicht daran. Bald nachher ſchlief Auguſte ein und fühlte ſich nach einem erquickenden, mehrere Stunden anhaltenden Schlafe beim Erwachen wieder geſunder und geſtärkter. Aber Himmel! wie groß war ihr Erſtaunen, als

ſie aufſtehen wollte und zu ihren Füßen ein todtes Kind liegen ſah. Jeſus! ſchrie ſie laut auf, rufte um Hülfe und ſank augenblicklich in eine tödtende Ohnmacht zurück.

Es war bereits 8 Uhr des Morgens und man hatte ſich wohl gehütet ſie zu wecken, auch entſchuldigten ſie Thereſe und Frau Pink wegen ihrer Abweſenheit in der Betſtunde beim Vater auf das nachdrücklichſte. Eben als die frömmelnden Beter und Beterinnen aus einander giengen und bei Auguſtens Zimmer vorüber mußten, hörten ſie das Geſchrei. Sie riſſen die Thüre auf, ſprangen hinein, machten das ganze Haus rege und ruften den Vater herbei und ſeiner Tochter zu Hülfe zu kommen, die ſie für todt hielten. Sie lag in einer fürchterlichen Ohnmacht. Schon waren Thereſe und die ſchadenfrohe Pink beſchäftiget, die Erblaßte wieder ins Leben zurück zu bringen — denn dieſen ſchrecklichen Erfolg hatten ſie nicht geahndet — als der Vater, von der Nachricht

ohnehin ſchon erſchüttert, herzukam, am ganzen Leibe zitterte, wie Espenlaub und wie verſteinert da ſtand, indem die gottloſe Pink das todte Kind mit einem Geſchrei aus dem Bette heraus zog, das den alten thörichten Mann ihre Unſchuld und, daß ihre Verwunderung nicht erkünſtelt ſey, glauben machte. Thereſe ſchlug die Hände überm Kopfe zuſammen und kreuzte und ſegnete ſich einmal ums andere; Kaspar ſchüttelte den Kopf und lauerte, wo das Ding hinaus wollte; die abgeſeimte Pink aber hörte nicht auf, zu ſchelten und zu ſchreien, daß dem Alten einmal um das andere heiß und wieder kalt wurde, er gar nicht zu ſich ſelbſt zu kommen vermochte und halb ſinnlos aus dem Zimmer hinweggetragen werden mußte.

Niemand akterirte ſich mehr darüber, als der brave Hausdorf, der ebenfalls zugegen war und die Sache für nichts weniger als Betrug hielt. Er ſchallt Auguſten eine Treuloſe

und hielt das Korpus delicti, das die plaudershafte Pink in der Hand hatte, für eine Frucht ihrer Ausschweifungen, vermochte es nicht den Anblick auszuhalten und stürzte, Wuthschäumend, mit Flüchen und Verwünschungen die Stiege hinab nach seiner Wohnung.

Indeß hatte man den alten Bertholdt auf seine Stube gebracht und Sorge getragen, ihm etwas zu Minderung des Schrecks darzureichen, aber einen Arzt herbei zu hohlen, vermied man nicht ohne Absicht, indem man mit Grund gewisse Entdeckungen fürchtete, die das saubere Komplott sogleich entlarven mußten. Therese wußte es dem Vater, der einige Zeit darauf so einen Gedanken äußerte, vortreflich auszureden und ihn zu überzeugen, daß die Gegenwart eines Arztes überflüssig wäre, indem dem Anscheine nach die Sache von keiner sonderlichen Bedeutung wäre, man auch auf der andern Seite, zu Vermeidung der Schande, es nicht publik machen dürfte. Der thö-

richte Vater, deſſen Schreck in Zorn und Wuth übergegangen war, gab der Schwätzerin Gehör und befolgte ihren wohlgemeinten chriſtlichen Rath, die Sache Gott anheim zu ſtellen und Auguſtens Schickſal ſeiner Leitung zu überlaſſen.

Auch die Wegſchaffung des Kindes beſorgten Kaspar und die Pink gemeinſchaftlich, jedoch mit Vorwiſſen des Alten, der ein gutes Duſor herausrücken mußte, damit dieſelbe in möglichſter Stille bewerkſtelliget werden konnte; um die arme leidende Auguſte aber ſchien ſich den ganzen Tag über niemand weiter bekümmern zu wollen. Sie lag in der ſchrecklichſten Fieberhitze und war ihrer Beſinnungskraft ganz und gar nicht mächtig.

Der Vater, deſſen Jammer an ſich ſchon groß genug war und bis jetzt immer noch glaubte, daß kein anderer, als Hausdorf Vater zu dem Kinde wäre, fühlte ſich um ſo tiefer ge-

beugt, je unerwarteter er ſich aus einem Traume aufgeſchreckt ſah, der ihm allenfalls noch die leidige Hofnung gewährte, die auf ſeine Familie gebrachte Schande durch eine ſchleunige Verbindung Auguſtens mit dem Lieutenant zu decken und vergeſſen zu machen. Dieß geſchah durch einen Brief, den ihm am darauf folgenden Morgen Hausdorfs Bedienter überbrachte. Er war des Inhalts:

„Theuerſter Onkel!

„Beklagenswerther, unglücklicher Mann!

„Daß Sie das ſind, können und werden „Sie nicht leugnen; aber ich kann Sie nicht „tröſten, denn ich brauche ſelbſt Troſt, und nir„gends finde ich ihn. Ich ſehe mich ſchrecklich „in meinen Erwartungen getäuſcht; und da „ich nicht weiß, wie weit die Bosheit Ihrer „Tochter gehen könnte, ich auch aus zureichen„den Gründen in Perſon nicht zu Ihnen kom„men kann, ſo bin ich genöthiget, mich zu

„erklären: daß ich an der Schande
„Ihrer Tochter keinen Theil habe.
„Daß meine Verbindung mit ihr nicht vollzo-
„gen werden kann, werden Sie von ſelbſt ein-
„ſehen. Demohngeachtet werde ich nicht auf-
„hören, mich mit unwandelbarer perſönlicher
„Hochachtung jederzeit zu nennen

Ihren

unglücklichen Freund

Hausdorf.“

Dieſer Brief hatte die traurigſten Folgen. Bertholdts Jammer und Elend erreichte den höchſten Grad, die einzige Hofnung, mit der er ſich noch ſchmeichelte, ſchwand, gleich einer Rauchwolke, und der arme unglückliche Vater verfiel in eine Art von Gefühlloſigkeit, die ihn für alles um ihn her gleichgültig machte, und durch ſichtbare Verminderung ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte ſein ſonſt thätiges Leben wenigſtens um zehen Jahre kürzte.

Indeß kitzelte ſich Thereſe, fühlte ihre Rachſucht, geſtillt, ihren Triumph vollkommen und, wenigſtens aus ſcheinbarem Mitleiden, endlich geneigt, ihrer unglücklichen Schweſter zu Hülfe zu kommen. Mit Bewilligung des Vaters, der ſich vermöge ſeines zerrütteten Seelenzuſtandes, um nichts mehr bekümmerte, noch bekümmern mochte, ließ ſie einen Arzt hohlen und übergab ihm Auguſten als eine Patientin, die aller Wahrſcheinlichkeit nach das hitzige Fieber hatte. Dieß war um ſo mehr der Klugheit gemäß, indem für Auguſten die Kur übel ausgefallen ſeyn würde, wenn man ſie als Wöchnerin hätte behandeln wollen; auf der andern Seite aber würde es auch für ſie ſchlimm abgelaufen ſeyn, wenn bei einer näheren Unterſuchung der Betrug wäre entdeckt worden. Inzwiſchen hatte ſie von Seiten des Vaters, der ſeit dieſem traurigen Ereigniſſe für einen tiefſinnigen Mann anzuſehen war, wenig oder nichts zu befürchten; deſto mehr von ihrem eigenen Richter, welcher alle

mählig aus ſeinem Schlummer erwachte, je ſchrecklicher ſie mit jedem Augenblicke die Folgen ihrer Bosheit werden ſah.

Auguſtens Krankheit mehrte ſich von einem Tage zum andern und der Arzt machte zu ihrer Wiedergeneſung keine Hofnung. Demohngeachtet ſiegte die Natur und die mächtige Hand der Vorſicht waltete über der beleidigten Unſchuld der frommen Dulderin und ließ es nicht zu, daß ſie gebrandmarkt und vielleicht in dem Verdachte, als Mörderin ihres Kindes, aus der Welt gehen ſollte. Nach einem Zeitraume von vierzehn Tagen, binnen welchem ihre Krankheit fürchterlich gewüthet und die Kräfte der am Grabe Wallenden gänzlich aufgerieben zu haben ſchien, fiel ſie in einen faſt zwölf ganze Stunden anhaltenden, feſten und geſunden Schlaf, aus dem ſie endlich mit vollem Verſtande erwachte. Aber ihr Erwachen glich der ſchrecklichen Löſung eines fürchterlichen Traums und ihre Kräfte waren erſchöpft. Sie

ſah um ſich und ſah, daß ſie allein war. Es war ihr noch alles, wie ein Traum und ſie konnte nicht begreifen, was mit ihr vorgegangen war. Nur nach und nach kehrte die entflohene Beſinnungskraft wieder in ihren Standpunkt zurück und ſie erinnerte ſich allmählig, jüngſthin beim Erwachen ein neugebohrnes Kind zu ihren Füßen erblickt und darüber das Bewußtſeyn verlohren zu haben.

Nichts machte ihre Verwunderung mehr rege, als daß ihre Schweſter und die ſcheinheilige Pink, die ſich ihrer Wartung und Pflege unterzogen zu haben ſchienen und jetzt zuweilen an ihrem Bette ſaßen, jenes Ereigniſſes mit keinem Worte erwähnten und bloß mit bedenklichem Achſelzucken ihre Fragen deshalb beantworteten. Noch höher aber ſtieg dieſe Verwunderung, da ſie nach einigen Tagen immer beſſer wurde und außer dem Bette zu bleiben vermochte, daß Hausdorf und ihr Vater, einer ſo wenig als der andere, nach ihr fragten und nicht ein einzigesmal ſie beſuchten.

Bald aber löſte ſich das Räthſel von ſelbſt auf und ein unerwarteter Morgenbeſuch des Vaters riß ihr mit einemmal die Binde von den Augen. Sie gieng ihm freudig entgegen und wollte ihm die Hand küſſen; aber er zog ſie zurück und befahl ihr, ſich ihm gegenüber zu ſetzen. Er that das nicht ohne Abſicht; denn auf dieſe Weiſe konnte ihm keine ihrer Mienen und Bewegungen entgehen. Es begann ein dichtiges Examen. Verhöre anzuſtellen gewohnt und geübt, fragte der alte Rechtsgelehrte die Kreuz und die Quere und glaubte alle Augenblicke Inkulpatin zu fangen; aber Auguſten hielt, ohne ſich ein einzigesmal zu verfärben, mit eben ſo bewundernswürdiger Standhaftigkeit als Gelaſſenheit aus, und ſtand dem Gericht Haltenden auf jede Sylbe Rede, konnte aber nichts eingeſtehen, denn ſie hatte nichts verbrochen, und erzählte mit Anſtand und Faſſung die Geſchichte jenes Tages — ſo viel ihr davon bewußt war — an welchem ſie wegen heftiger Kopfſchmerzen hatte von der

Abendmahlzeit und Betſtunde zurück bleiben und ſich früher, als gewöhnlich, zur Ruhe begeben müſſen.

Bis hieher hatte ſie ihre Vertheidigung vortreflich geführt und jeden Verdacht von ſich abzulehnen gewußt; aber es war noch ein einziger Umſtand übrig, der ihr unerwartet kam und ihre Unſchuld ſogleich dargethan haben würde, wenn ſie weniger delikat geweſen. Nach allen vergeblich gethanen Fragen drang der erzürnte Vater zuletzt noch mit aller Strenge auf Herbeihohlung einer Hebamme und forderte von ihr, ſich der Unterſuchung derſelben ohnweigerlich zu unterwerfen; aber Auguſte verſagte, vielleicht zum erſtenmale in ihrem Leben, den kindlichen Gehorſam und lud durch die ſtandhafteſte Verweigerung von neuem den ſchrecklichſten Verdacht auf ſich. — „Ein neuer Beweiß, ſagte der Vater — daß du ſchuldig biſt" — ſtand auf und gieng.

Dieſe Begegnung ſchlug ſie dermaßen darnieder, daß wenig fehlte, ſie wäre bei noch nicht völlig wieder erlangten Kräften in ihre vorige Krankheit wieder zurückgefallen. Hierzu kam noch, daß ihr der Vater Hausdorfs Proteſtation wegen irgend einer Anſinnung einiger Verſchuldung ihrenthalben zugleich mit bekannt gemacht hatte. Durch ihn hätte ſie noch können gerettet werden; aber auch dieſe Hofnung ſchwand, und ſie mußte es gehen laſſen, wie es gieng.

Am darauf folgenden Morgen kam der Vater zum zweitenmale mit einer dem kalten Richter eigenen Gleichgültigkeit und eröfnete ihr das über ſie geſprochene Endurtheil. „Un„gehorſames Kind! redete er ſie an — du haſt „durch deine Hartnäckigkeit einen unleugbaren „Beweiß gegeben, daß du dich des ſchrecklichſten „Verbrechens ſchuldig machteſt. Mir, als Va„ter, liegt es ob, die Trümmer deiner und „meiner Ehre zu retten und dich für deine Ver-

„ſtocktheit zu beſtrafen. Mache dich gefaßt, bin„nen drei Tagen dieſes Haus zu verlaſſen, um „es mit einem andern zu vertauſchen, in wel„chem du Gelegenheit finden wirſt, zur Er„kenntniß zu kommen und deine Bosheit zu „bereuen.“ —

„Um Gottes willen, Vater! was wollen Sie mit mir machen?“ — ſchrie die ihrer Unſchuld ſich bewußte Dulderin, ſtürzte zu den Füßen des Vaters nieder und verſuchte, durch Thränen ſein Herz zu erweichen. Aber ſie erreichte ihre Abſicht nur zum Theil und bewirkte nichts als eine kurze Geſtundung.

Auguſten zur Verſorgung in ein Zuchthaus zu bringen, war ſein Entſchluß; nichts konnte ſie davon frei ſprechen, als ein unumwundenes Eingeſtändniß des beſchuldigten Verbrechens. Wie konnte ſie nun aber das, ohne ſich ſelbſt, ihrer eigenen Ueberzeugung entgegen, zur Verbrecherin zu machen? — „Ich

kann ja nicht! „ſchrie ſie im jammervollen Tone der Verzweiflung — So wahr ein Gott im Himmel iſt, ich bin unſchuldig!“ —

Nun! ſo ſey es auch an deinem Unglücke — entgegnete der aufgebrachte Vater im höchſten Grade ſeines Unwillens und verließ ſchnell, mit den Worten: In drei Tagen biſt du aus dem Hauſe! — das Zimmer.

Allein die Hand einer höheren Macht vernichtete ſein Vorhaben und entriß ihren Feinden den Sieg, den ſie ſchon in Händen zu haben glaubten.

„In drei Tagen!“ — wiederhohlte Auguſte, Hände ringend und mit emporſträubendem Haar im Zimmer auf und nieder wankend. Sie war weder ihres Bewußtſeyns, noch eines andern Gedankens mächtig. Ihre Phantaſie ſchuf ihr die ſchrecklichſten Bilder und ſie erblickte ſich von Gott und von der ganzen Welt

verlaſſen. Zu Hausdorfen ihre Zuflucht zu nehmen wäre vielleicht noch das einzige Mittel geweſen, ſie zu retten; allein hierzu war ſie theils durch ſich ſelbſt außer Stand geſetzt, theils durch äußere Hinderniſſe davon zurück gehalten. Dieſe wären allenfalls noch zu überſteigen geweſen, wenn ihr Verſtand nicht auſſer ſeinen Grenzen ausgeſchweift hätte. Sie verfiel von neuem in ihre alte Krankheit und flößte durch ihr Wüthen und Toben den Umſtehenden ein ungleich heftigeres Schrecken und Furcht ein, als das erſtemal, denn diesmal ſagte der Arzt ihre Wiedergeneſung rund ab.

Indeß war Hausdorf allmählig auf andere Gedanken gekommen; die erſte Hitze hatte ſich gelegt und er hatte bei kälterem Blute der Sache ernſtlicher nachgedacht. Es kam ihm jetzt ganz unwahrſcheinlich vor, daß Auguſte Verbrecherin und, wenn ſie es wäre, ſo hartnäckig, ſo verſtockt ſeyn könnte. Er glaubte, ihr Herz beſſer zu kennen, und erklärte ſie, nach

reifer

reiferer Ueberlegung, der wider ſie vorhandenen Beweiſe ohngeachtet, für unſchuldig. „Wie?“ ſagte er zu ſich ſelbſt — „wenn es die größte Schurkerei wäre, die jemals ausgeübt werden konnte? — Wenn Thereſe — ihre eigene Schweſter? — Pfui!“ — Hier ſchlug er ſich mit der Hand vor den Kopf und gieng unwillkührlicher ſchneller das Zimmer auf und ab. — „Und doch! — Sie harmonirten nie ganz — Thereſe handelte nie als Schweſter, war Auguſten immer feind und machte ſich ein Vergnügen daraus, ihr hier und da eins ans Bein zu binden. — Wie? wenn Thereſe die Schuldige wäre? — Ihre Verſtellung hat gewiß den höchſten Grad erreicht — Wenn ſie die Krankheit ihrer Schweſter zum Deckmantel ihrer Schande benutzt hätte? — Schadenfreude war von jeher eine Haupteigenſchaft ihres Karakters.“

So überlegte er lange bei ſich hin und her und entſchloß ſich endlich, den Schwur, das

Bertholdtsche Haus nie wieder zu betreten, zurück zu nehmen. Er kleidete sich an und gieng. Unterweges dachte er immer ernstlicher der Sache nach, was er thun und wie er seine Handlungen einrichten wollte. Hinter die Wahrheit zu kommen, war seine Absicht; und dazu schien ihm der Alte nicht den rechten Weg eingeschlagen zu haben. Daß Thereſe das Herz ihres Vaters in Händen hatte und mit ihm machen konnte, was sie wolite, mußte er; und darum hielt er das Verfahren des Alten für viel zu partheiisch und einseitig. Aus dieser Ursache schien ihm nichts nothwendiger, als sich, es möchte auch gehen wie es wolle, ins Spiel zu mischen und mit voller Faust hindurch zu greifen.

Er kam dem alten Bertholdt nicht ungelegen. Der Greiß bedurfte eines Freundes und Rathgebers; denn er war trostlos und hatte sich wegen seines strengen Verfahrens gegen Auguſten bereits mehrere Vorwürfe gemacht,

welches Haußdorf ohne Zurückhaltung zu tadeln sich berechtiget fand.“ — Ich wünsche, sie gerettet zu sehen, sagte der Alte, — aber auf dem Wege wird es wohl nie geschehen, denn durch meine Hitze habe ich alles verdorben.

„Ueberlassen Sie das mir! erwiederte Haußdorf.“ — Ich setze meinen Kopf zum Pfande, Auguste ist unschuldig — und ich weiß ein Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen. —

„Wenn du das könntest —

„Gewiß, theuerster Onkel! — Hier steckt eine Betrügerei dahinter.

„Mache alles, wie du es gut findest; die Belohnung darf ich dir nicht zum zweitenmale versichern.“

Wer war froher, als Haußdorf, so wenig Ursache, froh zu seyn, er auch hatte; denn

Auguſte war ihrer Auflöſung nahe und für ihn zur Belohnung ſeiner Thätigkeit verlohren. Ihn konnte alſo nichts mehr antreiben, ſeinen Plan ins Werk zu ſetzen, als die Aufrechthaltung und Darſtellung ihrer Unſchuld, dazu hatte er nun freie Hand; er konnte thun und laſſen, was er wollte. Thereſens Schwächen waren ihm ſo bekannt, als die ſtarken Seiten ihres Karakters; ſie war eben ſo furchtſam und abergläubiſch, als wollüſtig und boßhaft. Auf dieſen Grund baute er das Gebäude, das er aufzuführen gedachte und ſchritt muthig zum Werke. Sein Bedienter mußte ihm Beiſtand leiſten und mit den zu der Rolle, die er zu ſpielen ſich vorgenommen hatte, benöthigten Kleidungsſtücken verſehen.

Vertraut mit ſeinem Geheimniſſe und bekannt mit den geheimſten Winkeln des Bertholdtſchen Hauſes gieng er, ſpät am Abend, gerade um die gewöhnliche Zeit der Betſtunde, dahin und erwartete ihre Rückkehr ins Schlaf-

zimmer auf einer ohnweit demſelben befindlichen Treppe, die außerdem weiter nicht gangbar war. Gegen eilf Uhr kam ſie, kleidete ſich aus und legte ſich nieder und Haußdorf trat nicht eher aus ſeinem Hinterhalte vor, als bis alles im ganzen Hauſe ruhig und zu Bette war und er vermuthen konnte, daß Thereſe eingeſchlafen ſeyn würde. Durch die gewöhnliche Thüre konnte er nicht zu ihr kommen, denn dieſe hatte ſie hinter ſich verſchloſſen; allein mittelſt der finſtern Treppe, auf der er ſich verborgen hatte und welche auf den Boden und durch dieſen wieder herab unmittelbar in Thereſens Schlafgemach führte, gelang es ihm, ſein Beginnen ins Werk zu ſetzen. In weißer weiblicher Kleidung, die mit dem gewöhnlichen Nachthabit ihrer verſtorbenen Mutter, ſo viel er ſich derſelben noch zu erinnern vermochte, die paſſendſte Aehnlichkeit hatte, und mit einem erleuchteten Todtenkopfe in der Hand, trat er ſo durch dieſen ungewöhnlichen Zugang vor das Bette der Schla-

ſenden und weckte ſie durch ein erkünſteltes Jammern und Winſeln und faßte ſie bei der Hand, die er zuvor, um ſeine Abſicht deſto beſſer zu erreichen, in ein auf dem Tiſche ſtehendes Glaß kaltes Waſſer eingetaucht hatte. Thereſe erwachte, blickte um ſich und that einen lauten Schrei, den erſten und den letzten, denn die Angſt benahm ihr die Sprache und ein kalter Schauer durchbebte all' ihre Glieder.

„Thereſe! — begann er, unabläßig ihre Hand haltend, als ob er ſie zermalmen wollte und in einem Tone, der ſie erſchütterte und ihre Furcht immer höher ſteigen machte — „ausgeartete Schlange! Mörderin deiner „Schweſter! rette deine Seele und bitte Gott „um Vergebung, denn deine himmelſchreienden Sünden ſind bis zu mir herüber erſchollen. Nichts kann dir Verzeihung gewähren, „als das aufrichtigſte Geſtändniß deiner „Schandthaten. Entdecke dich deinem Vater „morgen in der Frühſtunde der Nüchternheit,

„wirf dich zu seinen Füßen nieder, umfasse „seine Kniee und verschweige ihm nichts von „deinen Boßheiten. Nur dieß kann dich ret„ten; oder du bist in sieben Tagen ein Raub „des schmerzlichsten Todes!“ —

Glücklich vollendete er seine Geisteroration, schleuderte kraftvoll ihre zitternde Hand von sich, sprühte Feuer aus seinem Munde und ließ einen Geruch hinter sich, wie Moder und Fauldunst und gieng unaufgehalten rückwärts wieder seinen Weg durch die verborgene Treppe und herab in den Garten, durch welchen er heraufgekommen war.

Therese lag, zitternd am ganzen Leibe wie Espenlaub und über und über mit Angstschweiß bedeckt, unbeweglich und getraute sich nicht unter der Bettdecke hervorzublicken, indeß Haußdorf schon über die Gartenmauer hinüber und seiner Wohnung nahe war, mit dem besten Erfolg seines Wagnisses sich schmeichelnd. Sie

lag die ganze Nacht ſchlaflos, wälzte ſich unruhig auf ihrem Lager umher und konnte den Morgen nicht erwarten, das ihr abgeforderte Geſtändniß abzulegen, denn ſie fürchtete die beigefügte Drohung, und das böſe Gewiſſen beängſtete ſie auf eine fürchterliche Weiſe.

Der Tag brach an; aber ſie fühlte ſich in der That zu ſchwach, aufzuſtehen und der Forderung der nächtlichen Geſtalt, die ſie für den Geiſt ihrer Mutter zu halten geneigt war, Folge zu leiſten. Da ſie nicht in der Betſtunde erſchien, ſo beſuchte ſie der Vater gleich nach Beendigung derſelben und fand ſie, zu ſeinem Erſtaunen, noch im Bette und wirklich krank. Er fragte um die Urſache und es wurde ihm nicht ſchwer, ihr dieſelbe zu entlocken. Selbſt zum Aberglauben geneigt und vermöge der Schwäche ſeines Alters und der durch die gegenwärtige Geſchichte erlittenen Entkräftung ſeiner Beſinnungskraft zu wenig mächtig, als daß er ſich in dieſem Augenblicke deſſen hätte

erinnern ſollen, was Tags zuvor ſein Freund Haußdorf zu thun ihm zugeſagt hatte, ließ er ſichs gar nicht einfallen, daß das nächtliche Abentheuer, welches Thereſe beſtanden zu haben mit Thränen ihm verſicherte, ein bloſes Blendwerk und der Lieutenant ſelbſt der Geiſt geweſen ſeyn könnte, der ſeiner Tochter unter der Geſtalt ihrer Mutter erſchienen wäre. Das Geſtändniß, das die Furcht des Aberglaubens ihr abnöthigte, überraſchte ihn ſo ſehr, daß die Gegenwart des Geiſtes ihn faſt ganz zu verlaſſen ſchien und er einige Minuten in einer ſinnenloſen Betäubung vor dem Bette der Beichtenden ſtand und Mühe hatte, einen Lehnſtuhl zu erreichen und die ſchwindenden Kräfte wieder zu ſammeln.

Als er nun wieder zu ſich gekommen war und noch einige Fragen an die reuevoll ſcheinende Sünderin gethan hatte, ſtand er haſtig auf, verließ mit zornigem Blicke das Zimmer ſeiner Tochter und wankte dem ſeinigen entge-

gen. Schon war er im Begriffe, den Lieutenant zu ſich rufen zu laſſen, als dieſer eben in den Saal trat, ihm mit heiterer Miene einen guten Morgen wünſchte und ſich nach ſeinem Wohlbefinden erkundigte.

„Mir iſt wohl und auch nicht wohl, erwiederte der zitternde Greiß“ — mir iſt, wie einem, dem man eine Wohlthat erzeugte, um ihn auf ewig in den Abgrund hinabzuſtürzen.

„Ich verſtehe nicht, theuerſter Onkel! —

„Ich wollte, daß ich den Gang nicht gethan hätte —

„Welchen?

„Zu Thereſen.

Iſt ſie krank?

„An Leib und Seele. — Der Anblick kürzt den Reſt meines Lebens wenigſtens noch um die Hälfte.

„Faſſen Sie ſich, beſter Onkel!“

„Was auf der einen Seite gewonnen wird, geht auf der andern wieder verlohren — Auguste iſt unſchuldig.

„Sagte ich es nicht vorher?

„Sie hat alles geſtanden —

„Wer?

„Thereſe —

„So hat es doch gewirkt? —

„Wie? — Was hat gewirkt?

„Die Arzenei.

„Welche? — Wetter! ich will nicht hoffen —

„Und doch —

„Um Gotteswillen!

„Verzeihen Sie, Onkel! die Wahrheit an den Tag zu bringen, wagte ich das Aeußerſte.

Ohne Zurückhaltung erzählte er dem alten Bertholdt, der ſich immer noch nicht ganz zu faſſen vermochte, die ganze Geſchichte und war zufrieden, ſeinen Zweck erreicht zu haben. Nicht aber ſo der Greiß.

„Ich bin dir Dank ſchuldig, ſagte er, dem Jünglinge die Hand reichend — denn du haſt mir die Augen geöfnet; aber auch meinem Herzen Wehe und mir zehen Jahre von meinem Leben abgeriſſen. So hätte ich vielleicht nur eine Stütze verlohren; aber ſo werde ich ſie beide verlieren. Auguſte iſt ihrer Vollendung nahe und — Thereſe wird ihr bald nachfolgen. Und ich armer verlaſſener Greiß ſoll nun da ſtehen ohne Hülfe, ohne Beiſtand? Mir ſelbſt das Grab bereiten? —

Bertholdts Zuſtand war traurig; Hausdorf fühlte tief in dem Innern ſeiner Seele dieſe Wahrheit und konnte doch ſeinen Jammer nicht mindern, denn er ſelbſt litt mehr, als

der Greiß. Auguſte war für dieſe Welt für ihn verlohren; noch an demſelben Tage durchſchnitt die Parze den Faden ihres Lebens, und, der irdiſchen Hülle entriſſen, trank ihre Seele aus Lethes Fluthen Vergeſſenheit der Dinge.

Schrecklicher war Thereſens Zuſtand. Sie hatte andern eine Grube gegraben und jetzt fiel ſie ſelbſt hinein. Der Vater machte ihr die bitterſten Vorwürfe. Wuth ſchäumend verfluchte ſie ihr Daſeyn und ärgerte ſich das Geſtändniß der Wahrheit blos aus Furcht abgelegt zu haben. Ihre Wuth gieng in völlige Raſerei über und ſie war nie wieder ſo glücklich, ihres Verſtandes mächtig zu werden. Ein ganzes Jahr verlebte ſie in dieſem zerrütteten Seelenzuſtande und der Vater war genöthiget, ſie noch vor Ablauf deſſelben ins Tollhaus zu bringen. Er ſelbſt aber welkte zuſehends, wie eine Blume, vom heißen Mittagsſtral der Sonne gedörrt, dem Grabe entgegen, überlebte kaum den Vollendungsaugenblick ſeiner

Tochter und konnte es nicht hindern, daß lachende Erben seinen Tod mit Freuden erwarteten.

Niemand aber litt dabei mehr, als Hauß dorf. In seinen Hofnungen getäuscht und des Glücks beraubt, das er im Schooße dieser Familie zu genießen geträumt hatte, fühlte er sich zum Dienst untauglich, bat um seinen Abschied und vergrub sich als Jüngling schon in die entlegendsten Winkel der Einsamkeit, wo er, einzig vertraut mit Jammer und Schmerzen, sein junges Leben sich abhärmte und, von wenigen bedauert, unter schattenden Linden und Zypressen sein Grab fand.

3.

Folgen zweckwidriger Erziehung.

Karoline war die einzige Tochter eines reichen Privatmanns, der den Winter in der Stadt, den Sommer aber auf seinen Güthern, deren er mehrere besaß, verlebte und, weil es Stand und Vermögen zu heischen schienen, die Thorheit begieng, sich adeln zu lassen. Auf einen glänzenden Fuß erzogen, hatte er zwar, da sein Vater ein Kaufmann war, die Handlung erlernt, fand es aber seiner Konvenienz nicht gemäß, sich damit abzugeben und überließ die Geschäfte einem alten treuen Diener des väterlichen Hauses, der das Werk als sein Eigenthum betrachtete und zur unleugbaren Zufriedenheit seines Prinzipals, durch merkantilische Kenntnisse sowohl, als glückliche Spekulationen immer mehr auszubreiten und empor zu

bringen wußte. Das von seinen Eltern ererbte Vermögen war schon an sich groß genug, nach größer aber wurde es durch mehrere von Zeit zu Zeit auf ihn fallende Erbschaften seiner Oheims und Tanten, die ihm zufälligerweise den Gefallen erzeugten, unverheirathet oder kinderlos das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln. Kein Wunder daher, wenn auch Karoline eine solche Erziehung genoß, die ihrem Vermögen angemessen zu seyn schien. Schien; sage ich — denn in der That war sie es wirklich nicht, ob man gleich von der frühesten Kindheit des Mädchens an ungeheuere Summen darauf verschwendete und Lehrer und Lehrerinnen, denen man ihre Bildung anvertraute, ungewöhnlich, ja! fast übermäßig bezahlte. Aber in der Wahl derselben war man eben so unvorsichtig als unglücklich, und da man nichts mehr beabsichtigte, als Karolinen zur Gemahlin eines Grafen, oder wenigstens eines Freiherrn zu erziehen, so vernachläßigte man das Nothwendigste und ließ es

bloß bei den entbehrlichen galanten Wissenschaften bewenden.

Sprachen und Musik war das einzige Ziel, wornach man strebte; dabei aber wurde Kopf, Herz und Hand vergessen. Karoline wäre vielleicht ein gutes Mädchen und mit der Zeit auch eine gute Hausfrau geworden, wenn man zur Erreichung dieses Zwecks bessere Mittel angewendet hätte; denn sie besaß außer einer guten Bildung auch natürlich gute Anlagen des Geistes und des Herzens; aber diese blieben leider! unbearbeitet und unausgebildet.

Karoline war schon funfzehen Jahr und in allen Wissenschaften, die man ihr beizubringen gesucht hatte, noch so unvollkommen, daß sie in der That ihrem Geschlechte mehr Schande, als Ehre machte. Sie war eben so wenig im Stande, in einer Gesellschaft von nachsichtsvollen Freunden und Bekannten die leichteste Arie taktmäßig zu spielen, als ein französisches

Kompliment zu radebrechen und jede Note, jedes Wort aus einer fremden Sprache koſtete, nach der Berechnung deſſen, was ſie wußte — wir ſagen wahrlich nicht zu viel — wenigſtens einen Thaler. Der Strickſtrumpf war höchſtens alles, was man ihr in die Hände gegeben hatte, um in Geſellſchaften Jahrelang daran herum zu wibbeln und doch zum Schein eine Beſchäftigung zu haben. Sie hatte durchaus keinen Trieb, etwas zu lernen und allenthalben die tödtendſte Langeweile. Die Eltern ſelbſt unterdrückten dieſen Trieb noch mehr aus Affenliebe durch Schmeicheleien und tägliche Opfer, die man ihrer Eitelkeit brachte.

Jetzt machte Karoline eine Entdeckung, die die erſte Urſache ihres Falles war und ſie rettungslos elend und unglücklich machte.

Der Spiegel ſagte ihr, daß ſie hübſch ſey und es fehlte nicht an Schmetterlingen und Wortkrämern, die die Ausſage deſſelben beſtä-

tigten und noch zehnmal mehr hinzulogen. So sehr dieß auch ihrer Eitelkeit schmeichelte, so fühlte sie doch dagegen in jeder Gesellschaft, bei jeder Gelegenheit, daß die zufälligen Reize ihres Gesichts allenfalls das Einzige waren, womit sie einigermaaßen glänzen konnte. Wenn andere von ihren Jahren bis zur Bewunderung schön sprachen, mit Einsicht und Kenntnissen urtheilten, eine witzige Frage mit gleichem Salze beantworteten, so blieb sie stumm, saß wie auf Kohlen und zitterte und bebte, daß auch die Reihe an sie kommen würde. War es ja einmal der Fall, so legte sie den Finger auf den Mund, sah verlegen zur Erde, oder drehte das Köpfchen auf die Seite und wurde feuerroth. Solche Augenblicke waren ihr selbst Beweise, wie mager und unbebaut ihr Geist war. Ein Glück für sie, daß sie der Himmel mit einem reichlichen Maaße von Blödigkeit ausgerüstet hatte; demohngeachtet suchte sie zu glänzen und war stets auf Erhöhung ihrer Reize bedacht.

Karolinens Hang nach Eitelkeit und Putz war um so unersättlicher und wuthender, je mehr er durch das Beispiel der Mutter, deren ganzer Lebenslauf in An- und Auskleiden bestand, genährt und unterstützt wurde. Alles, was sie sah und ihr in den Sinn kam, mußte herbeigeschaft werden; die Eltern waren thöricht genug, dem lieben Töchterchen nachzugeben und sahen leider! nur zu spät ein, daß Willfahrung ihrer Forderungen Nothwendigkeit geworden und Erhöhung ihrer Reize das einzige Mittel war, ihrer einst los zu werden.

Doch dieß reichte alles nicht hin, sie zu befriedigen. Es wurde heimlich gekauft und, wenn ihre Kasse leer war, Schulden gemacht, die der gnädige Papa um so bereitwilliger bezahlte, je mehr er Ruhe und Frieden zu haben wünschte. Ihre Leidenschaft stieg mit jedem Tage und die Uebertreibung derselben brachte sie ihrem Unglück näher. Bei jeder Einladung zu einem Balle oder Assamblé fiengs an in

ihrem Kopfe zu wirbeln und zu toben, wie bei einem Erdbeben und mit ängſtlichem Händeringen ſchrie ſie dem eintretenden Kammermädchen entgegen: Was ziehe ich heute wohl an? — Es wurde um Rath gefragt, vorgeſchlagen, gebilliget, verworfen und die Seſſion endete gemeiniglich mit einem Zwiſte, der für die Garderobiere nicht allemal gut ausfiel. Das Fräulein war in der ängſtlichſten Verlegenheit und ein Selbſtgeſpräch gemeiniglich das Final dieſer bedenklichen Kataſtrophe.

„Wer könnte wohl da ſeyn? — Daß ich nicht gefragt habe! — Was ſoll ich nur machen? — Ziehe ich dieß oder das an? — In dem Anzuge könnte man mich ſchon geſehen haben, könnte denken, ich hätte keinen weiter. — Und doch ſteht er mir am beſten. — Ich verliere alſo wieder bei den, die zugegen ſind, wenn ich ihn mit einem andern vertauſche.“

So ſchwadronirte ſie oft Stundenlang und gieng unſchlüſſig und verdrüßlich zur Toilette,

bei welcher Gebieterin und Mädchen gemeinschaftlich zugleich an einem Gallenfieber brüteten. War dieß oder das nicht in der gehörigen Lage, oder hier oder da eine kleine Beschädigung, so wurde aus Bosheit geweint und das erste, das beste, was ihr in die Hände fiel, auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten. Dieß war gewöhnlich das Zeichen zum Angriff und das arme Mädchen in Gefahr, in der nächsten Minute für ihre Dienstfertigkeit mit einer derben Ohrfeige regalirt zu werden. So stieg sie oft in derselben Stimmung und von einer neuen Furcht, in der Gesellschaft eine neue Mode zu erblicken und sie doch nicht zu haben, gepeinigt, in den Wagen. —

Dieses Unglück erlebte sie fast jedesmal und mußte es geschehen lassen, daß man um das neue Phänomen herum stand, es begaffte, betastete bewunderte, lobte und die unbedeutendste Kleinigkeit bis zu den Wolken erhob. Auf sie aber

ſah Niemand, ſo viel auch ihr Anputz Schweiß Mühe und Arbeit gekoſtet hatte; das war zum Raſendwerden. Mit enthuſiaſtiſcher Bewunderung und zärtlichen Handküſſen lobpreiſten die Anweſenden den göttlichen Geſchmack ihrer Nachbarin und waren vom Anſchauen ihrer natürlichen und unnatürlichen Reize ſo ſehr bezaubert, daß die arme Karoline ſich ganz und gar darüber vergeſſen ſah. Sie hatte den nemlichen Kopfputz zu Hauſe, das nemliche Kleid, denſelben Palatin, juſt aber heute keins von den allen gewählt und, dem Himmel ſey es Dank! auch das Herz nicht, es zu ſagen; mithin mußte ſie den Gram in ſich ſelbſt freſſen und ihren Aerger nicht laut werden laſſen. Das war ein tödtender Anblick! Ein Zuſtand zum Aufhängen!

Zuweilen genoß ſie denn doch einiger Entſchädigung, wenn ſie auf dem Lande, oder in einer der benachbarten kleinen Städte, zu einer Hochzeit oder Kindtaufe eingeladen wurde.

Das machte ihr allemal viel Freude; denn die kleinſtädtiſchen Mädchen und Frauen drängten ſich dann um ſie her und brachten ihrer Eitelkeit das ſchönſte Opfer. Gemeiniglich wurde bei ſolchen Feierlichkeiten die ganze Garderobe herbeigehohlt und aus ſelbiger das theuerſte Kleid, der auffallendſte Schmuck gewählt und es that dann ihrem Herzen wohl und gewährte ihrem Geiſte die herrlichſte Nahrung, wenn ſie in der Geſellſchaft, gleich einer von Paris neu angekommenen Modepuppe, von den anweſenden Damen angeſtaunt und von allen Seiten vom Kopfe bis auf die Schuhe beäugelt und begafft wurde, weil eine jede ſich etwas von ihr abſehen wollte. Zu erröthen hatte ſie in ſolchen Fällen nicht Urſache, denn die Unterhaltung war von beiden Theilen eben ſo hirnloß, als Karolinens Einfalt angemeſſen. Es brauchte nicht viel Kopfzerbrechens, die Fragen: Wie viel dieß oder das koſtete? Wo es gekauft worden? oder: Wie die Putzmacherin heiße? zu beantworten. Demohngeachtet war ſie der

Meinung, ein überaus ſinnreiches Geſpräch geführt zu haben und als eine der erſten Damen von Geſchmack großer Städte bewundert zu werden. Sie wähnte, im Eliſium zu ſeyn und weinte oft die bitterſten Thränen, wenn ſie wieder in den großen Zirkel zurück kehren ſollte, der ihr oft die qualvollſte Höle zu ſeyn ſchien.

Sie hatte ohngefehr das achtzehnte Jahr erreicht, als ſich ernſtliche Heirathsparthieen einfanden und durch die dritte vierte Hand mehr oder weniger vortheilhafte Bewerbungen um ſie begonnen wurden. Aber die lieben Eltern waren in der Wahl äußerſt delikat und ſo überſichtig von Liebe für ihr ſauberes Linchen, daß ſie ſogar auf Ordensbänder und Durchlauchtigkeiten zu ſchielen ſich erkühnten. Der Schwung war nun freilich zu hoch und kein Wunder, wenn ſie ſich an den Stralen der Sonne, die ihnen ſo wohlthätig ſchmeichelten, nur zu bald die Flügel verbrannten und ſich für ihren Stolz und Aufgeblaſenheit durch die

Neigung ihres eigenen Töchterchens gedemüthiget sahen.

Karoline, die zur Zeit noch an nichts weniger als ans Heirathen dachte und ihr höchstes Erdenglück einzig und allein in Putz und schönen Kleidern suchte, ließ sichs gar nicht in den Sinn kommen, daß ihre Eltern so erhabene Absichten haben könnten und war mithin im mindesten nicht darauf bedacht, ihnen zu Hülfe zu kommen. Nun geschah es, daß unter mehrern, höheren und geringeren, reicheren und ärmeren Heirathskandidaten sich ein Gemeiner vom Adel, aber ein junger liebenswürdiger Mann von guter Bildung und edlem Karakter mit ernsthaften Absichten auszeichnete. Allein da er kein Vermögen besaß und zur Zeit weder hohen Rang noch Titel führte, so war nichts natürlicher, als daß er von dem stolzen Vater geradezu verworfen und abgewiesen wurde. Dieß war für den ehrlichen rechtschaffenen Mann ein Donnerschlag.

Er liebte Karolinen, war von ihren Reizen be-
zaubert und dieß leitete seine Vernunftschlüsse.
Ihre Blödigkeit hielt er für Unschuld und dieß
veranlaßte ihn, eine vortheilhafte Folgerung
auf ihre Häußlichkeit und gutes Herz zu ma-
chen. Es gieng ihm, wie es leider! vielen
seines Gleichen geht und seine Logik mußte noth-
wendig an dieser Klippe scheitern.

Seine Absicht zu erreichen, wendete er sich
an Karolinen selbst, gestand ihr seine Liebe,
bat um Erhörung und klagte über die Härte
ihrer Eltern. Das war ihr zwar etwas neues,
allein da die Liebeserklärung vielleicht auf eine
besondere Art geschehen war, so fand sie Wohl-
behagen daran, faßte den liebenswürdigen
Mann ins Auge und schenkte ihm ihr Herz.
Mit den Eltern fertig zu werden, war ihr et-
was leichtes; sie hatte ja schon so manchen
Huth, so manches Kleid, freilich nicht auf dem
gewöhnlichen Wege guter Töchter, ertrotzt —
warum sollte es ihr denn schwer werden, auf

demſelben Wege auch ihre Wahl durchzuſetzen? —

Es gelang und der Tag der Verbindung nahte heran. Wohl hätte der Bräutigam in dieſem Zwiſchenraume ſein liebes Liebchen beſſer ſollen kennen lernen, aber es war zu ſpät, die Liebe machte ihn blind und der Poſten, den er bekleidete, war zu geſchäftsreich, als daß er immer hätte bei ihr ſeyn können. Auch ſchenkte Karoline ſelbſt ihm in den Stunden ſeiner Anweſenheit ihre Gegenwart zu wenig und vertändelte wenigſtens ſieben Achttheil des Tages vor dem Spiegel und der Toilette.

Alle Thorheiten, aller Unſinn, welchen die ſchrecklichſte Tyrannei des Menſchengeſchlechts je zu brüten vermochte, wurde zu dieſem Tage verſchwendet; nicht ſchön, nicht koſtbar genug, konnte der Anzug gewählt und herbeigeſchafft werden und der Vermählungstag war für Karolinen ein Tag der höchſten Wonne, wie ſie

noch keinen genossen hatte, denn sie konnte sich an sich selbst nicht satt sehen und nicht genug den prachtvollen Glanz bewundern und anstaunen, in den man sie gleichsam eingepackt hatte. Die Zimmer, die sie in ihrer neuen Ehestandswohnung fand, entsprachen ihrer Erwartung vollkommen, denn der zärtlich verblendete Gatte hatte es an nichts fehlen lassen und all' seine Erfindungskraft aufgeboten, sie eben so nützlich und bequem, als voluptuös und prachtvoll einzurichten und hierbei so wenig allen Kostenaufwand gescheut, daß er fast sein ganzes Vermögen dabei zugesetzt hatte. Sie fand nichts zu tadeln und war allenthalben zufrieden.

Die Flitterwochen vergiengen, wie das gewöhnlich der Fall ist, unter Tändeleien und zärtlichen Liebkosungen. Bald hernach starb Karolinens Mutter. Dieser Todesfall machte ihre Toilette minder rigurös. Dieß verursachte ihr mehr Verdruß, Schmerz und Unwillen, als der Verlust, den sie durch das jähe Hin-

ſterben der erſteren erlitt; doch auch dieſt ver-rauchte bald und mit beendigter Trauerzeit er-wachte der vorige Hang zur Eitelkeit heftiger, als jemals, gleich einem Fieber, das, auf kur-ze Zeit gedämpft, Luft bekommt und in vollen Flammen ausbricht. Mehr denn ſechsmal hat-te die Göttin der Mode ihre Launen verändert, ſeit Karoline in der ſchwarzen Tracht einherzu-gehen und ſich der gewöhnlichen Tanz- und Luſt-gelage zu enthalten genöthiget geweſen. Wer war froher als ſie, da ſie das Ende dieſer läſti-gen Trauerfriſt herannahen ſah! Wer freute ſich mehr auf das ſchöne neue Kleid und auf den prächtigen Kopfputz, in welchem ſie nach Ablauf derſelben da oder dort wieder erſcheinen ſollte! — In ſo vielen Monaten war alles viel zu alt geworden, darum mußte alles neu angeſchaft werden. Mit zuvorkommender Gü-te und Zärtlichkeit erfüllte der gute Mann, dem ſie ihr Anliegen entdeckt hatte, all' ihre Forderungen, all' ihre Wünſche. Sie erhielt, was ſie brauchte, was ſie verlangte und, auf

dieſe Art verwöhnt, ließ ſie allen ihren Neigungen den Zügel ſchießen, ſetzte Schuſter, Schneider und Putzmacherin dergeſtalt in Bewegung, daß in Zeit von vierzehn Tagen ihre Garderobe eine ganz andere Geſtalt gewonnen hatte und von den vorherigen Kleidungsſtücken nicht ein einziges mehr darinnen zu ſehen war, indem ſie ſolche entweder verſchenkt, oder um einen Pappenſtiel verkauft hatte.

Indeß nun Karoline ihre neue Garderobe ſtückweiſe muſterte und täglich zwei, dreimal, gleich einem Regiment Soldaten, die Revue paſſiren ließ, bald dieſes und jenes Kleid, Haube und Kopfzeug anverſuchte, um zu ſehen, wie es ihr ſtehe, ließen Rechnungen über Rechnungen ein, über die der Mann erſchrack. Das war nicht anders möglich; denn die Menge derſelben war eben ſo anſehnlich, als die Summen, die ſie enthielten und nicht eine Putzmacherin, nicht eine Modehändlerin, nein! faſt alle, die in der Stadt waren, übers

reichten ihr Laus Deo. Ein Schneider nach dem andern, ein Schuster nach dem andern — und er hätte ganz Dummkopf seyn müssen, wenn er nicht hätte einsehen wollen, daß das ganze Verfahren, bloß aus Eitelkeit und Modesucht seiner Gattin, auf seinen Ruin angelegt war. Karoline hatte zwar den Vorsatz nicht, aber er war unvermeidlich; denn daran dachte sie nicht, daß der Haufen immer kleiner werden muß, wenn man täglich davon nimmt. — Ihr gnügte es, zu haben und zu erlangen, was sie sah und wünschte, es mochte auch noch so theuer seyn und die Bezahlung herkommen, woher sie wollte; darum kümmerte sie sich nicht.

Allmählig nur giengen dem Verblendeten die Augen auf; denn so lange Karolinens Vater lebte, hatte er immer offene Kasse und die Hofnung einer glänzenden Erbschaft. Aber auch diese schwand und er sah sich am Ende getäuscht. Karolinens Vater starb. Sein Tod

verursachte einen um so beträchtlicheren Bankerutt, je weniger die letzten Jahre hindurch in seinen Handlungsgeschäften Ordnung obgewaltet, und der Mann, dem er nach dem Absterben des Vorigen, die Verwaltung derselben übertragen, gewissenhaft und zum Vortheil der Handlung agirt hatte. Es fanden sich ansehnliche Defekte und die Erbschaft litt einen gewaltigen Abzug.

Demohngeachtet unterließ Karoline nicht, Staat und Aufwand fortzusetzen, wie vorher, ja, sie übertrieb ihn sogar mehr, als jemals. Es that ihm Wehe, ihr Leid zu thun oder ihr Vorwürfe zu machen und sie einigermaasen zu einer eingeschränkteren Lebensart zu veranlassen; allein die Nothwendigkeit zwang ihn, in einen sauern Apfel zu beisen. In einer seiner einsamen Stunden, als er abermals einen Schwall von bezahlten und noch unbezahlten Rechnungen ihrer Putzlieferanten vor sich liegen hatte und den Zustand seiner Finanzen be-

rechnete, machte er die traurige Entdeckung, daß derselbe zur Tilgung der Passiven nicht zureichte. Er wußte nicht, mit wem er rechten sollte, warf sich schweigend in einen Lehnstuhl und schreckliche Bilder der Zukunft traten vor seine Blicke hin.

In diesem Zustande fand ihn Karoline. Sie fragte nach den Ursachen seiner Uebellaune und mußte zu ihrem nicht geringen Leidwesen erfahren, daß sie zu selbiger die Veranlassung gegeben hatte. Zwar liebreich und mit Schonung, aber auch mit sichtbaren Ausbrüchen der Wehmuth, die er ganz zu unterdrücken nicht vermögend war, entdeckte er ihr das Geheimniß seines Herzens. Das hieß, die empfindlichsten Seiten des ihrigen berühren. Ihrer Meinung nach hatte sie das größte Recht und noch nie fühlte sie sich so empfindlich beleidigt, als diesmal. „Ich soll doch mich nicht auslachen lassen?“ — sagte sie mit dem empfindlichsten Tone beleidigten Stolzes. — „Die

trägts, jene trägts und ich ſollte wie ein altes Mütterchen, oder wie eine Nonne einhergehen? Nein! daraus wird nichts. Konnteſt du keine Frau anſtändig unterhalten, ſo hätteſt du keine nehmen ſollen. Was mir zu tragen zukommt, davon werde ich auf keine Weiſe abgehen, du magſt machen, was du willſt. Das fehlte noch, daß ich mich vor der Welt zum Spektakel machte." — Mit dieſen Worten ſchlug ſie die Thüre zu und der arme Mann glaubte, zu Stein geworden zu ſeyn, denn er getraute ſich nicht zu athmen und durch den mindeſten Laut ſeine entrüſtete Hausehre zum zweitenmale in Eifer zu bringen.

Doch ſeine Beſtürzung war nicht von langer Dauer. Als er ſich einigermaaſen wieder erhohlt hatte, beſchloß er, der Pauke mit Gewalt ein Loch und eine Abänderung zu machen, es mochte auch koſten was es wollte. Schon machte er in Geheim die nöthigen Anſtalten dazu, muſte aber mit der Ausführung ſeines

Plans zur Zeit noch anſtehen, weil er ſonſt Gefahr lief, Mutter und Kind mit eins zu tödten, ohngeachtet ſie es während dieſer Epoche, die ihr gleichſam ein Freiheitsbrief zu ſeyn ſchien, ärger als jemals, trieb. Zum Wochenapparat, Taufmahl und was dem anhängig, wurden ungeheuere Summen verſchwendet, die die Einkünfte des Mannes überſtiegen. Wollte er wohl oder übel, ſo mußte alles herbei geſchaft werden, weil es, nach der Entſcheidung des weiblichen Departements, die Nothwendigkeit heiſchte und er als Mann davon keine Begriffe hatte. Ihm wurde keine frohe Stunde mehr. Er härmte und grämte ſich bis zum Gerippe ab; das Weib ſah es, aber ohne Gefühl. Der Verluſt des Mannes hätte ſie weniger alterirt, als der des unbedeutendſten Stücks aus ihrer Garderobe; ſie hielt ſein Schweigen für die Wirkung ihres letzten Machtſpruchs und glaubte nun völlig, Hahn im Korbe zu ſeyn. Aber das Blättchen wendete ſich und die unter der Aſche klimmen-

den Funken brachen, juſt da ſie es am wenigſten ahndete, in lodernde Flammen aus.

Die Sechswochen waren vorüber und Karoline wieder geſund. Der Säugling, den ſie unter ihrem Herzen getragen hatte, war bereits ſchon in ſein Nichts zurückgegangen und eben dieſer Umſtand beſchleunigte die Ausführung des gefaßten Entſchluſſes ihres Gatten, der um ſo mehr wider ſie erbittert war, je gleichgültiger ſie das Pfand ihrer Liebe ſterben ſah. Sie erſchrack, als der Mann den Fuß vorwärts ſetzte und mit Ernſt und Nachdruck ihr andeutete, daß ihre Verbindung in der Maaße länger nicht beſtehen könnte und es am beſten gethan ſeyn würde, wenn ein Jedes für ſich lebte. Deſſen hatte ſie ſich nicht verſehen, und da ſie von Seiten ihres Mannes eine härtere Behandlung für die Zukunft nicht ohne Urſachen befürchtete, ſo entfloh ſie zu einer Verwandten aufs Land, kam aber, weil es ihr da auch nicht behagen wollte, bald von ſelbſt wie-

ter, und sah sich genöthiget, zur Geduld ihre Zuflucht zu nehmen, indem ihre Plane fruchtlos blieben und sie mit ihrer Halsstarrigkeit nichts auszurichten vermochte.

Nun aber begann die traurigste Epoche ihres Lebens, die unausbleibliche Folge des vorhergehenden war. Karoline war eitel, aber ohne Koketterie; sie verabscheute Schaamlosigkeit und jeden Anschein ehelicher Untreue und hätte gewiß die beste Frau von der Welt werden können, wäre es nicht in ihrer Erziehung versehen worden. Nach schiefen Grundsätzen geleitet, besaß sie zu wenig Festigkeit und Selbstständigkeit, als daß ihre Unschuld und Tugend hätte den Kunstgriffen der Verführung ausweichen und sich gegen alle Anfechtungen und Beeinträchtigungen behaupten sollen.

Ein reicher Wollüstling, der schon manches Mädchen, manche Frau in seinen Schlingen gefangen hatte, richtete auch auf sie sein Au-

genmerk, machte Bekanntschaft und benutzte das Misvergnügen beider Ehegatten zu seinem teuflischen Vorhaben. Es auszuführen, wurde ihm nicht schwer, da Karoline leicht beredt zu machen war, wenn man die Seite traf, die auf diesen Fall berührt werden mußte. Das Hinwelken ihrer Reize beklagend, stellte er eine Vergleichung ihrer vorigen und gegenwärtigen Lage an und forschte mit möglichstem Anscheine ängstlicher Theilnahme um die Ursache ihrer Unzufriedenheit. Sie nahm seine Aeusserungen für baare Münze und schilderte ihm ohne die mindeste Zurückhaltung ihre unglückliche Lage. Weß das Herz voll ist, gehet der Mund über. Der Heuchler schien sich nicht genug verwundern und für Schmerz und Wehmuth kaum fassen zu können; sanft drückte er ihre Hand und ließ eine Thräne ihr auf den Arm fallen. Dieß gab ihm gewonnen Spiel. Doch ließ ers für das erstemal dabei bewenden, beim nächstenmale machte er schon stärkere Fortschritte, denn er wurde von ihr selbst als theilneh-

mender Freund ihres Kummers aufgesucht und mit neuen Klagen bestürmt.

„Gott! — sagte er, sie unterbrechend — wie ist es nur möglich? — Welch ein Verfahren! Welch ein Tyrann! — Um alles in der Welt, sagen Sie mir, wie konnten Sie sich so weit vergessen, sich einem Manne hinzugeben, der Ihre Reize nicht bezahlen kann? — Er ist so arm wie eine Kirchmaus, dem Bankerutte und der Kassation nahe.“

Karoline erschrack, aber er schien nicht darauf zu merken.

„Man raunt sich wunderliche Dinge ins Ohr, fuhr er fort — zu Ihnen gesagt, er soll die Kasse angegriffen haben, ein Umstand, der ihm ohne Rettung den Hals brechen muß. Nehmen Sie Ihre Maaßregeln in Zeiten und rechnen Sie auf meinen Beistand; denn bei Gott! das Gelächter der Stadt zu werden,

haben Sie nicht verdient, wie es faſt ſchon den Anſchein hat. Im Vertrauen! man weißt ſchon jetzt mit Fingern auf Sie und ſagt, daß die Trödelweiber Auftrag haben, Ihre Toilette zu beſorgen und was dergleichen Dinge mehr ſind —

So ſprach er noch dieß und jenes, alles zum Nachtheil ihrer Ehre und guten Namens und erreichte glücklich ſeine Abſicht. Ihre Unzufriedenheit ſtieg höher, Ihr Haß gegen ihren Mann wurde lauter und ſichtbarer und es war nichts natürlicher, als der Wunſch, ſich ſeiner zu entledigen, und ſich in die Arme eines andern zu werfen, deſſen Artigkeit und Gefälligkeit ihr eben ſo ſehr, als ſein Vermögen, mit Götterwonnen ſchmeichelte. Die Verſicherung, daß er ſich entſchloſſen habe, nächſtens ſelbſt zu heirathen und er es gern ſehen würde, eine Frau zu finden, die ſich wie eine Puppe trüge und es ihre alleinige Beſchäftigung ſeyn ließe, ſich eben ſo pracht- als

geſchmackvoll zu kleiden, indem er in Anſehung ſeines Vermögens zu ſchonen nicht Urſache hätte, wirkte am meiſten auf ihre Eitelkeit und brachte ſie dem Falle nahe, ſo ſehr ſie auch noch davon entfernt war, den erſten Schritt zu thun.

Allein an einem Morgen, als ihr Mann in Geſchäften abweſend war, erwartete ſie ſelbſt mit ſehnendem Verlangen die Ankunft des vermeintlichen Anbeters ihrer Reize. Unwillkührlich und ohne die mindeſte Abſicht zögerte ſie diesmal, ihre Toilette in Ordnung zu bringen, und war noch im völligen Nachthabit, als der kühne Wollüſtling eintrat und ſich wirklich von ihrer Schönheit, die im Negligé ſeinen Blicken ſich wolluſtheiſchender enthüllte, bezaubert fühlte. Ihm folgte der Bediente eines Modehändlers mit einem prachtvollen Anzuge nach dem neueſten Geſchmacke, der ſich aber, nachdem er ein gutes Trinkgeld erhalten hatte, wieder empfahl.

Dieß war das letzte Bombardement auf die Vestung, die nun gleichsam mit Sturm erobert wurde. Karoline hatte alle Hände voll zu thun, so sehr beschäftigte sie der prächtige Anzug, den sie so eben zum Present erhalten hatte; sie konnte nicht genug ihn loben, nicht genug sich glücklich preisen, einen so thätigen, theilnehmenden Freund gefunden zu haben. Uebermannt vom Gefühl der Freude, erlag sie, in dem Augenblicke, da sie ihrem Anbeter für das ihrer Eitelkeit dargebrachte Opfer den geziemenden Dank entrichten wollte, im Kampfe zwischen Freundschaft und Liebe und vermochte länger nicht, den Waffen Gegenpart zu halten, die der siegende Wollüstling wider sie gekehrt hatte. Sie sank ihm in die Arme und von Stufe zu Stufe, weiter herab zur Zahl jener Verworfenen, die nur in der Befriedigung ihrer Leidenschaften ihr Glück suchen. Der Mann erfuhr den unerlaubten Umgang seiner Gattin, führte Beweise ihrer Untreue und drang auf die Scheidung.

Mit einer beſſern Zukunft ſich ſchmeichelnd und in der Meinung ernſtlicher Abſichten ihres Verführers, war Karoline mit der Trennung nicht unzufrieden. Aller Warnungen ohngeachtet, verließ ſie das Haus, in dem ſie, bei einer beſſern Einrichtung und Uebereinſtimmung mit ihrem Gatten, mit der Zeit noch hätte glücklich ſeyn können, und bezog die Wohnung des Wollüſtlings, der ſich recht aus voller Seele kitzelte, den Faden fremder Liebe zerriſſen und — wenigſtens eine Unglückliche mehr gemacht zu haben.

Täglich ſah Karoline der feierlichen Verbindung mit ihrem neuen Gemahl entgegen; aber er hatte immer Ausflüchte, wußte immer auszuweichen und die Leichtgläubige durch leere Verſprechungen hinzuhalten und durch tägliche Befriedigung ihrer Leidenſchaften einzuſchläfern und ſchweigen zu machen. Ja! er brachte ihr ſogar allmählig ſeine eigenen Grundſätze bei, ſprach von dem Trauungszeremoniel als

einer überflüssigen Allfanserei und bloßen Menschensatzung, vom Cölibat, von Exempeln großer Männer, von aufgeklärten Zeiten und von den faden Grundsätzen des Pöbels, über die man sich hinwegsetzen müsse.

So lebte sie einige Jahre, nach ihrer Meinung seelenvergnügt und glücklich, denn sie lebte nach ihrem Hange in Eitelkeit und Wollüsten, so lange die Rosen ihrer Wangen noch den Wollüstling zu fesseln vermochten. Endlich aber trat eine andere an ihre Stelle und ihr Ehegemahl von Gott schickte sie, ihrer müde und überdrüssig, mit einem Scheidebriefe von seiner eigenen Hand, ohne Zeremonie, wie er sie erhalten hatte, fort und überließ sie von Stund an ihrem Schicksal. An Luxus und Verschwendung gewöhnt, vermochte sie das erhaltene Abtrittsgeld nicht gar lange für Hunger und Elend zu schützen. Ein Haus der Freude in P . . . war ihr Zufluchtsort. Dorthin verkaufte sie sich selbst und galt einige Zeit

ang noch für eine der erſten Buhlerin des Orts; aber auch dieſe Glückſeligkeit dauerte nicht lange und — o! daß ich es ſagen ſoll — vor kurzem ſah ich ſie in dem erbärmlichſten Anzuge, den man ſich nur denken kann, auf öffentlicher Heerſtraße am Eingange eines Dorfs, in dem ich übernachten wollte. Ihre Züge waren mir noch kennbar, ſonſt nichts; beſſer ihr die meinigen. Bei meinem Anblick verbarg ſie ihr Geſicht in die Ueberbleibſel einer verſchabten Enveloppe und verkroch ſich hinter den Stamm einer hohlen Weide.

4.

Palatin und Wilfilde.

Eine Szene aus den Zeiten der grauen Vorwelt.

Umschlungen von den Armen des zärtlichsten Gatten, saß Wilfilde, die schöne Tochter des Grafen von Brabant, in der duftenden Jaßminlaube ihres kleinen Schloßgartens, wogend auf mütterlichen Händen das Pfand ehelicher Liebe, den kleinen Palatin, das unleugbarste Abbild seines rüstigen Anherrn. Nichts trübte die Freuden ihres Ehestandes seit jenem wonneseligen Tage, an welchem Palatin und Wilfilde sich gegenseitig auf den heiligen Stufen des Altars den Eid unverbrüchlicher Treue leisteten. Schon waren eilf Monath ihnen im Vollgenüsse der rechtlichsten Liebe entflohen, als ein Eilbote, vom Vater gesendet, am Pförtchen klopfte und eingelassen zu werden verlangte.

„Warum so eilig, wackerer Bertram? fragte Palatin den schweißtriefenden Knappen — Krankt etwa mein Vater?“

„Nicht also, gestrenger Herr Ritter!“ entgegnete der rüstige Bube, den Schweiß sich von der Stirne trocknend — „der Graf, euer Herr Vater, befindet sich bei guter Gesundheit.“

„Was ist also dein Begehr?

„Zuvor seinen väterlichen Gruß und Kuß.“

Habe Dank für deine Bothschaft, ehrlicher Junge! sie thut wohl meinem kindlichen Herzen; und nun zu deinem Auftrage.

„Ich soll euch laden und mahnen, ihm zu folgen und mit ihm zu ziehen noch einmal ins heilige Land wider die Ungläubigen, Ruhm und Ehre zu werben mit Lanze und Schwerdt und dann wieder heim zu kehren mit Lorbeern bedeckt in die Arme der kosigen Minne; denn schier, setzt' er noch an, wäret ihr noch zu jung/

zu verträumen euer thätiges Leben in ſtetem Müſſiggang und Ruhe.

„Wohl, Bertram! es iſt des Vaters Wille, und ich gehorche.“

Das war ein Donnerſchlag für Wilfildens liebendes Herz. So nahe hatte ſie die Trennung nicht, vielleicht gar nicht geahndet; und darum war die Nachricht um ſo überraſchender und zu Boden ſchlagender für ſie. Jedoch Palatins tröſtende Worte richteten ſie bald wieder auf und machten den Quell ihrer Thränen verſiegen. Auch war es wohl nach den Grundſätzen damaliger Zeiten eben ſo ſehr Nothwendigkeit, als Verdienſt des Mannes, durch Tapferkeit, Ruhm, Ehre und Anſehen zu werben und ſich der Liebe des andern Geſchlechts würdig zu machen. Das Weib eines mit Wunden bedeckten Mannes zu ſeyn, galt ihnen alles, denn um ſeinetwillen waren auch ſie geehrter und nach ihrer Meinung glücklicher,

wenn ſie den ſiegreich wiederkehrenden Gatten pflegen und warten und lindernden Balſam auf ſeine Wunden gießen konnten.

Nichts weniger ahndend, als Untreue, übertrug Palatin der Klugheit und Fürſorge ſeines Burgvoigts, Wolfhardts, die Vertheidigung ſeiner Rittersburg ſowohl, als Pflege Wartung und Obhut ſeiner innigſt geliebten Wilfilde und des an ihren Brüſten hangenden Säuglings, ſchwang ſich in den Sattel, tummelte den wiehernden Streithengſt und jagte durch Felder und Wieſen hinauf zur väterlichen Burg, der beſchehenen Ladung Folge zu leiſten, begann den Zug nach dem heiligen Lande und erfocht die herrlichſten Siege.

Indeß härmte und grämte ſich Wilfilde daheim, weinte ſich die Augen roth und verſchloß ſich oft Tagelang einſam auf ihrem Zimmer. Ihre alleinige Beſchäftigung war der kleine Palatin, den ſie mit mütterlicher Sorgfalt

pflegte und wartete; er war ihre einzige Freude, ihr einziger Troſt bei ihren gegenwärtigen Leiden, denn ſie ſahe wohl ein, daß ſie einer ſchlechten Aufſicht anvertraut war. Der Burgvoigt, der ſie ſchützen ſollte, war der erſte, der ihre Ruhe ſtörte, nach dem Geiſte der damaligen Zeiten ein feiner Mann, dem es leicht wurde, aller Herzen zu bethören und ſich Jedermänniglich angenehm und beliebt zu machen. So hatte er ſich die Gunſt des Burgherrn erheuchelt, ſo gedachte er auch Wilfilden in ſein Garn zu locken und ſeinen ehrloſen Abſichten geneigt zu machen. Er verfolgte ſie allenthalben, ſuchte ſie auf ihren einſamen Spatziergängen auf und begann, unter dem Vorwande der Pflicht, ſie zu tröſten und ſo allmählig ſie mit ſeinen Abſichten näher bekannt zu machen. Er entblödete ſich ſogar nicht, als er glaubte, am Ziele zu ſeyn, ſeiner Gebieterin zu ſagen, daß er ſterblich in ſie verliebt ſey, unterſtützte ſein Geſtändniß durch Gründe, die ganz geeignet waren, eine wenig

ger Tugendhafte wankelmüthig und untreu zu machen, und bediente sich überdieses noch der lügenhaften Nachricht, welche, wie er behauptete, eingelaufen seyn sollte, daß ihr Gemahl, Graf Palatin, unter den Säbelhieben der Sarazenen gefallen sey.

So schmerzhaft auch die Bothschaft der leidenden Dulderin war, so begünstigte sie doch im mindesten nicht die Absichten des Wollüstlings, der immer näher anrückte und die Festung mit Sturm zu erobern gedachte. In Trauer gehüllt, beweinte sie den Verlust des zärtlich geliebten Gatten, barg sich und ihren Sohn in Einsamkeit und fand einzig und allein darinnen einigen Trost, daß Palatin auf dem Bette der Ehre gestorben sey.

Bis jetzt hatte der Bösewicht nur einseitig gehandelt, nun aber, da er sah, daß seine Bemühungen fruchtlos waren, trat er auch auf der andern Seite auf, schmiedete die

ſchändlichſten Plane, verunglimpfte Wilfildens Tugend, entweder mit Liſt und Gewalt ſeinen Zweck zu erreichen, oder ſich auf die empfindlichſte Weiſe an der keuſchen Hausfrau ſeines Gebieters zu rächen, welcher, indeß daheim dieſe Dinge ſich ereigneten, von Triumph zu Triumphen eilend, ſich nichts weniger in den Sinn kommen ließ, als ſich von ſeiner angebeteten Wilfilde vergeſſen und verachtet zu ſehen.

Der Unglücksbothe, der ihn beim teutſchen Herrn aufſuchen und die Schreckenspoſt überbringen mußte, wäre beinahe ein Opfer ſeines Eifers und ſeiner Eilfertigkeit geworden, mit welcher er bemüht war, ſeinem Gebieter die tödtende Nachricht einzuhändigen. Der Brief konnte nichts ſchlimmeres enthalten, als dieſes. „Unglücklicher!“ ſagte er, indem das Schwerdt ſeinen Händen entſank — „daß du „mir gerade dieſe Bothſchaft bringen mußteſt; „ſie vernichtet alle meine Siege und macht mich „entweder zum Weibe, oder zum Tirannen.“

„Sie hat den Tod verdient:“ begann einer von den Rittern, die seine Waffenbrüder waren und ihn in seinen Siegen begleiteten. „Ja, Graf! sie hat den verdient — tönten mehrere Stimmen und er sprach sogleich der Unschuldigen Urtheil, unterschriebs und händigte es dem treulosen Knechte ein, der einer von des Burgvoigts Verbündeten war, die sich wider Wilfilden verschworen hatten.

Rasche Ausführung eben so rascher Entschlüsse ist selten gut. Palatin verfiel in eine Krankheit, die ihn unfähig machte, seine Siege weiter zu verfolgen. Eines Nachts im Traume erschien ihm Wilfildens Geist, gieng schleichend und langsam bei seinem Lager vorüber, drohte ihm mit dem Finger, deutend gen Himmel und verschwand mit fürchterlichem Gepraſſel. Da überfiel ihn ein kalter Schauer, durchbebte alle seine Glieder und raubte ihm von diesem Augenblicke an Schlaf und Ruhe. Er glaubte, die Mahnung verstanden zu ha-

ten, bereute das gesprochene Urtheil, entschuldigte Wilfilden und war doch nicht vermögend das Geschehene ungeschehen zu machen; denn der Zeit nach mußte der Bothe schon wieder an Ort und Stelle und das Urtheil an der Unglücklichen vielleicht vollstreckt seyn.

Sein Zustand war jammervoll und nichts konnte ihm seine Ruhe wieder geben. Im Getümmel der Schlacht suchte er den Tod, aber er fand ihn nicht und mehr, als jemals, verfolgte ihn das Glück, das den Helden mit Ruhm und Ehre bekränzt. Allenthalben siegte das teutsche Heer, wo Palatin focht und wo der Streit am dicksten war, da stürzte er sich mitten darein; aber umsonst! — kein Sarazenensäbel traf den Todsuchenden und die Schwerdter der teutschen Ritter schienen alle um ihn her zu blinken, um ihn als den tapfersten und siegreichsten zu schützen.

„Wie?“ — dachte er eines Tages, des Kriegens und Siegens müde — „wenn Wolf-

hardt das Urtheil an Wilfilden nicht vollſtreckt hätte? — Wenn er vielleicht Anſtand genommen hätte, es bis zu meiner Nachhauſekunft auszuſetzen?“ — So glimpflich war ſeine Meinung von dem treuloſen Burgvoigt, den er eines ſo ſchändlichen Verbrechens gar nicht fähig hielt und ſchon faßte er die Hofnung, auf dieſen Fall Wilfilden wieder zu ſehen und ihr ſelbſt die Verzeihung auf ihre Lippen zu drücken; denn ſchon längſt hatte ſie ſein Herz für unſchuldig erklärt. Mit dieſen Gedanken verließ er das Heer und eilte nach Teutſchland zurück.

Gewaltig ſchlug ihm das Herz unter dem Panzer, als er zum erſtenmale wieder das Thürmlein ſeiner Bergveſte gewahrte, die in ſeiner Abweſenheit zur Einöde und Mördergrube geworden zu ſeyn ſchien. Das fürchterliche Pochen war ihm unerklärbar, noch mehr die Angſt, die ihn überfiel, je mehr er ſich ſeiner Heimath näherte, in der er ausruhen woll-

te von den Strapatzen des Kriegs in den Armen der Minne.

„Sollte ich mich in meiner Meinung irren? — Es anders finden, als ich hofte und wünschte? — So dachte er bei sich selbst, fühlte allmählig seine Hofnung schwinden, seine Freude in Leid und Traurigkeit sich wandeln und mit dem ersten Schritte in die Burg leider! dieß alles bestätiget.

Der Burgvoigt entschuldigte sich ob der schnellen Vollstreckung des ihm anbefohlnen Urtheils und schützte die Gefahr vor, der er sich auszusetzen hätte befürchten müssen, wenn er weniger streng seine Pflicht befolgt und Anstand genommen hätte, den Befehl seines Herrn und Gebieters in Ausübung zu bringen.

Noch warf Palatin keinen Verdacht auf den Schändlichen und entschuldigte ihn selbst vermöge seiner Anhänglichkeit und Treue, mit

welcher dieſer ihm zugethan zu ſeyn ſchien. Traurig und troſtlos gieng er in der Burg umher, aus einem Zimmer ins andere und ſuchte wenigſtens den Sohn ſeiner Liebe, den kleinen Palatin, um deſſen willen ſchon in ſeinem Herzen Wilfilde Verzeihung verdient hatte; aber auch dieſen fand er nicht und er mußte vor der Hand dem Vorgeben des treuloſen Burgvoigts, daß das Kind ſammt der Mutter in einem Augenblicke ein Opfer ſeines Zorns geworden wäre, indem Wilfilde denſelben nicht aus ihren Armen gelaſſen und in der Stunde des Todes an ihrem eigenen Herzen erdrückt hätte, Glauben beimeſſen, bis der Zufall es fügte und die Larve von ſelbſt dem Böſewicht vom Geſicht fiel.

Nirgends mehr hatte Palatin Ruhe. Er machte ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, denn nichts in der ganzen Welt konnte ihm den Verluſt einer ſo zärtlichen Gattin erſetzen, für ihn war jede Freude, jedes Glück dieſer Erde ver-

lohren und er ſchon mehrmals im Begriffe, Hand an ſich zu legen und den Faden ſeines Lebens ſelbſt zu durchſchneiden. Doch bei kälterem Blute dachte er der Sache reiflicher nach, beſchloß Wilfildens Rache einer höheren Macht zu überlaſſen und ſein Schickſal, ſo ſchrecklich es auch war und immer ſeyn konnte, mit Geduld zu ertragen.

Zuſehends welkte er, wie eine Blume, herab zum Gerippe und verfiel in eine lange anhaltende Krankheit, die ſeiner Mannskraft einen ſo gewaltigen Stoß verſetzte, daß er ſchon mit jedem Augenblicke ſeiner Auflöſung entgegen ſah. Doch im Buch des Schickſals war es anders beſchloſſen. Die Krankheit hatte den höchſten Grad erreicht und noch waren nicht alle ſeine Kräfte erſchöpft. Nach einem Jahre ohngefehr, das ihm eine Ewigkeit zu werden ſchien, kafte er ſich gleichſam wider ſeinen Willen, empor, fühlte ſeine Mannskraft allmählig wieder kehren und von dem Ge-

danken: Wie? wenn du bestimmt wärest, der Retter irgend eines Unglücklichen zu werden und durch gute Handlungen dich mit Gott und der Welt auszusöhnen — belebt, zu neuen Thaten gestärkt, ermuntert und aufgefordert.

Schon war er im Begriffe einen abermaligen Zug nach dem heiligen Lande zu beginnen, denn dort glaubte er, das Ziel seiner Bestimmung zu erreichen; aber sein Hausmeister, der zugleich sein Arzt war, gestattete ihm nicht, diesen Vorsatz ins Werk zu setzen, so sehr er auch, seiner wiederhergestellten Gesundheit ohnerachtet, Zerstreuung und Beschäftigung wünschte und nöthig zu haben fühlte. Hierzu wählte er denn die Jagd, ohne im mindesten nur den Gedanken zu haben, daß diese Beschäftigung ihm irgend etwas mehr gewähren könnte, als Zerstreuung, die er suchte; aber eben diese war es, die ihn zum Ziele führte und als den Retter einer Unglücklichen auf

seine ganze Lebenszeit für die bestandenen Leiden zwiefach entschädigte.

Eines Tages, als er mit zween seiner Getreuen den entlegendsten Theil seiner Waldungen durchstrich und der Tag schon abzunehmen begann, entdeckte er hinter dem Dickigt junger Erlen ein Stück Wild, das ihm der Mühe werth zu seyn schien. Er wählte sich einen guten Standpunkt, legte darauf an, schoß und verwundete das Thier, das zwar auf die Seite sprang, sich aber in einiger Entfernung hinter einem andern Gebüsche verbarg, wo es vor den weiteren Verfolgungen der Jagenden sicherer war, als vorher. Kaum hatte er den Fuß vorwärts gesetzt, seinen Raub zu verfolgen, als das Geschrei eines Kindes ihn aufmerksam und einen Augenblick stehen machte. Es kam aus derselben Gegend her, wo der Schuß hingefallen war, und schon glaubte er, das Kind, nicht aber das Wild getroffen zu haben. Zu

seinem Erstaunen und eben so großen Freude aber überzeugte er sich vom Gegentheil, fand einen lebendigen Knaben, der bereits ohne fremde Hülfe herumkriechen und aufstehen konnte und bloß darum weinte, weil er sich von seiner Wohlthäterin verlassen sah, die im Hinterhalte lauerte und wieder zu ihrem Pflegsohne zurück zu kehren bereit war, sobald ihre Verfolger weiter gehen würden. Doch dieß war nichts, als Vermuthung eines bloß natürlichen, thierischen Instinkts und die arme Verwundete mußte sich so lange versteckt halten, bis diejenige herbei kam, deren Gegenwart allein ihr Sicherheit gewähren konnte, denn die Jagenden wichen nicht von dem kleinen Findlinge.

Palatin staunte über die gemachte Entdekkung, betrachtete den Knaben und nahm ihn auf seine Arme. Er wußte nicht, was ihn so an den hülflosen Kleinen fesselte und warum

er ihn augenblicklich ſo lieb gewann. Gedanken kreuzten ſich mit Gedanken in ſeinem Hirn und Vermuthungen und Wünſche beſtürmten ſein Herz. Wer ſollte ihm Aufklärung geben, da der Knabe nichts, als einige unverſtändliche Laute zu ſtammeln vermochte? — Wem er auch angehören mag, dachte er bei ſich ſelbſt — Pflicht der Menſchheit iſt es, mich ſeiner anzunehmen. Je mehr er über die Sonderbarkeit dieſes Ereigniſſes nachdachte, den Findling auf ſeinen Armen wogte und ſchweigen machte und immer ernſtlicher betrachtete, deſto höher ſtieg ſeine Verwunderung, als er von Zeit zu Zeit in den Zügen des Kindes die auffallendſte Aehnlichkeit mit den ſeines eigenen, für todt gehaltenen Sohnes zu entdecken wähnte, die ihn immer mehr in dem menſchenfreundlichen Entſchluſſe beſtärkte, dem Verlaſſenen Vater und Verſorger zu ſeyn.

Indeß war er schon darauf bedacht gewesen, auf Kundschaft auszuschicken, aber seine Leute hatten bis jetzt immer noch gezögert und ein langes und breites über das Kind und den ganzen Vorfall überhaupt gesprochen, dergestalt, daß sie, als sie im Begriffe waren, den Befehl ihres Herrn und Gebieters zu vollziehen, sich durch die Annäherung eines Weibes, in dürftiger, abgerissener Kleidung, der Mühe überhoben sahen.

„Seyd ihr Mutter zu dem Kinde da? fragte Palatin die Herbeikommende, die er dem Schein nach für eine gewöhnliche Bettlerin zu halten geneigt war. „Ja, gnädiger Herr! erwiederte das Weib, wollte ihm das Kind aus den Armen reißen, und trat mit einem lauten Schrey zurück. Palatin stannte ebenfalls nicht weniger; denn nicht allein, daß Ton, Stimme und Anstand ihm etwas mehr, als ein gemeines Weib verriethen; sondern

Geſicht und Bildung, ob ſie gleich durch Zeit und Umſtände einigermaßen unkenntlich geworden waren, ſagten ihm deutlich genug, daß die vor ihm Stehende Wilfilde war.

Beider Verwunderung war gleich groß und eins fühlte ſich ſo ſehr überraſcht, als das andere. „Palatin!“ — „Wilfilde! — Du? Oder iſts dein Geiſt?“ — Tönte zugleich von beider Lippen. — „Ich bin es! — Ich bin es!“ — Mit dieſen Worten ſtürzten ſie einander in die Arme und überzeugten ſich gegenſeitig durch das Klopfen ihres Buſens und wiederhohlte Berührungen ihrer Lippen von ihrer Exiſtenz. „Sprich, arme Unglückliche! wie kamſt du in dieſe Einöde?

„Warſt du es nicht ſelbſt, der mich in dieſe Wildniß verbannte?

„Ich? — Ha, Wilfilde! kannſt du mir wohl den Irrthum verzeihen?“

„Mein Herz hat dir ſchon längſt verziehen, denn das Bewußtſeyn meiner Unſchuld ſagte mir, daß ein bloßer Irrwahn die Veranlaſſung meiner Verbannung ſeyn mußte —

„Ich glaubte dich längſt ſchon nicht mehr unter den Lebendigen —

Wie? — So hatteſt du mir gar den Tod zugedacht?

Könnte ich anders? — Ha, Wilfilde! noch einmal, verzeihe! — Das Urtheil, das meine Zunge über dich ſprach, war das Werk jenes unſeligen Augenblicks, in dem man mich mit der Nachricht von deiner Untreue überraſchte —

Sprich, Palatin! wer war der Unhold, der ſich deß unterfieng?

Der Burgvoigt —

Wolfhardt? — Er, der mich zur Verbrecherin machen wollte, mein Ankläger selbst? — Der Schändliche! — Wie war es möglich, daß du den Worten dieses Lügners glauben konntest?

„Hatte ich jemals schon Beweise vom Gegentheil?

Schrecklich! — That er nicht ein Gleiches gegen mich?

Wilfilde! was sagst du?

Er nannte dich untreu, sprach mit mir von Liebe, suchte meiner Tugend Schlingen zu legen und sein ehrloses Beginnen durch deinen vorgeblichen Tod zu unterstützen und geltend zu machen" —

Das that Wolfhardt?

Er ſelbſt! — Gott iſt mein Zeuge! — Vor deinen Augen zertrümmere mein Daſeyn, wenn eine Sylbe von dem, was ich ſagte, Unwahrheit iſt!

O ich Thor! — Daß ich mit ſehenden Augen blind war, zu ſpät das Urtheil bereute, das ich über dich ausgeſprochen hatte! — Doch die Hand einer höheren Macht waltete über dir und ſchützte dein Daſeyn. — Vielleicht hatte der Schändliche nicht Muth genug, den übereilten Ausſpruch ins Werk zu ſetzen, oder andere Abſichten veranlaßten ihn, deines Lebens zu ſchonen —

Befriedigung ſchnöder Wollüſte heiſchend, trat er um die Stunde der Mitternacht zu mir ins einſame Schlafgemach und kündete mir den Tod an, wenn ich nicht augenblicklich ſeinen Begierden Genüge leiſten wollte. Ich lachte ſeiner Forderung und erwartete, daß er

die Drohung vollziehen würde. Aber er war zu feig, selbst Hand an mich zu legen und überließ die Vollstreckung zween handfesten Buben, die mich banden und so bei finstrer Nacht aus der Burg in diese Wildniß schleppten und sammt dem Unterpfande unsrer Liebe dem schrecklichsten Schicksale überließen, wo ich seitdem von Kräutern und Wurzeln mich nährte und die Erhaltung dieses schuldlosen Kindes der waltenden Vorsicht nicht genug zu danken vermag. Eines Tages, als die Nothdurft mich zwang Nahrung zu suchen, legte ich den Knaben schlafend auf den Rasen nieder und übergab ihn, brünstig betend, der Obhut seines Schöpfers im Vertrauen auf seine Vaterhuld und Liebe gegen das geringste seiner Geschöpfe. Ich gieng und als ich befriediget und mit vollen Händen zurück kam, staunte ich über eine Erscheinung, die mich zur tiefsten Verehrung des höchsten Wesens ermunterte. Der Knabe war erwacht und lag an der Seite

eines unvernünftigen Thiers, das aus natürlichem Instinkt dem Nahrung suchenden Säuglinge Befriedigung reichte. Ich meinte es gut mit der Wohlthäterin meines Kindes, die mich seit diesem Augenblicke mit der Treue eines Hundes begleitete und wenn ich abseits wandelte, die leidende Unschuld bewachte.

Palatins Verwunderung erreichte den höchsten Grad und jammerte laut, das gutmüthige Thier von seinem Posten vertrieben und vielleicht tödtlich verwundet zu haben. Doch Wilfildens Zurufen lockte bald die Gefährtin ihrer Einsamkeit wieder herbei und die Freude aller war unaussprechlich. Palatin und Wilfilde, verließen Arm in Arm die schauerliche Einöde des Waldes, vor ihnen her trug Balduin, der siebzigjährige Knappe den geretteten Knaben auf seinen Armen und hinter ihnen folgte Kurt, der lachende Jüngling mit dem verwundeten Rehe, das schmeichelnd seiner Gebieterin, wo-

für es Wilfilden erkannte, stets zur Seite gieng. Und so kehrte Palatin, mit einer Beute, deren Werth Millionen nicht erreichen konnten, wieder in seine Burg zurück. Dort begann ein neues Fest der Freude. Im Angesichte aller erneuerten Palatin und Wilfilde die gegenseitigen Schwüre ehelicher Liebe, unverbrüchlicher Treue. Nichts störte von diesem Augenblicke an mehr ihre Ruhe, ihr häusliches Glück. Die Rosen ihrer Wangen kehrten wieder in ihre Wohnung zurück und lange lebten Palatin und Wilfilde, von bessern Menschen umringt, ein paradiesisches Leben. Söhne und Töchter mehrten den häuslichen Zirkel, aus dem einzig und allein der treulose Burgvoigt verbannt war, der bei Palatins Rückkehr sogleich den Lohn seiner Untreue empfieng, im untersten Burgverließ bei Was-

ser und Brod für seine Schandthaten büßend, nach langen Qualen und Martern zuletzt unter fürchterlichen Flüchen und Verwünschungen seinen Geist aushauchte.

5.

Emilie

oder

Verführung und Leichtsinn.

Karl Grohmann war der Sohn eines armen Tagelöhners und, gleich seinen Voreltern, zu einem Stande ohne Aussichten und Ansprüche auf hohe Ehrenstellen bestimmt, von der wohlthätigen Mutter Natur aber mit den schönsten Geistesgaben ausgerüstet, mit einem guten Herzen, wie mit einer regelmäßigen, sich selbst empfehlenden Bildung versehen. Er fühlte Kraft und Muth in sich, aus dem Stande der Niedrigkeit sich empor zu arbeiten, und der alte Grohmann kam, seiner Dürftigkeit ungeachtet, den vortreflichen Anlagen seines Sohnes durch eine zweckmäßige Erziehung frühzeitig zu Hülfe.

„Immer war es mein Wunsch — sagte der Vater — du hättest ein Handwerk gelernt;

jedoch, wenn es nicht seyn kann, so will ich auch deiner Neigung keinen Zwang thun. Gott gebe seinen Segen! Jeder Stand hat sein Gutes, aber auch sein Böses; und ich wünsche, daß dir das erstere ganz werde.

Von der frühesten Jugend an leuchtete Karls spekulativer Geist allenthalben hervor und nahm mit den Jahren mehr und immer mehr zu, darum suchte auch der Alte alles auf, was seines Sohnes Neigung begünstigen und seine Absichten befördern mußte.

Ein angesehener Kaufmann, bei welchem Karls Vater zuweilen ums Lohn arbeitete, nahm den Sohn in seine Handlung, fand Wohlgefallen an ihm und bemerkte bald mit eben so großer Freude als Staunen, daß er an dem Knaben ein brauchbares Subjekt gefunden hatte, dem er schon frühzeitig die wichtigsten Geschäfte anvertrauen konnte. Karl war fleißig, arbeitsam, treu und ordnungliebend

send und sein Prinzipal hatte allenthalben Urs
sache, mit ihm zufrieden zu seyn, denn seine
Geschäfte giengen besser und immer besser und
der Flor seiner Handlung stieg höher. Dars
um beschloß er, erkenntlich zu seyn.

„Karl! sagte er eines Tages, als dieser
abermals ein sehr profitables Geschäft gemacht
hatte — in den zwei Jahren deines Hierseyns
habe ich mehr gewonnen, als in den vorhers
gehenden zehen Jahren; ich halte es daher
für meine Pflicht, den Gewinn des gegenwärs
tigen Geschäfts mit dir zu theilen und dich die
Handlung unentgeldlich zu lehren.“

Mit Thränen der Freude dankte Karl seis
nem Wohlthäter für dieses großmüthige Aners
bieten; aber keine Bitten desselben waren ver
mögend, ihn zur Einwilligung in die angetrag
gene Theilung zu bewegen; dann erst nahm
er sie an, als sein Principal ihm vorstellte,
welche Vortheile die Annahme ihm gewähren

und um wie vielleichter ihm alsdann die Unterstützung seines armen hülfsobedürftigen Vaters werden würde. Nur den geringsten Theil behielt er für sich, alles übrige brachte er der kindlichen Liebe zum Opfer.

Nach beendigten Lehrjahren erhielt er zur Belohnung seiner Thätigkeit und guten Aufführung von Herrn Herrmann — so hieß sein Prinzipal — die Erlaubniß, selbst einen kleinen Nebenhandel anzulegen. So gering auch Anfangs der Gewinn war, den er daraus zog, so trug doch dieses viel zu seiner Zufriedenheit und Verbesserung seiner Umstände bei, indem er dadurch in den Stand gesetzt war, nicht allein seinem Vater bei seinem herannahenden Alter immer besser unter die Arme zu greifen, sondern auch für sich selbst ein Kapitälchen zu sammeln, das ihm einst Zinsen tragen mußte. Treu dem Berufe, dem er sich gewidmet hatte, lebte er auf diese Art, ruhig und zufriedener, als mancher, der Tausende verpraßte und dem

armen Karl kaum eines ſtolzen Seitenblicks wür-
digte.

So vergiengen einige Jahre und Herr-
mann ſah wohl ein, daß er ſeinen Zögling,
wollte er anders nicht eigennützig ſcheinen,
länger nicht an ſeinem weiteren Fortkommen
hindern dürfte. Deshalb ſchrieb er an ein be-
rühmtes Handlungshaus in Holland, mit dem
er in Verbindung ſtand, empfahl Karln auf
das nachdrücklichſte und bewirkte durch ſo kräf-
tige Empfehlungen bald, daß man die Bedin-
gungen annehmlich fand und ſich ohne weiteren
Verzug anſchickte, das vorgeſchlagene Hand-
lungsſubjekt anzunehmen, je erwünſchter der
Antrag war, da man eben gegenwärtig eines
ſolchen bedurfte.

Grohmann riß ſich ungern von ſeinem
Freunde los, der im Geheim dieſe Unterhand-
lungen für ihn gepflogen hatte und fühlte ſich,
obgleich dieſe Veränderung ſeiner Lage ſeinem

immer mehr nach Beschäftigung ringenden Geiste nicht unerwünscht kam, überrascht, als sein Prinzipal, mit dem Briefe des Holländers in der Hand, ihm den Antrag eröfnete.

Der Tag des Abschieds brach herein. Mit den besten Zeugnissen seines Wohlverhaltens, seiner Treue und Rechtschaffenheit versehen, und mit dem Segen seines Vaters, der ihm selbst das Geleite gab, trat Karl die Reise nach Holland an.

Glücklich erreichte er den Ort seiner Bestimmung und war sogleich darauf bedacht, seine Lebensart auf die beste und zweckmäßigste Weise einzurichten. Sein Fleiß und unermüdeter Eifer blieben sich auch hier gleich und wurden um so mehr entflammt, je näher er mit diesem Schritte seinem Glücke gekommen zu seyn schien.

Kein Wunder, wenn auch von der Herren — dieß der Name seines jetzigen Prinzi-

pals — bald die Früchte einſammelte, die Brohmanns raſtloſe Thätigkeit hervorbrachte, um ſo mehr, da er ihn gleich vom erſten Augenblicke ſeines Hierſeyns lieb gewonnen hatte und ſich in ſeiner Meinung von ihm nicht betrogen ſah. Dankbar richtete der brave rechtſchaffene Mann ſein Augenmerk auf den unermüdeten Arbeiter ſeines Weinbergs und bat den Himmel täglich um Gelegenheit, ſeine Schuld von ſich zu wälzen und ſeinem Gläubiger Kapital und Zinſen zugleich abtragen zu können.

Jedoch nicht Wunſch des Vaters allein war es, ſondern auch die Tochter des Hauſes, die ſchöne Roſalie, ſchien derſelbe Drang der Dankbarkeit mächtig ergriffen zu haben. Eine gewiſſe Sehnſucht nach einem Etwas, das in der geringſten ihrer Handlungen ſich äußerte und nur dann einiges Licht über den wahren Zuſtand ihres Herzens verbreitete, wenn Karl bei Tiſche ihr gegenüber ſaß, beängſtete das

arme Mädchen oft so sehr, daß ihr der Odem stockte und unter dem Leibchen alles zu eng wurde. Auch Grohmann erröthete, wenn er Rosalien sah; und Harren bemerkte mit Vergnügen den Eindruck, den beide auf einander machten, bot ihm selbst die Hand seiner Tochter an und sicherte ihm die Hälfte der Handlung zur Mitgabe. Grohmann gerieth für Entzücken außer sich.

Rosalie, das Schoaßkind ihrer Mutter, hatte nie erfahren, was Zwang sey; jeder ihrer Launen wurde geschmeichelt, jeder ihrer Wünsche mit ängstlichem Zuvorkommen in Erfüllung gebracht, noch ehe sie dieselben laut werden ließ. Ihre Worte waren Götterssprüche und Niemand durfte es wagen, ihr zu widersprechen. Koket, herrschsüchtig, boshaft und nur in den galanten weiblichen Wissenschaften unterrichtet, bebte sie, wenn der Gedanke sie beschlich: Du wirst als Hausfrau unter dem Kommando eines Mannes stehen.

dich einschränken und bloß von ihm abhängen müssen; bald aber erkannte sie in Karln den Mann, den ihr Herz wünschte. Geliebt hatte sie ihn eigentlich nie, sondern nur begünstiget, weil sie mit stillem Wohlbehagen in ihm alle Eigenschaften eines guten nachsichtsvollen Ehegatten entdeckte. Darum war sie auch gefällig genug, seine Bewerbungen wohl aufzunehmen und ihm seine Bemühungen selbst zu erleichtern.

Zwar hätte sich Grohmann manches Unangenehme, manchen Verdruß für die Zukunft ersparen können, wenn er gleich in den ersten Tagen seines Ehestandes sich seiner Autorität bedient und dieselbe durch eben so liebreiche, als strenge Verweisungen auf ihre Obliegenheiten geltend zu machen gewußt hätte; allein die Augen giengen ihm leider! zu spät auf und er hatte bereits verlohren Spiel. Ein natürlich weiches Temperament und überaus sanfter, friedliebender Karakter machten ihn nur

zu bald der Herrschaft verlustig; überdieß war er noch zu sehr von seinem neuen Glücke berauscht, als daß er hätte seiner Gattin nachdrücklichen Widerstand leisten und den einmal gefaßten Zügel ihren Händen entreißen können. Wenn er in der Folge bisweilen aus gerechten Ursachen ihr unsittliches Betragen zu tadeln sich erkühnte und ihr deshalb die liebreichsten Vorstellungen machte, weil er nichts herzlicher wünschte, als die Kranke gesund zu machen; so war Rosalie boshaft genug, ihn darauf zurück zu führen: daß sie allein sein Glück gegründet habe. Um sich diese und ähnliche Kränkungen zu ersparen, schwieg der gute Karl und ließ sein Weibchen nach Gefallen schalten und walten.

So wenig auch der ehelichen Freuden waren, die Karln zugemessen zu seyn schienen, so hoffte er doch Entschädigung dafür in den Vaterfreuden, womit seine unwürdige Gattin ihm schmeichelte. Rosalie wurde schwanger

und beſchenkte ihn nach einem Zeitraume von neun Monaten mit einer Tochter, die ganz das Abbild ihrer Mutter war. Er nannte ſie Emilie.

Gern hätte Grohmann die Beſchwerden der Erziehung mit ſeiner Gattin getheilt; aber Roſalie zeigte nur zu bald, wie viel ihr daran gelegen war, daß Emilie ihr allein anvertraut bliebe; denn ſie fand ja ihr einziges Vergnügen darinnen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ihr Mann wünſchte.

So wuchs nun Emilie unter den Händen ihrer Mutter auf und daher kam es denn auch, daß ſie, da letztere ſichs angelegen ſeyn ließ, die Tochter immer von dem Vater entfernt zu halten und ihrer eigenen Neigung gemäß, ſich ſelbſt zu überlaſſen, öfters große Fehler und Unarten begieng, die von Seiten der Mutter wohl einige Ahndung verdient hätten, übertriebene Mutterliebe aber für leicht zu verzei-

hende Ausbrüche ihres Jugendfeuers anſah, welche man durchaus nicht dämpfen dürfe. Auf dieſe Art wurden denn Emiliens natürlich gute Anlagen unterdrückt und durch ſchaamloſe Beiſpiele Geiſt und Herz des Mägdleins von der zarteſten Kindheit auf verderbt.

Leider! zu ſpät bemerkte Grohmann den Abgrund, dem Emilie, ſein einziges Kind, mit Rieſenſchritten entgegen eilte. Er fühlte ſeine Schwäche, dem Uebel vorzubeugen, und dieß verurſachte ihm namenloſe Leiden; der Wurm, der an ſeinem Herzen nagte, zerſtörte ſeine Geſundheit; er hatte niemanden, dem er ſeine Leiden klagen, der ihn tröſten konnte; Harren war nicht mehr und ſein Freund, Hennig, ein junger Künſtler, dem er vor allen den Vorzug geſtattete, der Freude und Leid mit ihm theilte, war auf Reiſen; er mußte ſeinen Kummer in ſich ſelbſt verſchließen, bis die Stunde ſchlug, die im Glaſe der Zeit für ihn die letzte war. Bleich, entſtellt und abgezehrt

welkte er langsam dahin und ersenfzte sehnlichst den Augenblick, der im Schooße der kühlen Erde die gehoffte hier entbehrte Ruhe gewähren sollte.

Bald nach seinem Tode verspürte Rosalie die unangenehmen Folgen dieses Trauerfalles, indem sie von dieser Zeit an genöthiget war, für sich und ihre Tochter selbst zu sorgen. Kaum war Grohmanns Absterben bekannt geworden, so stürzten seine Gläubiger, die bisher aus Bescheidenheit und Achtung für seine Person geschwiegen hatten, in Masse, wie gierige Raben, über das Vermögen des Verstorbenen her und es blieb für Madam, außer dem Ertrage eines unbedeutenden Kapitals zu ihrem nothdürftigsten Unterhalte, wenig oder nichts übrig. Das war nun freilich ein gewaltiger Abstand gegen ihre vorige Lage, da alles, wessen sie bedurfte, im Ueberflusse ihr zu Gebote stund; allein ihr angebohrner Leichtsinn verscheuchte auch diese Besorgnisse für die

Zukunft bald und sie war froh, wieder allein und sich selbst überlassen zu seyn.

Schande und Verachtung derer, die den Ruin des Grohmannischen Hauses befördern halfen, lohnten nun auch Rosalien für die schlechte Behandlung ihres würdigen Gatten; sie konnte länger nicht an diesem Orte bleiben. Ohnmächtig, sich an ihren Feinden zu rächen, packte sie, von stiller Wuth entflammt, das Wenige, was sie noch aus dem Schifbruche gerettet hatte, zusammen und eilte mit ihrer Tochter nach P . . ., um dort, auf eine oder die andere Weise, ihren künftigen Unterhalt zu finden. Aber wie? und wodurch? — Das kümmerte sie wenig, da sie eben nicht so gar gewissenhaft in der Wahl der Mittel war, wenn sie nur ihren Zweck erreichte. Daher ermangelte sie nicht, gleich nach ihrer Ankunft in P . . . sich und Emilien allenthalben im Konzert und Schauspiel, auf Promenaden und andern öffentlichen Orten des Vergnügens

aufs Vortheilhafteſte zu zeigen und zu ihrem gröſsten Verdruſſe mußte ſie bemerken, daß die Blicke der um ſie her ſchwärmenden Mannspersonen immer bei ihr hinwegſchlüpften und auf der reizenden ſechzehnjährigen Emilie hängen blieben.

Emiliens Jugend und die Sanftmuth, die aus ihren ſchönen blauen Augen ſprach, erhöhten die Schönheit des liebenswürdigen Mädchens und lockten einen Kreiß von Anbetern um ſie her, deren ſchale Bewunderungen ihrer Eitelkeit ſchmeichelten und ihrem Herzen gütlich thaten.

Unter ihnen zeichnete ſich ein junger Offizier, Namens von der Rüd, beſonders aus. Dieſer junge Mann ſchien zu Roſaliens Abſichten vorzüglich geeignet zu ſeyn; er war eben ſo unerfahren, als reich, und es wurde ihr daher um ſo leichter, ihm Emilien ſelbſt geneigt zu machen.

Doch Madam Grohmann irrte ſich in ihrer Meinung. Von der Rüd war nicht ſo unerfahren in der Liebe und den Künſten der Verführung, als ſie geglaubt hatte. Durch ein feines, artiges, einnehmendes Betragen wußte er ſeinen Vortheil ſo gut in Acht zu nehmen, daß er in weniger als einem Monathe ſich im ungetheilten Beſitze Emiliens feurigſter Gegenliebe erblickte. Er ſparte weder Geldaufwand, noch andere Gefälligkeiten, wodurch man ſich ſo gern dem andern Geſchlechte verbindlich macht, ſchmeichelte der Eitelkeit und Eigenliebe der einen, ſtreute Weihrauch dem Stolze der andern und berauſchte Mutter und Tochter durch abwechſelnde Vergnügungen und glänzende Feſte, von denen immer eins das andere übertraf; goß eine Flut der anſehnlichſten Geſchenke und noch weit glänzenderer Verſprechungen über ſie aus und unterhielt auf dieſe Art beide in einem immernährenden Sinnentaumel, daß es ihm am Ende leicht wurde, jener die Schlingen zu verbergen,

die ſie ſelbſt ihm überwerfen wollte und von dieſer zu erlangen, was das Weib nur der Form nach dem Manne geben kann und darf — Emilie ſtrauchelte, der Genius ihrer Unſchuld kehrte die Fackel um und — wer erräth nicht das Uebrige?

O! Mütter, denen die Bildung und Erziehung der Kinder überhaupt am meiſten obliegt, nehmt euch hieran ein Beiſpiel und ſehet! was Luxus, Ungenügſamkeit und Hang nach Zerſtreuungen und Vergnügen, ſchiefe Erziehung, übel gewählte Geſellſchaften, Verführung, hauptſächlich aber euer eigenes Beiſpiel vermag, womit ihr, beſonders euern Töchtern, vorangehet. Sehet eine Mutter, die, dieſes ehrenvollen Namens unwürdig, ihr eigenes Kind ins Verderben ſtürzte und, aus unverzeihlicher Narrenliebe nicht daran dachte, in den Jahren der Kindheit den Leidenſchaften des dem Alter des Mannbarwerdens zueilenden Mädchens einen Damm zu ziehen. Se-

het und höret die Stimme der warnenden Vernunft und kehret zurück von dem Irrpfade, auf dem ihr wandelt, weil es noch Zeit ist. Zügelt eure und eurer Kinder Begierden und, sollte es euch auch schwer ankommen, was mehr? — Schmiedet das Eisen, weil es noch warm ist, denn wenn es einmal erkaltet, dann ist alle Mühe, alle Arbeit umsonst. Suchet in Zeiten einen aus Unachtsamkeit begangenen Fehler gut zu machen, ehe er zum Riesen emporwächst und die traurigen, ungeheueren Wirkungen desselben ungeschehen zu machen, zur Unmöglichkeit wird. Die schaffende Hand der Natur versah euch mit so vielen schönen Anlagen, nach welchen ihr euch dem vielseitigen Geschäfte der Erziehung leichter und mit mehrerem Vortheile, als wir Männer, unterziehen möget. Eure Geduld, euer Ausdauern, eure Sanftmuth, wenn ihr diese gebrauchtet, wie ihr solltet, o! so würde die Welt bei weitem nicht so viel Unglückliche zählen. Doch! — hinweg von diesen schauer-

lichen

lichen Gedanken, von dieſen Gemälden des Schreckens — Ein Jeder denke ſich dieſelben im Ganzen, oder in ihren einzelnen Theilen, je nachdem er Luſt hat und geſtatte uns, den Faden der Geſchichte wieder anzuknüpfen, um nicht durch unnöthiges Philoſophiren über das, was ſo viele würdige Sittenlehrer vor uns bereits, ſo oft und ſo nachdrücklich — aber auch leider! ſo vergeblich, predigten, zu ermüden und Langeweile zu verurſachen.

Die Folgen von dem vertrauten Umgange Emiliens mit dem von der Rüd wurden nun bald auch den Augen ihrer Mutter ſichtbar, welche nunmehro ihre ganze Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr auf die geängſtete, gegen das Urtheil der Welt noch nicht abgeſtumpfte Emilie, als auf die Beſchleunigung ihrer Verbindung richtete.

Von der Rüd ſchien auch in der That mit allem Eifer ſich der Befriedigung dieſes Wun-

ſches zu nähern; ja! es ſchien ſogar, als ob es ihm ſelbſt Beruhigung gewährte, ſeiner Geliebten die durch ihn verlohrne Ruhe, ſo bald als möglich, mittelſt prieſterlicher Einſegnung wieder zu geben, und weder Mutter noch Tochter, im Vorgenuſſe künftigen anſtändigeren Lebens ſchwimmend, ahndeten den entworfenen Plan des feinen Betrügers, der, nachdem er ſich geſättiget hatte, die Entehrte der Schande und dem Spotte läſternder Beiſchwefstern, oder junger, unerfahrener Gänßchen, deren Tugend noch nicht in Verſuchung gerathen war, Preiß gab.

Wie gewöhnlich, beſuchte er Emilien. Düſter und mit zur Erde geſenktem Blicke ſaß er an ihrer Seite, antwortete kaum, oder nur kurz, wenn er gefragt wurde, ſeufzte und drückte Emiliens Hand, als dieſe ihn zärtlich fragte: Warum ſo traurig, mein Beſter?

Ein Kuß, eine erkünſtelte Thräne, war alles, was er darauf erwiederte.

Beide ſchwiegen. Emilien wurde weich ums Herz und gern hätte ſie mit ihm geweint, wenn ſie nur gewußt hätte, warum?

Jetzt erſchien Roſalie. Sie kam eben von einer Freundin, mit der ſie ein gemeinſchaftliches Rendezvous auf den Nachmittag verabredet hatte. Von der Rüds um dieſe Zeit ungewöhnliche Gegenwart überraſchte ſie, noch mehr aber ſein Trübſinn, der tiefen Schmerz verrieth und ihr deshalb um ſo auffallender war, da ſie dergleichen an ihm niemals bemerkt hatte. Ein Blick auf Emilien drückte deutlich aus, was ſie dachte.

„Mutter! — rief Emilie weinerlich — ich weiß nicht, was meinem guten Rüd fehlt; er iſt ſo traurig, als ob ihm ein Unglück begegnet wäre. Ich mag ihn fragen, was ich will, ſo kann ich ihm keine Antwort abgewinnen.

„Wunderliches Mädchen! erwiederte Roſalie und wendete ſich ſchalkhaft an den neben ihr ſitzenden Geliebten — Sie wollen uns doch nicht verlaſſen?“

Dieß traf ſein Ohr. — Schmerzhaft windend lehnte er ſich an Emiliens Schulter; ſeine Thränen floſſen häufiger. — „Ja! ſchluchzte er — wir müſſen uns trennen! — und verbarg ſein Geſicht in der erblaſſenden Geliebten Buſenſchleier.

Madam Grohmann ſchrie laut auf und riß beide aus ihrem Sinnenſchlummer. Drohen, Bitten und Vorwürfe waren die Waffen, deren ſich der weibliche Theil dieſes Kleeblatts gegen den Lieutenant wechſelſeitig bediente; allein von der Rüd ſchlug jeden ihrer Angriffe durch die heiligſten Verſicherungen nie verlöſchender Liebe und durch die Vorſtellung zurück: daß er als Soldat dem Zwange der Subordination unterworfen ſey.

„Es iſt der Wille meines Chefs — ſchloß er — und ich muß gehorchen.

Er öfnete hierauf ſein Porteſeuille und zeigte ihnen die vorgeblich erhaltene, von ihm ſelbſt aber gefertigte Ordre. Emilie erkannte nun dieſen Grund der Trennung für zu triftig, als daß ſie mit Recht etwas darwider hätte einwenden können und unterſtützte ſogar die Bitten des Offiziers mit den ihrigen um Schonung ſeiner Ehre bei ihrer Mutter, welche ihn nicht uneben merken ließ, daß ſie ſeinem Geheimniſſe auf der Spur ſey.

„So wahr ich lebe, Madam! — entgegnete er in einem etwas empfindlichen Tone — Ihr Verdacht iſt eben ſo beleidigend als kränkend, da er mich unverdienterweiſe trift; nur der Mutter meiner Emilie kann ich dieſen Verdacht verzeihen“ —

Er machte eine Pauſe, ſpielte am Porte d'epée und begann mit glühender Wange und

raſcher Entſchloſſenheit von neuem: „Nein! ich würde mich ſelbſt verabſcheuen, wenn ich des Betrugs gegen eine Emilie fähig wäre. Nächſtens bin ich wieder bei Ihnen, dann — (Emilien umarmend) — küſſe ich dich, Engel! am Traualtare als Gattin.“

So gelang es ihm, Tochter und Mutter zugleich zu beruhigen. Eine frugale Abendmahlzeit auf Räds Koſten beſchloß den Tag, ein zärtlich rührender Abſchied des Betrügers Beſuche. Noch dieſelbe Nacht reiſte er ab und lachte der Leichtgläubigkeit dieſer beiden Thörinnen. Bald nachher meldeten die öffentlichen Blätter ſeine Vermählung mit einem altadelichen Fräulein.

Roſalie las dieſe, ihren Stolz und ſchmeichelhaften Ausſichten zertrümmernden Nachrichten zuerſt. Mit dem Blatte in der Hand eilte ſie zu ihrer Tochter, tobte und wüthete, wie eine Beſeſſene, ſchrie Ach! und Wehe!

über den Betrüger und behandelte die arme Unglückliche wie das verworfenſte Geſchöpf unter Gottes Sonne, da ſie doch durch ihre, Roſaliens Schuld unglücklich, verführt und hintergangen worden war.

„Ich gratulire, ſagte ſie unter andern mit einer ſpöttiſchen Verbeugung zu der Ehre, die Beiſchläferin eines Lieutenants von den Generalſtaaten geweſen zu ſeyn. Damit du ein andermal vorſichtiger zu Werke gehen mögeſt, ſo nimm einſtweilen dieß zur Erinnerung —

Mit dieſen Worten ſchlug ſie die von Staunen und Verwunderung eben ſo ſehr hingeriſſene, als von Schmerz und Leiden gebeugte Emilie ſo derb ins Geſicht, daß dieſe ihre Beſinnungskraft verlohr und auf mehrere Minuten ganz außer Faſſung gerieth.

Das war zu viel auf einmal und noch nie hatte ſie ſich in einer ſo kläglichen Lage erblickt.

Sie hatte gefehlt, das wußte ſie; aber nicht aus eigenem Triebe; — hatte ſich dem Betrüger hingegeben, weil die Mutter ſelbſt ſie dazu aufforderte und ſie nachher, nicht vom glänzenden Aeußern bethört, ſondern aus Neigung ihres Herzens ſich zu ihm hingezogen fühlte. Man denke ſich alſo ihre Leiden, ihre Verzweiflung, mit der ſie Tag und Nacht kämpfte, da Niemand ſie tröſtete und der unwiderbringliche Verluſt eines Herzens, deſſen ſie ſich nun bald ganz zu verſichern hofte, durch öffentliche Nachrichten ſich beſtätigte. Sie erkrankte — und kaum reichten ihre Kräfte zu, die Schmerzen zu überſtehen, welche die erſten Eintrittsaugenblicke des kleinen Weltbürgers, den ſie unter ihrem Herzen getragen hatte und deſſen Lebensfaden, für die Dauer zu dünne geſponnen, die muthwillige Parze nach einer Stunde wieder durchſchnitt, ihr verurſachten.

Leben und leben laſſen, iſt Aufruf der Natur. Jemanden den Tod wünſchen, wür-

de unnatürlich; ja! ſogar Vorſatz ſeyn, tödten zu wollen; allein der armen Dulderin wäre Erfüllung dieſes Wunſches in ihrer gegenwärtigen Lage vielleicht Wohlthat geweſen. Doch — o! daß ich meinen Leſern angenehmere Dinge erzählen könnte! — daß ich ſie immer und immer mit den ekelhaften Szenen des Schickſals unterhalten muß! — Emilien waren noch herbere Leiden aufbehalten und ihre Jugend und wache Sorgfalt des Arztes entriſſen ſie der Vernichtung. Statt ihrer ſonſtigen Heiterkeit aber ſiedelte ſich Melankolie, ſtatt Streben nach Vergnügen und Freude Menſchenſcheue bei ihr an.

Am liebſten wandelte ſie jetzt unter Gräbern. Da gedachte ſie ihres verſtorbenen Vaters, dem nun jenſeits die Palme des Friedens wehte; ſeiner weiſen Lehren, die ſie, von ihrer heilloſen Mutter aufgemuntert, verſchmäht und verlacht hatte. Schauer nie gefühlter Angſt über Vergangenheit und Zukunft,

von der hier herrſchenden Stille noch höher geſpannt, faßte ihre Glieder, durchbebte ihr Innres und heiße Thränen der Wehmuth, der bitterſten Reue benetzten den Hügel, auf dem ſie kniete; ſie betete aus der Fülle des Herzens um Vergebung ihrer Sünden.

Konnte ſie wohl glauben, daß ihrem Gebete auf der Ferſe Erhörung folgen würde? — Es geſchah.

Hennig, Grohmanns ehemaliger Freund, deſſen wir ſchon einmal gedachten, war ebenfalls nach P... gekommen, um daſelbſt nach den Modellen wahrer Kunſt auch die ſeinige zu vervollkommnen. Beſchäftiget mit den Meiſterwerken älterer und neuerer Zeit, hatten auch ihn ſeine Füße mechaniſch auf den Kirchhof getragen. Ueberall Nahrung ſuchend für ſein Künſtlergenie ſchweifte ſein Auge hier unter den Monumenten umher und forſchte, ob vielleicht etwas davon Stoff zu neuen Erfin-

dungen gäbe; da trafen ſeine Blicke ein Mädchen, ſchlank und ſchön, wie Aglaja, betend an den Boden hingegoſſen. Hingeriſſen von dieſem Anblicke und von glühender Andacht erfüllt, trat er hinter die Bußfertige und hörte ihr leiſes, brünſtiges Gebet.

„Gott! dachte er bei ſich ſelbſt — ſo jung noch und ſchon ſo unglücklich? — Gewiß! in dieſem ſchönen Körper muß eine ſchöne Seele wohnen.“

Bis jetzt hatte er ihr nur im Rücken geſtanden; nun aber war ihr Gebet geendet. Sie erhob ſich, wendete ſich nach ihm um und er ſah nun auch ihr ſchönes, von Kummer und Gram gebleichtes Geſicht. Gewiſſe bekannte Züge darinnen machten ſeine Aufmerkſamkeit rege und erinnerten ihn an ein ähnliches Geſicht, ohne jedoch ſich genau entſinnen zu können, wo er daſſelbe geſehen haben konnte und wem es angehöre.

Emilie erſchrack über die ungeahndete Nähe eines fremden ihr unbekannten Mannes, verbeugte ſich und wollte gehen; aber Hennig faßte ſie bei der Hand und redete ſie alſo an: Mamſell! verzeihen Sie einem Manne, der nichts ſehnlicher wünſcht, als ſich Ihnen gefällig zu machen und durch thätige herzliche Theilnahme Ihre Leiden zu mildern, daß er ohne Umſchweife ſeine Bekanntſchaft mit der Frage eröfnet: Wer ſind Sie?“

Emiliens Augen deckte ein feiner Nebelflor und gewaltſam ſuchte ſie die Sonnenſtralen eines ſanften Lächelns herbeizulocken, daß er ſich nicht in Waſſer auflöſte. Immer ſchwankte ſie zwiſchen Bleiben und Gehen; der Anſtand des Fremden aber hatte etwas Edles, das ſie an ihn feſſelte und ſeine Frage ſetzte ſie in Verlegenheit; ſie war mit ſich ſelbſt uneins, was ſie thun und was ſie antworten ſollte.

„Halten Sie es nicht für unbeſcheidene Neugier, liebes Mädchen! redete er weiter —

Was es Wohlwollen und der Wunsch, Ihnen nützlich zu werden, ist der Urquell, aus dem diese Frage herfließt.

„Emilie Grohmann — erwiederte sie nach einem kurzen Schweigen mit bebender Stimme.

Wie ein Lichtstral mitten durch nächtliches Dunkel erhellte seinen Geist der Name Grohmann.

„Doch nicht die Tochter des Kaufmanns Grohmann?"

„Dieselbe."

„Und unglücklich?"

„Nur zu sehr bin ich das."

„Emilie! erlauben Sie mir diese kleine Vertraulichkeit. — Sie sehen in mir einen alten Freund Ihres verewigten Vaters. Darf ich wissen, was Sie bewog, die Lebenden zu fliehen und Tröstung bei den Todten zu su-

chen? — Was die Rosen Ihrer Wangen entblätterte? — Darf ich? —

Sanft schmiegte sich Emilie an ihn an, froh, endlich Jemanden gefunden zu haben, dessen Busen ihrem Kummer geöfnet war, der ihr alles zu hoffen und nichts zu fürchten erlaubte.

„Sie dürfen!“ sprach sie und unaufgehalten strömte nun ihr Herz in das seinige über.

Schon ehedem hatte Hennig Natalliens niedrige Gesinnungen kennen gelernt; aus Emiliens Erzählung überzeugte er sich sogleich, daß sie auch jetzt Schuld an dem Elende ihrer Tochter sey.

Unbekümmert, was für Absichten ihm, einem jungen unverheiratheten Manne, die Welt andichten werde, wenn er ein junges Mädchen mit sich nähme, bat er ihr sogleich seinen Beistand an, wenn sie sich entschließen könnte,

ſich der unwürdigen Behandlungen ihrer Mutter zu entledigen und ihn als ihren zweiten Vater und Beſchützer anzuſehen.

Emilie nahm den Vorſchlag des Edlen mit ungeſtümen Entzücken an, nur beſorgte ſie, daß ihre Mutter ſchwerlich einwilligen möchte; allein Hennig hob ihre Beſorgniſſe und verſprach, daß es ihr an nährenden Beſchäftigungen nicht fehlen ſollte, da ſie in den meiſten weiblichen Arbeiten groſſe Geſchicklichkeit beſaß.

Was Emilie vorhergeſagt hatte, ereignete ſich wirklich. Madam Grohmann widerſetzte ſich ſehr lebhaft Hennigs menſchenfreundlichen Abſichten und, als Bitten, Vorſtellungen, Drohen fruchtlos blieben, ſchlug er einen andern Weg ein, den des geſetzlichen Zwanges. So brachte der Edelmuth eines Jünglings die junge Verirrte in den Schooß der Tugend zurück.

Vom Feuer der Imagination begeiſtert, erſtrebend das Glück der Gatten- und Vaterfreuden, gegen die ihm jede andere ein Unding zu ſeyn ſchien, träumte er ſich Ideale höchſter weiblicher Vollkommenheiten. Um ſo lieber war es ihm, dieſe Eigenſchaften, die ſein hohes Ideal verwirklichen konnten, in der, ihres Epikuräism ohngeachtet, immer noch reinzenden Tochter ſeines Freundes zwar verborgen, jedoch vergegenwärtiget zu ſehen. Täglich reifte der Vorſatz in ihm, ſie, wenn er ſie der Tugend wieder gewonnen und darinnen befeſtiget haben würde, zu ehelichen, zum feſten Entſchluſſe.

Dieſem gemäß vertraute er ſich ſeinen Eltern. Ein paar alte grundehrliche Leute, denen kein größeres Vergnügen denkbar war, als den Wünſchen ihres Sohnes zu willfahren. Gern bewilligten ſie auch diesmal ihm, was er verlangte, nahmen die Verirrte in ihren Schooß auf und breiteten mit himmliſcher Milde ihre Vater- und Mutterarme nach ihr aus.

Hen-

Hennig und Emilie lebten nun, von dieſem Augenblicke an, wie Bruder und Schweſter. Beide lernten ſich mit jeder Stunde näher kennen, mehr ſchätzen, ja! — lernten ſich lieben; indeß die guten Alten nicht müde wurden, täglich Beweiſe ihrer Sorgfalt für ihre Pflegetochter abzulegen und unermüdet wetteiferten, ihren moraliſchen Karakter zu veredeln und ſie ſowohl mit der Religion, als allen nöthigen häußlichen Wiſſenſchaften näher bekannt zu machen.

Von Wuth und Rache entflammt brü'ete Madam Grohmann über den giftigſten Plänen und verſuchte dieß und das, Hennigs edle rechtſchaffene Abſichten zu vereiteln und Emilien ihm abwendig zu machen; aber ihr Wüthen und Toben erſchütterte ihn nicht und all' ihre Verſuche blieben fruchtlos. Ihn entſchädigte, wenn auch irgend Jemand, durch Roſaliens boshafte Gerüchte verführt, ihn mißdeuten ſollte, der ſüße beglückende Lohn, den

jede gute That durch ſich ſelbſt gewährt. Ueberdieß hatte ſeine Neigung ſchon zu tiefe Wurzel geſchlagen und oftmals, wenn er eine Venus, Hebe oder Lukretia fertigen wollte, gieng, ihm ſelbſt unbewußt, unter ſeinem Pinſel Emiliens bezauberndes Bild hervor.

Und bei ſolch einer Lage der Dinge, bei ſo groſſer Anhänglichkeit der Partheien im Ganzen, wie im Einzelnen, ſollten die Bemühungen der Bosheit gelingen? — Nein! beim Himmel — eher hätte ſich Hennig jedes Glied einzeln vom Leibe herabreißen laſſen, eher hätten ſeine braven Eltern ihr ganzes kleines Vermögen darum gegeben, ehe ſie in Emiliens Entfernung gewilliget hätten.

In dem Umgange einer ſo guten rechtſchaffenen Familie verharſchte bald wieder die Wunde, die der ſchurkiſche Rüd Emilien geſchlagen hatte; bald blühten die Knospen wieder auf ihren Wangen ſo friſch und friſcher noch em-

vor, als vorher und eben war Hennig gesonnen, das süße Geständniß: Ich liebe dich — ihren Lippen zu entlocken, als Emilie selbst ihr eigenes Glück und mit ihm Glück und Ruhe ihrer Wohlthäter mit eins zertrümmerte. Sie entfloh in der Stille der Nacht.

Konnte Etwas diesen in der That unbesonnenen Schritt entschuldigen, so war es nur die Stärke kindlicher Liebe, durch List der Mutter selbst zu diesem Grade erhoben.

„Ich bin tödtlich krank — schrieb Rosalie — Komm ohne Verzug, wenn du mich noch am Leben treffen willst, vielleicht, daß ich dann wieder unter deiner Pflege genese.“ —

Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß dies ein bloßer Kunstgriff der Mutter seyn könnte und sie hätte sich lieber gleich zu ihr auf den Weg gemacht, hätten nicht Hennig und seine Eltern sie mit der beruhigenden Versicherung noch aufgehalten, daß die angebliche

Krankheit nur ein Vorwand sey, sie aus ihrer glücklichen Wohnung herauszulocken. Allein von bangen Vorstellungen beunruhiget, vermochte Emilie länger nicht, den Forderungen der kindlichen Pflicht zu widerstehen und nahm, um nicht länger hingehalten zu werden, ihre Zuflucht zu dem verzweifelten Entschlusse, sich heimlich davon zu machen.

Blicke hinaus in die Zukunft! — Emilie blicke hinaus, sieh — und schaudere zurück! — Welch ein Bild stellt sich deinen Augen dar? — Grenzenloses Elend über eine der würdigsten Familien verbreitet, die dich, Tiefgesunkene! aufzuheben bereit war und mit Gefahr ihrer Ehre von dem Wege des Lasters zurückführen wollte auf die Bahn der Tugend; — einen guten edlen Jüngling, den Stolz und die Freude seiner Eltern, hoffend, einst die Stütze ihres Alters zu werden, unter fremden Zonen, ringend mit Jammer und Elend, das ihm das Herz aussaugt, abgemergelt zum scheußlichen

Gerippe, flehentlich den Tod herbei winselnd, — Eltern, grau geworden in Freuden über den einzigen, den ihnen der Himmel schenkte, nun eine Beute der Verzweiflung, zerraufend die eisgrauen Haare über den Verlust des Geliebten. — Höre! wie sie dich anklagen als die Urheberin all dieser Zerrüttungen; von dir ihn fordern, der um deinetwillen dem väterlichen Heerde und ihren zitternden Armen entwich; wie jedes Gebet um ihn, um Verzeihung für dich, zum Vater der Menschen gesendet, unvermerkt in ihrem Munde in Verwünschungen übergeht; — sieh! wie die morsche, sie umgebende Hülle zusammen bricht und höre den letzten scheidenden Ausruf, der ihren Mund auf ewig für das Irdische verschließt und Ach! und Weh! über dich verbreitet: Emilie! —

Wie willst du das jemals verbeten, Emilie? — Und wandeltest du Jahreiang unter Gräbern und Todten umher, knietest dir wund

die Knie auf harten Leichenſteinen, ein ganzes Menſchenalter reichte nicht zu, es abzubüßen.

Doch nein! — Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet! — ſo lehrte einſt der weiſeſte aller Menſchen, der Gottmenſch Chriſtus. Und wer iſt gerechter, wer barmherziger, als Gott? — Er wird auch deiner ſich erbarmen und es dir nicht zu hoch anrechnen, daß du dem Rufe der kindlichen Pflicht und Liebe mehr, als der Stimme der Freundſchaft Gehör gabſt.

Aber dich, Roſalie! dich wird es einſt ſchwer drücken, daß du das angefangene Werk, das Glück einer ganzen Familie ſo ſataniſch zerſtörteſt. Rechne mit deinem Gewiſſen, wenn der Knöchler die Hippe über dir ſchwingt — O ihr Hügel! decket mich — ihr Berge! fallet über mich — wirſt du dann im kalten Todesſchweiſe ausrufen und — o Roſalie! — Roſalie! — —

Hinweg! — Hinweg von dieſem vernichtenden Gedanken! — Meine erhitzte Phantaſie verliert ſich zu weit in den ſchreckhaften Bildern des Jenſeits — mir ſchwindelt der Kopf — Alſo hinweg davon! —

Hennig und ſeine Eltern waren durch Emiliens plötzliche Flucht in die gröſſeſte Beſtürzung gerathen, indem ſie durch ſelbige ihre menſchenfreundliche Abſicht und ſchmeichelnden Hofnungen vereitelt ſahen. Sie verſuchten auf mancherlei Weiſe, ſie zur Rückkehr zu bewegen, indem ſie derſelben ihren Schmerz über ihre Entfernung und die Gefahren, denen ſie in P . . . aufs neue ausgeſetzt ſeyn würde, lebhaft ſchilderten; aber ihre Mutter ſtemmte ſich mit aller Macht dagegen und Hennigs Mühen, Bitten und Vorſtellungen blieben fruchtlos.

Kein Wunder, wenn alle Verſuche von der Seite mißlangen. Emilie gehorchte den

liſtigen Ueberredungen der ſchlauen Mutter und verwarf die wohlgemeinten Warnungen und Bitten ihrer Freunde. Und obgleich Hennig ſeinerſeits ſeinen Briefwechſel mit Emilien fortſetzte, ſo kam doch keiner derſelben, mittelſt Roſaliens Veranſtalten, in ihre Hände, ſondern ſie wurden oft unerbſnet zurückgeſchickt, oder auf eine Art beantwortet, die dem getäuſchten, tief gekränkten Geliebten die Luſt benehmen mußte, weitere Verſuche anzuſtellen.

„Als mir — ſchrieb er am Ende ſeines letzten Briefs, in welchem er ihr die unausbleiblichen Folgen ihrer Uebereilung recht einleuchtend darzuſtellen geſucht hatte — dort in P... unter Grabmälern und Leichenſteinen der göttlich ſchöne Anblick der ſtillen reuigen Beterin wurde — als ich dich beten hörte: Vater im Himmel! wende dein Antlitz nicht von mir! verſtoße mich nicht um meiner Schwachheit willen und nimm mich, dein wiederkehrendes Kind, zu Gnaden auf! — als der Allerbarmer

dir Verſöhnung winkte und die Spuren davon auf deiner Stirne ſichtbar wurden, o! da hätte ich dir mein von Anbetung und Dank erfülltes Herz aufdecken und hinſinken mögen zu deinen Füßen. Ich weiß es nicht zu nennen, was mich da ergrif; ich empfand es nur — und noch jetzt, wenn ich daran denke, löſt ſich mein Gefühl in Rührung auf. — Als ich nun endlich gar den Namen Grohmann hörte, ha! Mädchen — wie wurde mir da ſo bange und wieder ſo wohl. — Haſt du das ſchon vergeſſen? — Haſt du vergeſſen deiner Schwüre, der Tugend zu huldigen und treu zu bleiben? — Du gelobteſt, mich als deinen zweiten Vater zu betrachten; dachteſt du wohl dieſes Gelübdes, als du dem Krokodillenrufe deiner ſataniſchen Mutter folgteſt? dachteſt du daran? — — Nein! Nein! ich hätte nicht darauf bauen ſollen; Mädchenſchwüre ſind Spreu, dem leichteſten Maienlüftchen ein Spiel.— Ich war ein Thor; — daß ich der war, wollte ich gern noch ver-

ſchmerzen; aber daß du mir logſt, Emilie! daß du die reifende meiner göttlichſten Ahndungen darnieder ſchlugſt, das vermag ich, ſo lange die Dauer meiner jämmerlichen Exiſtenz währt, nicht zu überwinden. Du haſt mich elend, höchſt elend, dich ſelbſt aber ewig unglücklich gemacht.“

„Noch iſt es Zeit! — Noch iſt nicht alles verlohren, wenn anders Beſſerung dir ein Ernſt iſt. — Emilie! haſt du es noch nicht erfahren, was es heißt: auf dem Punkte ſtehen, auf welchem, gleich einem Spinnengewebe die äußerſten Enden der feingeſponnenen Fäden unſers höchſten Erdengenuſſes zuſammen laufen und plötzlich von der ſchadenfrohen Hand der neidiſchen Göttin daraus ſammt dem Gewebe hinweggeriſſen werden? — Doch, was frage ich? — Gewiß erfuhreſt du das nie, ſonſt würdeſt du nicht das zerrüttelte Maaß möglichſt denkbarer Leiden mir Schuldloſen gemeſſen haben. — Ha! und meine

armen Eltern — wie der Gram über den hinwelkenden Sohn ſie verſchlingt! — Emilie! Emilie! wäreſt du hier, ſollte dir nicht das Herz brechen? — Komm! — Auf meinen Knieen liege ich hier vor deinem Bilde, dem vielleicht das Original ſelbſt an Härte gleicht — o! daß Gott es verhüten wolle — Komm! und baue wieder auf, was du durch übel verſtandene Pflicht niedergeriſſen haſt.“

Nicht wahr? meine empfindelnden, empfindſamen und ſanft empfindenden Schönen, die Sie bereits in Wehmuth zerfließen, daß der Zeiſig ſein Waſſer ſelbſt ziehen muß — nicht wahr, ein ſolcher Brief würde die zarten Nerven erſchüttert und Regungen des Erbarmens und Mitleids in Ihnen hervorgebracht haben? —

Das ließe ſich ja von Ihnen erwarten. Wohl auch von der wirklich nicht böſen, aber ſchwachen Emilie, obgleich ſie weder empfindelnd, noch empfindſam war.

Allein aus dem Vorhergehenden iſt es ſchon bekannt, daß Madam Grohmann jede Zeile unterſchlug, die von Hennigen an ihre Tochter einlief. Sie ſagte ihr davon nichts mehr, als was ſie für gut befand. Der letztere hatte gleiches Schickſal; ſie ſagte Emilien nicht einmal, daß er geſchrieben hatte.

„Sie werden wohl thun — lautete Roſaliens Antwort — wenn Sie ſich ins künftige die Mühe des Schreibens erſparen, da Emilie keinen Ihrer Briefe lieſt. Auch verbittet ſie ſich hiermit alle fernere Einmiſchungen in eine Sache, die, außer uns, für Niemanden einiges Intereſſe haben kann“ — und Hennig? Fürchterlich war der Eindruck, den dieſer Urlaubsbrief auf ihn machte.

„Sie iſt verlohren! — ſprach er, mit ſtarrem auf den Brief geheftetem Blicke — „Sie iſt verlohren!“ — Schwermuth, um ſo drückender, je weniger er ſich durch Thrä-

ven Erleichterung zu verſchaffen vermochte, bemächtigte ſich ſeiner.

In dieſer Stimmung gieng er zu ſeinen Eltern; Verzweiflung ſtralte aus ſeinen Augen!

„Sie iſt verlohren! — wiederhohlte er beim Eintritt.

„Jeſus! — ſchrie die Mutter — „Was iſt geſchehen? — Du biſt außer dir?“ — und ſprang vom Stuhle auf.

„Ruhig! — Ruhig, Mutter!“ — mahnte ſie der gelaßnere Vater und ſchob ſie langſam auf den Stuhl zurück. — „Laß das mir über. — Nun Sohn! was hat's gegeben? Sprich! wer iſt verlohren?

„Emilie — und ich! — Da, leſen Sie ſelbſt.

Der alte Hennig nahm den Brief; angſtvoll beobachtete ihn ſeine Gattin während dem Leſen.

Langsam und mit schmerzlicher Bewegung faltete er die zitternden Hände, nachdem er das Blatt neben sich auf den Tisch gelegt hatte. Wie Gott will! sagte er — wir haben das Unsrige gethan; habens redlich gemeint und würden noch mehr gethan haben. Aber es hat nicht seyn sollen. — Sein Wille geschehe!“

„Nicht seyn sollen“ — wiederhohlte Hennig mit halblauter bebender Stimme, nahm den Brief hastig vom Tische, las ihn noch einmal und hob ihn dann gen Himmel empor.

„Dieser sey Zeuge zwischen uns und Emilien — sagte er im fürchterlichen Tone der Verzweiflung — „wenn du uns zur Rechenschaft forderst!“

Schauervolle Pause. Jammernd fuhr er dann fort, in Thränen zerfließend und gelehnt an den Busen der weinenden Mutter: „Ich liebte das Mädchen! — Heiß und innig

liebte ich Emilien — aber ſie vergalt meine Liebe mit Hohn.“

Er umarmte beide Eltern. Lange hieng er an ihrem Halſe. Endlich brach er noch einmal aus und ſagte: „Gott ſchütze Sie, Beſte! Er allein lohne Ihnen Ihre Sorgen um mich! Mich jagt ein unerbittliches Schickſal in Verzweiflung und Tod!“

Noch einige brennende Küſſe — dann riß er ſich von ihnen loß — und verwaiſt verjammerten die guten Eltern den Lebensabend, an dem ſie in glücklicher Ruhe ihres Tagewerks ſich zu freuen gedachten.

Hennig war fort. Kein Jammern, kein Schreien, kein Seufzen und Händeringen brachte ihn wieder zurück.

Die Fortſetzung im Folgenden.

Kabalen

des

Schickſals.

Sechſtes Bändchen.

Leipzig,
in der von Kleefeldſchen Buchhandlung.
1801.

Berolini

Inhalts-Verzeichniß.

1.

Klara von Schönfels. S. 1

2.

Altenhof, der erſte und lezte im Kreiße ſeines Völkchens. — 37

3.

Folge wucheriſcher Bedrückung. — 65

4.

Emilie, oder Verführung und Leichtſinn. Fortſetzung. — 87

5.

Rudolph, mit dem Beinamen: der Gefürchtete. Eine Geſchichte aus den Ritterzeiten. S. 119

6.

Er war doch kein Schurke! — — 151

lara von Schönfelß.

Unbefangen und ſchuldlos hüpfte Klara unter den Blumen ihres Gärtchens, die ſie mit eigener Hand pflegte und wartete, dahin. Ihr Oheim hatte ihr dazu einen Plaz in ſeinem Burggarten angewieſen, geordnet und mit einem Zaune von Jasmin und Hollunder umzäunt. Eine dicke Bohnenlaube auf einem kleinen aromatiſchen Hügel, empfieng ſie des Morgens, wenn ſie in ihr Eigenthum trat, und gewährte ihr die lachendſte Ausſicht über ein ſchön koloritres Ganze in gerader Linie nach einer, an der Abendſeite befindlichen, ſüßduftenden Jelängerjelieberlaube. Ihre liebſte Beſchäftigung war es dann, wenn ſie dem Schöpfer ihr Dankopfer dargebracht hatte, die Reihen ihrer Zöglinge zu muſtern, zu ſchneiden, zu putzen, zu jäthten, Blumen in ihr Körbchen

zu sammeln und Sträußer und Kränze zu winden, womit sie den Oheim und seine Gäste, die mehr oder weniger an der Zahl, zum Mittagsmahl bei ihm einsprachen, zu beschenken pflegte.

Dadurch erwarb sie sich allgemein Liebe und Beifall und erregte um so mehr Aufsehen und Bewunderung, je frühzeitiger ihre körperlichen Reize, so wie die Vorzüge ihres Geistes und Verstandes zur Reife gediehen. Im zwölften Jahre ihres jungen Lebens schon besorgte sie Küche und Keller ihres Oheims mit einer, ihre Jahre übersteigenden Einsicht und Klugheit, die dem Stolze des Alten schmeichelte und seinem Herzen gütlich that. Kein Gericht war ihm schmackhafter, als das Klara ihm zubereitet hatte; lieblicher duftete ihm sein Johannisberger, wenn die Hand seiner lieben Pflegetochter ihm denselben kredenzte; und doch handelte er so undankbar, so unväterlich an ihr, als die Zeit des Mannbarwerdens eintrat und der Kelch ihrer Rosen sich zu entfalten begann.

Er war nicht geizig, aber Eigennutz und Habsucht waren die Triebfedern seiner Handlungen und gewährten seiner Prachtliebe und seinem Verschwendungsgeiste volle Sättigung und konnten es nicht verhindern, daß auch die Wohlduft verbreitende Knospe in dem Augenblicke ihrer Entfaltung ein Opfer seiner Leidenschaft wurde.

Klara war schön. Das sagte ihr nicht nur ihr Spiegel; das sagten ihr alle, die an der Tafel ihres Oheims schmaußten; das sagte ihr selbst der Neid nach, der sie sogar weit über ihre Zeitgenossinnen erhob. Aber alles das schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht, Sittsamkeit und Bescheidenheit waren ihre Waffen, mit denen sie sich gegen die einen, wie gegen die andern vertheidigte und sie dachte nichts weniger, als daß jene um ihrentwillen so oft Tage und Nächte in der Burg ihres Oheims verschwelgten, diese hingegen vielmehr sich um ihrentwillen von den Festen und Freudengelagen entfernten, die dahier gefeiert wurden.

Jünglinge und Greiſe buhlten um die Hand der dreizehnjährigen Dirne und keiner der erſteren glaubte, unverrichteter Sache wieder abziehen zu müſſen. Jeder ſtüzte ſich auf ſein eigenes Selbſt, mehr oder weniger prangend mit jugendlichen Großthaten, auf ſeine Ahnen, auf männliches Anſehen und Stärke und ließ ſichs nicht in den Sinn kommen, daß die liebenswürdige Nichte des gaſtfreundlichen Burgbeſitzers nur durch das höchſte Gebot zu erlangen ſeyn könnte. Daran hatte auch nicht einer gedacht. Sie ſchmeichelten ſich alle, einer wie der andere, mit ſüßen, angenehmen Hoffnungen, ſo lange Klarens Oheim ihnen auszureichen vermochte und ſich der Ausrede bedienen konnte, daß das Mädchen noch zu jung und ihm in ſeinem Hausweſen unentbehrlich ſey; machten aber gewaltig große Augen, als nach Verlauf von dreien Jahren Ritter Hugo erklärte, daß Klara bereits mit ſeinem Nachbar Wilibald verlobt ſey.

Alle beneideten ihn um den Beſiz eines Kleinods, das jeder, ſein zu nennen, gehoft und ſich Mühe gegeben hatte, und keiner hätte ſichs je träumen laſſen, daß er der Glückliche ſeyn ſollte, der die ſchöne Klara einſt als Braut heimführen würde. Er war allen an Jahren überlegen und hätte eher Klara's Vater, als ihr Gemahl ſeyn können, ſogar groß und auffallend war der Unterſchied zwiſchen ihr und ihm. Aber was kümmerte Hugo ſich deß? — Wilibald hatte ihm ein Stück Geld geboten; und das war überwiegender, als alle Ahnen, Nahmen und Heldenthaten der andern, die ſich dieſer Liſt nicht bedienten.

Ihn hatte Klara ſo wenig ausgezeichnet und hervorgezogen, als einer von den übrigen. Ihr war einer ſo gleichgültig, als der andere und noch kannte ſie das Wörtchen Liebe nicht, denn noch hatte keiner es gewagt, ihr nur eine Sylbe davon vorzuſagen. Wilibald war der erſte, aus deſſen Munde ſie es hörte, und ihr ſanfter, an

Ergebung in den Willen ihres Oheims gewöhnter, Charakter war Schuld, daß ſie ſeine Schmeicheleien und Liebkoſungen erwiederte und begünſtigte. Hätte ſie der Pflicht des Gehorſams weniger blindlings Genüge geleiſtet und einen oder den andern aus der ſie umflatternden Menge ſich auserſehen, vielleicht würde ſie das Loos nicht gezogen haben, das ihr zu Theil wurde.

Niemand dünkte ſich glücklicher, als Willibald, als er, obgleich erſt nach einem Jahre, ſeine Braut auf ſeiner Burg einführte, denn der Tag der Vermählung hatte ſich von Woche zu Woche, von Monden zu Monden bis hierher verſchoben. Er lachte keck in die Fauſt, die jungen, mannhaften, ſtattlichen Ritter ſo überliſtet zu haben und ließ ſich den Gedanken nicht einfallen, daß dies die größte Thorheit ſeyn könnte, die er in ſeinem Leben begangen habe.

Er war bereits ein Funfziger, mithin ſchon weit über die Jahre hinaus, in welchen der

Mann fähig iſt, Liebe zu erwecken. Klara liebte ihn, weil er ihr zum Gemahl beſtimmt war; aber nicht, wie ſie den zwanzigjährigen Jüngling geliebt haben würde, deſſen ſtrotzende Mannheit ihrem Auge Feſſeln angelegt hätte, der mit jedem Blicke, mit jedem Kuſſe ihr Herz in lodernde Flammen geſezt und mit jedem Worte und Athemzuge ihrer Seele Liebe eingehaucht hätte. Es war mehr nur bloße Achtung, höchſtens eine Art kindlicher Liebe; denn ſeinen Schmeicheleien und Liebkoſungen fehlte jenes aus jeder Miene und Bewegung ſprechende Feuer, ſeinen Küſſen und Umarmungen jener anziehende Sieg-gewährende Kraft des Jünglings, welcher ſelbſt die höchſte Tugend unbeſiegter Weiblichkeit nicht widerſtehen mag.

Der erſte Schritt in die Burg ihres Herrn und Gemahls war auch der ihres Falles. An der Spitze ſeiner Leute, die beim Eintritt das Hochadeliche Brautpaar bewillkommten, ſtand ein Jüngling, deſſen Bildung und Anſtand Aufſehen

erweckte und aller Augen auf sich zog. Klara war die erste, deren Blick auf ihm haftete und mit diesem Blicke eine Neigung in sich laut werden fühlte, die bis jezt in ihrem Herzen noch keinen Raum gefunden hatte und Wilibald durch einen jahrelangen Umgang doch hervorzubringen nicht vermögend gewesen war. Berthold hingegen war von Seiten der Wilibalder Burg und Lehensleute der erste, der das Wort führte und vor allen andern der Einzug-haltenden Gemahlin seines Herrn und Gebieters seine Hochachtung bezeugte, den muthigen Zelter im Zügel faßte und mit seiner kraftvollen Rechte die schöne Reutende aus dem Sattel hob.

Schön, wie ein Gott, dessen reizende Gestalt sich durch sich selbst heraus gearbeitet zu haben schien und ihrer Vollendung nahe war, stand der neunzehnjährige Jüngling vor seiner Gebieterin und hielt im Namen der ihn umgebenden Menge eine kurze Anrede, die er aber eben deshalb um so kürzer fassen mußte, weil er

ſich mit derjenigen in gleicher Verdammniß fühlte, zu der er ſprechen ſollte. Hoch und immer höher glühte ihm die Wange, je öfterer ſein Blick dem ihrigen begegnete und er war kaum vermögend, zu enden, denn der Zauber ihrer Schönheit machte ihn trunken und die Worte ihm auf der Lippe erſterben.

Wilibald ſuchte die Urſache dieſer Zerſtreuung ſeines Lieblings keineswegs in der Schönheit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin und war ſo thöricht, zu glauben, daß der Knabe, wie er ihn nannte, eben ſo wenig im Stande ſeyn könnte, Klara's Aufmerkſamkeit rege zu machen, als verwegen, ſein Auge zu ihr zu erheben. Er rechnete eben ſo ſehr auf den Abſtand zwiſchen ſich und ihm, als auf den Gehorſam und die Achtung ſeines Zöglings und hielt es daher von dieſer Seite für platterdings unmöglich, in ſeiner ehelichen Gerechtſame beeinträchtiget zu werden. Berthold war ihm alles ſchuldig; das war unleugbar gewiß, aber nicht hinreichend, ihn ganz

ſicher zu ſtellen. Wer konnte ihm für die Treue eines ſiebenzehnjährigen Weibes bürgen, um ſo mehr, je größer der Unterſchied zwiſchen Jüngling und Hageſtolz war, dem er ſich bereits ſo ſehr genähert hatte? —

So gut ers auch mit Klaren meinte und ihr jeden ihrer Wünſche an den Augen abzuſehen ſchien, ſo war doch das alles nicht hinlänglich, in ihrem Herzen das Gefühl zu erwecken, das beim erſten Anblick des rüſtigen Jünglings ihr ganzes Weſen erſchütterte und auf ihr Innres einen bleibenden Eindruck machte. Er nährte und unterſtützte ſelbſt dies Gefühl, das ihrem Herzen ſo gütlich that und durch keinen, als den ſchönen Berthold erwiedert zu werden vermochte. Er machte, auf gut teutſch zu reden, den Kuppler ſelbſt, begünſtigte ihre Wünſche, jede Gelegenheit des Zuſammenkommens und Alleinſeyns und führte ſie ſo, unwiſſend und unabſichtlich, mit eigener Hand an den Abgrund des Verderbens.

Der Leidenſchaft des Jagens und Umherſchwärmens außer der Burg forthuldigend, wie er es von jeher gewohnt geweſen, war er oft zu ganzen Tagen nicht im Hauſe. Mit wem hätte Klara ſprechen ſollen, als mit Berthold? In weſſen Umgange ſich ſchadlos halten, als in dem des liebenswürdigen Jünglings, der in der Abweſenheit des Burgherrn allenthalben ſeinen Plaz vertrat, eben ſowohl den Geſellſchafter, als Oberaufſeher des Hauſes machte und aus perſönlichem Zutrauen und Wohlwollen insbeſondere ſie auf ihren Spaziergängen begleiten und ihr ſonſt die Langeweile kürzen mußte? — War's wohl ein Wunder, wenn durch einen täglichen, faſt ununterbrochenen Umgang das einmal angefachte Feuer in den Herzen beider zur hellen Flamme auflohderte?

Berthold war ſchön und liebenswürdig, einnehmend und gefällig, aber auch eben ſo verſchwenderiſch mit ſchönen Vorzügen des Geiſtes und der Seele begabt; Schade nur, daß er keine

Ahnen zählte, keine Burgen und Schlösser besaß. Doch das alles schadete der Liebe nichts. Vertrauter und immer vertrauter wurden Klara und Berthold, bald sogar einander unentbehrlich; und eins so wenig, als das andere, kümmerte sich um den Unterschied der Geburt und des Standes, noch um die Größe und Schwere ihres Verbrechens.

Wilibald liebte Bertholden wie sein eigen Kind. Er hatte ihn als einen Vater- und Mutterlosen Waisen zu sich genommen und erzogen und bereits schon den Posten eines Burgvoigts ihm anvertraut. Niemanden hatte er lieber um sich, als ihn, niemand sein Vertrauen mehr im Besiz, als er; mithin ahndete er nichts weniger, als Trug und Falschheit von Seiten seines Lieblings und Untreue von Seiten seiner Gemahlin. Er sah es sogar gern, wenn Berthold in seiner Abwesenheit bei seiner geliebten Klara zurückblieb und war fröhlich und guter Dinge, wenn er, mit Beute beladen, heimkehrte und

Berthold ihm die Waffen abnahm, womit er einen Eber, oder sonst ein gut Stück Wild erlegt hatte, das ihm Klara mit eigenen Händen zuzubereiten pflegte.

Das war nun freilich eine große Versuchung für den einen, wie für die andere; beiden unmöglich, ihr zu entziehen, so wenig auch beide die Absicht hatten, zu sündigen. Nie war wohl das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe — anwendbarer, als hier. Man denke sich ein weibliches Geschöpf, so schön, wie es seit dem großen Schöpfungstage aus den Händen seines erhabenen Bildners hervorzugehen vermochte. Wohlduft spendend, wie die Rose, ihrer Entfaltung nahe, lächelnd dem Wanderer und heischend, gebrochen zu werden, ehe der Sturm sie entblättert; verführerisch und bezaubernd, an sich ziehend, fesselnd und festhaltend, unangesehen der Person, gleichviel, ob der Sklav, der solche Fesseln trägt, ein Fürst, oder ein Leibeigener des erstern ist; schmachtenden Blicks, wie der

Huldgöttinnen erſte, geſchaffen zur Liebe, wie Zypris, ſiegend und beſiegt im gleichen Moment.

Dieſem Ideal weiblicher Schönheit gegen über ein Jüngling von neunzehn Jahren, muthig, wie ein Löwe, geſund, nervigt und ſtark, wie ein Rieſe; Feuer und Flamme im Stralenblick rollender Augen; unternehmend und kühn, zu geben und zu nehmen; unbeſorgt und keine Gefahr ſcheuend; wild, um ſich greifend, anmaßend, vorwärts dringend, mit jedem Schritte dem Siege ſich nähernd, ein zweiter Herkules, zärtlich, wie Adonis, Sklav und Ueberwinder mit eins.

Das alles war nicht vermögend, in dem Herzen Wilibalds nur den mindeſten Grad von Eiferſucht zu erwecken. Von Klara's Reizen geblendet, haftete ſein Auge einzig und allein nur auf ihr, weidete ſich Stunden lang am Karmin ihrer Wangen, am Steigen und Fallen des hochklopfenden Buſens unterm ſchattenden Flohr

nachläßig verborgen, am ſeidenen, in goldgelben Locken niederwallenden Haupthaar und am Schwanenteint ihrer ſammetnen Hände. Sich ſpiegelnd und ſonnend im Stral ihres himmelblauen Auges, vergaß er, ihren ſchönen, zarten Körper mit ſeinen Armen umſchlingend, ſein Daſeyn, wähnte, ſich allein und ungetheilt im Beſitz nahmenlos ihm geſpendeter Reize zu erblicken und wagte es nicht, auf ſeinen Liebling und Hausfreund einigen Verdacht zu werfen; denn er rechnete eben ſo ſehr auf Dank, Achtung und Liebe ſeines Zöglings, als auf Klara's eheliche Treue.

In dieſem glücklichen Wahne verſtrichen ihm Wochen und Monden und er ahndete ſo wenig die traurigen Folgen ſeiner Sorgloſigkeit, als Klara und Berthold den unvermeidlichen Verdruß, der ihrem heimlichen Umgange zur Seite ſtand. Aber dieſe Reize waren nicht für ihn geſchaffen; dieſe Roſen zu brechen, aus ihren Kelchen Honig zu ſaugen, lag außer dem Plane

seiner Bestimmung; ihm war nichts vergönnet, als die Wonne des Anschauens; die Freuden des Genusses mußte er einem Würdigern überlassen, den die Natur mit magnetischer Kraft ausgerüstet hatte, das Auge seiner reizenden Gebieterin zu fesseln und über ihrer schönen Weiblichkeit zu triumphiren.

Bald nach ihrem Einzuge in die Burg des gestrengen Wilibalds, der sich nicht wenig darauf einbildete, die schönste der Frauen heimgeführt zu haben, machten Klara und Berthold nähere Bekanntschaft. Gleich bei der ersten Begegnung ihrer Blicke waren ihre Herzen einander zugeflogen und das Bündniß ihrer Seelen zu ewigen Zeiten geknüpft. Sie hatten nicht erst ängstlich überrechnet, was sie dabei gewinnen, oder verlieren könnten; ob der Bund, den sie in einem Moment errichteten, von mehr oder weniger langer Ausdauer seyn würde; ob sie berechtiget wären, oder nicht, dieses Band zu knüpfen und

über der Schande eines Dritten die Trophäen ihres Siegs zu errichten.

Bündniſſe dieſer Art ſind gemeiniglich das Werk eines Augenblicks. Dieß war auch hier der Fall. Ihre Freundſchaft, ihre Zuneigung war zeitig; die Vermählung ihrer Seelen ſtillſchweigend und früheren Urſprungs, als ihre Bekanntwerdung und dieſe gleichſam die Beſtätigung der erſteren. Sie erfolgte ſpäter, als jene, da ſie ſonſt gewöhnlich das Vorſpiel der Liebe zu ſeyn pflegt und ſie ſprachen in der Zuſammenkunft durch Blicke und Gebehrden ſo deutlich, ſo redend, daß Worte weniger vermögend geweſen ſeyn würden, ihre gegenſeitigen Gefuhle auszudrücken.

Wilibald merkte nichts. Verſtohlen wechſelten ſie Blick um Blick; wenn er zugegen war, beobachteten ſie eine Art kindiſcher Furcht und hüpften augenblicklich näher an einander, ſobald er den Rücken gewendet hatte. Sie glaubten, nun

ſo weniger Unrecht zu thun, je mehr ſie ihm mit Achtung begegneten und alles an den Augen abzuſehen bemühet waren, giengen mit Rieſenſchritten vorwärts und feierten, den ſeligſten Empfindungen ſich überlaſſend, der Schäferſtunden ſchönſte, indeß der argloſe Wilibald auf den Fluren umherſtreifte, ſein Jagdroß tummelte und, einem Wild nachſetzend, ſich in den dicken Waldungen verlohr.

Wie glücklich fühlten die Liebenden ſich! — Nichts ſtörte ſie im Genuſſe überſchwenglicher Wonnen, die nur die Liebe ihnen ſpendete; kein grämlicher Unhold vergällte ihnen den Nektar, den ſie in vollen Zügen hinabſchlürften, und leiſe, wie Schatten, ſchlich der falbe Neid bei ihrem Lager vorüber und wagte es nicht, den wonnetrunkenen Willbald aus ſeinem Schlummer zu wecken.

Welch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen den feurigen Umarmungen des Jünglings und den

kalten Liebkoſungen des abgeſtumpften Fünfzigers, der für Freuden außer ſich war, wenn die Krone ſeines Hauptes — ſo pflegte er die ſchöne Klara zu nennen — holdlächelnd ihm entgegen kam und, unwiſſend der im Augenblicke vorher begangenen Sünde, ſeiner Rückkehr ſich freuend, wie ein Kind ſeinem Vater, um den Hals fiel und die lezten, allmählig ſchwindenden Ueberreſte wollüſtiger Gefühle in ſeinen Umarmungen ausdampfen ließ. Müde von den Strapatzen des Tags, warf er ſich dann in den Seſſel, der Ruhe zu pflegen beim ſchäumenden Becher, den Klara's ſammetne Lilienhand ihm ſelbſt zum Munde führte, hörte mit innigem Wohlbehagen alles, was die Holdſelige ihm vermundete und worüber ſie ihm Rechenſchaft ablegte, freute ſich ihrer Ordnung und Häuslichkeit und belohnte ſie dafür höchſtens mit einem kalten Handdrucke, oder ſeinem Phlegma abgezwungenen Kuſſe.

So vergieng ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, und noch hatte Willbald

ſeine ehelichen Rechte nicht durch den höchſten Genuß ehelicher Liebe beſtätiget. War er zu blöde, die Erfüllung der ſüßeſten aller Pflichten zu heiſchen? — Oder zu gewiſſenhaft und ſeiner Schwäche ſich bewußt? — Vielleicht hatte er ſchon frühzeitig des Guten viel genoſſen; und daher der leztere Fall leicht möglich und denkbarer, als der erſtere. Doch wir laſſen dieſe Fragen an ihren Ort geſtellt ſeyn und verfolgen bloß den Gang der Handlungen der unvorſichtigen Gemahlin des weiland geſtrengen Ritters und Herrn Wilibald von Schönfelß, die durch ihre offenherzige Einfalt an ſich ſelbſt zur Verrätherin wurde.

Unerklärbar war ihr der Abſtand ihres Gefühls gegen Berthold zu dem Gefühl gegen ihren Gemahl; ſie wünſchte in der That, darüber Aufſchluß zu haben; denn dieſer Unterſchied war ihr ſelbſt auffallend und um ſo räthſelhafter, je ſtrenger und zweckloſer die Erziehung war, die ſie in dieſer Hinſicht genoſſen hatte. Kein Freund, keine Freundin ſtand ihr zur Seite, die ihr die

richtigern Begriffe davon beigebracht, ſie gewarnt und von dem Wege des Verderbens, auf dem ſie ohne Rettung dahin wandelte, zurück gezogen hätte. Sie war ſich ſelbſt überlaſſen und glaubte daher um ſo mehr, ihre Pflicht in Erfüllung gebracht zu haben, wenn ſie alles gethan hätte, was einer braven, Ordnung liebenden Hausmutter zukäme.

Schon mehrmahls hatte ſie die Frage: Warum fühl' ich ſo wenig, wenn Wilibald mich mit ſeinem Arm umſchlungen hält? — an ſich ſelbſt gethan, aber immer mit der Antwort ſich zu ihrer eigenen Schuldnerin gemacht. Wie ſo ganz anders war ihr zu Muthe, wenn Berthold ihr zur Seite ſaß! — Wie durchbebte Freude und Entzücken jede ihrer Nerven, wenn dieſer ins Zimmer trat! Wie glühte ihr die Wange, wenn ihr Liebling ſich ihr näherte und kaum mit der äußerſten Spitze ſeines Fingers ihre Hand berührte, ſie zu küſſen! — Wie wüthete der Hammer ihres Herzens, wenn ſie, in ſeinen

Umarmungen ſchwelgend, ihm den Kelch ihrer Roſen öfnete, aus ihm das Honig der Liebe zu ſaugen! — Wie ſo ganz über der Erde Daſeyn erhaben, fühlte ſie ſich dann, Zeit und Ewigkeit vergeſſend, im ſeligſten Augenblicke des Gebens und Nehmens, der den niedrigſten Bewohner des Weltalls zum Seraph erhebt und Sklavenketten in Thronen umwandelt! — Wie ſo kalt und gleichgültig dagegen blieb ſie, wenn Wilibald von ſeinen Streifereien zurück kam; wie ruhig wallte das Blut ihr durch die Adern, wenn dieſer ihre Hand faßte, ſie an ſeine Lippen zu führen; wie blieb ſie ſich gleich, ſo ganz im trugloſen Bilde jungfräulicher Einfalt vor ihm erſcheinend, wenn ſie dann Rechenſchaft von ihrem Thun und Laſſen ihm gab!

In einer dieſer weniger glücklichen Stunden war es, wo ſie die Unvorſichtigkeit begieng, ihn ſelbſt um Aufſchluß dieſes Geheimniſſes anzugehen. Der Augenblick, der ihre Neugier befriedigen ſollte, wurde an ihr zum Verräther und

enthüllte bald ihr Verbrechen dem Auge des geſtrengen Willibalds. Mit naiver Unbefangenheit, die ihr eigen war, entſchlüpfte jene Frage ihren Lippen, eben als ſie ihrem Gemahl zur Seite ſaß und ſeinen Liebkoſungen blos mit einer Art kalter Achtung begegnete. Willbald ſtaunte; aber er enthielt ſich des Zorns, rechnete auf ihre Gutmüthigkeit und beſchloß, der Sache weiter nachzuſpüren und über ihre Schritte und Handlungen ein wachſameres Auge zu haben, als bisher.

Eigenliebe ließ den Gedanken: daß er die erſte Thorheit begangen und ſeiner Gemahlin ſelbſt Anlaß und Gelegenheit zur Untreue gegeben habe — in ſeiner Seele nicht aufkommen und die Beleidigung war ihm daher um ſo empfindlicher. Er ſann auf Rache. Seiner Kaltblütigkeit nach zu urtheilen, konnte dieſe nicht anders ausfallen, als hart und unerbittlich, denn ſie erfolgte langſam, überdacht und ſchrecklich.

Klara und Berthold ahndeten ſeinen Zorn um ſo weniger, je mehr alles in ſeinem bisherigen Gange blieb, ſezten ihren heimlichen Umgang fort und ließen ſichs nicht in den Sinn kommen, von irgend jemand beobachtet, oder wohl gar verrathen zu werden. Sie bemerkten nicht die geringſte Veränderung in dem Betragen ihres Herrn und Gebieters, denn er war derſelbe noch, wie vor; aber er brütete über einem ſchrecklichen Urtheil, das die Verbrecher treffen mußte, wenn ſeine Ahndung zur Würklichkeit werden ſollte.

Nicht ein einziger Menſch in der ganzen Burg hatte die mindeſte Spur von dem, was über lang, oder kurz ſich ereignen würde. Wilibalden allein war es kein Geheimniß; aber er verſchloß es tief in ſeinem Innern, weil er fürchtete, weniger hinter die Wahrheit zu gelangen, wenn er es einem ſeiner Leute mittheilte. Er gieng aus und kam zurück, wie gewöhnlich, und machte auf dieſe Weiſe die Ehebrecherin und ihren

Buhlen ſicher, ihre Zuſammenkünfte täglich zu wiederhohlen.

Eines Morgens nahm er von ihnen Abſchied, als wollte er mehrere Tage ausbleiben und begünſtigte dadurch ſelbſt ihren Umgang. Kaum war er ihren Augen entſchwunden, ſo flogen ſie auf einander zu, blieben den ganzen Tag über beiſammen und dachten, als es Abend wurde und die Nacht herein brach, nicht daran, daß es Zeit würde, aus einander zu gehen und ihren Umarmungen ein Ziel zu ſetzen. In ſeligem Entzücken verlohren, wanten ſie ſich auf einem Meere von Wonnen, dachten weder des Vergangenen, noch des Zukünftigen und waren einzig und allein geſtimmt für den gegenwärtigen Augenblick des höchſten Genuſſes der Liebe, mit welchem ſie Sterne berührend, ihr Daſeyn vergaßen, und im nemlichen Moment von der ſchwindelnden Höhe herabſtürzten zur grundloſeſten Tiefe des Elends, Tod und Verderben einathmend.

Es war Mitternacht. Noch saßen sie beisammen und feierten kühn, als ob kein Dämon ihre Freude stören könnte, den seligen Moment, der ihre gegenseitigen Gefühle zehnfach belohnte. In der Burg wars still und ruhig, alles im tiefsten Schlafe versunken und weit und breit keine menschliche Seele mehr wach; selbst von außen feierte die Natur eine endlose Stille, als wäre die Gottheit herabgestiegen, ihr himmlisches Auge zu weiden am Anblick der Liebeschwelgenden, als mit einmal ein furchtbares Getöse, wie Kettengerassel, in der Ferne sich erhob, allmählig stärker wurde und ihnen sich näherte. Sie bebten, schmiegten sich fester an einander und wagten es nicht, einen Laut von sich zu geben. Ihre Glieder zitterten, aber sie wußten die Ursache nicht. Unverwandten Blicks hatten sie ihr Auge nach der Thüre gerichtet, die unverschlossen geblieben war und aus ihren Angeln springen zu wollen schien, als Wilibald hereintrat. Wüthend stürzte er nach dem Lager hin, auf welchem die Ehebrecherin vom Arm des Buhlen umschlungen sich un-

ter der Decke zu verbergen ſuchte, faßte dieſen beim Schopf und ſchleuderte ihn mit ſolcher Gewalt wider den Erdboden, daß es krachte und in den Sälen der Burg wiederhallte.

Der Schreck hatte Klaren überwältigt und eine Ohnmacht zugezogen, Berthold aber lag, wie betäubt, zu den Füßen ſeines erzürnten Gebieters und vermochte kaum, die Augen aufzuſchlagen. „Bube! knirſchte Wilibald durch die Zähne — erzog ich dich darum in meiner Burg, um mir ſelbſt eine Schlange im Buſen zu nähren?“ — Mit dieſen Worten faßte er ihn abermals, ſchüttelte und ſtauchte ihn dreimahl wider die Erde, daß es durch Mark und Bein ihm drang und ſtieß ihn mit dem Fuße weit von ſich. Berthold verſuchte es, ſich aufzurichten und kniend um Gnade und Erbarmen zu flehen; aber Wilibald achtete deß nicht, fühlte im Gegentheil dadurch noch mehr zum Zorn ſich gereizt und ſtieß ihm ohne Barmherzigkeit das Jagdmeſſer durch den Wanſt. „Nichtswürdiger!

ſagte er — wie die Arbeit, ſo der Lohn " — lachte bitter, als ob er deſſen ſich freute, was er ſo eben vollbracht hatte, weilte noch einen Augenblick an der Seite des Gemordeten, der ſich in ſeinem Blute wälzte und gieng dann, der Ehebrecherin nicht achtend und ihrem Schickſale ſie überlaſſend, triumphirend hinweg.

Erſt nach Verlauf von mehrern Stunden, binnen welchen ſich ſein Blut abgekühlt hatte, kehrte er langſam wieder zurück, um zu ſehen, ob eine höhere Hand vielleicht an der treuloſen Gattin das verdiente Urtheil vollſtreckt, oder ihm überlaſſen habe. Sie lag, als er eintrat, über den Leichnam des gemordeten Buhlen hingeworfen und ſchien die Ankunft ihres Peinigers nicht zu bemerken. Ihr Zuſtand grenzte an Verzweiflung. Ihr Auge ſchwamm in Thränen; troſtlos rang ſie die Hände und raufte das Haar ſich und war vergebens bemüht, den Entſeelten wieder ins Leben zurückzurufen.

Das war dem Auge des Barbaren ein willkommener Anblick. Zweimal mochte er seine Hand mit Blute nicht besudeln; Tod wäre ja Wohlthat gewesen für die Sünderin — aber quälen wollte er sie und fühlbar züchtigen für die begangene Freveltat, das war seine Absicht. Höhnisch lächelnd stand er einige Minuten, weidete sein Auge am Jammer und Schmerz der Leidenden und redete endlich, als er gesättigt zu seyn glaubte, die vor ihm liegende, zu einer Jahre langen Buße Verurtheilte also an:

„War er dir würklich so lieb?“

„Ja, Herr und Gebieter!“ erwiderte Klara mit einer Gelassenheit, die den erzürnten Gemahl nur noch mehr erbitterte — „er war mir's.“

„Mehr noch, als ich?“

„Kann der Mensch sein Gefühl verleugnen?“

„Nichtswürdige! — ſteh' auf und folge mir!“

„Wohin ſoll ich euch folgen?“

„Zum Tode“ —

„Zum Tode? — Hab' ich den Tod verdient, ſo gebt mir ihn auf der Stelle!“

„Meinſt du das ernſtlich? — Alſo willſt du lieber mit dem Todten, als mit den Lebendigen ſeyn?“

„Ja, Herr!“ —

„Ja? — Gut! dein Wunſch ſoll dir gewährt werden. Du ſprichſt dir ſelbſt das Urtheil — Ueberlege, was du ſprichſt! — Noch ein Augenblick und — es iſt vollzogen.“

Klara beharrte bei ihrer Forderung und Wilibald hoffte vergebens, daß ſie um Gnade bitten

ſollte. Das mehrte ſeinen Zorn und drängte ihn, zur Vollſtreckung zu eilen und einen Beweis von der Barbarei damaliger Zeiten zu geben, in welchen der beleidigte Gemahl ungeahndet über Tod und Leben der ehebrecheriſchen Gattin entſchied.

Er gieng, ſammelte ſeine Leute und kündigte ihnen ſein grauſames Vorhaben an. Sie baten und flehten für das Leben ihrer unglücklichen Gebieterin; aber umſonſt! — Er gebot ihnen Schweigen und befahl, ihm zu folgen. Das gab einen herzrührenden Anblick! Hätte er ſie aufgeboten zur Fehde wider ſeinen Todfeind, mit Vergnügen würden ſie ihm Gehorſam geleiſtet haben; aber zu dieſem Gange folgten ſie ihm mit Zittern und Zagen. Die älteſten wie die jüngſten wiſchten ſich die Augen und durften ſichs doch nicht merken laſſen, daß ihnen der Gang ſo ſauer wurde.

Klara lag abermals über dem Leichnam des Gemordeten, als ſie ins Zimmer traten. Sie ſchien, der Natur den Tribut gezollt zu haben, denn ſie hörte nicht die Aufforderung des Tyrannen, der ihr gebot, aufzuſtehen und die Trauerkleider anzulegen, die er hatte herbeiſchaffen laſſen; aber es war eine bloße Fühlloſigkeit für alles, was um ſie her vorgieng, die ſie unfähig machte, dieſem Befehl zu gehorchen. Ohnmächtig wurde ſie hinweggetragen und in einem finſtern Kerker, an den Leichnam des Geliebten angeſchmiedet, zu einem langſamen, ſchrecklichen Tode dahingeſchleppt.

Brod und Waſſer war ihre Nahrung. Aber auch dieſe verachtete ſie und vereitelte früher die Abſicht des Barbaren, als er es geglaubt hätte. Nur einige Tage brachte ſie in dieſem Zuſtande hin. Die an ſich unreine Luft ihres Kerkers machte einen zu heftigen Eindruck auf ſie und be-

ſchleunigte um ſo eher ihre Auflöſung, je mehr ſie, über den in Fäulniß übergehenden Leichnam hingeworfen, die verpeſtenden Dünſte des ſtinkenden Gewölbes einathmete und ſich ſelbſt freiwillig die Nahrung verſagte, die man ihr reichte, um ihr das Leben noch einige Zeit zu friſten und ihre Leiden zu verlängern.

In dieſer Stellung fand ſie Wilibald ſelbſt, als er nach Verlauf von einigen Tagen in den Kerker hinabſtieg, ſich am Schmerz und Jammer der Büßenden zu weiden. Der Anblick war ſchreckhaft, für den rachſüchtigen Wilibald doch nicht befriedigend. Seine That reute ihn, aber nicht aus Mitleid; denn er verſuchte, ihre Lebensgeiſter wieder herbeizurufen, um ſie mit

neuen Qualen zu belegen; aber vergebens! — Der Eingriff einer höheren Macht hatte ihm dieſe teufeliſche Wonne vereitelt.

2.

Altenhof,

der erſte und lezte im Kreiße ſeines Völkchens.

Innniger und zärtlicher liebten ſich wohl nie zwo jugendliche Seelen, als Karl und Jeannette. Karl war jung, liebenswürdig, ſchön und reich, war Offizier und der Sohn eines der angeſehenſten, im Dienſte der Waffen grau gewordenen Helden, der nach mannichfaltigen, errungenen Lorbeern nun mit glücklicher Selbſtzufriedenheit und ſtolzem Rückblick auf die Großthaten ſeiner kriegeriſchen Laufbahn, im Schooße der Ruhe den Abend ſeines Lebens erwartete und in ſeinem einzigen Sohne das lebhafteſte Kontrefei ſeines eigenen Selbſt heranwachſen zu ſehen glaubte. Weniger Anſprüche auf weibliche Schönheit machte Jeannette. Aber ſie hatte ein gutes Herz, einen ſanften Charakter und ein angenehmes, inſinuantes Betragen, das jeden ſogleich an ſie

fesselte und, was ihr an einer blendenden Gesichtsbildung abgieng, leicht vergessen machte. Beide sahen, beide liebten sich; aber gewiß hätte Jeannette sich nicht so leicht ihm hingeben dürfen, wenn nicht Herr und Madam de Villamours ihren Vortheil dabei gesehen und ihr Augenmerk auf des prachtliebenden Jünglings strotzende Geldbörse gerichtet hätten.

Herr de Villamours war königlicher Zollbeamter und eben so sehr aus angebohrner Neigung, als nicht ganz unerheblichen Gründen, von jeher gewohnt, mehr Aufwand zu machen, als seine Einkünfte verstatteten. Schon hatte er mehrmahls die öffentlichen Kassen veruntraut, aber immer noch Mittel und Gelegenheit gefunden, seinem Falle vorzubeugen, der jezt unvermeidlich gewesen wäre, wenn nicht Karl sich ins Mittel geschlagen und den treulosen Beamten vom Untergange gerettet hätte.

Selbst kostspielige Vergnügungen und Ergözlichkeiten liebend, scheute er keinen Aufwand,

zu dem ihn der Umgang mit dieſer Familie verleitete, deren Ausſchweifungen ſeinem Auge um ſo weniger bemerkbar wurden, je enger er durch ſeine Liebe zu Jeannetten mit derſelben verbunden zu ſeyn ſchien und um derenwillen ſelbſt an ihren Bedurfniſſen Theil nahm.

So freundſchaftlich und vertraut auch der Ton war, in welchem Karl und de Villamours mit einander umzugehen pflegten, ſo war doch der leztere viel zu ſtolz, ſich dem Jünglinge geradezu zu entdecken und bloß zu geben. Darum ſuchte er, auf einem andern Wege, ihm entgegen zu kommen und ſich ſeiner Rettung durch Karls Liebe zu Jeannetten zu ſichern. Dieß war der rechte Fleck, den unerfahrnen Jüngling zu faſſen und — es konnte ihm nicht fehlen. Karl ſchrieb an ſeinen Vater und bat um die ſeinem Freunde benöthigte Summe, erhielt aber, wider alles Vermuthen, abſchlägige Antwort.

Das war ein Donnerſchlag für den liebenden Jüngling, um ſo härter und empfindlicher,

je dringender dieſelbe von eben ſo gerechten, väterlichen Beſorgniſſen, Warnungen und Vermahnungen, als harten Drohungen begleitet war, die ihm wohl hätten die Augen öfnen und dem Abgrunde entreißen können, dem er mit Rieſenſchritten entgegen eilte; indem ſie ihm das Villameurs'ſche Haus als eine höchſt ausſchweifende und ihm und ſeinem Glücke durchaus gefährliche Familie darſtellten.

Berichten durfte er ſeinem Freunde dieſe Antwort nicht; er mußte fürchten ihn zu beleidigen und ein Kleinod zu verlieren, das ihm über alles theuer war. Ihn zur Geduld verweiſen, war alles, was er thun konnte, um Zeit zu gewinnen und Mittel und Wege ausfindig zu machen, ſein gegebenes Wort in Erfüllung zu bringen.

Es hätte auch koſten mögen, was es nur wollte und konnte, Karl ſchafte Rath. Durch Vermittelung ſeines Bedienten, der ſein Vertrauter war und um alle ſeine Angelegenheiten,

Geldzahlungen und Erhebungen, Liebschaften und Luſtbarkeiten wußte, wurde, obgleich mit mancherlei ſcheinbaren Beſchwerden und Einmiſchung fremder, gleichſam bei den Haaren herbeigezogener Perſonen, die verlangte Summe aufgebracht.

Falk, ſo hieß der Schändliche, dem ſich Karl vertraute, war ein verſchmitzter, rachſüchtiger, böſer Menſch. Liſt und Ränke voll war ſein Herz, ſeine Miene aber, die der trügeriſcheſten Scheinheiligkeit, die ſelbſt den erfahrenſten Phyſiognom hinter das Licht führte. Er hatte Theologie ſtudiert und das Glück gehabt, nach zurückgelegten Studien bei Karls älterem Bruder als Hofmeiſter angeſtellt zu werden. Hier, in dem Hauſe ſeines Wohlthäters, des braven Altenhofs, der nicht den mindeſten Verdacht auf ihn zu werfen Urſache fand, ihn wie ſeinen Sohn liebte und vielleicht gar mit der Zeit ſich nicht entbrochen haben würde, ihn für ſeinen Eidam zu erkennen, lebte er einige Jahre hindurch ein paradieſiſches Leben. Aber er band ſich

ſelbſt die Ruhe und lohnte Gunſt, Wohlwollen und Freundſchaft ſeines Prinzipals mit dem ſchändlichſten Undanke. Luiſe, Karls jüngere Schweſter, eine noch unentfaltete Knospe, die jedem Sturmwinde Troz zu bieten und alle ihre Schweſtern überleben zu wollen ſchien, war das unglückliche Schlachtopfer ſeiner Leidenſchaft, die er beim Anſchauen ihrer immer mehr zunehmenden Reize länger nicht im Zaume halten mochte. Sie hatte noch nicht das ſechzehnte Jahr erreicht, als die Spuren dieſes unerlaubten Umgangs an ihrem ſchönen Körper ſichtbar wurden. Der Vater kränkte ſich deß das und konnte ſeinen Aerger nicht verhehlen. Er ſtellte Unterſuchungen an und erkannte, zu ſeinem großen Erſtaunen, in dem Lehrer ſeines Sohnes den Ehrenſchänder ſeiner ganzen Familie. Falk, deſſen eigentlicher Name Scharf war, leugnete hartnäckig und ſpielte den Scheinheiligen mehr, als jemals, verſchlimmerte aber dadurch die Sache und brachte den beleidigten Vater immer mehr wider ſich auf, der, hätte er den Fehler einge-

ſtanden, ihm gewiß verziehen und als Mitglied in ſeine Familie ihn aufgenommen haben würde. Denn er war kein Edelmann vom gemeinen Schlage, die auf die Menge der Ahnen pochen und mit dem Alter ihres Wappens ſich brüſten; bei ihm galt Adel der Seele. Davon hatte er mehrere Beweiſe gegeben. Seine eigene Gemahlin war eine Bürgerliche und ohne Vermögen und ſeiner älteſten Tochter, Emilie, gab er einen armen, aber rechtſchaffenen Landprediger zum Gemahl.

Schon hatte dieſer brave Hausvater in ſeinen herannahenden Greiſenjahren, da er es am wenigſten vermuthete und Stützen ſeines Alters ſich errichtet zu haben wähnte, eine doppelte Prüfung des unerbittlichen Schickſals überſtanden. Heinrich, ſein älteſter Sohn, ein hoffnungsvoller, blühender Jüngling von achtzehn Jahren, deſſen Verluſt unerſezlich war, wurde drei Jahre zuvor durch eine bösartige Blatternkrankheit von der Seite ſeiner Lieben hinwegge-

riſſen; ihm folgte das nächſte Jahr darauf ſeine Mutter, Altenhofs würdige Gemahlin, die den Schmerz über den Verluſt ihres Erſtgebohrnen nicht zu überleben vermochte. Das waren unheilbare Wunden für den tiefgebeugten Greiß; und kaum waren ſie verharſcht, ſo ſchwang die Göttin des Schickſals zum drittenmale die Ruthe mit muthwilliger Hand, noch einmal ſeine Geduld und Standhaftigkeit zu prüfen und durch dieſe dreifache Züchtigung ihn auf die härteſte aller Prüfungen vorzubereiten. Denn es war nun einmal ſo beſchloſſen, ſein ganzes Leben ſollte eine Reihe wechſelnder Glücks- und Unglücksfälle ſeyn; die Vorſicht prüfte ihn bald durch namenloſe Freuden und er wurde nicht übermüthig, bald durch die bitterſten Leiden und er wurde nicht muthlos. Mit Rieſenſchritten glena er auf der Bahn der Ehre vorwärts, aber ſein Glück verleitete ihn nie zu Ausſchweifungen und Abweichungen vom Wege der Tugend, er blieb ſich immer gleich, handelte allenthalben als Menſch

und war durchgängig als ein großer Mann anerkannt, geehrt und gefürchtet.

Dieſer ſtete Wechſel von Freude und Leid, von Glück und Unglück härtete zwar ſein Gefühl ab, aber nur in ſo fern er für ſeine eigene Perſon mit ihnen zu kämpfen hatte; gegen fremde Leiden und Freuden aber machte er ihn nicht hartherzig und fühllos. Mit angebohrner Herzensgüte und Weisheit benuzte er ſeinen Ruheſtand, genoß die häuslichen Freuden als Gatte und Vater und erfüllte mit Strenge und Pünktlichkeit jede ſeiner Pflichten. Darum könnte man wohl ſagen, daß dieſe Prüfung für den am Grabe Wallenden zu hart war; und doch überſtand er ſie glücklich.

Die Zeit, die Luiſen ihrer Bürde entledigen ſollte, nahte heran. Der Augenblick ihrer Entbindung war auch der ihrer Auflöſung; ſie erlag unter den Geburtsſchmerzen einer unzeitigen Leibesfrucht. Vater und Schweſter waren über

den Verluſt ihrer jungen Freundin untröſtlich. Auch dem Räuber ihrer Ehre, dem Tödter ihres blüthenreichen Lebens war der Augenblick nicht gleichgültig, denn er ſprach auch ihm ſein Urtheil. Die geſchlagene Wunde, die auch die kaum verharſchten wieder mit aufriß, erbitterte den vom Schmerz überwältigten Vater aufs neue dergeſtalt gegen ſeinen Beleidiger, daß er ihm augenblicklich befahl, von Stund an ſein Haus zu meiden. Scharf, wie er ſich damals nannte, reſpektirte zwar den Befehl, aber mehr aus Furcht, als Achtung, und faßte ſogleich den eben ſo tollkühnen, als unſeligen Gedanken, ſich über lang, oder kurz an dem General und ſeiner Familie zu rächen.

Dieſer Unglückliche war es, den wir als Karls Vertrauten kennen lernten. Von Natur boshaft und ränkevoll, hatte er in ſeinem gegenwärtigen Stande, den er eben ſo vorſezlich, als aus Zwang ergriff, jede ihm ſich darbietende Gelegenheit benuzt, ſich in Bosheiten und feinen

Betrügereien zu üben und seinen schlecht-denkenden Charakter immer zu vermehren. Welche Pläne er machte, sich an der Altenhoffschen Familie zu rächen, das lassen wir an seinen Ort gestellt seyn; kurz, der für den einen eben so glückliche, als für den andern unglückliche, Zufall führte ihm seinen eigenen Zögling in die Hände; und es war ihm ja gleichgültig, wer von dieser braven Familie der Gegenstand seiner Rache werden möchte, Vater, oder Sohn.

Erwünschter konnte ihm daher nichts kommen, als Karls Anstellung bei dem Regimente, wo er schon seit ein paar Jahren selbst Dienste genommen hatte. Bisher war er immer düster und trübe umhergegangen, aber Karls Ankunft scheuchte mit einmal den Trübsinn von seiner Stirne hinweg und machte ihn zu einem ganz andern und geselligern Menschen; denn kaum war der Fähndrich Altenhof beim Regimente angekommen, so war auch der Plan gemacht, den er glücklich auszuführen wußte.

In Anſehung des Aeußerlichen hatte er ſich merklich verändert, dergeſtalt, daß Karl im mindeſten nicht auf den Gedanken gerathen konnte, in ihm ſeinen vormaligen Lehrer wieder zu finden. Das kam ihm bei der Ausführung ſeines ſchändlichen Beginnens treflich zu ſtatten; und ob er gleich nicht bei der nemlichen Kompagnie ſtand, ſo wußte ers doch ſo zu vermitteln, daß er verſezt wurde und der Fähndrich von Aitenhof, dem er ſich bei der erſten Gelegenheit bemerkbar und nach und nach ſogar unentbehrlich machte, ihn zu ſeinem Kalfaktor annahm.

Nun hatte der Heuchler gewonnen Spiel. Das Zutrauen des unerfahrnen Jünglings ſich eigen zu machen, war für einen ſo ausgefeimten Böſewicht eine Kleinigkeit; den Keim der Tugend in ihm zu erſticken und allmählig ihn von Stufe zu Stufe auf der Bahn des Laſters fort zu führen und ihn dann hülflos und allein am Abgrunde ſtehen zu laſſen und mit teufliſchem Hohngelächter über ſeinen Fall zu triumphiren, das war die

Abſicht des Schändlichen, der in der That in ſo ſataniſchen Unternehmungen ſeines Gleichen ſuchte. Doch alles deſſen bedurfte er zur Ausführung ſeiner Schandthat nicht, die ihm der Zufall von ſelbſt erleichterte, ſo wenig auch Karls Tugend im eigentlichen Verſtande an dieſer gefährlichen Klippe ſcheiterte.

Die Liebe war die Schlinge, in der der Jüngling fiel und nothwendig fallen mußte, je mehr es ihm und Jeannetten im Ernſte darum zu thun war, einander zu lieben. In ſeiner Seele ſtieg kein Argwohn auf; Jeannette war ein gutes Mädchen, ihr Vater ein Mann von Ehre und Anſehen, und Falk der treflichſte Lehrredner des Villamoursſchen Hauſes, dem kein Wort über die Zunge ſchlüpfte, das ihm nicht doppelt gezinnſet hätte.

Kein Wunder, wenn auf dieſe Art Karls Neigung zu Jeannetten von Tag zu Tage ſtärker wurde und beide, dem Triebe der Natur

folgend, zum höchſten Genuſſe übergiengen, den die wohlthuende Hand der Liebe ihnen ſpendete und die für Jeannetten ſo ſchmeichelhafte Ausſicht, Mutter zu werden, enger und feſter ihn mit dieſer Familie verband, dergeſtalt, daß er ſichs ſogar zur Pflicht machen mußte, dem Vater ſeiner Geliebten mit Thätigkeit unter die Arme zu greifen und von dem unvermeidlichſten Falle ihn zu retten.

Zwar ſchien de Villamours über die Entehrung ſeiner Tochter im erſten Augenblicke betreten und faſt beleidiget — ſchien, ſagen wir; denn eigentlich war er's nicht; vielmehr hatte er und Madam de Villamours eine herzliche Freude, daß der Fall ſo gekommen war — aber das verlohr ſich bald und alles gieng wieder in die vorige Ordnung zurück. Karl verſprach, Jeannetten zu ehelichen und Herr de Villamours beruhigte ſich dabei.

Indeß nun dieſer Punkt daheim mit möglichſter Stille abgethan wurde, bemühte ſich

Falk, — der, wie wir ſchon einmal bemerkten, in alle Handlungen und Geſchäfte ſeines Herrn den unvermeidlichſten Einfluß hatte: denn er war gleichſam die erſte Inſtanz, an die ſich Karl wendete und ohne welche derſelbe nichts zu unternehmen vermochte — die obige Summe herbeizuſchaffen, die den Hrn. Zollinſpector von der Veſtungsſtrafe befreien ſollte. Wer alles dabei ins Spiel kam, kann man ſich leicht denken, wenn man ſich den Fall juſt ſo denkt, wie er würklich war. Ein junger Kavalier von eben ſo großer Familie, als einſt zu hoffendem Vermögen iſt ja doch eine herrliche Beute für den Orden der Geſchäftsmänner, die wie eine Heerde Stoßvögel über die arme Taube herfallen, ihr die Federn ausrupfen und auf ihre Koſten ſich einen guten Tag machen. Dieß der Fall hier. Advokaten, Notarien, ſtudierte und unſtudierte Negozianten, beſchnittene und unbeſchnittene Juden und Gott weiß, was noch für eine Menge von Pflaſtertretern und Müßiggängern, nahmen an dem Zeremoniel Theil. Karl mußte ſich

in Beiſeyn beſonders dazu erbetener Zeugen verſchreiben und zum Empfang der Summe bekennen, die man ihm in weit über den Werth angeſchlagenen Juwelen und Pretioſen, auszuzahlen nicht erröthete, und Falk, der nicht unrichtig zu kalkuliren pflegte, hatte juſt ſo viel mehr negozirt, als ein Kavalier für ſich, eine Mätreſſe und einen Bedienten auf ein Jahr lang brauchte, oder doch wenigſtens brauchen konnte.

„Der Herr Vater muß ja doch alles bezahlen, hieß es — und iſt es nicht beſſer, Ihr Gnaden! Sie ſind auf einige Zeit gedeckt?“ — Das war nun freilich ein Grund, wider den der unerfahrne Jüngling nichts einzuwenden vermochte. Und was wollte er übrigens auch machen? — Hätte er nicht die ganze Summe genommen, ſo hätte man ihm ja nicht einmal ſo viel gegeben, als es bedurfte, ſeinem Freunde, dem ehrlichen Zollinſpektor Luft zu machen; und das lag ihm doch eben ſo ſehr am Herzen, als ſein eigenes Wohl und Weh.

Wie es aber um die Bezahlung aussehen wird? — Dieser Umstand war der Gipfel des Felsen, den Falk von der Zeit der Auszahlung dieses Darlehns bis zur Zurückgabe desselben mit lachendem Muthe erstieg.

Daß der Alte nicht zahlen würde, wußte er voraus; mithin hatte er sein Ziel erreicht. Karl hatte selbst nichts in den Händen; folglich war es nothwendig, daß dieser sich zum zweitenmale an ihn addressiren mußte, wenn er nicht kassirt seyn wollte. Kurz! die Karte war gemischt und es gieng alles seinen Gang, wie an einem Schnürchen.

Karl schrieb an seinen Vater, meldete ihm seine nahe Verbindung mit Jeannetten und bat um seine Einwilligung; statt derselben aber erhielt er einen Brief mit dem ausdrücklichen Gebot: die Metze nicht zu ehelichen, um nicht den väterlichen Fluch auf sich zu laden. — Das war ein neuer Donnerschlag für den liebenden Jüng-

ling; Falk aber lachte dazu, meinte: wenn es nur einmal geſchehen wäre; der gnädige Papa müßte ſichs doch gefallen laſſen — und wußte, ihm auch dieſen Skrupel zu benehmen und ihn zur Beſchleinigung ſeiner Verbindung mit Jeannetten, die von Tage zu Tage dringendere Nothwendigkeit wurde, glücklich zu disponiren.

Ehe dieß aber geſchah, erhielt Karl, ohne das Mindeſte geahndet zu haben, vom Regimentskommandanten Ordre, augenblicklich ſein Standquartier zu verändern und die ſchöne große volkreiche Stadt gegen einen weit unbedeutendern, düſtern, menſchenleeren Ort zu vertauſchen. Karl wußte nicht, was er denken und wem er die Veranlaſſung dieſer jähen Veränderung zuſchreiben ſollte; Falk hingegen wußte es recht gut, wie alles gieng und gehen mußte, denn er war ja das Rad, das die Maſchine auf allen Seiten in Bewegung ſezte. Auf beiden Schultern zu tragen gewohnt, unterſtüzte er die Thorheiten des Fähnbrichs von Altenhof und ließ ihn nie zu ſich ſelbſt

kommen; dagegen benachrichtigte er heimlich durch anonymiſche Briefe dem Vater jede Handlung ſeines Sohnes, gemeiniglich aber erſt dann, wenn ſie nicht mehr ungeſchehen gemacht werden konnten.

Die Veränderung des Quartiers, wohin er ihm folgte, hatte er nicht nur vorhergeſehen, ſondern ſie war ſogar ſein Werk und durch ſie erreichte er das Ziel ſeines Strebens, Vollendung ſeiner Rache.

Zu gleicher Zeit nahte der Zahlungstermin heran, der Karln geſezt war. Seine Wechſel blieben aus. Er ſchrieb einmal ums andere, erhielt aber keine Antwort und war von neuem in der Klemme. Falk wurde zu Rathe gezogen. Der Böſewicht zuckte die Achſeln, lächelte und entſchuldigte ſich mit der Unmöglichkeit, an einem ſo kleinen armſeligen Orte die zu Tilgung der vorhin gemachten Schuld benöthigte Summe aufzutreiben. Karl fürchtete die Kaſſation. Sein

Chef geſtattete ihm keinen Urlaub; mithin ſah er ſich auch außer Stand geſetzt, ſich ſeinem Vater zu Füßen zu werfen, deſſen Zorn aller Vermuthung nach groß ſeyn mußte, da er wider ſeinen Befehl gehandelt und Jeannetten bereits ſeine Hand gegeben hatte.

Falk ſtand von ferne, ſtrich ſich den Bart und triumphirte über den General und ſeinen am Rande des Abgrunds ſtehenden Sohn, der jetzt aufs äußerſte gebracht war und weder vor noch rückwärts konnte, denn ſeine ungeſtümen Gläubiger drangen von Tage zu Tage heftiger auf ihre Bezahlung.

„Um Gottes willen, Falk!“ ſagte er — ich bitte dich, hilf mir! rathe mir!“

„In einer ſo kritiſchen Sache läßt ſichs gut rathen,“ erwiederte der Schlaukopf und trat allmählig mit ſeinem verteufelten Anſchlage hervor; denn er hatte ja nur darauf gewartet, daß ihn Karl

anreden ſollte. — „Aus zweien Uebeln, ſezte er mit Trockenheit hinzu — muß man immer das kleinſte wählen.

„Das kleinſte? — Sprich! — Rede! welches iſt das?“

„In der Amtsſchöſſerei drüben liegen einige tauſend Thaler Pupillengelder“ —

„Um Gotteswillen! — Falk! was willſt du?“ —

„Nun! wenn Sie nicht wollen, ſo bleibts.“

„Falk! — Guter, lieber Herzensfalk!“ —

„Da haben wirs! — Bald ſo, bald ſo; juſt, wie man eine Hand umdreht. — Ich ſehe, wenigſtens vor der Hand, kein anderes Mittel Sie von der Kaſſation zu befreien. — Wenn Sie Luſt haben, ſo ſollen ſie noch dieſe Nacht in Ihren Händen ſeyn.“

„Mach', was du willſt!“

„Aber gut ausfallen müſſen Sie und mir und meinem Kamerad einen Sicherheitspaß ausſtellen —“

„Kamerad — ?“

„Das verſteht ſich! — Für einen allein iſt das kein Unternehmen; wir müſſen wenigſtens unſrer zwei ſeyn.“

„Nun ja doch!“

„Gut! ſo halten Sie ſich Punkt eilf Uhr parat; für das Uebrige laſſen Sie mich nur ſorgen.“

Falk gieng. Karl blieb unbeweglich in ſeiner Stellung und wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtand. Dann ſprang er von dem Stuhle auf, trat vor den Spiegel, ſchlug ſich

vor die Stirn und kaute das Wort: Pupillengelder — zwiſchen den Zähnen wieder; und der Gedanke: vom ehrlichen Manne zum Räuber überzugehen — packte ihn mit ſolcher Allgewalt, daß er am ganzen Leibe zitterte, wie Espenlaub, und im nächſten Augenblicke ſchon ſich in der ſcheußlichen Geſtalt eines eingefleiſchten Teufels erblickte.

Aber was war wohl beſſer? — Wer konnte auf ihn nur einigen Verdacht werfen? — Allmählig ſchlug er ſich den Gedanken aus dem Kopfe, erinnerte ſich des gegebenen Worts, fertigte die verſprochenen Sicherheitspäſſe aus und erwartete mit Sehnſucht den eilften Glockenſchlag.

Man denke ſich Karls Lage, ſeine Liebe zu Jeannetten, ſeine Furcht vor dem beleidigten Vater, ſeine jugendliche Unerfahrenheit und Tollheit, Falks liſtige Ueberredungen und das Drükken und Drängen der Gläubiger und — alle Philoſophie iſt: Nichts.

Kaum war es Tag, so gieng das Gerücht von dem in der Amtsschösserei verübten Diebstahle wie ein Laufeuer in der Stadt herum und man wußte gleich, auf wen man Verdacht werfen sollte, sobald es bekannt wurde, daß in derselben Nacht zween Soldaten von der daselbst in Garnison stehenden Mannschaft desertirt waren.

Karln war Höllenangst. Allein und verlassen stand er da, ohne Freund, ohne Rathgeber, wußte nicht, was er denken und wie er sich benehmen sollte, um sich nicht zu verrathen; denn auf eine andre Weise verrathen zu werden, ließ er sich in diesem Augenblicke nicht in den Sinn kommen; Falk war fort und seine Klugheit bürgte, daß er nicht wieder zurückkommen würde.

Indeß hatte die Sache an sich traurige Folgen, aber lange nicht so schlimm in Ansehung der Ehre für den gekränkten Vater und den verlohrnen Sohn, als der Bösewicht, Falk, sie in seiner Gedankenreihe verkettet hatte. Auf dem Schaffot den verführten Jüngling sterben zu sehen, das war die Absicht dieses Schändlichen,

um ſich recht exemplariſch und fühlbar an dem General zu rächen, dafür, daß er ihn aus dem Hauſe gejagt hatte. Aber er erreichte ſeine Abſicht nicht ganz; die Natur machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Zurückkommen wollte er, ſich als den Verbrecher angeben, und auf Karln bekennen; aber ehe es noch dahin kam, war dieſer ſchon nicht mehr in der Reihe der Lebendigen. Darum ergrif er, um noch einmal ſein Müthchen zu kühlen, das lezte, die Feder, und berichtete dem gebeugten Vater den ganzen Verlauf der Sache, mit dem triumphirenden Zuſatze: daß nunmehro das Maaß ſeiner Rache voll ſey.

Karl aber wurde von dieſem Tage an trüber und immer düſterer: der Zuſtand ſeiner Seele war ſtille Melancholie, die zuſehends in wüthende Raſerei ausartete und ihn außer Stand ſezte, das Pfand ſeiner Liebe, das Jeannette ihm während dieſer fürchterlichen Epoche gebar, an ſein Vaterherz zu drücken. Im Ausbruche des ſchreck-

lichſten Paroxism ergriff er den Degen und rannte ſich denſelben durch die Bruſt.

So verlohr der würdigſte der Greiſe die Stützen ſeines Alters, eine nach der andern; denn auch Emilie, ſeine älteſte Tochter, betrat noch vor ihm den Weg der Sterblichkeit und folgte ihrem unglücklichen Bruder nach einem Zeitraume von wenig Wochen. Ihr Tod war eine Folge allzuheftigen Schmerzens. So mußte einer der erſten Helden ſeiner Zeit, deſſen Silberhaar mit Lorbeern durchflochten war, den Abend ſeines Lebens, den er zum Ausruhen beſtimmt hatte, dem traurigen Andenken derer opfern, denen er das Leben gegeben hatte, die Belohnung all ſeines Strebens zuletzt noch in ſich ſelbſt ſuchen und mit eigener Hand die Thüre zuſchließen, die er geöfnet hatte, einer glücklichen Nachkommenſchaft einſt den Weg zu Ehre und Anſehen zu bahnen.

3.

Folge wucheriſcher Bedrückung.

Nach vollendeten Studien ſah ſich Friz Werner, der Sohn eines armen Landgeiſtlichen, genöthiget, durch pädagogiſche Lehrſtunden ſeinen Unterhalt zu erwerben und, da ſein Vater ihm kein Vermögen hinterließ, ſich dadurch die nothwendigſten Bedürfniſſe zu ſichern. Er hatte manchen Tag kaum ſo viel, dem drückenden Hunger zu wehren; denn er hatte ſelbſt wenig, oder gar keine Bekanntſchaften; was er ſuchte, wurde ihm auf alle nur mögliche Art und Weiſe erſchwert, oder wohl gar vereitelt, und ſich anzubetteln, war ſeinem Charakter und Temperamente geradezu entgegen.

Sein erſter Anfang war eine kleine Verſammlung von ſechs Kindern, deren Eltern un-

bemittelt und kaum im Stande waren, den geringen Betrag des Schulgeldes zu erübrigen. Für ihn war es nichts mehr, als ein unbedeutender Beitrag, der seiner Geringfügigkeit ohnerachtet, ihm viel Zeit und Mühe kostete und an andern, vielleicht einträglicheren, Erwerben ihn mehr verhinderte. Auch war es eigentlich seine Absicht nicht, blos Schulmeister zu seyn und sich für seine ganze Lebenszeit dem pädagogischen Schlendrian zu widmen; er ergriff dieses Mittel blos aus Nothdurft, strebte und rang nach höheren Dingen; suchte jede ihm sich darbietende Gelegenheit zu benutzen und gab sich alle nur erdenkliche Mühe, sich zu einer glänzendern Laufbahn emporzuarbeiten. Oft betrat er den kirchlichen Rednerstuhl an Sonn- und Wochentagen und kehrte nie ohne Beifall in seine Wohnung zurück. Das that er oft unentgeldlich; selten nur und, wenn es geschah, wurde ihm seine Arbeit kaum handwerksmäßig bezahlt. Er hatte eine solche Fertigkeit im Predigen erlangt, daß er über jeden ihm vorgelegten Text eine Stunde sprechen konnte, Herz

und Ohren seiner Zuhörer rührte und fesselte und sich fast allgemein den Namen des allezeit fertigen Kanzelredners erwarb. Aber das half ihm alles nichts, er kam um keinen Schritt vorwärts; vielmehr sah er sich allenthalben in seinen Hoffnungen getäuscht und das, was er blos als Nebenwerk betreiben zu wollen schien, seinen Wünschen und Absichten zuwider von Tag zu Tage sich mehren und bessern.

Ohngefehr nach Verlauf einiger Monate fanden sich mehrere Kinder bei ihm ein, die die Zahl seiner Zöglinge über zwanzig Köpfe erhöhten und auf diese Weise seine Einkünfte vermehrten. Dieser von Tag zu Tage überhand nehmende Zulauf und Beifall von der einen und seine oft wiederhohlten mislungenen Versuche von der andern Seite bestimmten ihn fast, auf der einmal betretenen Laufbahn fortzugehen, als Pädagog sich Ruhm und Ehre zu erwerben und auf alle geistliche Aemter und Würden Verzicht zu thun; allein das hieng nicht blos von seinem Willen ab,

die Hand des Schickſals leitete ihn und er ſah ſich, wie jedes andere einzelne Mitglied des menſchlichen Geſchlechts, den Fügungen deſſelben unterworfen und genöthiget, ihrem Fingerzeig zu folgen.

Eltern und Kinder waren ſowohl mit ihm ſelbſt, als mit ſeiner Lehrart insbeſondere wohl zufrieden und bezahlten ihn dafür reichlich und ſo, daß auch er gegenſeitig keine Klage zu führen ſich genöthiget, vielmehr ſeine Umſtände verbeſſert und, wenigſtens nothdürftig, ſeine täglichen Bedürfniſſe geſichert ſah. Mehrere brave, rechtſchaffene Bürger, deren Kinder an ſeinem Unterrichte Theil nahmen, würdigten ihn einer genauern Freundſchaft und Umgangs und hielten es für Pflicht, ihn, wo ſie konnten und wußten, zu empfehlen und allenthalben ſeinen Ruhm zu verbreiten. Sie hatten die beſte Abſicht und waren auch in der That ſo glücklich, ſie zu erreichen; denn in einem Jahre belief ſich die Anzahl ſeiner Zöglinge auf hundert Köpfe und er war kaum

im Stande, allein ihnen allen Gnüge zu leiſten.

Bisher war alles in ſeinem Gange ruhig fortgegangen. Ungeſtört hatte er ſeine Lehrſtunden gehalten und das wichtige, weitläuftige Werk der Menſchenerziehung betrieben; nun aber, da es ſich von ſelbſt ins Gröſsere ausdehnen zu wollen ſchien, ſeine kleine Wohnung nicht mehr ſeinen Schülern und Schülerinnen hinlänglichen Raum gewährte und der Abbruch, der für ſeine Kollegen daraus erwuchs, immer merklicher wurde, ſo war's auch unvermeidlich, das Erwachen des Neids zu verhüten und ſeinen Verfolgungen auszuweichen.

So ſehr er ſich auch auf die gute Sache ſtützen konnte, ganze Familien ſich für ihn verwendeten, ſelbſt Männer, die ihn aus ſeinen öffentlichen Kanzelvorträgen kannten, beurtheilten und ihres Beifalls werth achteten, für ihn ſprachen, ſo vermochte er doch nicht, wider den Strom

zu ſchwimmen, die Anklagen und Beſchwerden ſeiner Gegner über den Haufen zu werfen und ſich wider ſie im Felde zu behaupten. Man beſchuldigte ihn widerrechtlicher und ohne obrigkeitliche Konzeſſion unternommener Lehr- und Schulanſtalten, ſchmälernden Eingriffs in ältere Rechte, irriger Lehren und Vorträge und entblödete ſich nicht, falſche Zeugen wider ihn zu ſtellen. Zwar vertheidigte er ſich allenthalben, ſo gut er konnte, rechtfertigte ſeine Handlungen, Lehren und Meinungen und lehnte die ungerechten Beſchuldigungen gänzlich von ſich ab; aber die ausſchließenden Rechte ſeiner von Obrigkeitswegen beſtellten und konfirmirten Kollegen vermochte er nicht zu ſchmälern und ſich, alles Koſtenaufwandes ohngeachtet, in die pädagogiſche Zunft einzudisputiren. Er mußte nach wiederhohlt ausgebrachten Strafauflagen ſeine Lehranſtalt aufgeben und ſich blos auf eine ſehr geringe, mit obrigkeitlicher Bewilligung ihm zugeſtandene, Zahl lehrbedürftiger Schüler einſchränken.

Dies ſezte ihn denn bald wieder in die vorige traurige Lage zurück und nöthigte ihn, von neuem Anſtalt zu treffen, ſich auf die Zukunft für Hunger und Blöße ſicher zu ſtellen, indem die ihm verſtattete Anzahl Zöglinge nicht hinreichend war, ihm die nothwendigſten Bedürfniſſe zu gewähren. Er verſuchte und that alles, was ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten erlaubten und ſeiner Ehre nicht nachtheilig war, aber aller Mühe und Anſtrengungen ohngeachtet, vermochte ers zu nichts zu bringen, ſo gut er auch ſeine Pläne entworfen hatte. Das Glück war ihm nicht günſtig. Leute von gemeinem Stande, die ihm in keiner Hinſicht gleich waren, machten die glücklichſten Geſchäfte, verdienten Prozente über Prozente und ſahen ihn über die Achſel an. Das machte ihn ſtuzig und mißmuthig. Oft warf er ſich die Frage auf: Woran mag der Fehler liegen? — und die Antwort fiel gemeiniglich auf ſeine Ehrlichkeit aus.

Die Feder war noch ſeine ergiebigſte Quelle, aus der er ſchöpfte und die endliche Mittlerin zwi-

ſchen ihm und dem Glück, das bisher ihn nicht hatte finden können oder mögen. Durch ſie ſchien er mit einemmale mit dieſer Gauklerin bekannter zu werden und an ihrem Buſen ſich wärmen zu wollen; aber nur ſchien er, ſagen wir — denn dieſe glückliche Periode war von kürzerer Dauer, als die ſeiner beſtandenen Leiden und die Bekanntſchaft einer ſo launiſchen Göttin viel zu kalt, ihn derſelben vergeſſen zu machen.

Er erhielt Zutritt in einer der wohlhabendſten bürgerlichen Familien und durch dieſe die beſte Empfehlung an einen der erſten und vornehmſten Männer der Stadt, der ſich nicht entbrach, ihm, auf eine ſo gute Fürſprache geſtützt, die Stelle eines Hauslehrers bei ſeinen Kindern zu übertragen. Das ſchmeichelte ihm freilich mit glänzendern Hoffnungen und Ausſichten und nöthigte ihn, ſeine bisherige Schulanſtalt gänzlich aufzugeben, um ſich lediglich der Erziehung und Ausbildung ſeiner neuen Zöglinge zu widmen;

aber auch hier ſah er ſich getäuſcht und die Veränderung ſeiner bisherigen Lage um wenig, oder nichts beſſer. Der Prinzipal des Hauſes war einer der erſten Kapitaliſten der Stadt und Geizhals von der erſten Größe. Dieſer Charakter war ihm eben ſo erblich zu Theil geworden, als der von ſeinen Vorfahren gehäufte Mammon. Kaum getraute ſich dieſer Orgon, ſich ſatt zu eſſen und auf einen Stuhl zu ſetzen, um weder dieſem, noch ſeinem Kleide einigen Schaden zuzufügen; ſogar entblödete er ſich nicht, ſeine Kinder, die erſten Erziehungskoſten zu ſparen, einer armen Frau aus der niedrigſten Klaſſe für ein geringes Ziehgeld zur Pflege und Wartung zu übergeben. Dies war der Mann, den unſer Werner nach ſo mancherlei Leiden und kummervollen Tagen für ſeinen Mäzen und Beförderer ſeines Glücks erkannte.

Zu ſeiner Wohnung wurde ihm im oberſten Stockwerke ein kleines Dachſtübchen angewieſen, das eben ſo ſehr der drückenden Hitze, als ſtreng-

ſten Kälte ausgeſezt und überhaupt von ſo ſchlechter Beſchaffenheit war, daß der gemeinſte Mann ſich ein Gewiſſen daraus gemacht haben würde, es nur bewohnbar zu nennen, geſchweige denn dem Lehrer ſeiner Kinder zur Wohnung anzuweiſen. Für den Hauslehrer der Orgonſchen Familie aber war es vollauf gut, denn der Inſtruktor galt hier nichts mehr, als der erſte Bediente vom Hauſe und man entblödete ſich nicht, Dienſtleiſtungen von ihm zu fordern, die unter ſeiner Würde waren.

Faſt eben ſo kärglich war die tägliche Koſt, die man ihm hier gewährte und im bloßen Mittag- und Abendeſſen beſtand; Frühſtück war — vielleicht aus medizinischen Gründen — nicht eingeführt; noch weniger aber der Arbeit angemeſſen war die Bezahlung.

Sein Aufenthalt in dieſem Hauſe glich mehr einem Kerker, in dem er ſich freiwillig ſelbſt eingeſperrt zu haben ſchien. Von ſieben Uhr des

Morgens bis Mittags zwölf Uhr mußte er ſich ununterbrochen mit dem Unterrichte ſeiner Zöglinge beſchäftigen, die, ſo viel Mühe er ſich auch gab, ihnen alles beizubringen und gleichſam einzutrichtern, was ſein pädagogiſches Füllhorn vermochte und der ungenügſame Orgon ihm, wie einem Bedienten, aufſagte und abforderte, durch ihre angebohrne Dummheit ihm die Arbeit doppelt erſchwerten. Nicht eine einzige Stunde war ihm zu ſeiner freien eigenen Dispoſition übrig; von früh bis in die ſinkende Nacht erblickte er ſich im drückendſten Joche, das ihm bald läſtig wurde, er aber doch nicht von ſich abwälzen konnte, wollte er anders nicht in die vorige traurige Lage zurückfallen.

Punkt ein Uhr und alſo gleich nach aufgehobener Tafel mußte er ſeine Lehrſtunden wieder anfangen und ſich vier Stunden hinter einander, ſo wie Vormittags, mit ſeinen Dummköpfen herumärgern, ohne ſich dabei nur einer einzigen Züchtigung bedienen, oder bei Vater und Mut-

ter über ihre Unarten beſchweren zu dürfen. Gern hätte er zuweilen mit dem ärmſten Taglöhner getauſcht, oder in der Scheune ſeinen Poſten verwaltet; denn dieſer ärgerte ſich dabei weniger und war bei ſeinem Milchkruge und Schwarzbrote geſunder und vergnügter, als er. Hatte er dieſe Periode überſtanden, ſo mußte er, gleichſam kontraktmäßig, ſeine Eleven ausführen und ſich zwei Stunden mit ihnen herumtreiben, ohne an einen öffentlichen Ort zu gehen, dieſe oder jene Geſellſchaft zu beſuchen, oder einen Groſchen Geld zu verzehren, und alſo auf gut teutſch — Luft ſchlucken. Kam er nach Hauſe, ſo mußte er ſich von neuem Zwang anthun, entweder bei Madam Orgon bis zur Abendtafel den Vorleſer machen, oder dies und jenes Geſchäft übernehmen, das ihn denn gänzlich abhielt, für ſich nur das Geringſte zu beſorgen.

Und doch hielt er unter dem laſtenden Drucke dieſes Joches drei Jahre duldſam aus. Kaum bot ſich unvermuthet eine Gelegenheit ihm dar,

ſeine Umſtände zu verbeſſern, ſo griff er mit beiden Händen zu, ſagte Herrn Orgon den Handel auf und ſprengte mit einmal die Feſſeln, die er bisher getragen hatte.

Er war wie neugebohren, als er ſich in Freiheit geſezt ſah und ſeinen neuen Poſten übernommen hatte. Seine Lage war zwar dieſelbe aber in jeder Hinſicht beſſer; weniger Arbeit, beſſere Belohnung; mehr Freiheit, weniger Zwang; mehr Achtung, weniger Herabwürdigung. Es war ihm eine Luſt, ſeiner Pflicht Genüge zu leiſten, denn allenthalben ſah er ſeine Arbeit erleichtert und ſich in den Stand geſezt, zu ſeinem eigenen Vortheil zu würken und thätig zu ſeyn. Durch die Altenſteinſche Familie, in der er jezt lebte, war er ſo glücklich, Bekanntſchaften zu machen, die ſeinen Wohlſtand beförderten, ihm Gönner und Freunde und durch ihre Empfehlung bald eine Verſorgung verſchaften, die ihn auf ſeine ganze Lebenszeit für die beſtandenen Leiden zu entſchädigen und ſein reichliches

Auskommen zu ſichern vermögend geweſen ſeyn würde, hätte ſich nicht ein neuer Unhold ins Spiel gemiſcht. Dies war der Dämon wucheriſcher Härte und Unmenſchlichkeit.

Werner wurde als Prediger und Seelſorger nach Z... berufen. Wenig Wochen nach dieſem Ereigniſſe, das ihm mit ſo glänzenden Hoffnungen einer glücklichen Zukunft ſchmeichelte, trat er ſein Amt an. Nicht allein aber hierzu, als beſonders zu einer bald darauf erfolgenden Verbindung mit Marianen, der Tochter eines armen Hausbeſitzers aus ſeinem Geburtsorte, bedurfte er eines Kapitals, den benöthigten Koſtenaufwand zu beſtreiten. Hätte er ſich an einen andern Mann gewendet, als an den Wucherer, der die benöthigte Summe ihm vorſtreckte, vielleicht würde er weniger gedrückt und beängſtet worden ſeyn. Die Zeit der Wiederbezahlung rückte heran, aber Werner war nicht im Stande, ſie zur beſtimmten Zeit zu leiſten, denn ſeine liebe Mariane lag an den Folgen einer unzeitigen

Geburt tödlich krank. Dies verursachte ihm ungewöhnliche Kosten und sezte ihn außer Stand, zu zahlen. Der ungestüme Gläubiger mahnte und drohte mit gerichtlichen Zwangsmitteln. Werner bat um Schonung und Nachsicht; aber umsonst! — Der Wucherer ließ sich nicht erweichen, wiederhohlte nicht nur seine Drohungen, sondern übertrug die Sache einem Rechtsgelehrten, ihn ohne Barmherzigkeit und aller Entschuldigungsgründe ohngeachtet, zur Bezahlung anzuhalten.

Werner mußte Rath schaffen. So ungern er auch von dem Krankenlager seiner leidenden Gattin sich entfernte, so mußte er doch eines Vorwands sich bedienen und auf einige Stunden beurlauben. Kein Gang kam ihm saurer an als dieser; ihm war's, als ob er in den Tod gehen sollte, so wenig er diesen als Christ fürchtete. Er schien, eine bange Ahndung zu haben und hatte Mühe, sie gegen die Kranke zu bergen. Auch Mariane klammerte sich, so viel ihre weni-

gen Kräfte erlaubten, so ſ ſt an ihn, als ob ſie fürchtete, ihn auf ewig zu verlieren.

Es war Mittag, als er ſie verließ in der Abſicht, bei einem ſeiner Freunde und benachbarten Amtsbrüder wenigſtens einen Theil der benöthigten Summe aufzutreiben und ſeinen ungeſtümen Gläubiger, wo möglich, zum Schweigen zu bringen. Seine Ahndung wahr zu machen, mußte ſich alles vereinigen und ſogar ſein Freund wider Wiſſen und Willen dazu beitragen.

Feldtmann war nicht zu Hauſe, als er nach zwo langen Stunden in J. ankam und durch ſeine Gegenwart die Gattin ſeines Freundes überraſchte. Erſt ſpät gegen Abend kam er von ſeinen Amtsverrichtungen nach Hauſe, und hatte eine überaus große Freude, nicht allein ſeinen Freund zu ſehen, ſondern auch die Wünſche und Forderungen deſſelben befriedigen zu können.

„Ja, Herr Kollege! ſagte er — ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu dienen; was ich nicht habe, haben andere.“

Mit dieſen Worten gieng er ſtillſchweigend zu ſeinem Nachbar, ſtellte dieſem die Nothwendigkeit vor, ſeinem Freunde zu helfen und war ſo glücklich, keine Fehlbitte zu thun. Der rechtſchaffene Mann vermochte zu viel über die Glieder ſeiner Gemeinde, als daß er nicht hätte erlangen ſollen, was er von ihnen forderte. Freudig kehrte er, mit dem Geldſacke unter dem Arme in ſeine Wohnung zurück, bat Wernern um Verzeihung, daß er ihn ſo lange hatte warten laſſen, zählte ihm das Geld auf den Tiſch und bat ihn, zum Abendeſſen zu bleiben und bei ihm zu übernachten, indem es ſchon ſpät und zu befürchten war, daß bei der unangenehmen Witterung der kurzen Wintertage und dem außerordentlich häufigen Schnee in den Gebürgen ein Menſch leicht unglücklich ſeyn könnte. Aber Werner nahm das gaſtfreundliche Anerbieten ſeines für ihn beſorgten Freundes nicht an, ſchützte die Krankheit ſeiner Gattin vor und machte ſich, im feſten Vertrauen auf ſeine Geſundheit und männ-

liche Stärke, noch ehe es völlig Abend wurde, auf den Rückweg.

Bei Tage nach Hause zu kommen, war unmöglich; denn bei guter Witterung hatte er zwo ganze Stunden bis zu seiner Wohnung. Die Nacht übereilte ihn schneller, als er glaubte, und schon war er kaum noch eine halbe Stunde von seinem Dorfe entfernt, als er, vom Schnee geblendet und irre geführt, in einen tiefen Graben fiel, aus dem er sich, aller Anstrengung ohngeachtet, herauszuwinden nicht vermochte. Er schrie um Hülfe; aber vergebens! Weit und breit war keine menschliche Seele zu hören und zu sehen, alle Rettung unmöglich; er sank tiefer und immer tiefer hinab und endete bald durch einen unvermeidlichen Schlag sein thätiges Leben.

Umsonst hoffte die leidende Gattin seiner Rückkehr; denn er hatte versprochen, bei Tage noch wiederzukommen. Sein Ausbleiben verursachte ihr eine schlaflose Nacht und mehrte ihre

leiden. Umſonſt ſendete man mit anbrechendem Tage Bothen nach ihm aus; umſonſt durchſpähte man die Gegend. Hülflos lag Mariane in einer faſt gänzlichen Sinnenbetäubung, ihre Krankheit nahm von Tage zu Tage zu, ihre Kräfte verzehrten ſich allmählig und den unbedeutenden Ueberreſt raubte ihr endlich die Nachricht von dem unglücklichen Schickſale ihres Gatten, den man nach mehrern Wochen erſt beim eingetretenen Thauwetter zwanzig Schritte vom Wege ab im Graben tod gefunden hatte.

Beide wurden in ein Grab geſenkt; denn Mariane endete wenig Minuten nach der ihr zu Theil gewordenen Schreckenspoſt und geſellte ſich, übergehend zu den Wohnungen himmliſcher Geiſter, dem Lieben zu, den ein ſo trauriges Ereigniß von ihrer Seite hinweggeriſſen hatte.

Wehe über dir, Wucherer! wenn du einſt am Ziele ſtehſt und die Laſt deiner Sünden dir den Gang vom Irdiſchen zum Unvergänglichen

erſchwert! Zittere! wenn der Richter der Welt dein Urtheil ſpricht. Schon ſtehen die Verklärten an den Stufen ſeines Throns, klagen dich an und flehen um Gnade. — Rette, weil es noch Zeit iſt, deine Seele!

4.

Emilie

oder

Verführung und Leichtsinn.

Fortsetzung.

Während Emiliens Aufenthalte in der Hennigschen Familie befand sich Madam Grohmann nicht in der besten Lage. Sie sah sich von Zeit zu Zeit von den Gesellschaften, die bisher und fast einzig und allein um ihrer Tochter willen, ihr Haus besucht und zu einem Tummelplatze des Vergnügens erhoben hatten, geflohen, bald gar vergessen und von der Höhe, auf der sie zu stehen wähnte, zur rettungslosesten Tiefe des Elends und der Verachtung hinabgeschleudert. Wo man ihr zuvor mit Auszeichnung und Achtung begegnet zu haben schien, da suchte man ihr auszuweichen; ihre Gegenwart erregte Langeweile, Widerwillen, Abscheu. Von Emilien verlassen, mußte sie jezt mancherlei Kränkungen erdulden, die sie tief in der Seele schmerzten, obgleich sie

ſelbſt die Urſache davon war und keinem andern, als ſich, die Schuld beimeſſen konnte. Man nannte ſie öffentlich eine feine Kupplerin und ihr eigenes Herz legte ihr das Geſtändniß ab, daß ſie unter ihrer Würde gehandelt, blos Emiliens Reize zu Markte getragen und ſich ſelbſt das Schickſal zugezogen hatte, das ihr jezt zu Theil wurde.

Von mehrern Domeſtiken, die ſonſt den Glanz ihres Hauſes erhöheten, blieb ihr nur ein einziges Mädchen, das mit ganzer Seele an ihr hieng und von Charakter dem ihrigen völlig anpaſſend war. Die übrigen nahmen faſt mit einem Male den Abſchied, weil ſie nicht im Stande wär, ihnen den rückſtändigen Lohn zu zahlen. Dieſe Verminderung ihres Hausweſens in Anſehung der Perſonen wandelte ihre Wohnung in eine Einöde und gewährte ihr Zeit vollauf, ihre jetzige Einſamkeit dem ernſteren Nachdenken zu widmen und ihre Handlungen, deren nachtheilige Folgen ſich mehr und immer mehr äußerten,

zu prüfen und für die Zukunft beſſere Entſchlüſſe zu faſſen. Mit Schrecken erkannte ſie ihre traurige Lage und die zuſehends überhand nehmende Zerrüttung ihrer ökonomiſchen Verhältniſſe, die Vorbothen des drückendſten Elends, der tiefſten Erniedrigung ſie preisgebend. Emilie allein war es, die ſie für dieſen Kränkungen ſicher ſtellen, die gänzliche Zerſtörung ihres Wohlſtandes verhindern und ſie auf die Bahn der Ehre wieder zurückbringen konnte. Ihrer wieder habhaft zu werden, auf welche Art es auch ſeyn möchte, war das Reſultat ihrer Betrachtungen. Darum bediente ſie ſich jener Liſt, ſpielte die verſtellte Kranke, affektirte Reue und Sehnſucht, Emilien in ihre Arme zu ſchließen und beſtach auf dieſe Weiſe die Liebe ihrer Tochter um ſo leichter, je ſicherer ſie dieſelbe auf ihrer ſchwachen Seite zu faſſen wußte. Doch ehe es völlig dahin kam, fanden ſich noch mancherlei Bedenklichkeiten, mancherlei Beſorgniſſe, die ihr die Erreichung dieſer Abſicht erſchwerten. Dieſe quälten und ängſteten ſie unaufhörlich, mehrten die Lange-

weile, die ihre Einsamkeit ihr verursachte, und erregten Ekel und Verdruß an allem, was sie umgab. Im trägsten Müßiggange schlich ihr die Zeit vorüber; denn arbeiten mochte sie nicht, war auch eben nicht sonderlich daran gewöhnt — sollte sie zum Betteln ihre Zuflucht nehmen? — Fast wäre es Nothwendigkeit gewesen: denn nicht allein daß sie tausend Bequemlichkeiten entbehren mußte, an die sie sich durch eine luxuriöse Lebensart gewöhnt hatte, sondern oft sogar fehlte es ihr an den nothdürftigsten Lebensmitteln, deren Herbeischaffung sie in die unangenehme Nothwendigkeit versezte, ein Stück nach dem andern aus ihrer Garderobe zu nehmen und für ein Lumpengeld dem ersten besten Trödler zu überlassen.

Diese traurige Lebensweise fesselte sie mehr, als jemals, an ihr Zimmer, sezte sie oft Wochenlang außer Stand, aus dem Hause zu gehen und machte ihr das Leben so lästig, so überdrüssig, daß sie zuweilen sogar in eine gewisse Dumpfheit der Sinne verfiel, die nicht selten

an ſtille Melancholie gränzte. Charlotte, ihre einzige Geſellſchafterin und Vertraute, hatte Muhe, für den Schwung zu halten und nahm er, eben ſo ſehr aus eigenem Antriebe, als auf beſonderes Verlangen ihrer Gebieterin, auf ſich, durch allerlei kleine Intriguen dem täglich mehr einreißenden Mangel, an dem ſie ſo ernſtlich Antheil nahm, wie vormahls an dem Ueberfluſſe der Madam Grohmann, abzuhelfen.

Es war alſo eben ſo gemeinſchaftlich nothwendig, als ihr eigener Vortheil insbeſondere, auf Mittel zur Verbeſſerung ihrer gegenwärtigen Lage zu raffiniren. Roſaliens ehemalige Reize, von denen hier und da noch einige Spuren auf ihrem Geſicht zu ſehen waren, gaben ihr Veranlaſſung zu dem Gedanken: auf Eroberungen auszugehen und auf dieſem Wege ſich dem Ziele ihrer Wünſche zu nähern. Stillſchweigend legte ſie daher die Hand ans Werk, muſterte die verheiratheten und unverheiratheten Bewohner der Stadt, die ſie kannte, ſuchte durch neue Bekannt-

ſchaften die Liſte über die zu ihrer Abſicht brauchbaren Männer und Jünglinge zu bereichern, ihnen in den Weg zu treten, ihre Neigungen zu erforſchen und ſie auf den Punkt zu führen, zu welchem ſie hingeleitet werden mußten.

Zwar erreichte das gute Mädchen ſeine Abſicht zum Theil wohl, aber nicht ganz. Denn nur die Fremden, die die Ehre noch nicht gehabt hatten, Madam Grohmann zu kennen, folgten den Lockungen der Sirene und verſcheuchten auf einige Tage, oder Stunden wenigſtens, den Dämon des Trübſinns und der Unzufriedenheit von der Toilette der von den Einheimiſchen vergeſſenen Buhlerin, indeß die lezteren nur aus Barmherzigkeit, oder um ihrer los zu werden, der ſeinen Bettlerin einen Gulden ins Buſentuch warfen.

Füllhorn war unter ihnen der einzige, der mehr aus alter Neigung zur ſchönen Emilie, deren jugendliche Reize er nur im Stillen zu verehr

ren Gelegenheit gehabt hatte, als aus Liebe zu ihrer Mutter, ſich ins Garn locken ließ. Ihn hatte Madam Grohmann zur Zeit ihres Wohlſtandes kaum eines Blicks gewürdiget; jezt war er ihr ein willkommener Gaſt, von deſſen harten Thalern ſie ſich die Wiederherſtellung ihrer zerrütteten Oekonomie verſprechen durfte.

Allgemein als Freund der Menſchheit bekannt, that er Gutes, wo er wußte und konnte, öfnete ſeine Börſe Jedem, der ihn um Unterſtützung bat, ohne Anſehen der Perſon, unbekümmert, ob er es verdiene, oder nicht; um wie viel leichter mußte es der ſchlauen Charlotte werden, ſeine Freigebigkeit zu gewinnen und ihrer leidenden Gebieterin offene Kaſſe bei ihm zu verſchaffen? — Um ſo mehr, da von ſeiner Seite die Liebe ſich ins Spiel mischte und die Gegenwart des Mädchens, das ihn bittend beſtürmte, mit der Befriedigung einer Neigung ſchmeichelte, die er ungeſättiget bisher hatte unterdrücken müſſen? — Das war ſeine ſchwache Seite, die

er jedoch durch angebohrne Herzensgüte in Schatten zu ſtellen wußte.

Schon glaubte Füllhorn ſeit Emiliens Abweſenheit von P... von der Leidenſchaft der Liebe befreit zu ſeyn und die Entflohene vergeſſen zu haben; kaum aber hatte Charlotte ſeine Schwelle verlaſſen, ſo fiel er von neuem in ſeine Krankheit zurück. Stark war in ihm der Drang, Roſalien dem Abgrunde des Verderbens zu entreißen; ſtärker noch das Verlangen nach Emiliens Reizen. Er vermochte nicht, es zu bergen. Bei der erſten Gelegenheit, die Charlotte ergriffen hatte, an ihn zu kommen, ſprach er von Emilien ſo viel, mit ſolcher Wärme und Theilnahme, daß nur ein Oedipus es nicht hätte merken können, in welcher Hinſicht er ihrem Suchen zu willfahren beſonders geneigt zu ſeyn geſchienen habe.

Triumphirend kam Charlotte nach Hauſe, freute ſich der geſpielten Intrigue und entledigte

ſich ihrer errungenen Beute, indem ſie ihrer Gebieterin zween ſchöne geränderte Kremnitzer in die Hand drückte.

Das nenne ich doch, einen Fang gemacht haben! ſagte Madam Grohmann, die Ducaten in der Hand wogend — „Sag' mir nur, Mädchen! wie du an ihn kamſt?“

„Durch Liſt.“

„Das läßt ſich denken! — Dein Erfindungsgeiſt iſt zu geſchäftig, als daß er nicht jeden Augenblick benutzen ſollte. Koſtete dirs Mühe?“

„Ganz und gar nicht! — Sobald ich ihn am Fenſter erblickte, blieb ich ſtehen und that, als ob ich etwas verlohren hätte. Er mußte es merken; denn ich hatte meinen Standpunkt ſo genommen, daß es unmöglich war, ſeinen Blicken zu entgehen.

„Nun?“

„Ohne das mindeſte Geräuſch öffnete er das Fenſter, rufte mir zu und fragte: Was ich ſo ängſtlich ſuche? — Einen Ducaten, antwortete ich — den ich ſo eben bei Ihnen wechſeln wollte. Ich bin untröſtlich! — Es war unſer lezter!“ —

„Wie fein! — Und dafür gab er dir dieſe?“

„So iſts! — Wenn's weiter nichts iſt, ſagt' er — da wollen wir bald Rath ſchaffen — griff in die Taſche und erſezte mir den vorgeblichen Verluſt.“

„Sprach er ſonſt nichts?“

„O ja! — Er ſprach noch lange und viel mit mir; beſonders von Emilien.“

„Ha! — Alte Liebe roſtet nicht: ſagt's Sprichwort — Sie war ihm nicht gleichgültig, als ſie noch hier war. — "

Eben ſo wenig gleichgültig war Roſalien die Aufmerkſamkeit, deren Füllhorn die abweſende Emilie würdigte; lieber hätte ſie die Eroberung für ſich gemacht, denn ſo häßlich war ſie noch nicht, daß, ſo ſchnell ſie auch gelebt hatte, ſie nicht vermögend geweſen wäre, einen Mann zu feſſeln, der in Anſehung dieſes Punkts eben kein Koſtverächter war. Diesmal aber betrog ſie ſich doch in ihrer Meinung.

Noch am nemlichen Tage erhielt ſie ein verſiegeltes Kiſtchen, das nach der Ausſage des Ueberbringers an Herrn Füllhorn und Compagnie adreſſirt war, mit dem Auftrage, es an Madam Grohmann auszuhändigen. Als ſie es öffnete, ſah ſie ihre Erwartung übertroffen; denn ſie ahndete zwar den Inhalt deſſelben, nicht aber deſſen Werth und Größe. Ein Stück vom ſchön-

ſten ſeidenen Zeuge lag oben auf, dieſem folgte eine Quantität Flohr und Spitzen von ungewöhnlicher Güte, zwiſchen welchen auf der einen Seite ſich ein unverſiegeltes Billet, auf der andern eine Rolle mit hundert Stück eben ſo ſchönen vollwichtigen Kremnitzern verbarg, wie die, welche Charlotte einige Stunden zuvor von ihm ſelbſt erhalten hatte; den Beſchluß machte ein Stück mit Gold und Blumen durchnähter Mouſſelin zu einem vollen Anzuge.

Daß beide groſſe Augen machten und nicht genug die Schönheit und Güte der von Herrn Füllhorn zugeſendeten Sachen, ſo wie ſeine perſönliche Großmuth und Menſchenfreundlichkeit loben und bewundern konnten, läßt ſich wohl von ſelbſt denken und ſie waren in der That auf ſich ſelbſt böſe, daß ſie nicht längſt ſchon ihr Netz nach ihm ausgeworfen hatten. Seit ſie Wittwe war, konnte Madam Grohmann ſich nicht erinnern, einen ſolchen Schatz beſeſſen zu haben und ſie machte ſichs, ſo ſchwer es ihr auch ankommen

machte, zum feſten Vorſaz, dem großmüthigen Geber ſeine Abſicht erringen zu helfen. Sie konnte ja beiher immer auch ihrer Eitelkeit ein Opfer bringen; Genuß und Vortheil blieben ja dieſelben, wenn auch Emilie die alleinige Urſache war, aus welcher ſie ſo anſehnlich beſchenkt worden. War es nicht genug, ſich ſo mit einemmale der ſchrecklichſten Dürftigkeit entriſſen und in den vorigen Wohlſtand geſezt zu ſehen? Was konnte dieſen ihr mehr ſichern, als Emiliens Gegenwart? — Wie aber dieſe herbeibringen? — Wie ſie losreißen von einer Familie, die ſie mit ihren Armen umſchlungen hielt, wie ihr eigenes Kind? — Wie ſie ableiten vom Wege der Tugend, auf dem ſie jezt wandelte, ihren Abſichten geneigt machen und ſich ſelbſt die Befriedigung ihrer Leidenſchaften ſichern? — Das war ein Umſtand, über den Madam Grohmann und Charlotte gemeinſchaftlich rathſchlagten und weshalb eine zweite Liſt Ihnen aus der Verlegenheit helfen mußte.

Was könnte würksamer seyn auf das Herz einer Tochter, als eine Krankheit, die dem Leben der Mutter Vernichtung droht? — Das war Charlottens Einfall. Allgemein gebilliget, wurde derselbe ohne den mindesten Anstand ausgeführt und — er gelang. Zwar schmeichelte sich Madam Grohmann noch immer, den reichen Bankier für sich selbst zu gewinnen, aber das war ein vergebliches Bemühen, so sehr sie sichs auch angelegen seyn ließ, ihre Reize zu verjüngen und durch ein gefälliges und angenehmes Betragen, das ihr besonders eigen war, zu fesseln. Da Füllhorn einzig und allein sein Absehen auf Emilien gerichtet hatte, so vermochte sie dadurch nichts mehr, als ihre Oekonomie von Zeit zu Zeit in einen bessern Stand zu setzen, von neuem zu glänzen und sich mit neuen Eroberungen zu schmeicheln.

In diesem Zustande traf sie Emilie. Sie war auf die erhaltene Nachricht Tag und Nacht gereist, den fliehenden Odem ihrer sterbenden

Mutter aufzufangen und ſah ſich zwar ſehr angenehm getäuſcht, jedoch auf der andern Seite auch aufs empfindlichſte hintergangen und zu einer ſie entehrenden Untreue gegen die Hennigſche Familie, der ſie ſo viel ſchuldig war, verleitet. Heimlich hatte ſie ihren Retter und Wohlthäter verlaſſen, ſich dadurch in einem widrigen Lichte gezeigt und ſeiner unwürdig gemacht. Sie konnte ihren Unwillen deshalb nicht bergen und war ſchon im Begriffe, ihrer Mutter Vorwürfe zu machen; allein Madam Grohmann hatte ſo viel Gründe, die ſie dem unerfahrnen Mädchen ſo einleuchtend zu machen, und dadurch ihr Verfahren ſo ganz zu entſchuldigen wußte, daß Emilie kein Bedenken mehr empfand, ſie für hinlänglich gerechtfertiget und ihre Verbindlichkeiten gegen Hennigen für unvollkommener und weniger wichtig zu halten, als die gegen ihre Mutter und ſich ſelbſt.

Füllhorn war ihr in jeder Hinſicht ein läſtiger Geſellſchafter. Er hatte eine häßliche Phyſiognomie, ſpielte übrigens eine elende Figur, war

alt und mit dem braven Hennig in keine Vergleichung zu ſtellen. Sie wünſchte ſich oft wieder zu dieſem zurück, machte ſich, wenn ſie allein wär, die bitterſten Vorwürfe und konnte lange nicht das Andenken an eine ſo rechtſchaffene, ihrer vollen Achtung würdige Familie aus ihrer Seele verbannen. Doch auch dieſe Schwierigkeiten wurden gehoben.

Mit vereinten Kräften rückten die Feinde von allen Seiten an, belagerten und ſtürmten die Feſtung, die ſich auf Gnade und Ungnade ergeben muſte und Emilie ſah ihre Unerfahrenheit überliſtet, ihre Tugend gefangen. Sie konnte weder vor, noch rückwärts, war keines Augenblicks mächtig, zu überlegen und ſich das Vergangene oder Gegenwärtige zu denken. Sinne berauſcht taumelte ſie von Genuß zu Genuß, ſchwebte von einer Freude zur andern und ſah eben ſo ſehr ihrer Eitelkeit geſchmeichelt, als zum Gehorſam ſich gezwungen. Madam Grohmann unterließ nicht, es ihr täglich zu Gemüthe zu führen, welche Ver-

ändlichkeiten, welchen Dank ſie ihrem Wohlthä-
ter ſchuldig wären, ohne den ſie ſicher verlohren
geweſen ſeyn würden und Füllhorn ſcheute keine
Koſten, keinen Aufwand, alles herbeizuſchaffen,
was die Rolle, die ſie jezt ſpielten, im Häusli-
chen ſowohl, als im Angeſichte der Welt er-
heiſchte.

Emilie vermochte nicht, zu ſich ſelbſt zu kom-
men. Ihre gegenwärtige Lage gewährte ihr un-
aufhörlich Beſchäftigung. Größer, als jemals,
war der Glanz, der ſie umgab; häufiger die Ver-
gnügungen und Luſtbarkeiten, denen ſie bei-
wohnte; pracht- und gehaltvoller ihre Garderobe;
reichlicher beſezt ihre Tafel und immer voll ihre
Börſe. Das alles machte denn, je tiefer die
Mutter, ohne Unterlaß auf Füllhorns geränderte
Kremnitzer ſpekulirend, ihren Pinſel eintauchte,
Emilien ihre glückliche Lage mit den ſchönſten Far-
ben zu mahlen und in den ſchmeichelndſten Aus-
drücken ſie einer noch weit glücklicheren Zukunft
zu verſichern, einen gewaltigen Eindruck auf das

Herz des flatterhaften Mädchens, das noch zu wenig Selbſtſtändigkeit und Feſtigkeit beſaß, ſich in den Schlingen zu halten, die man allenthalben ihr legte. Hennigs zu vergeſſen, wurde ihr daher um ſo leichter, je mehr man mit ihr von nichts, als Freude, Glück und Vergnügen ſprach, dahingegen die Sittenpredigten des erſtern eine viel zu trockene Unterhaltung für ihren Geiſt waren, der glücklichen Würkung ohnerachtet, die ſie bereits auf das Herz der jungen Erdenpilgerin gethan zu haben ſchienen.

Aber der Eindruck war nicht bleibend. Ohne den Anſchein, über weibliche Ehre und Tugend ſpötteln zu wollen, wußte man, ihr jene beſſeren, moraliſchen Vorträge lächerlich zu machen, ihr entgegengeſezte Begriffe beizubringen und ihre Neigung ganz auf den Punkt zu lenken, der das Ziel des allgemeinen Strebens war.

Ohne Emilien konnte dieſes Ziel nicht erreicht werden. Sie war das allein zinſende Kapital,

ohne welches die Mutter zur Bettlerin herabgesunken seyn würde; der alleinige Preis, um welchen Füllhorn die Befriedigung seiner Bedürfnisse so theuer erkaufte und die ergiebigste Quelle, aus der die schlaue Zofe ihren Durst löschte und freier Odem schöpfte.

So von dreien Seiten mit eins überfallen und bestürmt, wars der allein stehenden, schwächer und immer schwächer werdenden unmöglich, sich zu halten. Sie sank; aber unvermerkt, und ohne den Verlust ihrer Kräfte zu fühlen. Ihr Fall glich dem allmähligen Herabsteigen von der kalten Spitze eines rauhen, den Elementen der Natur Troz bietenden Felsen, gereizt durch den Anblick eines verführerischen Geländes, das unter ihren Füßen sich hinschlängelte, zum anmuthigen Thale, im mannichfaltigen Wechsel von der Natur gespendeter Reize, ihr Labsal und Erquickung gewährend. Denn sie wandelte auf bunten Wiesenteppichen dahin, wie unter Rosen, umsäuselt von kühlend wohlthuenden Lüftchen und ange-

haucht am plätſchernden Forellenbach vom aro-matiſchen Wohlduft heilſamer Pflanzen und Kräu-ter um den Grashügel her, auf dem ſie ruhte, ohne zu bedenken, daß über lang oder kurz dieſe Schönheiten ſchwinden und mit der geſammten Natur zum ertödtenden Winterſchlafe übergehen würden.

Welch eine glänzende, welch eine glückliche Periode! — Seiner Häßlichkeit ohngeachtet, hatte Füllhorn geſiegt und ſich ein Eigenthum er-rungen, um das ihn tauſend rüſtigere Jünglinge beneideten. Doch was vermag der leidige Mammon nicht? Dieſe allvermögende Triebfe-der, die alle Räder in Bewegung ſezt? — —

Ausſchlußweiſe glaubte nun Füllhorn, Be-ſizer des Grund und Bodens zu ſeyn, auf dem er ausgeſäet hatte; doch das war ein eitler Wahn, der den Alleinbeſiz überlebte, ohne dem blinden Schwelger die Augen zu öfnen. Was Emilie und ihre Mutter brauchten und ihm abverlangten,

das mußte herbeigeschaft werden und wenn es sein halbes Vermögen gekostet hätte. Der Thor! — Schon war er mehrmahls im Begriffe, sich selbst zum Hahnrei zu machen, in der Meinung, sich seines Eigenthums noch mehr zu versichern; aber dahin konnte ers doch nicht bringen, obgleich Madam Grohmann selbst ihn aufs kräftigste unterstützte. Emilien war es lächerlich, das Weib eines alten Gecken zu seyn, den sie zum Ueberfluß Papachen nannte und überdies mischten sich von seiner Seite noch so manche gute Freunde darein, die ihm die Thorheit angelegentlich widerriethen, indem sie, wenn der liebe Onkel mit Tode abgehen sollte, für ihr eigenes Interesse fürchteten.

Bei dieser Lage der Sachen nun und je weniger sie selbst ihrer Tochter diese Grille verargen konnte, hielt es Madam Grohmann fürs rathsamste, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn, ihren Hausfreund warm zu halten und seine Kremnitzer bis auf den lezten zu benutzen. Vielleicht

hätte sie keine unrichtige Ahndung, die sie fürchten machte, wieder in ihre vorherige mißliche Lage versezt zu werden, wenn, was leicht möglich war, der Fall eintreten und Füllhorn und Kompagnie aufhören sollten zu zahlen.

Wie gedacht, so geschehen! — Ein Zeitraum von drei kurzen Jahren beschränkte den Umgang des reichen Banklers mit Madam Großmann und ihrer liebenswürdigen Tochter; Füllhorn mußte in den Schuldthurm und Emille, wollte sie wohl, oder übel, der ihr bevorstehenden Untersuchung wegen der mannichfaltigen Ausschweifungen, zu welchen sie den Gemeinschuldner verleitet zu haben, öffentlich beschuldigt wurde, zu entgehen, bei Nacht und Nebel ihren bisherigen Aufenthalt verlassen. Sie gieng, von ihrer Mutter begleitet, nach C . . . , wo sie Anfangs für ein Fräulein vom ersten Range galt, eine glänzende Rolle spielte und der Anbeter viele und aus den ersten Ständen sich um sich her drängen sah; aber auch dieser Glanz schwand schnell

ler, als seine Dauer von ihr und Madam Grohmann berechnet war.

Nur zu früh entdeckte man ihren wahren Namen und Stand und zollte ihr nicht mehr Achtung, als das Gewerbe, dem sie oblag, ihr verstattete. Zwar wars ihr Anfangs kränkend, doch schluz es ihren Muth nicht nieder; vielmehr sah sie die Menge ihrer Anbeter sich mehren und dadurch ihren Wohlstand immer aufrecht erhalten. Allein ein neidischer Dämon schlich ihr unvermerkt zur Seite vergällte ihr einige Zeitlang den süßen Genuß schwelgerischer Freuden und warf sie, die Rosen ihrer Wangen bleichend, und ihren Odem vergiftend, mehrere Monate aufs Krankenlager hin. Das scheuchte denn mit eins die Raubvögel von dannen, die bisher an der Toilette der reizenden Buhlerin genistet hatten, zerstörte ihre Gesundheit und zerrüttete ihre Oekonomie dergestalt, daß von den schönen Kreminitzern des unglücklichen Bankiers, der Ach und Wehe über sie hätte schreien mögen, nur noch

ein sehr unbedeutender Vorrath übrig war, der sie und ihre Mutter kaum einige Wochen zu stützen vermochte. Doch gemeiniglich ist die Hülfe am nächsten, wenn die Gefahr am größesten ist. Geschehe es auch, auf welche Art es wolle; ist das Gefühl der Ehre durch die Stimme der Leidenschaft überwältigt, dann gilt dem Gesunkenen alles gleich. Um sich zu retten, ergreift er das Aeußerste, geht von Stufe zu Stufe weiter, bis er den höchsten Gipfel erreicht und stürzt in verzweiflungsvoll und ohne Rettung zur grundlosesten Tiefe des Elends hinab.

Mit frecher Stirne trat Holm, einer der ersten Kneipiers, einst Kammerdiener und Vertrauter des Geheimden Raths N..., auf die erste Nachricht von Emiliens Wiederherstellung ins Zimmer, entblödete sich nicht ihr den Antrag zu thun, sein Haus zu beziehen, unter der Versicherung, sie für allen zu befürchten habenden Verfolgungen von Seiten der Obrigkeit in Schutz zu nehmen; ohne seine Protektion würde sie

ihr außerdem bald das Handwerk legen. — Das war ein Donnerschlag für die Mutter sowohl, als für die Tochter. „Emilie! sagte sie — sind wir denn einmal so tief herabgesunken?“ —

Emilie seufzte, fühlte ihre Ohnmacht gegen einen Mann, von dem sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, diese Verfolgungen am gewissesten zu fürchten hatte und — schlug ein. Diese Eroberung zu machen, war Holms Absicht schon längst gewesen; aber er hatte es, so lange sie die Rolle spielte, zu der sie der Umgang mit den Vornehmsten der Stadt berechtigte, nicht wagen dürfen. Jezt waren die Verhältnisse anders. Gestohen, verachtet und verlassen von denen, die ihren Reizen gehuldigt hatten; verlassen von der magnetischen Kraft, die der Enthaltsamkeit des kalten Philosophen, so wie der lodernden Flamme des tollkühnen Jünglings Maaß und Ziel sezte und die schwindende Kraft des Wallers am Grabe fesselte, noch einmal den Zauber ih-

rer Reize zu bewundern, bedroht von der Gefahr, mit Schande gebrandmarkt zu werden, oder in Jammer und Elend ihr Leben zu verfliegen, war das ja wohl das einzige Mittel, das sie zu ihrer Rettung ergreifen konnte. — Aber auf wie lange? — Der einmal geschwächte Körper war nicht vermögend, auszuhalten und den Forderungen thierischer Leidenschaften hinlängliche Befriedigung zu gewähren. Kaum ein halbes Jahr hatte sie in diesem Hause der Freude unter stetem Genusse schnöder Lüste verschwelgt, so fiel sie in die nemliche Krankheit zurück, die vermittelst des eingesogenen Gifts nur noch fürchterlicher wüthete als vorher und die kaum zum höchsten Grade ihrer Schönheit gediehene Rose der gänzlichen Vernichtung Preis gab.

So tief war Emilie gesunken, daß sie in ein öffentliches Krankenhaus gebracht werden mußte, wo sie von dem Arzt für todt aufgenommen wurde und in den wenigen Augenblicken, wo sie ihrer Besinnungskraft mächtig war, selbst aufge-

loßt zu ſeyn wünſchte. Tief fühlte ſie dann die Schwere ihrer Vergehungen und dies mehrte ihre Schmerzen, verſchlimmerte ihre Krankheit. Oft verfluchte ſie ihr Daſeyn, brach in die heftigſten Verwünſchungen gegen ihre Mutter aus und ſank, wenn ihre Kräfte erſchöpft waren, in eine faſt gänzliche Sinnloſigkeit hin. Oft machte ſie ſich wegen ihres unverzeihlichen Undanks und ihrer an Hennigen begangener Untreue die bitterſten Vorwürfe, waate es nicht, ſeinen Namen zu nennen und war nicht vermögend zu beten, oder nur einen einzigen Gedanken zu faſſen, der ihr einige Linderung zugeſagt hätte. Die ausartende Phantaſie ſtellte ihr die ſchrecklichſten Bilder dar, verzehrte den Ueberreſt ihrer an ſich unbedeutenden Kräfte und beſchleunigte den Wunſch ihrer Auflöſung.

Madam Grohmann war untröſtlich über das ihr gefallene Loos; denn auf Emilien hatte ſie ihre ganze Hoffnung geſezt, auf ſich allein konnte ſie wenig, oder nichts rechnen. Kein Wunder

daher, wenn sie wieder in ihre traurige Lage zurück fiel und tief unter ihren einstmaligen Stand und Würde herabsank. So lange sie noch Geld, Pretiosen und Kleidungsstücke hatte, welche lezteren sie nach und nach ebenfalls zu versilbern sich genöthiget sah, lebte sie flott; sobald sich aber auch diese verstopfte, nahm sie ihre Zuflucht zu Schwindeleien, spielte die Gelegenheitsmacherin und sezte sich bald in einen solchen Mißkredit, daß Jedermann ihr Angesicht floh, wie den Blick des Basilisken und schlechterdings nichts mehr mit ihr zu schaffen haben mochte. Das Resultat all ihrer Ränke, Kniffe und Betrügereien war der Bettelstab und sie hatte noch von Glück zu sagen, daß die Obrigkeit sich ihrer annahm und in einem öffentlichen Armenhause ihr ein Plätzchen anwieß, wo sie den Ueberrest ihres lastervollen Lebens hinbringen konnte und Zeit und Muße hatte, ihre Thaten zu bereuen und unter stetem Beten und Singen abzubüßen.

Aber der gute, brave Hennig? Welches Schickſal traf den Edlen? wird man fragen, und wir halten es für Schuldigkeit hierauf zu antworten und, was wir hiervon wiſſen, unſern lieben Leſern und Leſerinnen in wenig Worten mitzutheilen.

Emiliens Verluſt gieng ihm über alles. Er hatte die redlichſten Abſichten und war feſt entſchloſſen, ſie, ſobald er angeſtellt ſeyn würde, wozu er die ſchönſten Ausſichten hatte, zur Gefährtin ſeines Lebens zu erheben. Sie würde gewiß mit ihm glücklich geweſen ſeyn. Aber ihr angebohrner Leichtſinn war Schuld, daß ſie der mütterlichen Lockung Gehör gab, der Stimme der Freundſchaft nicht achtete und ſich heimlich auf und davon machte. In welchem Zuſtande er das väterliche Haus verließ, iſt zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, eine Sylbe davon zu wiederhohlen. In ſeine Vaterſtadt zurückzukommen, dies war ſein Wille nicht; unter einem fremden Himmelsſtriche ſeinen Tod zu ſuchen und

unter fremden Nationen die Treuloſe zu vergeſſen, das war ſeine Abſicht, wann er ſie nicht wieder finden ſollte. Vergebens mühte er ſich, ſie aufzuſuchen, ohngeachtet er den Aufenthalt ihrer Mutter in P... ausfindig machte. Madam Grohmann verbarg ſie ſeinen Blicken. Er gieng nach Hamburg, ſchiffte ſich ein und ſegelte nach den Küſten von Afrika zu, fand aber, nach eingegangenen Nachrichten, in den Fluthen des Meers ſeinen Tod.

5.

Rudolph,

mit dem Beinamen:

der Gefürchtete.

Eine

Geſchichte aus den Ritterzeiten.

Einer der ersten Helden seiner Zeit war Rudolph mit dem Beinamen: der Gefürchtete, aus dem Geschlechte der Helfensteiner. Schwerdt und Lanze waren von seiner frühesten Kindheit an sein liebstes Spielwerk und mit beiden wurde er bald so bekannt, daß er als vierzehnjähriger Knabe schon nicht mehr zu Hause bleiben mochte und sich stark genug fühlte, seinen Vater ins Schlachtfeld zu begleiten, um ihn für den Säbelhieben der Sarazenen zu decken und die feindlichen Streiche von ihm abzuwenden.

Muthig, wie ein junger Löwe, schwang er sich in den Sattel und tummelte, trotz den bärtigen Kriegern, die unter des alten Rudolphs Fahne wider die Ungläubigen auszogen, das kühne

Streitroß und achtete nicht der Thränen, die Mutter und Schweſtern, für ſein junges Leben fürchtend, über ihn weinten. Frühzeitig ſchon zeigte er einen unauslöſchlichen Hang nach Ruhm und Ehre; allenthalben that ers ſeinen Spielkameraden zuvor und wußte allenthalben den Preis zu erringen. Mit den Jahren wuchs auch dieſer Drang und beſeelt von dem Geiſte ſeiner Anherren, die von jeher für die tapferſten galten, wurde er bald der Stolz ſeines Vaters, die Zierde der Nation, das Schrecken der Feinde. Wo es am dickſten hergieng, da war Rudolph, und wo Rudolph war, da war Sieg und Ehre. Hundert andere drangen nicht mit ihren Schwerdtern durch, wo Rudolph allein ſich einen Weg bahnte und vor ihm flohen ganze Horden, denn unter ſeinen Schwerdtſtreichen mußte alles fallen, was ſich ihm in den Weg ſtellte. Ihn fürchteten Frankreichs tapferſte Krieger und willig beugte der wilde Afrikaner, der ſich durch die Flucht zu retten nicht vermochte, ſeinen Nacken unter das Schwerdt des kühnen Teutſchen. Eine Reihe von Siegen mehrte ſei-

nen Glanz, seinen Ruhm, erwarb ihm den Beifall der bärtigsten Helden, das Lob der Frauen, die Furcht und Achtung seiner Zeitgenossen, die, durch seinen Glanz verdunkelt, im Stillen ihn beneideten.

Unerbittlich und furchtbar im Kriege, aber auch eben so zärtlich und treu in der Liebe war Rudolph. Alles drängte sich um ihn her, als er nach zwölf langen Jahren, die ihm wie zwölf Monden entflohen waren, mit Wunden bedeckt und geschmückt mit Lorbeern, im Felde der Ehre errungen, in die väterliche Burg heimkehrte, den Lohn seiner Heldenthaten zu erndten. Die edelsten Dirnen seiner Zeit mühten sich, ihm zu gefallen, schielten mit bübelndem Blicke nach ihm hin und erkannten es für das höchste Ziel ihrer Wünsche, das Weib des gefürchteten Helfensteiners zu werden. Aber eine konnte ja doch nur die Glückliche werden — nur eine!

Jutta, die Tochter des edeln Kaspars von dem Wolfsberge, weniger schön, als ihre Re-

benbuhlerinnen, aber liebenswürdig, beschei-den und sittsam, wie es den Dirnen damaliger Zeiten geziemte, hatte frühere Ansprüche auf die Hand des heimkehrenden Rudolphs und nicht Ursache, eine von ihnen zu fürchten. Sie war seine Nachbarin, seine Jugendgespielin und im Besitze eines Unterpfands, das sie des Siegs versicherte. Das war sein Herz. Wenn sie als Knabe und Mädchen zusammen spielten, war Jutta, Rudolphs Braut. Deß erinnerte sich Rudolph mit Freuden und wagte es kühn, ihr im Angesichte aller seine Hand anzubieten. Eine glücklichere Wahl konnte er nicht treffen, so kurz auch die Dauer dieses ehelichen Bündnisses war.

Vier Söhne, Rudolph, Heinrich, Albrecht und Ottomar, einer wie der andere, das Ebenbild ihres Vaters, wiegten sich abwechselnd im Schooße der Mutter und auf Rudolphs Armen und waren die Freude und der Stolz seines Hauses. Zum fünften Male schmeichelte ihm Jutta mit einem neuen Unterpfande ihrer Liebe und gebar ihm

eine Tochter. Aber ach! die unglückliche Agnes raubte ihrer Gebährerin im Augenblicke ihres Werdens ihr Daseyn. Das war ihm ein unersezlicher Verlust! — Zwar entschädigte ihn die kleine Agnes frühzeitig für den begangenen Raub; aber das Andenken an die Verklärte konnte sie um so weniger ihm vergessen machen, je mehr er in ihr das Abbild der Verewigten aufleben, heranwachsen und sich verschönern sah.

Gern wäre er noch einmal ausgezogen wider die Ungläubigen; aber die Pflege und Wartung der unerzogenen, mutterlosen Waisen fesselte ihn an seine Burg, und er mußte es versparen, bis die dreizehnjährige Dirne im Stande war, der Wirthschaft vorzustehen und in seiner Abwesenheit das Haus allein zu besorgen.

Kaum war dieser Zeitpunkt eingetreten, so rüstete er sich zu einem neuen Zuge, der um so glänzender begann, da es der erste Ausflug seiner Erstgebohrnen war, die den Vater nicht ruhen

und raſten ließen, bis er ihrem Verlangen, Ruhm und Ehre zu erwerben, Genüge that. Geübt im ritterlichen Spielen jeder Art, hatten die mannhaften Buben ſchon manchen Preis errungen, manchen heimiſchen Lorbeer ſich erfochten; es wurde endlich Zeit, dieſe ritterlichen Zierden durch glänzende Siege im Auslande zu verſchönern und ſich geltender zu machen.

Das gab ein Feſt der Freude, wie auf Helfenſtein noch wenig waren gefeiert worden; denn ihnen zu Ehren wurden ſieben ganzer Tage zuvor abwechſelnd Turniere, Luſtjagden, Stechen und Ringelrennen gehalten, bei welchen Rudolph und Heinrich jedesmal die erſten Plätze behaupteten und aus den Händen der Königin des Feſts den Preis empfingen. Sie folgten dem Vater um ſo muthvoller und begieriger nach Sieg und Ehre, je mehr Rudolph der jüngere ſich eines bedeutenden Blicks der reizenden Bertha gewürdigt ſah und Heinrich ſich ſchmeicheln durfte, eben ſo ſehr durch ſeine ſchöne Bildung, als durch ein gefäl-

liges Betragen, Herz und Auge der liebenswürdigen Ida, ihrer Aelterſchweſter, gefeſſelt zu haben.

Auch der älteſte von Rudolphs rüſtigen Mannen blieb nicht daheim und folgte, eben ſo ſehr für Freude, das müſſige Streitroß einmal wieder austoben zu laſſen, als für Begierde, die jungen Helden fechten zu ſehen, mit Schild und Schwerdt ſie zu decken und ſich und ihnen ihr theures Leben zu erhalten. Mehrere der benachtbarten Ritter und Edlen, die dem ſiebentägigen Frohgelag auf Helfenſtein beigewohnt hatten, Frauen und Mädchen, machten den Zug glänzender und gaben den nach dem gelobten Lande Hinziehenden das Geleit.

Glücklich erreichte Rudolph mit ſeinem tapfern Häuflein die Grenzen von Paläſtina, geſellte ſich zu dem teutſchen Heere und ſtellte ſeine Buben den teutſchen Rittern vor, die an der Spitze deſſelben ſtanden. Der Gedanke: daß er ſelbſt ſie

zur Schlachtbank führe — kam ihm nicht in den Sinn; denn die Buben standen neben ihm, als ob sie zu einer jugendlichen Fehde gehen sollten, unbekannt mit der Gefahr, die ihnen drohte und ihrer nicht achtend. Zu dem wars ihn ja selbst darum zu thun, sie auf den Weg der Ehre zu leiten und ihnen glänzende Siege erringen zu helfen. Dies der Gedanke, der sein Inneres beseelte, seiner Existenz neues Leben gab, Unmuth und Trübsinn von seiner Stirne und jede bange Ahndung aus seiner Seele verscheuchte.

„Vater! wenn schlagen wir?“ fragten die unbändigen, siegbegierigen Jünglinge. „Heute noch!“ antwortete der Vater und erblickte schon im Geiste den Siegeslorbeer, der am Ziele ihnen wehete. Ihre Ungeduld hatte fast ihre Grenzen erreicht, als der Herold in die Trommete stieß und die teutschen Ritter aufforderte, sich bereit zu halten.

So kämpfte noch keiner, als Rudolph und Heinrich! So kämpfte selbst Rudolph der Vater

nicht! — Das zu ſehen, ſchmeichelte ſeinem Stolze ungemein. Sie fochten wie die Löwen, warfen ſich unter die feindlichen Horden, ſchlugen, tödteten und nahmen gefangen, was ihnen in den Weg kam; Tod und Verderben gieng vor ihnen her; von allen Seiten tönte lauter Beifall ihnen zu und allenthalben erkannte man in ihnen die Söhne des gefürchteten Rudolphs.

Schon war der Sieg entſchieden und in den Händen der teutſchen Ritter; aber Rudolph und Heinrichen genügte das nicht. „Nach! ſchrie der eine und: Nach! wiederhohlte der andere, und weder des Vaters Zuruf, noch das Bitten und Flehen der Knechte vermochte, die Tyger in der ſchönen Jünglingsgeſtalt zurückzuhalten. Fort! Den Sporn in die Seite und — ſchon weit über die Leichen der Gemordeten hin entflohen waren die Tollkühnen, als Rudolph mit einigen ſeiner Getreuen ihnen nachſezte. Sie einzuhohlen, war unmöglich. Keiner wollte dem andern den Vorzug, aber auch eben ſo wenig einer den andern

in der Gefahr allein laſſen. Gleichen Trittes und ſchneller, als im Fluge des Adlers, verfolgten ſie die Fliehenden, ſtürzten von hinten ſich unter ſie und hauten und metzelten nieder, was ſich ihnen widerſetzte. Doch ſie trieben des Spaſes zu viel. Ueberwältigt von der Menge der aus dem Hinterhalte ihren Glaubensgenoſſen zu Hülfe Kommenden, fielen ſie beide in einem Moment und wurden muthwillig ein Opfer ihrer Unbeſonnenheit.

Rudolph ſah ſie fallen, aber zu ihrer Rettung kam er zu ſpät und es blieb ihm nichts mehr übrig, als, ſie ſterben zu ſehen. Gern hätte er ſein Wort zurückgenommen; denn Heute noch fand er gegründete Urſachen, ſeine That zu bereuen; aber Unmöglichkeiten möglich zu machen, ſtand nicht in ſeiner Gewalt — er war ein Menſch. Eine Thräne vom Vaterauge ſich trocknend, ſtand er zwiſchen beiden innen, als wollt' er den ſchwindenden Geiſt auffangen und in ſeinen irdiſchen Standpunkt zurückdrängen, ſah die Gefallenen

in ihrem Blut ſich wälzen und ſuchte, da alles vergeblich war, ſie ins Leben zurückzubringen, in dem Gedanken: Sie ſtarben auf dem Bette der Ehre — Beruhigung.

Deſſen ohngeachtet war die Rückkehr der tapfern Helfenſteiner nach heimiſcher Flur weit von ihrem Auszuge unterſchieden, weniger glänzend und zahlreich, weniger unterhaltend und verſprechend. Still und langſam ritt der tiefgebeugte Rudolph vor ſich hin und ſtill und traurig ſchlenderten ſeine Getreuen ihm nach und wagten es nicht, ihn an den Fall ſeiner Söhne zu erinnern. Stunden dehnten ſich ihnen zu Tagen und Tage zu langen Wochen aus und einer wie der andere bereuete es, an den Siegen Rudolphs und Heinrichs Theil genommen zu haben und wünſchte, an ihrer Stelle ſelbſt geblieben zu ſeyn.

So ſehr auch Rudolph ſich mühte, den Schmerz zu überwinden, den der ehrenvolle Tod ſeiner Erſtgebohrnen ihm verurſachte, ſo wars

ihm doch unmöglich, das traurige Andenken dieſes Falles ganz aus ſeiner Seele zu verbannen und man darf ſich nicht wundern, wenn es auch auf den Körper einen nicht unbedeutenden Eindruck machte und allmählig der Geſundheit des edlen Rudolphs nachtheilig wurde. Zwar ſchien die Wunde mit der Zeit zu verharſchen; allein es war gleichſam nur eine dünne darüber hingezogene Rinde, die nach Verlauf von einigen Jahren von neuem aufgeriſſen und für immer unheilbar wurde.

Rudolph fand lange an keiner Fehde, an keiner Luſtbarkeit einiges Vergnügen und überließ es ſeinen beiden jüngeren Söhnen, Albrecht und Ottomar, den ritterlichen Uebungen der benachbarten Edlen beizuwohnen, oder ſich im Forſte mit wilden Thieren herum zu treiben. Es machte ihm mehr Langeweile und luſte das Andenken jener Schreckensſzene, die ihn der erſten Stützen ſeines Alters und Zierden ſeines Stammes in einem Moment beraubte, zu lebhaft in ſeine Seele

zurück. Denn er verglich die aus dem Hinterhalte hervorgebrochene Rotte der Ungläubigen mit einer Heerde Wölfe, gegen die auch die stärksten und tapfersten Helden nichts ausrichten könnten. Lieber entschädigte er sich daheim für dieses Vergnügen an dem Umgange seiner lieben Agnes, die durch die ererbten Züge ihres Gesichts, so wie durch die schönen Seiten ihres vortreflichen Charakters, ihn sehr angenehm an seine ewig ihm unvergeßliche Jutta erinnerte.

Albrecht und Ottomar waren so, wie ihre bereits in jene Welt hinübergegangenen Brüder, einander an Jahren fast gleich, eben so vertraut, eben so harmonisch in ihren Neigungen, weniger rauh und wild, weniger dürstend nach blutigen Siegen. Das von ihren Anherren auf sie vererbte Eigenthum vor räuberischen Ueberfällen zu sichern, ihrem Vater die Tage seines nahenden Alters zu erleichtern und angenehm zu machen und die schöne Jungfräulichkeit ihrer noch unmündigen Schwester für frevelhafter Entweihung zu schützen,

das galt ihnen zur Zeit mehr, als im Auslande erfochtene Siege. Zwar waren sie deshalb nicht weniger geübt in ritterlichen Spielen und hatten schon manchen Beweis ihrer jugendlichen Mannheit und Tapferkeit von sich gegeben; aber sie hatten es nun einmal zum festen Vorsatze gemacht, sich nie zu trennen, gemeinschaftlich Leid und Freuden zu theilen und die väterliche Burg eher nicht zu verlassen, als bis Agnes sich einen Mann erkießt haben würde, der ihre Stelle vertreten und Vater und Schwester schützen und vertheidigen könnte. Dann erst, wenn dieser Punkt berichtiget seyn würde, wollten sie hinaus und unter dem Panier des edlen Herzogs der Baiern fechten, den Glanz des Helfensteinschen Hauses auch um sich her zu verbreiten. Aber dieser Wunsch, so uneigennützig er auch war, wurde ihnen nicht gewährt, obgleich die liebenswürdige Agnes bereits in ihrem Herzen dem braven Albrecht von Eisenthurn einen Platz eingeräumt und ihn erkohren hatte, ihn einst durch ihre Liebe glücklich zu machen.

Eines Tages, als Ottomar auf die Jagd gegangen war, einen Eber zu erlegen, den er einige Tage zuvor im nahen Forſte angetroffen hatte, ſtürzte er in dem Augenblicke, da er das Thier mit dem Speer zu ſpießen gedachte, that einen unglücklichen Fall und wurde, der ſchleunigen Hülfe des bei ſich habenden Gefolgs ohnerachtet von ſeinem Gegner tödtlich verwundet. Man hatte Mühe, den Blutverluſt zu hemmen und ihn noch lebend nach Helfenſtein zu bringen. Alle Rettung war vergebens Unter den heftigſten Schmerzen gab er, zur Betrübniß aller, die um ihn ſtanden, wenig Minuten nachher ſeinen Geiſt auf.

Nun war Albrecht noch allein übrig. Aber hierzu war ihm nur eine kurze Friſt beſtimmt; denn auch er ſollte nicht ſo glücklich ſeyn, ſeine Schweſter verſorgt zu wiſſen und dereinſt den Stamm der edlen Helfenſteiner, der ſich mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, fortzupflanzen.

Auf des Vaters eigene Veranlassung folgte er der Einladung eines seiner Nachbarn, wohnte dem der Hausfrau desselben zu Ehren angestellten Tourniere bei und war, wider aller Vermuthen so glücklich, den Preis zu erhalten. Er war der jüngste unter den anwesenden Rittern, und mehrere, die auf ihre Figur, Geschicklichkeit und Stärke nicht wenig sich zu Gute thaten, hatten ihm diese ritterliche Fähigkeit gar nicht zugetraut. Schon das erwarb ihm Neid und Misgunst. Mehr aber noch die Achtung, mit der man ihm allgemein begegnete und besonders die Aufmerksamkeit, welcher ihn die anwesenden Dirnen und Rittersfrauen würdigten.

Kurt von Salzungen, stolz auf seine Größe, wie auf die Reihe seiner Ahnen, fand sich unter allen am meisten beleidiget, suchte Gelegenheit, dem unbefangenen Jünglinge eins ans Bein zu binden und forderte, unter dem nichtigen Vorwande, ohne seine Erlaubniß der schönen Adelheit von Uffenbach die Hand geküßt zu haben, ihn

zum Zweikampf in den Garten. Albrecht ließ ſich das nicht zweimal ſagen, um ſo mehr, da er ſich ſeiner Unſchuld bewußt war und auf die gerechte Sache ſich ſtüzte. Ohne Furcht und Zagen gieng er in den Garten, band mit ſeinem Gegner an, der ſeiner ſchon harrete und verwundete ihn zuerſt, aber nur leicht. Durch dieſe Verwundung noch mehr in Wuth geſezt, bediente ſich Kurt unerlaubter Streiche und Wendungen, deren ſich Albrecht nicht verſah, und verſezte ihm eins mit ſolchem Nachdruck auf den Arm, daß das Schwerdt ſeiner Hand entſank und er ohnmächtig zu Boden fiel. Der Ruchloſe! — Noch war ſeine Rache nicht vollendet. Höhniſch lachend fragte er den Ueberwundenen, der eben ſeine Kräfte wieder ſammelte und ſich aufrichten wollte: Willſt du den Gang noch einmal verſuchen, Milchbart? — trat ihm auf den Fuß, daß er nicht aufſtehen konnte, durchbohrte mit ſieben Stichen ihm den Unterleib und floh in die Geſellſchaft zurück.

Aber der Mörder verrieth ſich ſelbſt. Man vermißte Albrechten, ſuchte und fand ihn auf der Stelle, wo der meuchelmörderiſche Kurt ihn verlaſſen hatte. Noch fand man ihn lebend; noch hatte er Kraft, den Namen ſeines Mörders zu nennen; aber Hülfe und Rettung war vergebens; er ſtarb, noch ehe man ihn auf ein Bette ſchaffen konnte, unter den Händen ſeiner Träger.

So folgte ein Bruder dem andern. Troſtlos ſtand der tiefgebeugte Vater am Sarge ſeines Lieblings und ſtarrte, kalt und wie an allen Gliedern gelähmt, den entſeelten Leichnam ſeines Sohnes an; neben ihm Agnes, in Thränen zerfließend, jammernd und untröſtlich über den Verluſt ihres Bruders und Freundes.

Das war der fürchterlichſte Schlag, den das unerbittliche Schickſal dem redlichen Vaterherzen verſezte: aber es war doch nicht der lezte. Einer mußte dieſem noch folgen, der den Ueberreſt ſeiner Kräfte erſchöpfte, das Maaß ſeiner Leiden

füllte und mit der Vernichtung ſeiner Exiſtenz Namen und Geſchlecht der edlen Helfenſteiner aus der Reihe der Dinge mit ſich hinwegführte.

Jammernd und weinend ſaß Agnes am Krankenlager des noch zu ſehr betäubten Vaters — denn dieſer Schlag hatte ihn zu hart getroffen — und fürchtete, auch ihn bald zu verlieren und allein ſtehen zu bleiben ohne Freund, ohne Führer, ohne Rathgeber, auf dem großen, weiten Erdenrunde, auf dem ſo viel Ein- und Ausgänge ihrem Auge ſich öfneten, ohne mit einem derſelben genau bekannt zu ſeyn. Das Weib eines teutſchen Mannes zu werden, war das höchſte Ziel ihres jungfräulichen Strebens, darum wünſchte ſie, daß der Vater, noch ehe er ſtürbe, ihre Neigung billigen und ſie dem braven Albrecht von Eiſenthurn hingeben möchte. Aber geblendet durch den Schein, den Reinold von dem Greifenfelde von ſich warf, behauptete Rudolph ſeine Grille, gebot ihr, zu ſchweigen und ihren Willen unter den Gehorſam zu bringen.

Das koſtete ihr manche Thräne im Stillen und es wurde ihr in der That ſchwer, der Pflicht ihre Neigung zum Opfer darzubringen. Sie liebte Albrechten; aber er war arm und die Reihe ſeiner Ahnen mit der des Greifenfelders nicht in Parallele zu ſetzen. Dieſer hingegen wußte des Vaters Schwächen zu benutzen, brüſtete ſich mit dem Adel ſeines Stammes und zählte ſeine Siege her, wie die Kinder das Einmaleins. Das gefiel dem Alten und erwarb dem Schmeichler ſein Zutrauen, ſeine Huld. Er, nur er war der Mann, der nach ſeiner Meinung, nach ſeinen Grundſätzen einer ſo edlen Rittersdirne würdig und allein im Stande war, ihn für den Verluſt ſeiner Söhne zu entſchädigen.

Aber Agnes wand und ſträubte ſich, ſo lange ſie konnte. Von einem Tage zum andern wußte ſie den ſtolzen Ritter hinzuhalten und mit leeren Hoffnungen zu ſchmeicheln. Immer entſchuldigte ſie ſich mit der Krankheit ihres zuſehends ſchwächer werdenden Vaters und vertröſtete den lieben-

den Albrecht auf den günſtigen Augenblick, der ihrem Willen volle Freiheit gewähren mußte. Zwar verlohr ſie ihren Vater ungern und der Tag ſeiner Auflöſung ſchien ſich zu nähern, denn er wurde ſchwächer und immer ſchwächer; aber für ſie und Albrechten war es doch ein günſtiger Fall.

Reinold merkte das wohl und ergrimmte bald gegen ſeinen Nebenbuhler. Auf das Wort des Vaters ſich ſtützend und unter dem Vorwande, ausdrücklich und ohne Bedingung erhaltenen Auftrags, ſuchte er ſeine Rechte geltend zu machen, unterſagte Agneſen den ferneren Umgang mit dem Bettelritter, wie er Albrechten nannte, und gebot dieſem geradezu, von Stund an die Feſte Helfenſtein zu meiden.

Das erweckte in dem jungfräulichen Herzen nur noch mehr Abneigung und Erbitterung. Uninterbrochen ſezte ſie ihren Umgang mit Albrechten fort, ohne daraus ein Geheimniß zu machen,

oder den Vater zu bestürmen und durch unzeitige Gegenvorstellungen zu kränken; dem Helfenstelner aber sagte sie ihre Meinung rund heraus, verweigerte ihm die Erfüllung seines Verbots und erklärte unumwunden und ohne Zurückhaltung, daß sie vielleicht nie, wenigstens sobald noch nicht, gesonnen sey, ihren Nacken unter das Joch der ehelichen Dienstbarkeit zu beugen.

„Halt!“ dachte der Greifenfelder, der seine Absicht zu erzwingen sich getraute — „will die Dirne dahinaus? — Pasta! ich will ihr einen Strich durch die Rechnung machen, der soll ihr theuer zu stehen kommen.“ — Mit grimmigem, Tod und Verderben drohendem Blicke verließ er das Zimmer der einsam Trauernden, stieg hinab in den Garten und erwartete die Ankunft des braven Eisenthurns, der an diesem Orte so wenig, als um diese Zeit, sich eines Ueberfalls versah.

Eine bange Ahndung, die sie sich nicht erklären konnte und die sie gern aus ihrer Seele ver-

ſcheucht wiſſen wollte, veranlaßte Agneſen, das Krankenzimmer ihres Vaters zu beſuchen, ſich mit ihm zu beſchäftigen und durch dieſe Beſchäftigung zu zerſtreuen.

Sie traf ihn zu einer glücklichen Stunde und nahm, da ſeine Laune günſtiger, als gewöhnlich zu ſeyn ſchien, Gelegenheit, das Geſpräch auf Albrechten und von dieſem auf den Greifenfelder zu leiten. Da es ſeine Umſtände erlaubten, trat er ans Fenſter, das die Ausſicht über den Burggarten hin, nach der offenen Straße zu gewann; Agnes nahm ihren Platz neben ihm.

„Iſt das Reinold, der im Hintergrunde dort luſtwandelt?“

„Er iſt“ —

„Sind meine Augen mit einemmale ſo ſchwach worden, daß ich die Gegenſtände in der Ferne nicht mehr zu unterſcheiden vermag?“ —

Er seufz'te tief; der Schmerz überwältigte ihn und eine Thräne perlte von der grauenden Wimper über die bleichende Wange nieder. Agnes sah sie herabträufeln und, die ihrigen zu verbergen, nahm sie das Schnupftuch, fuhr schnell damit über das Gesicht hin und küßte, mit erkünstelter Freudigkeit, dem Vater die Thräne vom Auge.

„Agnes! sagte er — wirst du noch lange zögern, meinen Wunsch zu erfüllen?“

„Vater!“

„Ist die der Eisenthurner lieber, als Reinold?“

In demselben Augenblicke trat Albrecht durch die Hinterthüre von der Straße herein in den Garten, und Reinold ihm in den Weg. Das fuhr der Dirne wie ein Blizstral durch die Seele

und die Ahndung, die sie gehabt hatte, erneuerte sich mit verdoppelten Kräften.

Ruhiger stand Rudolph und fragte: Wer spricht dort mit dem Helfenſteiner?

„Albrecht“ —

Er schwieg; nicht, als ob er über die Ankunft des Eintretenden unwillig wäre, — denn er konnte den Jüngling wohl leiden und nannte ihn oft einen wackern Burschen — aber der Greiffenfelder war ihm doch lieber, war mächtig, angesehen und furchtbar.

Agnes verwendete kein Auge von den im Garten sprechenden Rittern, die in einen heftigen Wortwechsel geriethen und mit einmal sich unter den seithalben befindlichen Hecken verlohren

Unwillkührlich riß sie das Fenster auf und forschte mit begierigem Blicke nach den Rittern,

die so eben auf der Terrasse wieder zum Vorschein kamen und voll Erbitterung mit entblößtem Schwerdte auf einander losgiengen.

„Gott!“ —

„Was ist dir, liebe Agnes?“

„Albrecht und Reinold im Zweikampf!“

„Wie? Was? — Reinold und Albrecht?“

„Dort! — Auf der Terrasse!“ —

„Das fehlte noch!“

„Ach! — Der Streit wird heftiger!“

„Belohnt man die Gastfreundschaft auf solche Weise?“

Der Schmerz lähmte ihr die Zunge; sie vermochte nicht, zu antworten. Starren, unverwandten Blicks erwartete sie den Ausgang des Streits und wünschte, den tollen Greiffenfelder fallen zu sehen; aber das Blättchen wendete sich. Albrecht konnte sich länger nicht halten; er fiel. „Gott! schrie sie — Albrecht — todt — todt!“ —

Kaum war das lezte Wort ihrer Lippe entfallen, so sank auch sie ohne Bewußtseyn an der

Seite ihres Vaters nieder und füllte, durch den Schreck, den ihr Fall ihm verursachte, das Maaß seiner Leiden.

„Agnes! — Agnes! auch du? rief er, sammelte den Rest seiner Kräfte und beugte sich zu ihr herab, ihr aufzuhelfen. Aber er war es nicht vermögend und sah sich genöthiget, um Hülfe zu rufen. Schwach und entkräftet, wie ein siebenzigjähriger Greis, schwankte er nach der Thüre und wollte sie öffnen, als Reinold, dem Alten seinen Sieg zu verkündigen und über den Starrsinn der spröden Agnes zu triumphiren, eintrat und vor Begierde, sich dessen zu entledigen, ihn über den Haufen stieß.

Er stand einen Augenblick, sah Vater und Tochter neben sich liegen und glaube unter den Leichnamen gemordeter Feinde auf der Wahlstatt eines eroberten Schlachtfeldes zu stehen. Der Fall hatte auch den Kranken seines Bewußtseyns beraubt und ihm eine Kontusion am Kopfe verursacht.

Zu spät bereuete Reinold seine That. Rudolph kam zwar wieder zu sich, nachdem er ihn selbst aufs Bette getragen hatte; aber Agnes war auf immer für ihn verlohren. Er schauderte zurück und erblickte in sich selbst nicht allein den Mörder seines eigenen Glücks, seiner eigenen Ruhe, sondern sogar den niedrigsten Auswurf der Menschheit, unwürdig unter Menschen zu wandeln.

Noch wußte niemand in der Burg, was vorgegangen war; er selbst war dazu bestimmt, es kund zu machen. Gefoltert vom bösen Gewissen stand er, wie ein Knabe, am Krankenlager des beleidigten Rudolphs, vermochte nicht, ihm zu antworten, oder nur etwas zu seiner Entschuldigung aufzubringen. Zu lebhaft stand ihm seine That vor Augen und er hatte wohl Ursache, mit sich selbst über seine Unbesonnenheit zu hadern.

Unvermögend, den Anblick länger zu ertragen, den die am Boden liegende Dirne seinem

Auge gewährte, verließ er das Zimmer, ſtürzte ohne Beſinnung die Stiege hinab, eilte in den Garten, ſchrie: Mörder! — Mörder! — warf ſich über den Leichnam des gemordeten Albrechts hin und ſtieß ſich voll Verzweiflung das Schwerdt in die Seite.

Noch lebte Rudolph einige Zeit, aber in einem bedauernswerthen Zuſtande; die Alteration über die lezte Szene im Garten und auf ſeinem Zimmer hatte ihm den Reſt gegeben. Der Schmerz über den Verluſt ſeiner Lieben war zu groß, als daß er ihn hätte überleben ſollen und bereits war er, als Agnes in der Gruft ihrer Ahnen beigeſezt wurde, ſo ſchwach, daß er dem Leichenbegängniß nicht beiwohnen konnte. Er vergoß auch nicht eine Thräne, als man ſie in den Sarg legte; wer hätte ſie ihm wohl abtrocknen ſollen? — So abgeſtumpft war ſein Gefühl durch eine Menge Leiden und Widerwärtigkeiten, die er ſeit dem Verſcheiden ſeiner Jutta beſtanden hatte. Lachende Erben ſtanden um ihn her und hätten ihm lieber, noch ehe er mit

dem lezten Hauche den Geiſt von ſich ſtieß, die Augen zugedrückt, wenn ſie ſich nicht der Sünde befürchtet hätten, ihn lebendig zu begraben. Er lebte ihnen noch viel zu lange, ob er gleich nur einige Monate ſpäter, als die gute Agnes, den Weg der Sterblichkeit betrat.

Verwiſcht in den Jahrbüchern der Zeit iſt der Name Helfenſtein und mit ihm erloſchen der Ruhm eines der edelſten Geſchlechter des Alterthums und übergegangen auf lachende Erben ſein Eigenthum, das Jahrhunderte hindurch erblich und unabänderlich bei dem Stamme verblieben war, von welchem der lezte um ſo mehr Epoche machte, je mehr er die andern, die vor ihm waren, an ächten ritterlichen Verdienſten übertraf und der einzige war, der ſeiner Söhne Fall betrauernd, für ſeine Heldenthaten ſo übel belohnt ward.

6.

Er war doch kein Schurke.

Nicht glänzend, nicht verſchwenderiſch war Guſtav erzogen. Von Jugend auf hatte er, was er brauchte und ſeine Erziehung war ganz die des bürgerlichen Wohlſtands. Er hatte einen hellen Verſtand, einen aufgeweckten Geiſt und mit beiden verband er ein gutes Herz. Frühzeitig zeigte er die herrlichſten Anlagen, ein großer Mann zu werden; und eben das beſtimmte ſeinen Vater, ihm in Anſehung einer künftig zu wählenden Lebensart volle Freiheit zu laſſen. Gelehrter oder Kaufmann, das war dem Vater gleich viel; aber eins von beiden mußte es ſeyn, denn außer dieſen beiden war's nach ſeiner Meinung unmöglich, einen großen Mann aus ihm zu machen. Er hatte ſichs nun einmal in den Kopf geſezt und ſeine

glückliche Lage ſicherte ihm jeden Koſtenaufwand, Guſtav mochte ſich entſchließen, wozu er wollte.

Der Knabe wählte den Gelehrtenſtand; und das war dem Vater eben recht. Im Geiſte ſchon ſah er den Liebling ſeines Herzens von der höchſten Staffel der Ehre, zu der er auf dieſem Wege gelangen konnte, ſich wohlwollend herablaſſen zu ſeinen, einſt weit unter ihm ſtehenden, Brüdern und Schweſtern; doch war er ſo vorſichtig, den Knaben nichts merken zu laſſen von dem Glanze, mit welchem er ſeinem Vaterherzen ſchmeichelte, indem er befürchtete, ihn dadurch ſtolz zu machen und vielleicht ihm mehr zu ſchaden, als zu nutzen.

Auch that er daran ſehr wohl; denn hätte er ihm aus allzu großer Liebe vielleicht ſolche Dinge in den Kopf geſezt, ſo würde er gar leiche

ſein Herz dadurch vor der Zeit laſterhaft gemacht haben; auf dieſe Weiſe aber ließ er ihn immer in ſeiner jugendlichen Unbefangenheit fortgehen, hielt, ſo viel er nach ſeinem Stande und Kenntniſſen dazu beitragen konnte, ihn zur ununterbrochenen Thätigkeit an und ſcheute keinen Aufwand, den ſeine dereinſtige Lebensart erheiſchte.

Aber umſonſt ſchmeichelte ſich der gute Mann mit dieſen glänzenden Ausſichten. Kaum hatte er den hoffnungsvollen Sohn auf eine hohe Schule gebracht und der Aufſicht ſeiner Lehrer übergeben und anvertraut, ſo überfiel ihn eine tödtende Krankheit, wahrſcheinlich die Folge einer Erkältung auf der Rückreiſe. Der erſte Brief, den Guſtav an dem Orte ſeines neuen Aufenthalts erbrach, war ſchwarz geſiegelt und verkündigte ihm den jähen Tod ſeines Vaters. Ach! der rechtliche Mann ſollte die Freude nicht haben,

seinen Liebling von Stufe zu Stufe fortwandeln zu sehen und — ach! der rechtliche Mann sollte das Unglück nicht haben, ihn von der Höhe, zu der er sich emporgeschwungen hatte, herabstürzen zu sehen.

Gustav gieng unermüdet fort auf dem Wege, den er betreten hatte und fand in sich selbst Trieb und Lust zur Arbeit, zum Thätigseyn. Seine Kenntnisse zu bereichern fand er um so nothwendiger, je mehr er seine natürlichen Anlagen und seinen strebenden Geist zu einem höheren Würkungskreise geeignet fühlte. Ohne sonderliche Anstrengung machte er, zur Bewunderung aller, die glücklichsten Fortschritte, übertraf von Zeit zu Zeit alle seine Kommilitonen und war im sechzehnten Jahre schon völlig zur Universität reif.

Demohngeachtet blieb er noch einige Zeit in H..., studierte fleißig und widmete den gröss-

ten Theil des Tages der Uebung neuerer Sprachen und dem Lesen der griechischen und lateinischen Klassiker. Mit unbeschreiblichen Kenntnissen bereichert gieng er dann mit dem achtzehnten Jahre nach L..., wurde der Rolle der akademischen Bürger einverleibt und vollendete auch hier in einem kurzen Zeitraume von drei Jahren seinen juristischen Kurs und legte gleich bei der ersten Prüfung, der er sich muthig unterwarf, die herrlichsten Proben seiner Geschicklichkeit ab, dergestalt, daß man ihm den ersten Grad der rechtswissenschaftlichen Schätzung nicht verweigern konnte.

Bisher war alles gut gegangen, wie an einem Schnürchen. Gustav hatte es von Haus aus drauf angelegt, was rechtschaffenes zu lernen, um zu jeder Zeit, wie auch der Fall kommen möchte, sich jeder andern höhern Prüfung unterwerfen zu können. Er besaß in der That

Wissenschaften, die eben so sehr dem geübte
Praktiker Ehre, als dem professionirenden Th
retiker keine Schande gemacht haben würden, u
er hatte also den Zuschnitt nicht ohne Kopf
macht.

In beiden Fächern war er gleich sta
Weil er aber in dem erstern nicht anders, a
auf landesherrlichen Befehl zugelassen werd
konnte, mithin vielleicht länger auf die Adm
sion warten mußte, als mancher weniger wü
dige Kandidat, so machte er einstweilen von de
letztern Gebrauch, ohne jedoch in den Orden de
Lehrenden eingekleidet zu seyn.

Einige gute Freunde hatten sich vereiniget,
wöchentlich ein paarmal auf Gustav's Zimmer
zusammen zu kommen und über diesen und jenen
rechtswissenschaftlichen Gegenstand sich zu unter-

halten und andere dahin einschlagende Prüfungen anzustellen. Da aber diese gelehrten Uebungen, bei welchen Gustav, den wir bei seinem wahren Namen, Walther, nennen, den Vorsiz und deshalb eine entscheidende Stimme in der Versammlung hatte, nach Art öffentlicher Vorlesungen gehalten wurden, so kam es bald zur Sprache vor Gericht. Walther wurde vor's Konzilium geladen, zur Rede gesezt und bedeutet, entweder seine Vorlesungen einzustellen, oder sich zu Haltung derselben durch öffentliche Disputation zu berechtigen.

Walther wählte das leztere und sezte nunmehr seine Lehrstunden ungestört und mit Beifall fort. Während dieser Zeit nun erlangte er auch seine Zulassung vor Gericht als ausübender Rechtsgelehrter und war so glücklich, Bekanntschaften zu machen, die ihm auf die Beine hal-

sen, seinen Ruhm verbreiteten und seine Ein-
künfte verbesserten. Auf diese Weise gieng er
denn immer vorwärts und erweiterte und vergrö-
ßerte seinen Würkungskreis noch mehr durch seine
Verbindung mit einer der wohlhabendsten Fami-
lien bürgerlichen Standes. Julie war ein gutes
Mädchen, aber gewissermaaßen über ihren Stand
glänzend erzogen und um so mehr berechtiget,
auf einen Mann, wie Walther, Ansprüche zu
machen.

Sie hatte zwar einiges Vermögen und Wal-
thers Einkünfte mehrten sich von Tage zu Tage,
so wie seine Arbeiten, dergestalt, daß er fast
nicht mehr im Stande war, alle ihm übertra-
gene Sachen zu betreiben und auszuführen und
sich sogar genöthiget sah, entweder diese andern
in die Hände zu geben, oder seinen Hörsaal zu
verschließen und sich von der theoretischen Laufbahn

gänzlich wegzuwenden. Da er nun im praktischen Fache sich auf alle nur mögliche Weise, theils durch fette Prozesse, theils durch einträgliche Gerichtsbestallungen vollkommen entschädiget sah, so ließ er das theoretische, jedoch nur in so weit er es katheder mäßig betrieben hatte, an seinen Ort gestellt seyn und widmete sich mit Leib und Seele der ausübenden Rechtsgelehrsamkeit. Beides nun, Vermögen und Einkünfte, zusammengenommen würde hinreichend gewesen seyn, ihm seine ganze Lebenszeit hindurch alle Bedürfnisse zu sichern, wenn er nicht die Thorheit begangen hätte, der weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln und alle Forderungen, auch die kleinsten und geheimsten Wünsche seiner lieben Julie auf's schleunigste zu befriedigen.

Manche unnöthige Ausgabe wurde dadurch Bedürfniß; denn hatte sie dies, oder das, ein-

mal gehabt, ſo mußte ſie es allemal haben; war ſie auf Beſuch, oder zu Gaſte geweſen, ſo war es nothwendig, gegenſeitig Beſuche anzunehmen, oder Gaſtereien anzuſtellen. Das verurſachte denn ungewöhnlichen Aufwand und verleitete zu andern Ausſchweifungen und geldſplitternden Luſtbarkeiten und Geſellſchaften, zu welchen ſie der Glanz ihres Hauſes und Stand und Anſehen ihres Gatten berechtigte.

Dieſe glänzende Periode dauerte einige Jahre ununterbrochen fort, ohne daß Walther im geringſten nur einigen Nachtheil davon verſpürt hätte; vielmehr ſchienen ihm dieſe Geſellſchaften Vortheil zu bringen, indem er dadurch die Zahl ſeiner Klienten ſich mehren ſah, von dieſem und jenem angeſehenen Handelshauſe konſuliret und von manchem alten Praktiker mit guten Aufträgen bereichert wurde.

Aber es kam eine Zeit, wo ers bereute, ſich auf dieſen Fuß geſezt zu haben, auf dem er ſich unmöglich halten konnte. Seine Familie wurde zahlreicher, ſeine Bedürfniſſe mehr; die Lebensmittel ſtiegen zuſehends im Preiße höher und immer höher; die Ausgaben giengen fort, die Wirthſchaft wurde ohne die mindeſte Einſchränkung auf demſelben Fuß geführt und die Einkünfte ſchienen nicht mehr zureichen zu wollen. Leichtſinnig genug, weder des Vergangenen zu denken, noch auf die Zukunft bedacht zu ſeyn, lebte Walther immer nur für den gegenwärtigen Augenblick, fand an der Lebensart ſelbſt Behagen und begieng manche Ausſchweifung, manche Thorheit, die ihn in ein falſches Licht ſezte, und verließ ſich nur zu ſehr auf ſeine Behendigkeit im Arbeiten, durch die er alles wieder einzubringen gedachte.

Das war nun wohl im Anfange einiger Troſt; als aber die Leidenſchaft des Herumſchwärmens überhand nahm, fiel auch dieſer weg. Walther wurde nachläßig, ſaumſelig; der Hang nach ſtetem Vergnügen ſchläferte ſeine Thätigkeit ein und ſchmälerte ſeinen Kredit. So wie er mehrere Jahre durch unermüdeten Fleiß ſich emporgearbeitet hatte, ſo gieng er jezt gleichſam mit Rieſenſchritten rückwärts und nahte ſich ſeinem Falle früher, als einſt dem Gipfel ſeines Glücks.

Schon hatte er hier und da Schulden gemacht und kleine Kapitale aufgenommen. Dieſe zu bezahlen und weil der Einkünfte weniger wurden, die täglichen Ausgaben aber, beſonders um der übermäßigen Theurung willen, täglich ſich häuften, wurde ein Kapital nach dem andern aufgekündigt und ſo lange herrlich und in Freuden fortgelebt, bis es rein aufgezehrt war.

Weder Walther, noch Julie dachten daran, daß man wohl einen Brunnen ausschöpfen könnte, geschweige denn, daß ein Vermögen von einigen tausend Thalern ewig dauern könnte. In vier Jahren war eben so wenig von ihrem ererbten Güthern, als von dem Gewinn einer zwölfjährigen glücklichen Periode zu sehen. Beide staunten und gafften einander an. Einschränkung im höchsten Grade war nothwendig, Rettung aber unmöglich. Der Umsturz eines so glänzenden Hauses wurde eine stattkundige Sache und hatte für die Walthersche Familie die nachtheiligsten Folgen. Alles entzog sich ihrem Umgange; Kredit, Zutrauen und Freundschaft giengen verlohren, Geringschätzung und Verachtung folgten nach; wo Walther zuvor hatte fordern können, da durfte er jezt kaum bitten. Seine Lage wurde immer kritischer; er hatte wenig, oder nichts zu thun und oft nicht so viel in der Tasche, um seinen

Kindern Brod zu kaufen. Demohngeachtet war er immer lustig und guter Dinge, vertrank sich die Grillen und fand immer noch hier und da einen Freund, der ihm etwas zuwarf, wovon er wenigstens einen Tag leben könnte.

Mancher andere würde an seiner Stelle sich zu Schwindeleien und Niederträchtigkeiten herabgelassen haben; aber so weit vergaß er sich doch nicht, denn dazu lag in seinem Charakter keine Neigung, obgleich der Neid ihn nicht unangetastet ließ und sich nicht entblödete, um des Gefallenen zu spotten, öffentlich zu behaupten: er habe Gelder unterschlagen; diese und jene entehrende Sache übernommen und auf eine schikanöse Weise ausgeführt, und was dergleichen falsche Erdichtungen und üble Nachreden mehr waren.

Fast sollte man an der Möglichkeit zweifeln, daß ein Mensch, der eine so edle Erziehung ge-

neß, mit ſo herrlichen Fähigkeiten von der Natur ausgerüſtet wurde und in der That ein gutes Herz hat, ſo ganz umwandelt und durch einen unbedeutenden Naturfehler, auf deſſen Ausrottung man nicht bedacht geweſen, ſo unglücklich werden könnte, wie unſer Walther. Gemeiniglich — nicht immer — verfällt der Menſch, wenn er zu wenig Herr ſeiner Leidenſchaften iſt, auf ein Laſter, dem er vorzüglich huldigt und das für ihn außerdem noch die nachtheiligſten Folgen hat. Dieſes Laſter iſt gewöhnlich der Trunk. Auch Walther warf ſich, da es abwärts mit ihm gieng, dieſem Unhold in die Arme und machte ſich oft Tagelang zu ſeinen Geſchäften unthätig; aber ſchlechte Streiche übte er nie aus, ſage auch der Neid, was er will. Walther iſt nicht mehr — ein Schlag zerſtörte ſeine irdiſche Hülle — aber Gattin und Kinder weinen um ihn, im ſchrecklichſten Elende, der Unterſtützung cole-

Menſchenfreunde bedürftig — und wer ihn kannte und nicht von perſönlichem Haß und Widerwillen gegen ihn ſich eingenommen fühlt, wird zwar ſagen: Er fehlte! — aber um ſeiner Kenntniſſe willen ihn auch im Tode noch ſchätzen und das Zeugniß geben: Er war doch kein Schurke!

De mortuis nil, nisi bene!!!

Ende des ſechſten und lezten Bändchens.

Verf.: Johann Jakob Brückner.

21182.

Meine Reisen

durch die

Palläste der Freude

und

Gemächer des Wohlseyns.

2538.

Gegenstück

zu den Reisen durch die

Höhlen des Unglücks, c;

von

K. H. SPIES.

1r Band.

Reichs Commissions und Industrie Bureau.

Thalheim,

der Menschen- und Vaterlandsfreund.

Erster Band.

Integer vitae scelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, neqn' arcu,
Nec venenatis gravida sagittis,
Fusce, pharetra.

Horat.

Wers Glück ſucht, findet es nicht. Eine Wahrheit, um ſo unleugbarer, je häufigere Beiſpiele man hat, daß Menſchen ihr ganzes Vermögen auf's Spiel ſetzten, reich und glücklich zu werden, und muthwillig ſich an den Bettelſtab brachten; dahingegen Andere, die nichts weniger, als Güther, Anſehen und Würden beabſichtigten, dem Glücke im Schooße ſitzen. Jene erkühnten ſich, es mit dem Regierer menſchlicher Schickſale aufzunehmen, und das Spiel gewinnen zu wollen; aber ihr Vorwitz bekam ihnen übel, und, je nachdem es der Fall war, ſahen ſie ſich, früher oder ſpäter, von dem, mehr oder weniger glän-

zenden Posten, auf dem sie standen, herabgeschleudert zur grundlosesten Tiefe, aus der es ihnen unmöglich war, sich wieder emporzuwinden und aufzulehnen wider die alles vermögende Gottheit, die der Kraft des Menschen Grenzen setzte, und ihm den Gipfel ihrer Hoheit unerreichbar machte. Armer, elender Erdenwurm! so reich und vornehm, so mächtig und groß du auch bist, vermagst du es wohl, umzugreifen in die Wolken, den Erdball zu schütteln, und das unermeßliche Weltgebäude in sein Nichts zu verdrängen? — Falle nieder, Ohnmächtiger! — Fürst oder Sklav — fürchte die Gottheit und bete an.

Doch nicht alle, dürfte man nicht ohne Grund mir entgegenstellen, verschuldeten ihren Fall, ihr Unglück selbst. Oft die besten Menschen, die durch einen edlen Karakter und erhabene Vorzüge des Geistes sich auszeichneten, sahen sich vom er-

ſten Augenblicke ihres Werdens bis zum letzten Moment ihrer Erdenpilgerung von widrigen Schickſalen verfolgt, zu Boden gedrückt; alles Streben und Mühen war umſonſt; das Glück ſchien auf ſie keine Rückſicht zu nehmen, ließ ſie troſtlos an der Thüre ſtehen und ſchmeichelte ihnen höchſtens mit leeren Hoffnungen, indem es Unwürdigeren das Füllhorn zeitlicher Glücksgüter öffnete. Wahr! Folianten könnte man anfüllen von ſolchen, im ſchrecklichſten Elend ſchmachtenden, vom Glücke vergeſſenen Mitbrüdern; aber das läge ja außer dem Plane meiner Reiſen, die mir ſo viel Unterhaltung, ſo viel Vergnügen gewährten. Ich ziehe einen Vorhang über jene Schreckensſcenen, bei denen ſich die Menſchheit empört, wende mein Auge weg, und weide mich lieber am Anblick froher, glücklicher Menſchen, bei denen ich Zutritt, Schutz und Obdach fand, die mich freund-

lich bewirtheten, brüderlich mit mir theilten, was sie hatten, oder von ihren Ueberflüssen nach Befinden mehr oder weniger mir spendeten. Warum sollte ich nicht auch Ihnen, meine Theuern! in deren Zirkel ich wandle, lieber Vergnügen machen, als Thränen, oder wohl gar Eckel und Abscheu erwecken? — Warum nicht lieber mit Ihnen mich von guten und glücklichen Menschen unterhalten, und statt des Lasters Beispiele erhabener Tugend aufstellen? — Die Erinnerung jener frohen, glücklichen Tage, die in den Palläſten der Freude und Gemächern des Wohlseyns der verschiedenen Stände menschlichen Lebens mir schwanden, macht meinem Herzen Freude und Lust — und ich eile, nicht ohne schmeichelnde Hoffnung, Ihnen durch die Erzählung edler Handlungen und Thatsachen zur Zeitverkürzung abermals einen kleinen Beitrag zu liefern. Möchte der Versuch mir

gelingen! — Das Gefühl zu wecken, bedarf es nicht immer großer, schauervoller Auftritte; sie sind in's Auge fallend, aber empörend und aufwiegelnd. Sanfte Tugenden bringen sanftere Empfindungen hervor, und im höchsten Gewühl der Freude öffnen sich unsern Blicken nicht selten die rührendsten Scenen, bei denen das Auge thränt, lauter alle Pulse schlagen, und der Mensch sich über sein Erdendaseyn erhoben fühlt.

O! kommen Sie, meine Freunde und Freundinnen! besuchen Sie noch einmal mit mir die Palläste der Freude, die Gemächer des Wohlseyns, wo Freundschaft und Liebe in schwesterlicher Umarmung thronen und lächelnden Blicks dem Vorübergehenden winken, Einkehr bei ihnen zu halten, unter ihrem Dache sich auszuruhen, und an ihrer Tafel zu schwelgen. Lassen Sie uns weilen in der niederen Hütte des

glücklichen Landmanns, uns laben an den Früchten seines Obstgärtchens und bei einem Kruge mit frischer Milch die prunkvollen Säle der Großen vergessen, wo schleichende Kabale den Becher vergiftet, den der schlauere Höfling dem redlichen, argwohnsfreien Freunde des Vaterlands mit schmeichelnder Dienstbeflissenheit zutrinkt. Lassen Sie uns wandeln unter Freunden auf blumigen Auen, durch grünende Saatfelder, über aromatische Gebürge hinab zum schattigen Thal, uns niederwerfen am kühlenden Bächlein, ruhen und unsere Augen weiden an der Mannichfaltigkeit der Dinge, die die lachende Natur in größeren und kleineren Gestalten unsern Blicken darbeut, bewundern und anstaunen den auffallenden Kontrast und dankvoll unsere Herzen erheben zum Allgütigen, der uns Sinn und Gefühl gab für Alles im endlosen Raume seiner Schöpfung;

Arm in Arm dann heimkehren zum gaſtfreundſchaftlichen Mahle, wo ein Gerichtchen Gerneſehn unſerer wartet, und Witz und Laune einer freundlichen Wirthin die Schüſſeln würzt, die ihre geſchäftige Hand uns auftiſcht. O! möchte unſer ganzes Leben eine ſolche Pilgerung ſeyn, wie die unſers Thalheims, ein ſteter Luſtwandel unter Freunden, eine raſtloſe, ſich ſelbſt belohnende Thätigkeit für das Wohl unſerer Nebenmenſchen. Möchten wir, ruhmvoll, wie er, und ohne Reue eines einzigen verlohrnen Augenblicks, rückwärts ſchauen können, auf die entflohenen Tage unſers Erdenwallens am Ziel unſerer Laufbahn, und mit Freuden abtreten von der Bühne mit dem Bewußtſeyn, unſere Rolle meiſterhaft geſpielt zu haben, o! dann iſt uns nichts gewiſſer, als Belohnung jenſeits; denn ſchon hier erndteten wir, wie Thalheim, der die große Kunſt verſtand, ſich

ſelbſt das Leben nicht zur Hölle zu machen, durch unermüdetes Würken und Thätigſeyn Andern ihre Bürde zu erleichtern, die armſeligſte Hütte in einen Pallaſt der Freude und jeden der ſich mit Rechtſchaffenheit und Wärme an ihn anſchloß, die Welt in ein Eliſium umzuſchaffen.

Meyers Leihbibliothek.

Der rechtliche Mann bedient sich keiner Krümmungen, keiner Umschweife, das Ziel zu erlangen, nach dem er strebt; er geht, mitten auf der Heerstraße, schlicht und gerade seinen Gang vor sich hin, ohne rückwärts zu blicken, weicht und wankt nicht aus seinem Gleise, und tritt einem Jedem frei und mit offener Stirne unter die Augen. Er handelt nach Grundsätzen, die er, auf Weisheit und frühzeitige Erfahrung gegründet, zur Richtschnur seines Lebens machte, befindet sich wohl dabei, und achtet nicht der Rotte, die ihn anklafft und beim tödtenden Blicke seines rollenden Auges, bei der mindesten Bewegung seiner Waffen in den Staub fällt. Er fürchtet nur das eine, über Welt und Ewigkeit erhabene Wesen, bahnt sich durch Tugend und Rechtschaffenheit allenthalben den

Weg, zerstreut seine Feinde um sich her, wie Spreu, übersteigt jedes Hinderniß, und schwingt sich auf zur höchsten Stufe menschlicher Größe, von der er mit Wohlbehagen und Gefühl seiner Würde triumphierend herunieder blickt.

Ein großer Mann zu seyn, bedarf man nicht unmittelbar am Ruder des Staats zu sitzen, den Scepter zu führen, und Länder und Nationen zu beherrschen; noch weniger, um froh und glücklich zu seyn. Seltener, als in der stillen Wohnung des Privatmannes, findet man Freude, Zufriedenheit und Ruhe in den Palläſten der Großen einheimisch. Sie sind oft nichts, als ein glänzendes Elend, in welchem Tyger und Wölfe mit einander streiten, Raben und Nachteulen ihre Wohnung aufgeschlagen haben; das Ungeheuer, Kabale, lauscht in allen Ecken, und der rechtschaffene Mann sieht, er mag wollen, oder nicht, sich von ihrem Scepter tiranniſirt.

Das wußte Thalheim. Darum wählte er das Land zu seinem Aufenthalte. Hier lebte er still und eingezogen, aber nicht in Trägheit und Müſſiggang. Sein ganzes Leben war ein

ſtetes Würken für Menſchheit und Vaterland insbeſondere, Selbſtverleugnung und Aufopferung. Fern von der Hauptſtadt des Landes ſchien er, von dem größern Haufen vergeſſen, nur für den unbedeutenden Würkungskreis ſeines Dörfchens und ſeiner Familie zu leben; aber der Fürſt war ſein Freund — das wußte niemand — und er Freund aller Menſchen — das wußten nur wenige.

Fürchte Gott, thue recht, und ſcheue Niemanden! das war ſein Grundſatz; das die letzten Worte ſeines Vaters, als er von ihm ſchied, und über die heimiſchen Fluren dahinflog, ſeine akademiſche Laufbahn anzutreten. Sie prägten ſich tief in ſeine Seele, und mit Vergnügen las er ſie jedesmal, ſo oft er ſein Stammbuch aufſchlug, dem ſie der Vater nicht ohne Abſicht einverleibt hatte. Doch wir wollen die Pferde nicht hinter den Wagen ſpannen, und ehe wir zu dem thatenvollern Leben unſers Geſchichtshelden übergehen, wenigſtens das Nothwendigſte aus der Geſchichte ſeiner Jugendjahre bemerken.

Thalheim war der Sohn eines ehrlichen Handwerkers, der ſich durch Fleiß und Thä-

tigkeit so viel Vermögen erspart und gesammelt hatte, daß er nicht nur mit den Seinigen gemächlich leben, sondern auch seinen Kindern eine Erziehung geben konnte, die nach dem Vorurtheil damaliger Zeiten über seinen Stand erhaben zu seyn schien. Viele seiner Mitbürger rümpften deshalb die Nasen, weil sie ihn für nicht besser, als sich selbst hielten; andere, die billiger dachten, beneideten ihn, weil sie es ihm nicht gleich thun konnten. Aber seine Rechtschaffenheit, sein Kunstfleiß und Geschicklichkeit erwarb ihm, besonders bei den Großen der Stadt, Zutrauen und Achtung, und er galt allenthalben für einen angesehenen, wohlhabenden Bürger, um so mehr, da er sich durch eine glückliche Heirath mit einigen vornehmen Familien in eine nähere Verbindung gesetzt sah, die seine Bekanntschaften, seinen Ruhm und das allgemeine Zutrauen der Reichen vergrößerte.

Ob es nun gleich des Vaters Wille war, seinen Sohn dieselbe Profession erlernen zu lassen, so traten doch mehrere Umstände ein, die die Erfüllung seiner Wünsche vereitelten. Schon frühzeitig zeigte der muntere Knabe die

herrlichſten Anlagen eines großen Mannes. Dieſe zu unterdrücken und in einen niedern, weniger umfaſſenden Wirkungskreis einzuengen, wäre Schade geweſen; darum beſtimmten und bereiteten ihn ſeine Lehrer zu einem höheren Stande, und das ſchmeichelte dem Stolze der guten Mutter nicht wenig. Sie war nicht eitel; aber es that ihrem Herzen ungemein wohl, wenn ſie hörte und ſah, wie ihr Sohn allgemein gelobt wurde, und ihrem Hauſe mit den angenehmſten Hoffnungen ſchmeichelte, durch ihn dereinſt wieder jenen Glanz auf ihre Familie gebracht zu ſehen, der ſeit undenklichen Zeiten darauf geruhet hatte, durch Unglücksfälle aber einigermaaßen erloſchen zu ſeyn ſchien. Hierzu kam noch die von Tage zu Tage überhandnehmende Altersſchwäche des Vaters, die ihn nöthigte, ſein Gewerbe aufzugeben, und ſich zur Ruhe zu ſetzen. Dies und der eigene Trieb des Knaben, ſo wie die Wünſche und beifälligen Rathgebungen der Verwandten, beförderte den Plan, den Mutter und Lehrer mit ihrem Zöglinge beabſichtigten. Ihn auszuführen, war, nach dem Wohlſtande der Thalheimſchen Familie, und nach der Verfaſ-

sung jener glücklichen Zeiten, ein leichtes Unternehmen.

„Der Knabe muß Theologie studieren!“ Das war die allgemeine Behauptung, das die einzige Thorheit, die man bei der Erziehung des achtjährigen Knaben begehen zu wollen schien, und ohnstreitig daher entstand, weil seine Lehrer selbst Theologen waren, glücklicherweise aber durch den Zufall verhütet und vereitelt wurde.

Geburts- und Namenstäge zu feiern, war ein sehr gewöhnliches Herkommen, das man auch in der Thalheimschen Familie beobachtete und nicht gern aus der Mode bringen mochte. An einem dieser Feste geschah es denn, als Vater Thalheim im Kreise seines Völkchens sich gütlich that, daß die Gesellschaft durch die Ankunft eines Fremden unterbrochen wurde, der ein Freund des Hauslehrers des kleinen Ferdinands war. Sie hatten sich beide in einem Jahre nicht gesehen, und Herrmann staunte und schien über diese unvermuthete Erscheinung betreten zu seyn, ohne die Ursache zu errathen, und niemand ahndete die jähe Veränderung,

die die Ankunft dieſes Fremdlings in der Thalheimſchen Familie veranlaſſen könnte.

Der gaſtfreundliche Mann konnte es nicht übers Herz bringen, den müden Reiſenden vor der Thüre ſtehen zu laſſen; er mußte, wie er ging und ſtand, in die Geſellſchaft kommen, und an den Freuden dieſes glücklichen Völkchens Theil nehmen. Preuß, ſo hieß der junge Fremdling, nahm das Anerbieten des ehrwürdigen Greiſes, auf deſſen Stirne Zufriedenheit und Freude thronten, mit Beſcheidenheit an, und überzeugte ſich bald, daß das Haus, in dem er ſich befand, ein Pallaſt der Freude, ein Gemach des Wohlſeyns war, bereuete es im Mindeſten nicht, ſeinen Fuß in daſſelbe geſetzt zu haben, und fühlte ſich mehr und immer mehr zur Ausführung ſeines Beginnens, mit dem er ſchwanger ging, veranlaßt; doch gebot ihm der Wohlſtand, bis auf den kommenden Täg damit anzuſtehen.

Schon aus den Briefen ſeines Freundes Herrmann hatte er einige vorläufige Kenntniſſe von dem häuslichen Wohlſtande dieſer Familie, und die vortheilhaften Begriffe, die er ſich von ihr gemacht hatte, wurden jetzt durch die Be-

kanntwerdung mit ihr vollkommen bestätigt. Da seine eigene Lage ihm aus wichtigen Gründen weniger behaglich war, als die seines Freundes zu seyn schien, so faßte er den Entschluß, diesem einen Tausch anzutragen, nahm von der Familie, in der er als Hauslehrer angestellt war, Abschied, und machte sich auf die Reise. Mit diesem Gedanken trat er nun in den frohen Zirkel ein, sah sich auf's freundlichste bewillkommt, und noch ehe die Gesellschaft auseinander ging, so fest an diese Familie angeschlossen, daß es ihm fast schwer wurde, sich von ihr wieder loszureißen. Mitglied derselben zu werden, war sein einziger Wunsch, besonders um des kleinen achtjährigen Geburtstägers willen, den er vorzüglich lieb gewann, weil sich derselbe mit einer bewundernswürdigen Offenheit, und seinen Jahren angemessenen Unbefangenheit bei ihm zuzuthun wußte. Das gefiel den Eltern des Knaben überaus wohl, und es bedurfte eines unbedeutenden Zeitraums von wenig Stunden, sich der Gunst und Freundschaft dieser edlen Familie zu versichern.

Herrmann war ein guter Mensch, aber zwischen ihm und seinem Freunde Preuß ein himmelweiter Unterschied. Je auffallender dieser nun war, desto weniger konnte er dem hellsehenden Auge der würdigen Hausmutter verborgen bleiben; jedoch darüber laut zu werden, enthielt sie sich aus mehrern Gründen, die ihrem vortrefflichen Karakter Ehre machten. Sein Aeusserliches war empfehlender, seine Miene offener und mehrversprechender, seine Unterhaltungen angenehmer und lehrreicher, und seine Worte gehalt- und nachdrucksvoller, als die des furchtsamern Herrmanns, der sogar oft erröthete, und durch schiefe Antworten seine Schwäche verrieth, oder durch Stillschweigen auszuweichen suchte. Das schien ihr nun freilich nicht gleichgültig zu seyn, und mehr als einmal wünschte sie im Geheim, lieber Jenem ihren Sohn anvertrauen zu dürfen, indem sie befürchtete, daß die Mängel des Lehrers sich dem Zöglinge mittheilen, und dieser ein Duckmäuser werden könnte. Doch warum hätte sie nur im Mindesten das Vergnügen der Gesellschaft unterbrechen sollen?

Um acht Uhr ſetzte man ſich zu Tiſche, bunt durcheinander, ohne Vorzug, ohne Rangordnung. Man ſpeiſete zwar nicht glänzend und überflüſſig; aber reinlich, geſund und geſchmackvoll. Munterer Scherz und frohe Laune würzte die aufgetragenen Schüſſeln und den Wein, den man mit Mäßigkeit genoß. Das erhöhte Preußens gute Meinung von der weiſen Lebensmethode der Thalheimſchen Familie um ein Merkliches, und drängte ihn, ſich ſeines Antrags gegen Herrmannen ſo bald als möglich zu entledigen. Dazu beſtimmte er den folgenden Tag. Allein die Gelegenheit bot ſich ihm früher und noch am nemlichen Abend dar.

„Herrmann! ſagte er, als ſie nach aufgehobener Tafel bei einer Pfeife Taback im traulichen Geſpräche auf des Erſteren Zimmer beiſammen ſaßen — „hätteſt du wohl Luſt, einen Tauſch einzugehen?

„Welchen?

„Mir deinen Platz abzutreten, und dagegen den meinigen einzunehmen?

„Aus welcher Urſache?

„Ich glaube, wir würden beide beſſer fahren.

„Ich habe nicht Urſache zu klagen.

„Davon iſt die Rede nicht. Aber ſieh! Du könnteſt dein Glück machen. Die Tochter vom Hauſe iſt kein übles Mädchen, und wenn Du dich in die Familie zu ſchicken weißt, könnte ſie leicht deine Frau werden.

„Und was dann mehr?

„Nichts gewiſſer, als Handlungskompagnon.

„Das ließe ſich hören! —

Der Antrag mißfiel Herrmannen nicht, und er verſprach ſeinem Freunde, ihn näher in Ueberlegung zu nehmen; dieſer aber ließ ihm dazu nicht lange Zeit, und forderte über den andern Morgen eine kategoriſche Erklärung.

Des Kandidatenlebens überdrüſſig, trug Herrmann kein Bedenken, den Vorſchlag anzunehmen, und ſtudierte die ganze Nacht darauf, wie und auf welche Art er ſeine Entlaſſung aus dem Thalheimſchen Hauſe fordern wollte. Das war ihm der ſchwerſte Gang, den er thun mußte, der einzige Gedanke, der ihn die ganze Nacht hindurch beſchäftigte, und nicht ruhen ließ; dahingegen Preuß ſich in einem ſorgloſen Schlummer wiegte, und am darauf folgenden

Morgen ruhig die Antwort seines Freundes erwartete, die beim Frühstück glücklich erfolgte.

Zwar zögerte er von einer Stunde zur andern, Herrn und Madam Thalheim von seinem Vorhaben zu unterrichten, und Preuß mußte ihn fast mit Gewalt antreiben, zu ihnen zu gehen, und den Handel aufzukündigen, denn ihm war, als sollte er zum Tode gehen. Tief in seinem Innern fühlte er den Werth einer Familie, in welcher er seit einem Jahre so viel Güte und Freundschaft genossen hatte, und das Unrecht seiner Handlung, indem er es selbst als den unverzeihlichsten Undank erachtete, seinen Wohlthätern so mit einem Male den Stuhl vor die Thüre zu setzen. Aber die Vorspiegelungen seines Freundes, die glänzenden Aussichten, mit welchen dieser ihm schmeichelte, waren überwiegender, als alles; er kleidete sich an, ging herab, und — stotterte sein Anliegen in unvernehmlichen Worten her.

„Daß es Ihnen bei uns nicht mehr gefallen will, sagte Vater Thalheim, ist mir freilich nicht lieb; jedoch kann ich Sie von Ihrem Glücke nicht abhalten."

Der Greis dachte: Iſt's Einer nicht, ſo iſt's der Andere. So brav und rechtſchaffen er ſonſt dachte und handelte, ſo waren doch ſeine Begriffe von den Wiſſenſchaften und dem Werthe eines Hauslehrers zu ſeicht, zu Handwerksmäßig; er glaubte, es müßte einer ſo viel wiſſen und verſtehen, als der Andere, und der Zögling würde dabei wenig, oder nichts, einbüßen. Aber Madam Thalheim, die vermöge ihrer Erziehung und natürlich geſunden Verſtandes aufgeklärtere Begriffe hatte, und weiter zu ſehen vermochte, fand ganz und gar nichts darwider einzuwenden, und trug kein Bedenken, dem Suchen Herrmanns Statt zu geben, obgleich Preuß kein Theologe war, und die Frage entſtehen konnte: ob auch wohl ein Juriſt im Stande wäre, ſeinem Zöglinge den gehörigen Religionsunterricht zu ertheilen?

Niemand ſträubte ſich mehr dagegen als der kleine Ferdinand, der mit ganzer Seele an ſeinem Lehrer hing. Er weinte und verſteckte ſich, als Herrmann Abſchied nahm. Doch wie es bei Kindern der Fall, und gewöhnlich der erſte Eindruck der ſtärkſte iſt, ſo war es auch hier. Die Quelle ſeiner Thränen verſiegte

bald; denn Preuß trat an Herrmanns Stelle und machte ihn der Schmerzen über den Verluſt ſeines Lehrers ſo vergeſſen, daß er in einigen Tagen ſeiner ganz und gar nicht mehr gedachte. Auch konnte in der That bei dieſer ſchnellen Veränderung Niemand mehr gewinnen als der Knabe, und zunächſt ihm ſeine guten braven Eltern, die den Lehrer ihres Sohnes bald als einen Mann von eben ſo edlem Karakter, als vielfältigen und zu ſeinem Amte erforderlichen Kenntniſſen ſchätzen lernten, und darum als ihren wahren und erſten Hausfreund anſahen und behandelten.

Unter ſeiner Leitung wuchs der Knabe zuſehends heran, und nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade vor Gott und Menſchen. Alles, was der Unterricht eines jungen Weltbürgers, der ſich dem gelehrten Stande widmen ſoll und will, erfordert, das gewährte ihm Preußens wiſſenſchaftliches Füllhorn. Es waren nicht nur oberflächliche Kenntniſſe, womit der fünf und zwanzigjährige Prieſter der Gerechtigkeit ſeinen Verſtand bereichert hatte, nein! es war ein gründlicher Vorrath aus allen Fächern der Wiſſenſchaften, mit welchem er

auch einen eben ſo moraliſch guten Karakter, als aufgeklärten, helldenkenden Geiſt verband.

Ferdinand's Eltern konnten es dem Schickſale nicht genug verdanken, daß es ihnen dieſen Freund zugeführt hatte. Durch ihn gewann ihre häusliche Glückſeligkeit um ein Merkliches. Alles in Allem geltend, ohne darnach gerungen zu haben, ſchaffte er mancherlei üble Gebräuche und Gewohnheiten, die von alten Zeiten her noch an der Familie klebten, ab, ſäuberte und reinigte ihre Grundſätze und Meinungen von Aberglauben und Irrwahn, und erhob ſie in Kurzem zu einem wahren Pallaſt der Freude und des Glücks, worauf Bürgerfamilien je Anſpruch machen konnten.

Mehr und immer mehr entfernte ſich jeder Zwang von dieſem Hauſe, der noch hier und da üblich geweſen war. Alles lebte auf einem vertraulicheren, freundſchaftlicheren Fuß. Allenthalben herrſchte Zufriedenheit, Ruhe und Eintracht, je weniger Strenge von Seiten der Herrſchaft, und knechtiſche Furcht von Seiten der Dienſtbothen ſich in's Spiel miſchte. Allen war Preuß Freund und Rathgeber, allenthalben Beförderer häuslichen Friedens; ohne ihn

geschah nichts, was er nicht zuvor geprüft und gut befunden hatte, dagegen fand alles Beifall, was er ordnete und angab. Er machte in seinem Besserungswerke so glückliche Fortschritte daß sogar der siebenzigjährige Greis, dem er oft des Abends bei einer Pfeife Taback Gesellschaft leisten mußte, sich manches Vergnügen erlaubte, dessen er sich zuvor aus Mangel richtiger Begriffe von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, entbrochen hatte.

So z. B. überredete ihn Preuß, nur einmal wenigstens das Schauspiel zu besuchen, und sich vom Gegentheil dessen, was er bisher davon gehalten und geglaubt hatte, zu überzeugen. Er fand dieses Vergnügen in der That nicht so strafbar, versuchte es nach der Zeit öfterer, und wählte gemeiniglich solche Stücke, von denen sein Erleuchter voraus sah, daß sie seinen Beifall erhalten würden. Das waren denn gewöhnlich ländliche Scenen, die ihm um deswillen am besten gefielen, weil er selbst aus dem Bauernstande abstammte, und diesen für den ersten und vorzüglichsten aller Stände des menschlichen Lebens hielt.

Oeffentliche Orte zu besuchen, war von jeher in der Thalheimschen Familie ein seltener Gebrauch gewesen; dagegen hatte man mehr auf Gesellschaften im Hause gehalten. Auch hierinnen machte Preuß eine glückliche Verbesserung. Er zeigte seinen Zuhörern, wenn er des Abends mit ihnen koßte, den Vortheil des Einen und den Nachtheil des Andern, in Hinsicht auf körperliche Gesundheit, auf Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten und auf Veredlung und moralische Verbesserung des Karakters. Man befolgte seinen Rath, fand ihn von Zeit zu Zeit annehmlicher, und zollte ihm den herzlichsten wärmsten Dank.

Auf diese Weise wurde der glückliche Wohlstand, in welchem sich die Thalheimische Familie befand, durch Preußens rastloses Thätigseyn und mannichfaltige Verbesserungen zu einem solchen Grade erhöht, den wenig Familien damaliger Zeit in Ansehung ihres häuslichen Glücks zu erreichen vermochten. Schade nur! daß dieses würdige Mitglied ihres frohen Zirkels zu früh von der Kette losgerissen wurde, an die es sich auf Ewigkeiten angeschlossen zu haben schien. Nach einem Zeitraume von sechs

Jahren, die beiden Theilen wie kurze Monden entflohen waren, und binnen welchen Ferdinand in den Wissenschaften, so wie im sittlichen Betragen die edelsten Fortschritte gemacht hatte, trat Preuß nach einer langwierigen Krankheit, ohnstreitig der Folge seiner zu heftigen Anstrengungen, von dem großen Schauplatze der Welt ab, auf der er des guten Saamens so viel ausgestreut hatte. Es wurde ihm in der That schwer, sich von den Lieben zu trennen, die ihn mit unaussprechlicher Freundschaft und Wohlwollen umschlungen hatten, obgleich er mit dem beruhigenden Bewußtseyn, Gutes gethan, und den Saamen nicht auf dürres Land verstreut zu haben, zu den Gefilden der Seligen hinübergehen konnte. Ferdinand liebte und ehrte ihn als seinen zweiten Vater, und kannte keinen wärmern, thätigern Freund, als ihn; seine Anhänglichkeit an ihm war zu sichtbar, und das mehrte den Kummer des Sterbenden, und erschwerte ihm den Uebergang von Vergänglichkeit zu ewiger Fortdauer.

Die ganze Zeit seiner Krankheit über wich Ferdinand nicht von seinem Lager. Er pflegte

und wartete sein mit einer Sorgfalt und Thätigkeit, die über die Jahre, und — man konnte wohl sagen — über das Vermögen des Knaben war. Wehmuthsvoll, aber mit einer bewundernswürdigen Fassung, stand er am letzten Morgen am Krankenbette seines vollendenden Freundes, faßte seine Hand und fragte: Wie ist Ihnen? — „Wohl!" war alles, was Preuß mit einem unvernehmlichen, kaum hörbaren Laute zu stammeln vermochte. Todesangst bemächtigte sich seiner. Ferdinand hatte Mühe, sich loszuwinden, um dem Scheidenden, dem jetzt der letzte Othemzug entfuhr, den Augenblick der Vollendung zu erleichtern, und als der Geist der irdischen Hülle entfloh, die Augen zuzudrücken.

„Vater! — Mutter!" — rief er den im Nebenzimmer schlafenden Eltern zu — „Er hat vollendet! — Unser Freund ist nicht mehr! — Der Verlust ist unersetzlich!" — So sprach der vierzehnjährige Knabe und warf sich über den Leichnam des Verklärten hin. Madam Thalheim sprang aus dem Bette, trat ins Krankenzimmer und wäre bei dem Anblicke ihres über die Leiche hingeworfenen Sohnes

faſt zu Boden geſunken. Langſamer folgte ihr der Greiß. Sein Schmerz über den Verluſt eines ſolchen Freundes war groß, aber er äußerte ſich weniger durch Worte und Gebehrden, als der ſeiner Gattinn, die durch Thränen ihrem Herzen Luft zu machen ſuchte.

„Das hätte ich nicht geglaubt, daß der eher würde fort müſſen, als ich alter Mann.“ — Das war alles, was der Schmerz ihm zu ſagen verſtattete. Immer hatte man gehofft, daß es wieder beſſer mit dem Patienten werden, und er derdinſt ihrem Sohne ein zweiter Vater und Verſorger ſeyn ſollte; aber dieſe Hoffnung war vernichtet, und kein Subjekt vorhanden, das die Lücke wieder ausfüllen konnte, die die Losreißung ihres Freundes im häuslich-frohen Zirkel veranlaßte.

So wenig nun auch Ferdinand eines andern Führers bedurfte, indem er in ſeinem vierzehnten Jahre bereits ſolche Kenntniſſe beſaß, die dem erſten Primaner Ehre gemacht, und ihn geſichert hätten, ohne Gefahr die akademiſche Laufbahn betreten zu können, ſo war er doch noch viel zu jung, ſich von nun an allein überlaſſen zu bleiben. Er fühlte das Be-

nung nicht unverschont gelassen, und seine ganze Familie von der Höhe, zu der sie sich emporgeschwungen hatte, zur grundlosesten Tiefe des Jammers und Elends herabgestürzt. Dieser Fall, der seinem alten Vater das Leben kostete, hätte ihn fast muthlos gemacht, und wohl zur Verzweiflung bringen können; aber die alles vermögende Trösterinn und Freundinn der Tugend, die göttliche Religion, stand ihm zur Seite, stählte seinen Muth und hielt ihn aufrecht, daß sein Fuß nicht straucheln konnte.

In der strengsten Kälte nackte Menschen, ohne Speise und Kleidung, ohne Dach und Fach, in der Irre herumgehen zu sehen, das war ein schreckensvoller Anblick, ein Herzzerreißendes Schauspiel. Und doch gab es Menschen, die es mit lachendem Muthe ansahen, ein Langes und Breites über den Ausbruch der Flamme, und ob sie so oder so ihren Fortgang genommen, disputirten, ohne daran zu denken, daß ihnen gleiches Schicksal hätte begegnen können; — Menschen, die mit weggewandtem Blicke vorübergingen, und dem Jammergewinsel ihrer unglücklichen Mitmenschen das

Ohr verstopften; — Menschen, die lange Zeit, lieber gar nicht ans Tageslicht zu gehen sich getrauten, um nicht in die unangenehme Verlegenheit zu gerathen, von den nothleidenden Verunglückten angefallen, und um ein Allmosen angesprochen zu werden. — Doch hinweg von diesen Scenen des Jammers! Weg von den Höhlen des Unglücks! — Länger bei ihnen zu weilen, wäre Herabstimmung der Saiten zu widrigen Mißlauten, erregte Aufenthalt und Entfernung vom Ziele. Darum schwinge dich, kühner Jüngling! über die Schutthaufen der verödeten Vaterstadt hin, wo keine Hoffnung mehr dir blüht, wo man, dein vergessend, dem Andenken deiner edlen Verwandten keine Thräne mehr zollt, mit Stolz und Verachtung nur den Namen deines Vaters nennt, dessen Haus vor wenig Tagen noch ein Zufluchtsort der Bedrängten, ein Pallast der Freude, ein Thron der Zufriedenheit, des Glücks und bürgerlichen Wohlstandes war. Fliehe das Spott- und Höhngelächter deiner unbarmherzigen, über deinen Fall triumphierenden Landsleute, die mit Freuden dir die Thore öffnen, und — dem Himmel sei es

Dank! — wenigstens doch die Freiheit verstatten, außerhalb ihrem Weichbilde Gottes freie Luft zu athmen.

Mit diesem Gedanken und einem wehmuthsvollen Rückblicke auf die schauervollen Trümmer seiner Vaterstadt, und auf die ängstlichen Gruppen und Gestalten seiner unglücklichen Mitbürger, deren ein großer Theil, verlassen, ohne Trost und Hülfe, auf den Strassen am Bettelstabe einherschlich, ging er zu demselben Thore wieder hinaus, zu dem er herein gekommen war. Der Weg führte ihn beim Gottesacker vorüber. Diese Gott geheiligte Stätte mahnte ihn, noch einige Augenblicke zu weilen, und dem Andenken derer, denen er das Theuerste, das er besaß, sein Leben, schuldig war, eine dankbar kindliche Thräne zu weihen.

Still und mit einem zu Gott erhobenen Herzen wandelte er hier unter den Gräbern auf und nieder, und kam endlich auch an die Gruft seiner Eltern. Vom Gefühl kindlicher Liebe und Dankbarkeit ergriffen, stürzte er nieder an dem Hügel, der die Gebeine seiner Lieben

deckte, an deren Seite auch Preuß, sein würdiger Lehrer, ruhte.

Schlummert sanft,

begann er, mit gefaltenen Händen sich über den Hügel hinwerfend —

Schlummert sanft, ihr guten, frommen Seelen!
Bis der Erde Schlummer von euch flieht.
So muß' ich zu eurem Grab' mich stehlen.
Daß mich nicht des Spötters Auge sieht,
Der mit höhnisch stolzem, kalten Lächeln
Eures Hügels Schmuck mit Füßen tritt,
Den bis jetzt der Weste laues Fächeln,
Jedes Hälmchen wogend, sanft durchglitt.

Laßt sie lachen! Laßt sie triumphieren!
Laßt sie treiben ihren Hohn und Spott!
Euch kann nicht das Irdische mehr rühren —
Selig seid ihr! Seyd vereint mit Gott!

Hier im Leben sehn wir uns nicht wieder;
Aber einst in jenem hellern Licht,
Wo des Himmels hehres Glanzgefieder
Unverwelklich Siegeskränze flicht.

Noch weilte er einige Sekunden im inbrünstigen Gebet, mit gen Himmel gerichtetem Auge, und über die ganze Natur hin senkte eine feierliche Stille sich, als wäre Gott zugegen, sein Wohlgefallen zu bezeugen an der Andacht des Betenden, der in diesem Moment sich von einem heiligen Wehen angehaucht, und von der Erhörung seines Gebets überzeugt fühlte. Er stand auf, verließ den Gottesacker, und mit diesem seine Vaterstadt, die er gleichwohl nicht vergessen mochte, so wenig man auch auf ihn Rücksicht genommen hatte.

Bei seiner letzten Auswanderung bestand sein ganzes Vermögen in einigen Thalern Geld, die ihm kaum auf wenig Wochen den nothdürftigsten Unterhalt sicherten, und ihn nöthigten, nunmehro andere Maasregeln zu ergreifen, um sich für Mangel und Dürftigkeit zu schützen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn die ganze Reise hindurch, und kaum war er auf der Universität

wieder angekommen, so schritt er ohne Anstand und mit Entschlossenheit zur Ausführung. Der sicherste unter den ihm offenstehenden Wegen war unstreitig, eine Hofmeisterstelle zu entriten. Er wendete sich deshalb an einige Professoren, die ihn kannten, und ihrer Protektion versicherten; allein es waren nichts, als leere Versprechungen, die ihn dem Ziele seiner Wünsche nicht um ein Haar näher brachten, und er sah sich, bei der möglichsten Einschränkung seiner Lebensart, dennoch in einem kurzen Zeitraume in den fürchterlichsten Wirrwarr verwickelt, der manchen Andern leicht zur Verzweiflung gebracht, oder wenigstens zu kleinlichen Handlungen verleitet haben würde, dem drückenden Hunger zu wehren.

Alles Streben und Ringen nach Beschäftigung und Erwerb war umsonst. Vergebens mühte sich Ferdinand auf mancherlei Weise dem einreißenden Uebel abzuhelfen. Er bot einem praktizirenden Rechtskonsulenten seine Dienste an; suchte in mehrern Familien als Hauslehrer angestellt zu werden, und als Musik- und Sprachmeister sich bekannt zu machen; aber alle Bemühungen waren fruchtlos, alle Stel-

len beſetzt, und der gern thätig ſeyn wollende Jüngling von ſeinem Verſucher auf die höchſte Stufe der Verzweiflung geführt. Von ſeinen Freunden und Bekannten, die ſeinen vorigen Wohlſtand als Lecker und Schmarotzer benutzt hatten, verlaſſen, wandelte er jetzt einſam, und hatte keinen Freund, dem er ſein Leid klagen, ſein Herz ausſchütten konnte. Selbſt in den Familien, wo er ſonſt Zutritt gehabt hatte, floh man ihn als einen unwürdig Begünſtigten, und entzog ihm Freundſchaft und Wohlwollen. Das beleidigte ſeinen Stolz, empörte ſein Gefühl, und er ſtand am Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter.

Sein Wirth war zwar ein ehrlicher Mann, aber im höchſten Grade mißtrauiſch und geizig, der das, was er durch Fleiß und Arbeitſamkeit erſchwand, aus Furcht, darum betrogen zu werden, und unter dem Vorwande, ſich einen Nothpfennig zu ſparen, todt in den Kaſten legte, und Niemanden, wer, und ſo bedürftig er es auch ſeyn mochte, etwas davon zufließen ließ. Ihm ſich zu vertrauen, wäre eben ſo ſeinem Karakter entgegen, als ein ververgebliches Unternehmen geweſen, indem der

hartherzige Mann bereits ihm die Miethe aufgekündiget, und unter der Bedingung, sie sogleich an ihn abzutreten, sich erboten hatte, ihm den rückständigen Miethzins zu erlassen. Sich von einem gemeinen Handwerker, dessen angebohrne Rohheit nie das Gefühl der Menschlichkeit hatte emporkommen lassen, und dessen etwanige Spuren durch Geiz und Mißtrauen, die sich mit seinem Karakter vergesellschafteten, vollends ganz erstickt wurden, mit so stolzer Härte behandelt zu sehen, das war ihm kränkender, als alles. Er ging, ohne zu wissen, wohin? Straße auf, Straße nieder, und — fast unwillkührlich geleitet — zum Thore hinaus, mit dem Gedanken, Soldat zu werden, und bei der ersten besten Kompagnie des in Garnison stehenden Regiments sich anwerben zu lassen.

Er hätte geradezu auf die Hauptwache gehen können; aber die Wichtigkeit eines Gedankens, von dem Wohl und Weh abhing, veranlaßte ihn, einen Umweg zu nehmen, und denselben noch einmal in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Denn das Gefühl eigener Würde sträubte sich aus allen Kräften dagegen, und

bot bis auf den letzten Augenblick der Vollführung dieſes traurigen Beginnens die Stirn.

Mit einem tiefen Seufzer, der laut aus dem Innern ſeines Herzens emporſtieg, ging er langſamen Schrittes vorwärts, und brach allmählig in folgendes Selbſtgeſpräch aus. „Kein Stand kann wohl mit mehrerem Grunde „ein glänzendes Elend genannt werden, als „der Stand, den du jetzt wählen willſt und „mußt. Armer Thalheim! Offizier zu wer„den, haſt du weder Ausſicht noch Hoffnung; „denn du haſt kein Vermögen. Und nirgends „nimmt man, leider! weniger auf Kenntniſſe „und Wiſſenſchaften Rückſicht, als hier. Du „kannſt höchſtens nichts, als Korporal werden, „und dann biſt du das elendeſte, erbärmlichſte „Geſchöpf auf Gottes Erdboden. — Und „doch! — Auch dieſer Stand hat ſeine gute „Seite. Es giebt der Gelegenheiten ſo viel, „ſich auszuzeichnen und hervorzuthun. Un„möglich können Verdienſte ganz unbelohnt „bleiben! — Hat man nicht der Beiſpiele „mehrere, daß ſo mancher arme Bauerburſche, „der weder leſen, noch ſchreiben konnte, ſich „bis zum General emporſchwang?“

In dieſen Betrachtungen immer weiter gehend, und alles erwägend, was für und wider ſeinen Entſchluß ſprach, fühlte er ſich mit einmal angehalten, und durch den Zuruf: Willkommen, Brüderchen! — wie aus einem Traume aufgeſchreckt. Er trat zurück, und erkannte ſogleich in dem vor ihm ſtehenden einen alten Univerſitätsfreund, der bereits ſeit einem Jahre ſchon in ſeiner Heimath angeſtellt war.

„Wie geht Dir's? redete ihn Hoyer an. Dies war der Name eines Freundes unſers unglücklichen Thalheims, der gleichſam wie Deus ex machina zu ſeiner Rettung herbeikam.

„Gut! erwiederte Thalheim, aber in einem Tone, der den Zuſtand ſeiner Seele verrieth, und ſeinen Freund argwöhniſch machte.

„Gut? — Ums Himmelswillen, Thalheim! wie ſiehſt du aus?

„Warum?

„Biſt du krank?

„Nein!

„Fehlt dir ſonſt was?

„Nichts!

„Immer der alte —

„Und werd's auch bleiben.

„So scheint es. — Aber wo willst du hin, Brüderchen?

„Auf die Hauptwache.

„Was willst du da?

„Soldat werden —

„Soldat? — Bist du toll?

„Ich glaube nicht.

„Welcher Uebermuth! — Aus Zwang geschichts doch warlich nicht!

„Man kann nicht wissen.

„Um Gotteswillen!

„Laß mich!

„Nicht von der Stelle! Du hast mir denn gesagt: warum du Soldat werden willst?

„Ich muß —

„Was zwingt dich dazu?

„Mein Schicksal —

„Thalheim! sprichst du im Wahnsinn?

„Gott sei Dank! an meinem Verstande litt ich noch keinen Schiffbruch.

„Also ist's dein fester Entschluß?

„Unwiderruflich!

„Nun, bei Gott, Bruder! ich weiß nicht, was ich denken soll. Jammer und Schade

um deine schönen Wissenschaften, um deinen Fleiß, um Zeit und Geld, das du darauf verwendetest.

„Meinst du?

„Bei Gott, Bruder! ich ahne —

„Was?

„Unglück —

„Getroffen!

(Pause.)

„Thalheim! sprich, womit kann ich dir helfen? — Womit kann ich dir rathen?

„Mit nichts.

„Starrkopf! —

„Geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen.

„Leider! — Und doch —

„Nein, lieber Hoyer! — Was das Schicksal über uns verhängt, das können wir nicht ändern. Der Mensch gleicht einem Balle; er erreicht seine Höhe, und — fällt.

„Um Gotteswillen, Thalheim! war das dein Loos? — — Du schweigst! — Schweigen ist auch eine Antwort. — — Bruder! laß mich nicht länger bitten und flehen. Oeffne mir dein Herz! — Vermag ich auch nicht,

deinen Schmerz zu lindern, so laß mich wenigstens ihn theilen.

„Was kann dir das helfen?

„Helfen, oder nicht! — Bei unsrer Freundschaft, Thalheim! ich werde nicht ruhen und nicht rasten, bis du mir dein Herz ganz ausgeschüttet hast.

„Wohl dann! — Ich erkenne in dir den alten redlichen Freund, der immer mit mir theilte was er hatte. Ohne Anspruch auf Mitleid und Unterstützung zu machen, will ich dir alles sagen: — Ich bin ein Bettler! —

„Du?

„Meine Haabe und Gut wurde ein Raub der Flammen —

„Gott! —

„Mein Vater ein Opfer derselben —

„Das ist schrecklich!

„Nun weißst du alles.

„Mehr, als ich ahnete; aber weniger, als ich wünsche.

„Verlangst du noch mehr?

„Thalheim!

„Ist's dir nicht genug, mich unglücklich zu sehen?

„Pfui! — Hadere nicht mit der Vorsicht; ihre Wege sind eben so weise, als geheimnißvoll —

„Ist das dein Trost?

„Geduld! — Noch hast du Freunde —

„Ha, ha, ha!

„Das war ein bitteres Lachen —

„Ja, Hoyer! du hast wohl recht — bitter, wie Galle! — Beim vollen Traubenbecher, läßt sich's wohl besser lachen —

„Nicht diesen Spott!

„Er gilt nicht dir; du sprachst von Freunden —

„Von deinen Verwandten — von deinen Landsleuten —

„Ha, ha! — Ich tausche nicht mit deiner Erfahrung.

„Bruder!

„Die Zeiten haben sich geändert, und mit ihnen die Menschen.

„So nach hast du diese traurige Wahrheit an dir selbst bestätiget gefunden?

„Leider! — Alles ist der Veränderung unterworfen. Die edelsten Gefühle der Menschheit sind aus ihren Standpunkten gewichen,

und der Genius der Zeit hat Tugend und Menschlichkeit von dieser Erde verbannt —

„Ich glaube doch, daß es hier und da noch gute Menschen giebt —

„Aber sie sind rar, wie Paradiesvögel.

„Wie? wenn Du dich doch irreteſt?

„Ich?

„Thalheim! — Bruder! söhne dich aus mit der Menschheit, und verkenne deinen Freund Hoyer nicht.

„Hoyer! —

„Komm! — Theile mit mir, was ich habe! — Ich bin dein Freund! —

So lange hatten sie miteinander gekoßt, ohne ans Weitergehen zu denken; jetzt erst bemerkten sie in einiger Entfernung eine Bank, die ihnen, von schattenden Pappeln umringt, ein angenehmes Ruheplätzchen sicherte. Ferdinanden war lange nicht so wohl gewesen. Das Wiedersehen eines Freundes, der so warmen Antheil an seinen Leiden nahm, machte ihn alles um sich her vergessen, und söhnte ihn bald wieder mit seinem Schicksale aus; denn Hoyer bewies ihm deutlich die Wahrheit jenes Spruchs:

O! der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Noth ein Freund erscheint ꝛc.

Hoyer hatte zwar selbst kein Vermögen, aber er hatte sein reichliches Auskommen, und sah sich durch ein frühzeitiges Engagement und eine baldige glückliche Heirath in den Stand gesetzt, wohlzuthun, Leidende zu unterstützen, und Freundschaft mit Freundschaft zu erwiedern. An Ferdinanden fand er seinen Mann, dem er um so mehr Beweise seines guten Herzens schuldig zu seyn glaubte, je mehr er demselben manche Gefälligkeit und Freundschaft von vorigen Zeiten her verdankte, und ihn aus tausend Ursachen seiner Unterstützung würdiger erachtete, als jeden andern.

Mit Vollmacht, auf einem nahgelegenen Dorfe eine Erbschaft zu heben, versehen, hatte er die gegenwärtige Reise unternommen, und den Ort, den er einstmals während seiner akademischen Laufbahn bewohnte, auch diesmal zu seinen Aufenthalte gewählt, um von da aus diese Rechtssache mit mehrerer Bequemlichkeit betreiben zu können.

Immer vertrauter, immer offenherziger wurden die beiden Freunde, und erzählten sich gegenseitig, was ihnen seit ihrer Trennung begegnet war. Sie verließen ihr Ruheplätzchen, gingen weiter, und Ferdinand entfernte sich allmählig von dem Gedanken, Soldat zu werden, je mehr Hoyer sich bemühte, ihn davon abzubringen.

„Du bist heute mein Gast" sagte Hoyer, als sie durchs Thor und nach dem Gasthause zugingen, in welchem dieser zu Mittag speiste. Einem solchen Freunde, wie er war, durfte Ferdinand diese Einladung nicht abschlagen. Es wäre Beleidigung, Undank gewesen, wenn er seinen Stolz zur unrechten Zeit hätte an den Mann bringen, und sich selbst das Gefühl verleugnen wollen, das er bereits seit zween Tagen schon mit männlicher Standhaftigkeit unterdrückt hatte, nun aber länger nicht zurückhalten konnte, laut zu werden. Er nahm die Aufforderung an, glaubte aber doch eine Schwachheit zu begehen, wenn er selbst diesem, den er für den vertrautesten, thätigsten Freund zu halten Ursache fand, ein Geständniß abgelegt hätte, das er sich selbst als das tiefste Ge-

heimniß verbarg. Auch beobachtete er bei Tiſche die ſtrengſte Mäßigkeit; denn er mochte eben ſo wenig ſeiner leidenden Geſundheit ſchaden, als ſeinen Hunger, der den Appetit noch weit übertraf, verrathen, oder wohl gar von den Umſitzenden für einen Vielfraß angeſehen werden.

„Brüderchen! ſagte Hoyer, nachdem ſie abgegeſſen hatten, wenn ich dich von nichts abhalte, ſo leiſte mir heute Geſellſchaft.

Wäre Ferdinand empfindlich geweſen, ſo hätte er dieſen Ausdruck leicht für einen Spott aufnehmen können, indem er ſich in ſeiner gegenwärtigen Lage bloß für einen müſſigen Menſchen anſah, aber ſeine Beſcheidenheit begegnete der Delikateſſe ſeines Freundes, der ſo wenig, als er, der Freundſchaft zu nahe treten, und das Anſehen gewinnen mochte, womit ſich oft der Reichere gegen den Dürftigeren brüſtet.

„Wohin? fragte er.

„In den Waldauſchen Garten.

„Du würdeſt es übel aufnehmen, wenn ich Nein! ſagen wollte; und doch —

„Schweig, Brüderchen! ich weiß, was du ſagen willſt. — Könnteſt du's wohl übers Herz bringen, mir das Vergnügen deiner Geſellſchaft zu verſagen? —

„Hoyer! —

Hier faßte ihn Hoyer unter dem Arm und ſchleppte ihn geradeweges und ohne weiter ein Wort zu ſprechen, in den Kaffeegarten. —

Eine mit Jasmin und Jelängerjelieber dick bewachſene Laube fiel ihnen ſogleich beim Eintritt in die Augen, und ladete ſie ein, darinnen Platz zu nehmen, und unbemerkt ihre freundſchaftliche Unterhaltung von neuem zu beginnen.

„Ich werde tief bei dir in die Schuld gerathen," ſagte Thalheim, nachdem der Aufwärter ſie mit Kaffee, Taback und Pfeifen bedient hatte.

„Laß gut ſeyn, Brüderchen! erwiederte Hoyer — du haſt oft genug für mich bezahlt; jetzt iſt die Reihe an mir.

Er ſchenkte ein, und Thalheim ſtopfte eine Pfeife Taback.

„Nicht wahr, Thalheim! fuhr Hoyer fort — du wirst nicht Soldat? —

Diese Frage, die zugleich eine eben so dringende Bitte, als freundschaftliche Protestation enthielt, überraschte diesen so sehr, daß er die Pfeife fallen ließ und nicht wußte, was er antworten sollte; denn der Ton, in dem Hoyer ihn fragte, war nicht der gewöhnliche und drang tief in seine Seele ein. Er wollte ausweichen, und sich wegen seiner Unvorsichtigkeit selbst eine Strafpredigt halten; aber Hoyer ließ ihn dazu nicht kommen, faßte seine Hand und sagte: Thalheim! Vermögen die Worte eines Freundes irgend etwas über dein Herz, so laß den unseligen Gedanken fahren. Er beunruhigt deine Seele, und entfernt dich auf immer von der Bahn, die du — das muß dir eigenes Gefühl sagen — so glücklich zurückgelegt hast. Du wirst wenig deines Gleichen finden, und — zweifelst du, daß dir nicht auch der Lorbeer grünen sollte, der schon so manchem Unwürdigen zu Theil ward?

„Hoyer —

„Es ist kränkend, das ist wahr; aber so

lange noch ein Strahl der Hoffnung glänzt, dürfen wir nicht zagen.

„Hoffnung ist eine Schmeichlerinn —

„Man sagt's! — Auch kann man leider! heut' zu Tage auf seine besten Freunde, auf seine Verwandten sogar wenig, oder nichts rechnen —

„Ha, Bruder! Verwandtschaft ist ein leerer Name, ein bloßer Titel, eine kalte Ehrenbezeugung; Freundschaft hingegen eine Buhlerinn, die Jedem ums Geld feil ist.

„Keine Regel ohne Ausnahme, Brüderchen! —

Er trank eine Tasse Kaffee, stand auf, und überließ seinen Freund einige Minuten dem stillen Nachdenken.

Indeß überreichte ihm der Markör eine neue Pfeife. Kaum bemerkte er sein Kommen und sein Gehen, so hatte er sich im Nachdenken vertieft, und konnte sich's fast nicht erklären, wie? und warum? er so schnell von dem Gedanken, Soldat zu werden, abgekommen war. Eben wollte er die Ursache davon in der Anwesenheit seines Freundes suchen, und warf sich die Frage auf: Wie? wenn dieser bestimmt

wäre, mein Schutzengel zu seyn? — als Hoyer wieder zu ihm in die Laube trat.

„Nun, Brüderchen! redete dieser ihn an — ist die Fieberhitze vorüber?

„Fieberhitze? —

„Ich parire, du sollst noch heute gesund werden.

„So müßtest du selbst der Arzt seyn —

„Dein Arzt und dein Mäzen.

„Du?

„Hältst du mich für so ohnmächtig, daß ich nicht helfen könnte?

„Hoyer!

„Krankheiten dieser Art getraue ich mir, mit leichter Mühe zu heben.

„So wärest du ein glücklicher Mann.

„Es kommt alles auf dich an.

„Ich bin bereit!

„Ein Wort — und dein Glück ist gemacht.

„Laß hören!

„Hättest du wohl Lust, Sekretär zu werden?

„Warum nicht.

„Gut!

„Aber ums Himmelswillen nicht durch Schleifwege und Krümmungen, oder wohl gar —

„Durch die Schürze, meinſt du?

„Du kennſt meine Delikateſſe —

„Nein, Brüderchen! auf dem geradeſten Wege, durch einen Brief an den Miniſter; er iſt mein Freund, ich bin ſein Gerichtshalter. Binnen acht Tagen haſt du Antwort.

„Aber bis dahin?

„Auch dafür iſt geſorgt.

„Wenn es nun fehl ſchlüge?

„Das wird es nicht, kann nicht.

„Biſt du deiner Sache ſo gewiß?

„Das iſt ſo gut, als gemacht.

„Ich müßte ewig dein Schuldner bleiben —

„Unſere Freundſchaft wäre dann das höchſte Tribunal, an das ich äußerſten Falls appelliren könnte, wenn du nicht zahlteſt.

„Fürchteſt du das?

„Nein!

„Wohlan! mache deinen Vortrag, und laß ſehen, was du gelernt haſt, oder ob deine Kunſt betteln geht.

„Thalheim! Thalheim! das mindeſte Mißtrauen könnte mich beleidigen, wenn wir nicht Freunde wären.

Mit dieſen Worten gingen ſie aus dem Garten. Hoyer bat ſeinen Freund, ihn in ſeine Wohnung zu begleiten, und die Abendmahlzeit bei ihm einzunehmen. Thalheim hätte es gern ausgeſchlagen, denn er war Niemanden gern Dank ſchuldig; aber hier mußte er eine Ausnahme machen.

Kaum waren ſie daſelbſt angekommen, ſo ſetzte ſich Hoyer ans Büreau, ſchrieb an den Miniſter und ſchickte in Thalheims Gegenwart den Brief ohne weitern Verzug auf die Poſt.

„Der Anfang wäre gemacht! ſagte er — nun aber noch eins, Brüderchen!

„Was es auch ſeyn mag!

„Würdeſt du es wohl als Beleidigung aufnehmen, wenn ich dir ein kleines Kapitälchen anvertraute, das du einſtweilen in deinen Nutzen verwenden, und mir wiedergeben könnteſt, wenn —

Abſichtlich brach er hier die Rede ab, griff in den Kaſten, und — Thalheim war wie aus den Wolken gefallen, als Hoyer ihm eine Geld-

rolle in die Hand drückte, die, der Größe und Schwere nach zu urtheilen, nicht unbedeutend war.

„Nimm das! sagte Hoyer — Ohne Umstände! —

„Das ist zu viel! erwiederte Thalheim, stürzte seinem Freunde um den Hals, und schämte sich nicht, ihm eine Thräne auf die Wange herabträuffeln zu lassen.

In dieser Umarmung feierten sie eine minutenlange Stille. Thalheim war außer sich. Er wollte reden, aber er konnte nicht; denn die Ueberraschung war zu groß; seine Bewunderung erreichte den höchsten Grad, und hemmte ihm die Sprache; nur durch wiederhohlte Umarmungen, feurige Küsse, und immer lauter werdendes Arbeiten seiner Pulse, vermochte er das Gefühl seiner Dankbarkeit zu äußern. Solche Freundschaft, solche Uneigennützigkeit hatte er nicht geahnet.

„Wann werde ich dir das wieder ersetzen können? brach er endlich aus, die Rolle in der Hand wiegend.

„Wann, und wie du willst und kannst, erwiederte Hoyer — kommt Zeit, kommt Rath!

Hier wurden ſie durch das Eintreten des Wirths und der Wirthinn unterbrochen, die beide ihre Schuldigkeit beobachteten, und den Fremden fragte: Was er zu befehlen habe? — Hoyer forderte für zwei Mann Eſſen und Wein, und beſtellte vorläufig ſchon ein Nachtlager für ſeinen Freund, den er heute nicht von ſich ließ, denn er hatte ſich's nun einmal vorgenommen, ſich auf Koſten der Freundſchaft einen vergnügten Tag zu machen. Ihm war ſo wohl um's Herz, daß er die Schuld abtragen konnte, die er Thalheimen noch von alten Zeiten her ſchuldig zu ſeyn glaubte, und ſelbſt an ſeinem Hochzeittage hatte es ihm nicht ſo gut geſchmeckt, als heute an der Seite ſeines Freundes; denn das Bewußtſeyn, gut und edel gehandelt zu haben, war das beſte Salz, das die kleine Mahlzeit unter vier Augen würzte, und das Herz ihm leichter machte, als die Verſicherungen des Beichtigers dem reuigen Sünder.

„Ich laſſe dich nicht fort, Brüderchen! ſagte er — morgen muß ich über Land, und dann ſehen wir uns vielleicht in dreimal vier und zwanzig Stunden nicht wieder.

Thalheim durfte nicht nach Hauſe gehen. Sie ſaßen bis tief in die Nacht hinein und koſten traulich mit einander von den Geſchichten der Vorzeit, und von ihren jugendlichen Streichen, deren ſie ſich mit innigem Wohlbehagen erinnerten, ohne im mindeſten Reue fühlen zu dürfen, und unterhielten ſich auf mancherlei Weiſe von gelehrten und ungelehrten Dingen, ſo, daß ſie nicht wußten, wie ihnen die Zeit vergangen war, als der Geiger Zwölfe ſchlug, und ſie mahnte, einige Stunden der Ruhe zu genießen.

Erſt am andern Morgen nach eingenommenem Frühſtück, und als Hoyer bereits in den Wagen geſtiegen war, den in ſeiner Erbſchafts-Rechtsſache anberaumten Termin abzuwarten, ging Thalheim in ſeine Wohnung zurück. Kaum war er hineingetreten, ſo folgte ihm der unfreundliche Wirth auf dem Fuße, und war eben im Begriffe, ſeine Mahnung zu wiederhohlen, und ihm nochmals die Räumung der Miethe anzubefehlen, als er dieſem mit der Frage zuvorkam: Was bin ich ſchuldig, Herr Wirth?

Die Frage überraſchte den geldhungrigen Mann ſo ſehr, daß er in der Geſchwindigkeit nicht wußte, was er antworten ſollte, und als Thalheim die Geldrolle hervorzog, große Augen machte, gelindere Saiten aufzog, und mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit erwiederte: Sie können meinethalben in Gottes Namen bleiben.

„Nicht eine Stunde länger! gab dieſer ihm zur Antwort — wenn ich heute noch eine Gelegenheit finden ſollte.

„Sie werden's doch nicht ſo böſe meinen, lieber Herr Thalheim! — Es hat ja Zeit damit; es war bloße Uebereilung von mir.

Thalheim dachte ſich das Beſte, öffnete die Goldrolle und wiederhohlte mit nachdrucksvollem Ernſte die Frage: Was bin ich ſchuldig?

„Ich weiß das ſo genau ſelbſt nicht; meine Frau ſoll Ihnen darüber Auskunft geben.

Er ging, ſchlug ſich wegen ſeiner Unbeſcheidenheit vor die Stirn, und rufte ängſtlich ſeine Frau.

„Was hat's denn ſchon wieder? antwortete ſie ihm aus der Küche zu.

„Schrei doch nicht ſo!

„Je nu! wer hörts denn?

„Still! ſag' ich.

„Du kannſt zu mir kommen, wenn du mir was zu ſagen haſt; haſt zu mir ſo nahe, wie ich zu dir.

„Da bin ich!

„Nu?

„Höre, Frau! eine Neuigkeit —

„Ei! es wird was rechts ſeyn.

„Biß nur kein Närrchen und höre!

„Du haſt immer was! — Ueber dem Hören läuft mir die Suppe über, und hab' immer noch nichts gehört.

„Laß laufen!

„So? — Die Butter iſt wohl nicht theuer genug?

„Kundchen!

„Geh, du alter Lecker!

„Biß nur nicht böſe!

„Nu! was giebts denn?

„Höre, Kundchen! du mußt mir den Thalheim wieder gut machen.

„Ich?

„Ihr Weiber verſteht euch beſſer darauf, als unſer einer.

„Meinſt du?

„Höre, Kundchen! das iſt dir ein ganz anderer Menſch, als ich gedacht habe —

„Meinetwegen!

„Ich habe das gar nicht ſo gedacht und geglaubt —

„Was geht's mich an!

„Der hat dir Geld, wie Heu —

„Je! das wäre?

„Er will bezahlen —

„So?

„Aber er iſt verteufelt falſch auf mich —

„Das hab' ich mir eingebildet.

„Kundchen!

„Nu?

„Geh du doch zu ihm —

„Was ſoll ich denn bei ihm?

„Wieder gut machen —

„Ei! ſieh doch. — Haſt du den Karren ins Loch geſchoben, kannſt du ihn auch wieder herausziehen.

„Du weißt ihn doch beſſer herauszuziehen.

„Geh nur!

Der arme Mann war in tausend Aengsten und mochte lieber die Suppe nicht essen, die ihm Kundchen zum Frühstück auftischte, durfte aber doch nichts weiter sagen; denn er wußte nun schon, wie viel es geschlagen hatte, und mußte sich, wohl oder übel, unter dem Pantoffel schmiegen.

Indeß benutzte Thalheim die Abwesenheit des geldhungrigen Wirths, zählte seine Baarschaft, und konnte sich nicht genug über die Handlung seines Freundes wundern, den er mehr und immer mehr für seinen Retter erkannte, und ohne den er unleugbar verlohren gewesen seyn würde. Dies veranlaßte ihn zu neuen Betrachtungen und er sah das Gewebe seiner Schicksale als eine, von einer höheren Macht ihm aufgelegte, Prüfung an, die ihn klüger und weiser machen, seinen Muth stählen, und seinen Glauben an Gott und Ewigkeit stärken sollte.

„Ewiger! Unergründlicher! deine Rath-
„schlüsse sind weise und gut, unerforschlich
„deine Wege, die du den Sterblichen führest.
„Ohne diese Prüfung wäre ich vielleicht nicht.

„was ich bin. Kann ich's wohl dir genug „verdanken, daß du mich diesen Weg leite„test, — mich lehrteſt, wie nichtig, wie „vergänglich Stand, Ansehen und Reichthum „sind; wie wenig man sich auf Menschen ver„lassen kann und darf, und wie nahe du mit „deiner Hülfe bist dem, der auf dich hofft!"

Der beste Dank, den er seinem Retter zollen konnte, war ohnstreitig kein anderer, als gute, weise, zweckmäßige Anwendung des in Händen habenden Kapitals, das er ihm, so schnell als möglich, wieder zu ersetzen gedachte, im Fall besonders der Minister geneigt seyn sollte, dem Suchen seines Freundes, der sich mit solcher Thätigkeit für ihn verwendete, zu willfahren.

Funfzig Louisd'or — so viel betrug die Summe, die ihm Hoyer vorgeschossen hatte — waren mehr als hinreichend, ihn von der Last seiner Schulden zu befreien, und auf geraume Zeit die Bedürfnisse des Lebens zu versichern. Er machte eine genaue Berechnung und Eintheilung seines gegenwärtigen Vermögens, ging selbst zu seinem Wirthe, bezahlte und miethete sich, so sehr dieser auch bat, daß er bleiben

ſollte, noch am nemlichen Tage eine andere Wohnung.

Ob er nun gleich das Mißtrauen dieſes Mannes und ſeine Habſüchtigkeit, die er zu bergen nicht vermochte, übel hätte aufnehmen können, ſo hegte er doch in ſeinem Herzen keinen Groll, verzieh ihm ſeine Einfalt, bei der ſich derſelbe ſo wohl befand und fühlte ſich mit ſeinem Schickſale und dem ganzen Menſchengeſchlechte ausgeſöhnt.

Aber die Zeit bis zu Hoyers Wiederkunft der am dritten Tage erſt zurückkam, wurde ihm unerträglich lang; ſeine neue Wohnung, die wegen ihrer altmodiſchen Bauart, finſtern Eingang und mit Gittern vermachten Fenſtern mit einem Gefängniſſe nicht viel Unähnliches hatte, erweckte Schauer und Unwillen und machte ihn verdrüßlich. Er ſehnte ſich nach Menſchen und mit Menſchen umzugehen, denn ſeit langer Zeit hatte es faſt das Anſehen gehabt, als wollten ihn die Menſchen fliehen, und doch fühlte er in ſich einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich an die große Kette der Menſchheit anzuſchließen, fühlte ſeinen Werth und

achtete alle nach seinem eigenen Maaßstabe gleich gut.

Er ging heraus ins Freie, weidete Herz und Auge am Anblick der schönen Natur im Morgengewande und fühlte sich leichter und empfänglicher für alles, was diese verschwenderische Wonnespenderin ihm darbot. Unwillkührlich verfolgte er seinen Weg und sah sich mit einenmale durch die perspektivische Aussicht eines offen stehenden Gartens gefesselt. Er ging hinein. Gleich beim Eintritte befand er sich in einem kleinen Blumenlabirinthe, dessen tausendfache Wohlgerüche durch die gereinigteren Morgenlüfte ihm entgegenströmten. Hier weilte er einige Minuten, sah und fühlte nur und war ganz in seligem Entzücken verlohren. Allein in diesem buntfarbigen Halbrunde, in dessen Mittelpunkte Flora sich einen Tempel erbauet hatte, wagte ers, die Stufen dieses Heiligthums zu betreten und von hier aus den ganzen Umfang dieses kleinen Elisiums mit einem Blicke zu überschauen, zu bewundern und dem glücklichen Besitzer desselben im Stillen seinen Dank zu zollen.

Diese herrliche Anlage, die den Vordergrund des Gartens ausmachte, in dem er sich zum erstenmale befand, war mit kleinen Rosenhecken gleichsam umzäunt, außerhalb derselben von jungen Kirschbäumen, mit stolzen, kunstreich gezogenen Rosenbäumen abwechselnd, eingefaßt, und ringsum von sanften Anhöhen umgeben die auf verschiedenen Wegen zu den Seitengängen und dem hintern Theile des Gartens führten, von welchem er, nach einer richtigen Schlußfolge des Vorhergehenden, gleiche Schönheiten erwartete.

Welche Täuschung! — Er glaubte, in eine endlose Wildniß zu treten, als er, in gerader Linie vom Tempel der Blumengöttin aus, diese Anhöhe erstiegen hatte und allenthalben um sich her nichts erblickte, als furchtbare Tannen, von kleineren Nadelholzgebüschen, jungen Birken, Büchen und andern Holzarten verbunden und durchflochten. Hier schien die Natur im eigentlichen Verstande in nackter Rohheit ihr Wesen zu treiben und noch nie von der Hand eines Menschen betastet, verschönert, oder verstümmelt worden zu seyn. Aber eben

dieſe Vergeſſenheit, in welcher die Kunſt des Gärtners dieſen Theil des Gartens abſichtlich ruhen ließ, erhöhte die mannichfachen Schönheiten und Anlagen des Ganzen, die in namenloſer Menge vor das Auge des Luſtwandelnden hintraten, ſeine Blicke feſſelten, ſeinen Fußtritt hemmten und, zwiefach entſchädigend, ſeine Erwartung übertrafen.

Nur eine ſchmale Oeffnung, kaum für einen Menſchen breit genug, bahnte ihm den Weg durch Buſch und Hecken und führte ihn durch einige unbedeutende Krümmungen rechts und links nach der innern Seite dieſer Waldungen zu, die gleichſam ein neues Erdenrund in ſich faßte und beim erſten Anblicke eben ſo ſehr Staunen und Bewunderung als Ehrfurcht und Anbetung dem dahin Kommenden abnöthigte. Menſchenfleiß und Kunſt hatten ihre äußerſten Kräfte daran geſetzt, einen ſtundenlangen Zirkel in ein zweites Eden umzuſchaffen und im reichhaltigſten Wechſel glücklicher Erfindungen ſich erſchöpft; aber an die gigantenmäßigen Stämme, die zu beiden Seiten ſtanden, wie die Mauern, als wollten ſie mit ſtol-

zen Wipfeln die Wolken theilen, hatten sie sich nicht gewagt. Unbeschadet ihrer Stammwurzeln, umzingelte ein vier Ellen breiter Kanal zwischen hohen Ufern stehend, dies kleine Paradies, zu welchem eine verschloßne Brücke den Eingang formirte. Zufälligerweise stand sie offen.

Thalheim benutzte die ihm darbietende Gelegenheit, ohne sich darum zu kümmern, ob dieses Recht allein der glücklichen Familie des Besitzers vorbehalten sey, oder einem jeden dahin Kommenden frei stehe. Mit sechs Schritten war er über die Brücke. Ein viereckigter Stein, dicht vor derselben liegend, hielt ihn augenblicklich zurück, weiter zu gehen und gewährte ihm von diesem Standpunkte die herrlichste Aussicht in die schönen Schattengänge, die in diesem, von einem Ufer des Kanals bis zum andern, errichteten Amphitheater dem Auge des Lustwandelnden sich öffneten, in dessen Mitte ein kesselförmig ausgehauener Stein sich erhob und den Wanderer durch folgende Inschrift stehen machte.

Wandrer! trittſt du hier hereln,
Weile hier an dieſem Stein,
Falle nieder, tief gerührt!
Weide dich an der Natur!
Folge kühn der Roſenſpur,
Die zu dieſem Eden führt.

Sechs Ellen breite Buchenhecken waren gleichſam der Vorhang, der die darhinter ſich bergenden Schönheiten vor jeder Entwickelung ſchützte; die Einſchnitte derſelben deckten zwölf Statüen der oberen Gottheiten, unverletzt gebliebene Kunſtwerke des Praxiteles, ſelbſt durch eiſerne Gegitter umgeben und vor den Verlezzungen des bübiſchen Frevels ſicher geſtellt.

Gewöhnlich, wenn man an einem unbekannten Orte ſich befindet, wählt man den geradeſten Weg; die Nebenwege finden ſich von ſelbſt. So dachte auch unſer Thalheim. Wohl über eine ganze Viertelſtunde hatte er bei den Bildſäulen der alten Gottheiten verweilt und die Geſchicklichkeit des Künſtlers in den Stellungen, Mienen und Gebehrden der Figuren bewundert, ehe er ſich nach der Mitte zu wendete und entlang einer ſchönen Kaſtanienallee

hinwandelte, zu deren beiden Seiten mannichfaltige Abwechslungen seine Aufmerksamkeit rege machten und auf schmalen Fußsteigen, hier oder da, tiefer in das Innere, oder nach den Aussenseiten dieses Labirinths, zuführten.

Er war unschlüssig, ob er sich rechts, oder links hineinschlagen sollte; denn rings um ihn her häuften sich die von der Natur oben so nachlässig hingeworfenen, als von den Händen der Kunst verschönerten und ausgebildeteren Gegenstände und er glaubte, gleich dem ersten Menschen am sechsten Schöpfungstage, in ein neues Paradies versetzt zu seyn, das er um so mehr als sein Eigenthum zu behaupten berechtiget wäre, je weniger er außer sich selbst nur eine menschliche Seele darinnen erblickte. So weit verleitete ihn seine Einbildungskraft. Ein kleiner Thiergarten, eine Fasanerie, ein Vogelheerd bestärkten ihn in dieser Meinung. Ein niedliches Birkenwäldchen führte ihn zu einer unbedeutenden Anhöhe, die an sich selbst nichts Anziehendes hatte, wohl aber den Wanderer fesselte und in einer darauf von Weiden und Haselruthen geflochtenen Eremitage unter

aromatiſchen Wohlgerüchen ein angenehmes Ruheplätzchen ihm darbot.

„Wer du auch ſeyn magſt, glücklicher Beſitzer dieſes einſamen Hüttleins! nimm mich auf in deine Wohnung und gönne mir einige Augenblicke, hier zu weilen.“ So ſprach er zu ſich ſelbſt, beſtieg den Hügel, nahm Beſitz von dem Weidenhüttlein und widmete einige Minuten der ſtillen, einſamen Betrachtung. Ein ſchmaler Fußſteig führte ihn um das Hüttchen auf der entgegengeſetzten Seite zu einer prachtvollen Ausſicht, die für ihn um ſo überraſchender war, je weniger er in einem ſo beſchränkten Umkreiſe dieſe Fülle der Gegenſtände vermuthen konnte.

Er glaubte am Abhange eines Felſen zu ſtehen und zur endloſen Tiefe eines vor ihm liegenden Abgrunds hinabzuſchwindeln. Er trat einen Schritt rückwärts, wendete ſein Auge von dieſer furchtbaren Wildniß und vertauſchte ſie lieber mit der Anſicht eines reizenden Geländes, das weiter hin ans Thal grenzte und dieſem einen ſanfteren Karakter gewährte. Zwi-

schen bunten Blumenteppichen schlängelte sich murmelnd ein kleiner Bach entlang des Thales hin und verlohr sich hinter den Gebüschen, über welchen das Strohdach eines armseligen Mühlenhäuschens hervorragte. Die Rundung des Thales schnitt ihm hier die weitere Aussicht ab und schon war er im Begriffe umzukehren, um vielleicht von einer andern Seite dahin zu kommen; aber er entschloß sich schnell und stieg gerade, obgleich mit anscheinender Gefahr, hinab.

Glücklich erreichte er seine Absicht und achtete nicht der Dornen und Gesträuche, durch die er sich mühsam hindurch arbeiten mußte, um zu dem Theile des Thales zu gelangen, der nach seiner Meinung von Menschen bebaut und bewohnt seyn mußte. Aber öde und menschenleer fand er das Mühlenhäuschen, das ihm den Weg zu einem kleinen, im Thale und auf den Anhöhen angelegten, Dörfchen bahnte, in dessen Mitte sich ein im altgothischen Geschmack erbauetes Bethaus erhob.

Es waren nichts, als kleine Lusthäuser von verschiedener Größe und Gattung mit umzäun-

ten Gärten, die bald mehr, bald weniger nach den darhinter sich erhebenden Bergen zuliefen und dem Gelände ein äußerst romantisches Ansehen gaben. Jenseits standen auf dem Gebürge Ruinen einer alten Veste und in einiger Entfernung von diesen ein Tempel, unweit welchem das Thal sich verlohr und an eine schöne Ebene anschloß die von der Mittagsseite her von einem angenehmen Buchenwäldchen beschimmert wurde. Nichts entging seinem forschenden Blicke und er fand alles seines Beifalls und seiner Bewunderung werth.

Jetzt erblickte er sich mit einemmale im Hintergrunde der schönen Kastanienallee, die er von der entgegengesetzten Seite schon betreten hatte und merkte nun wohl, daß er erst die Hälfte seiner Wanderung durch diese so künstlich angelegte Zirkelrunde zurückgelegt hatte. Mehrere Reihen dicker Buchenhecken von ungemeiner Höhe standen ihm zu beiden Seiten und machten seine Aufmerksamkeit von neuem rege. „Wie erfinderisch! sagte er zu sich selbst — der Ort gleicht in der That einem kleinen Theater; diese Hecken sind die Kulissen und der Halb-

zirkel hier vor mir der Platz für die Zuſchauer.“

Seine Neugier war noch nicht befriediget; ſie wurde immer höher geſpannt und, um dieſer Sättigung zu gewähren ſchlug er ſich auf die andere Seite und verfolgte ſeinen Weg längs dem Ufer des Kanals, das ihn bald zu einem kleinen See führte, auf welchem er nordoſtwärts eine Inſel erblickte, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog und das Verlangen in ihm erweckte, ſie zu beſuchen. Er glaubte, ſie umgehen zu müſſen und irgendwo vielleicht einen Nachen zu finden, auf dem er ſich hinüberſchaukeln könnte. Aber umſonſt! — Seine Wünſche wurden auf eine andere Art erfüllt. Er hatte den rechten Weg verfehlt, der zu dieſem, durch Menſchenhände dahingezauberten, Eliſium führte und war genöthiget, ſtracks vorwärts zu gehen. Er konnte nicht weiter. Das Ufer formirte hier eine ſcharfe Ecke und ein kleiner über daſſelbe ſich hinbeugender Felſen ſchnitt ihm das Fortkommen ab. Er wollte umkehren; aber das Herbeikommen zweener Schwäne, die auf der Oberfläche des

Gewäſſers hin und her ſich wogten, veranlaßte ihn, ſtehen zu bleiben. Ihre Bewegungen lieſſen ihn die Anweſenheit irgend eines menſchlichen Weſens auf der Inſel ahnen, denn er ſah, daß die lieben Geſchöpfe abwechſelnd nach der Höhe des Waſſers und wieder ans Ufer zurückſchwammen. Diesmal war es keine Täuſchung. Das kindiſche Freudengeſchrei eines Knaben machte ſeine Vermuthung zur Gewißheit und um ſich ganz zu überzeugen, benutzte er die Pauſe, die gleich darauf erfolgte. Er huſtete ziemlich laut, um ſeine Anweſenheit den Inſulanern kund zu machen und irgend Jemanden zu ſeiner Zurechtweiſung herbeizulocken.

Kaum hatte er ſich dieſes Mittels bedient, ſo erſchien am jenſeitigen Ufer eine weibliche Geſtalt im leichten Morgentalar, ſchön, wie die jüngſte der Grazien, fröhlich, munter und lachend, wie Hebe. Ihr folgte, hüpfend und ſpringend ein dreijähriger Knabe und dieſem, kirre, wie die Tauben, ſeine Pfleglinge, die Schwäne, hart am Strande ihm nachrudernd. Ihr Anblick flößte ihm Achtung ein und faſt getraute er ſich nicht, ſie anzureden und um Ver-

zeihung und Zurechtweisung zu bitten; denn er fühlte, daß er Unrecht gethan, durch sein Lautwerden ihre Ruhe gestört und durch den Eintritt in dies Heiligthum stiller Freuden sie, als die Besitzerin desselben, in ihrer Gerechtsame beeinträchtiget hatte. Doch der Zuruf seiner schönen Gegnerin, der Strahlenglanz ihres himmelblauen Auges und ihr menschenfreundliches Zuvorkommen flößte ihm Muth ein. Wie hätte sie auch zürnen können, da der Eingang offen stand und Niemand zugegen war, der ihm denselben verwehrt hätte?

„Sie haben sich unstreitig verirrt, mein Herr! rief sie ihm zu — dort geht der Weg hin.

Thalheim wollte ihr danken und hätte sich gern über den Raum, der ihn von der Gott ähnlichen Schöne trennte, hinweggeschwungen, ihr die Hand zu küssen; aber er mußte sich für diesmal begnügen, seine Dankbarkeit durch eine anständige, achtungsvolle Verbeugung zu erkennen zu geben, indem der muntere Knabe ihm just, da er sprechen und um Verzeihung

bitten wollte, in die Rede fiel und mit den Worten: Ja, dort! — Ich will's Ihnen weisen — an der Seite seiner Mutter vorüberſprang, einen Fehltritt that und in den See ſtürzte. Thalheim erſchrack, aber er faßte ſich augenblicklich und wartete das Angſtgeſchrei der tiefgebeugten Mutter, die in einem Moment wohl zehnmal den Namen ihres Adolfs ausſprach, die Hände ringend nach Hülfe ſchrie und im Begriffe war, nachzuſpringen, ihren Sohn zu retten, nicht ab. Um ſich das Schwimmen zu erleichtern, denn er kannte ja die Tiefe des Waſſers nicht, warf er das Oberkleid von ſich, ſprang in den See und wadete — er war nicht angeſchwollen, — ſchnell und mit jugendlicher Behendigkeit hinüber. Einen Augenblick ſpäter, ſo wars um das Leben des Knaben geſchehen, den der kühne Jüngling, mit Verachtung jeder ihm drohenden Gefahr, dem Verderben entriß. Denn gegen das Ufer zu, wo derſelbe hineingefallen war, war der Boden ſumpfig und der Menſchenretter hatte ſelbſt Mühe, mit ſeiner dem Rachen des Todes entriſſenen Beute durchzukommen und ſich emporzuſchwingen. Der Knabe hätte erſticken

müſſen, wenn ihm nicht augenblicklich Hülfe geſchehen wäre.

Noch ſchwebte die Mutter des Knaben zwiſchen Angſt und Hoffen und kümmerte ſich nicht darum, wer der Retter ihres Sohnes und wie derſelbe dahin gekommen wäre; denn ſie hielt ihn für todt. Aber Thalheim gab ſich alle erſinnliche Mühe, den Verunglückten wieder ins Leben zurückzubringen und die troſtloſe Mutter zu beruhigen. Es gelang ihm.

„Geben Sie ſich zufrieden, Madam! ſagte er — Ihr Sohn lebt.

„Er lebt?" — wiederhohlte ſie mit ſchwacher Stimme. — „Er lebt!" rufte ſie laut, als der Knabe das erſte Zeichen des Lebens von ſich gab.

Gern hätte der geſchäftige Jüngling ſeinen Patienten in ein Bette gebracht, aber das war unmöglich, denn das verurſachte wegen der zu weiten Entfernung von der Wohnung ſeiner Eltern Aufenthalt und Schwierigkeit. Er that

daher das Aeußerste, was in Ermangelung anderer Hülfsleistungen anwendbar war, riß dem Knaben die nassen Kleider von dem Leibe, legte ihn nackend auf den Rasen und rieb ihn mit den Händen, bis das erstarrte Blut wieder in Umlauf kam und der Gerettete sich zu fühlen begann.

Thränen der Freude träufelten über die mütterlichen Wangen nieder und verhinderten die Dame, die, so weit es ihre Bestürzung zuließ, selbst Hand anlegte, der Natur ihres Kindes Leben und Würksamkeit aufzudringen, seinem Retter zu danken. Die Erndte wäre zu früh auf die Aussaat gefolgt und hätte dem Menschenfreund und Retter der Unschuld unmöglich seine Thätigkeit sattsam vergolten. Ihm war eine bessere Belohnung vorbehalten.

Armer Junge! sagte sie, als sie den Knaben, durch ihre und Thalheims unermüdete Thätigkeit ins Leben zurückgerufen und an den Strahlen der Sonne erwärmt, zum erstenmale wieder in ihre Arme schloß und an das hochklopfende Mutterherz drückte — „wie leicht

hätte dir dein kleines Eliſium zu einem Orkus werden können. Adolf! das war eine harte Prüfung.“

„Mutter! warum weinſt du?

„Ach, Adolf! ſiehſt du nicht, daß du nakkend biſt?

„Ei ja! — das iſt recht hübſch! —

„Glückliche Einfalt! unterbrach Thalheim die Sprechenden und wollte eben um Verzeihung bitten, daß er die Urſache dieſes traurigen Falles geweſen wäre, der ihrem Mutterherzen eine tiefe, unheilbare Wunde geſchlagen haben würde, wäre er nicht noch ſo glücklich abgelaufen, als der kleine Adolf wieder das Wort nahm und, an ſeine Mutter ſich anſchmiegend, mit halblauter Stimme fragte: Mutter! wer iſt der Mann da?

„Dein Retter.

„Retter?

„Ohne ihn wäreſt du ein Raub des Todes geworden.

„Was, Mutter?

„Du warst ins Wasser gefallen —

„Ich?

„Weißt du das nicht mehr?

„Nein!

„Siehst du nicht, daß deine Kleider naß sind?

„Ach! meine schönen Höschen — Mutter! zieh mich doch an.

Der Knabe weinte, nicht, daß er ins Wasser gefallen und nackend war, sondern weil seine Kleider naß waren. Ihn nur einigermaßen zu befriedigen, warf sie ihm das Hemdchen über, das an den Strahlen der Sonne getrocknet und vom Moraste unbefleckt geblieben war.

„Wollen wir den lieben Kleinen nicht nach Hause bringen? hub Thalheim an. — Es wäre denn doch besser, wenn er ein Stündchen der Ruhe genieſſen könnte. Und auch Ihnen, Madam! würde es zuträglicher seyn, sich von der Alteration in etwas zu erhohlen.

„Wer Sie auch seyn mögen, erwiederte die Dame — ich bin Ihnen unendlichen Dank

schuldig für Ihre menschenfreundliche Theilnahme und Beihülfe. Haben Sie die Güte, mir zu folgen.

Ohne an sein am jenseitigen Ufer hingeworfenes Kleid zu denken, folgte er seiner Führerin längs dem Gestade der Insel zu einem an der Morgenseite angebundenen Nachen. Er band ihn los, bat die Dame, sich zu setzen und den Kleinen auf den Schooß zu nehmen, und übernahm das Ruder. In zwo Minuten waren sie übergesetzt. Ein Hüttchen von Stroh, kaum für einen Menschen groß genug, drei Schritte vom Ufer, wo sie landeten, zog beim Aussteigen seine Aufmerksamkeit von neuem auf sich. Doch alle Gegenstände waren ihm jetzt gleichgültig und bloß der Gedanke: Menschenretter — beschäftigte seine Seele so ganz, daß er alles um sich her vergaß, und sogar den Zustand, in dem er sich erblickte und das Bedürfniß anderer Kleider nicht achtete, hätte nicht die Dame selbst ihn darauf aufmerksam gemacht.

„Wie soll ich Ihnen den Schaden ersetzen, sagte sie, den Ihnen der Fall verursacht?

„Ich habe nichts als meine Schuldigkeit gethan, entgegnete Thalheim — denn ich war die Urſache davon.

„So war es nicht gemeint. — Wollen Sie heute mein Gaſt ſeyn?

„Doch nicht in dieſer Attitüde?

„Ich werde Ihnen andere Kleider ſchicken.

„Madam!

„Belieben Sie einſtweilen hier zu warten; mein Bedienter wird gleich zu Ihren Dienſten ſtehen.

Mit dieſen Worten nahm Sie den Knaben auf den Arm und verlohr ſich durch das Geſträuche vor den Augen des edlen Jünglings, der jetzt erſt das Unangenehme ſeiner Lage fühlte und ſich wegen ſeiner Unvorſichtigkeit Vorwürfe machen wollte; denn hätte er den Ort nicht betreten, ſo würde der Fall unſtreitig ſich nicht ereignet haben. Indeß warf er ſich auf den Raſen nieder und ein Blick ſeitwärts auf das Hüttchen machte ihn mit der

Beſchaffenheit des Orts, wo er war, näher bekannt.

Ein Stein, mit der Innſchrift: Charons Ruhe — den er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte, brachte ihn auf andere Gedanken und er erinnerte ſich der Worte der Mutter des geretteten Knaben, die ihm deutlich zu erkennen gaben, daß die kleine Inſel, zu der er durch einen ſonderbaren Zufall hinüber gekommen war, von ihrem Beſitzer den Namen: Eliſium — erhalten haben müßte. Schon war er im Begriffe, neue Betrachtungen darüber anzuſtellen, als er männliche Fußtritte hörte und durch die Ankunft des Bedienten vom Hauſe daran verhindert wurde.

„Sind Sie der fremde Herr, der unſern Kleinen aus dem Waſſer zog? — So fragte der Bediente und überreichte Thalheimen Schuhe, Strümpfe und Unterkleider. „Ei, ei! ſetzte er hinzu — Sie haben viel gewagt.

„Doch nichts mehr, als mein Leben? — Ich war ihm dieſes Opfer ſchuldig. — Wie heißt die Herrſchaft hier?

„Kaufmann Allwart.

Thalheim ſchwieg, dachte in ſeinen Gedanken: das muß ein reicher Mann ſeyn — und hätte gern das Anerbieten ausgeſchlagen und ſich ſtillſchweigend aus dem Staube gemacht, um auf keinerlei Weiſe in Verlegenheit zu kommen, indem er eben ſo wenig Dank ſchuldig ſeyn, als Dank annehmen mochte; aber die Nothwendigkeit zwang ihn, davon Gebrauch zu machen, und nicht Aufſehen zu erregen und weder das Lachen des Pöbels, noch die Bewunderung des beſſer denkenden Theils auf ſich zu ziehen.

Er zog die naſſen Kleider aus, bediente ſich der trockenen und that noch einige unbedeutende Fragen an den Bedienten, der ihm hülfreiche Hand leiſtete und auf ausdrücklichen Befehl der Herrſchaft nochmals die Bitte wiederhohlte, zu Mittage mit einer guten Suppe vorlieb zu nehmen. Wollte er wohl, oder übel, ſo mußte er ſich darein fügen, denn Madam Allwart würde es ja doch als keine geringe Beleidigung aufgenommen haben und ſeine That mußte auf jeden Fall hinreichend ſeyn, ihn in den Augen

ihres Eheherrn zu entſchuldigen, daß er es gewagt hatte, ihr Eigenthum zu betreten, das außerdem nicht jedem Spatziereng:henden offen ſtand.

Er folgte dem Bedienten. Schon das Aeuſſerliche des Wohnhauſes der Allwartſchen Familie ließ ihn einen richtigen Schluß auf das Innere deſſelben und auf den Glanz, der allenthalben darinnen herrſchte, machen. Schnell durchflog er die unteren Parthieen des Hauſes, die vom glücklichſten Geſchmacke des Beſitzers zeugten und mittelſt einer prachtvollen, ſteinernen Wendeltreppe die zu beiden Seiten mit eiſernem Gitterwerk verſehen war, zum obern Geſtock führten. Aber er hatte nicht Zeit, ſich dabei aufzuhalten; Madam Allwart ſtand an der Treppe, erwartete ihren Gaſt und entbot ihm ein freundliches Willkommen.

„Sie verzeihen, Madam! ſagte Thalheim, mit beſcheidenem Anſtande ihr die Hand küſſend.

„Nicht Sie, ich habe um Verzeihung zu bitten. — Darf ich nach Ihren Namen fragen?

„Thalheim.

„Ein schöner Name! — Belieben Sie, hier herein zu kommen.

Mit diesen Worten führte sie ihn ins Wohnzimmer, das, im neuesten Geschmacke möblirt, die Aussicht nach der Straße hatte; der kleine Adolf war im Nebenzimmer und erzählte seinen älteren Geschwistern, was vorgefallen war.

Madam Allwart setzte sich aufs Sopha und nöthigte ihren Freund, wie sie den Jüngling nannte, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Der Stoff der Unterhaltung war keineswegs, wie das bei neuen Bekanntschaften sehr oft der Fall ist, das schöne Wetter, von welchem man, als der ersten Grundlage, zu bedeutenderen Gegenständen überzugehen pflegt. Das Befinden des kleinen Adolfs interessirte seinen Retter mehr, als alles andere. Er war es, auf den Thalheim das Gespräch leitete, ohne durch Umschweife und Nebenwege darauf zu kommen.

„Was macht unſer kleiner Patient?

„Er befindet ſich, Gott ſey Dank! recht wohl.

„Ich wünſche nicht, daß es weiter von üblen Folgen ſeyn möge.

„Ich wünſche und hoffe es eben ſo wenig. Ihre menſchenfreundliche Beihülfe —

„Still, Madam! — Keine Lobſprüche! — Was ich that, war unbedingte Pflicht, um ſo weniger einiger Aufmerkſamkeit werth, je mehr ich ſelbſt zu dieſem unglücklichen Falle Veranlaſſung gab.

„Aber ohne Sie würde ich jetzt troſtlos weinen —

„Möglich, aber nicht wahrſcheinlich.

„Warum nicht? — Könnte ſich der Fall nicht zu jeder andern Zeit ereignen?

„Ich zweifle —

„Sie wollen alſo mit Gewalt dieſe Schuld auf ſich nehmen?

„Allerdings!

„Wie aber? daß ich fragen mag.

„Hätte ich Ihren Garten nicht betreten und mich verirrt —

„Und gehuſtet; nicht wahr? —

„Ja!

„O! wenns da herauskommen ſoll, lieber Thalheim! wenn wir ſo weit zurückgehen wollen, dann geb' ich Ihnen mein Wort, Sie ziehen den Kürzern.

„Ich?

„Ich behaupte meine Rechte als Weib und bringe Sie gewiß zum Schweigen.

„In der That?

„Ich durfte ja nur den Eingang zugeſchloſſen haben; — nun! was meinen Sie?

„Ich gebe mich gefangen.

„Sagt' ichs nicht? — Weiber müſſen doch allemal das letzte Wort behalten.

Thalheim lächelte, machte eine ſtumme Verbeugung und ſah nach der Uhr.

„Sie wollen doch nicht gehen?

„Nein, Madam!

„Das wäre auch nicht halb recht! — Wer könnte einem Frauenzimmer eine Bitte abschlagen?

„Sie haben befohlen und ich gehorche.

„Brave! — Mein Mann wird eine außerordentliche Freude haben, Sie kennen zu lernen; er wird bald kommen, es ist gleich Mittag.

„Was wird er sagen, wenn er mich hier findet?

„Eifersucht ist zwar sein Fehler nicht; ich werde ihn aber doch vorbereiten.

„Thun Sie das, Madam!

Thalheim sagte diese letzten Worte mit einer so unbefangenen Treuherzigkeit, die seiner schönen Gegnerin deutlich zeigte, daß er ihres Gemahls wegen in einiger Verlegenheit wäre, wenn dieser ihn an ihrer Seite überraschen sollte. Sie konnte es unmöglich übers Herz bringen, ihn deshalb in Ungewißheit zu lassen,

hielt daher redlich Wort und ging ihrem Eheherrn, als ſie ihn die Straße heraufkommen ſah, bis an die Stiege entgegen, führte ihn in ein Nebenzimmer, erzählte ihm den Verlauf des Geſchehenen und machte ihn vorläufig mit der Perſon des Jünglings bekannt, der ſo edel und brav an ihnen und ihrem Kinde gehandelt hatte.

Thalheim gewann indeß Zeit, ſich auf die Ankunft des Herrn Allwart vorzubereiten und mit dem Gedanken zu beſchäftigen. Was wirſt du an ihm für einen Mann finden? — Madam Allwart erſchien ihm zur Zeit als ein Weib, in jeder Hinſicht ſeiner vollen Achtung werth; mithin hoffte und wünſchte er auch, ein Gleiches von ihrem Gemahl erwarten zu dürfen.

Anders dachte die ſchöne gaſtfreundliche Beſitzerin des prachtvollen Gebäudes, in dem ſich unſer Thalheim jezt befand. Ein ſo blühender Jüngling, deſſen jugendliche Mannheit bereits zu ihrer vollen Reife gediehen war, mußte nothwendig auf das Herz eines Weibes, wie Madam Allwart war, keinen unbedeutenden,

gemeinen Eindruck machen. Enthusiastisch von allem zu sprechen, was ihrer Aufmerksamkeit werth schien, das war ihre Gewohnheit; kein Wunder, wenn sie gegen ihren Gemahl in Lobeserhebungen über den Retter ihres Kindes ausbrach, an dem ihr Herz Wohlbehagen fand, der beim ersten Anblick ihr Auge fesselte und Empfindungen in ihr rege machte, die es ihr laut sagten, daß sie mehr, als bloße Freundschaft, für ihn fühlte. Welch ein Unterschied zwischen ihm und ihrem Gemahl! — Tag und Nacht bringen keinen so auffallenden Kontrast hervor, als diese zwei männlichen Wesen, die ihr in einem Moment, das Gehirn wirbeln zu machen drohten. Allwart war gut, aber er war ein Pinsel, hatte ein häßliches Ansehen und einen durch frühe Ausschweifungen geschwächten Körper; darum taugte er nicht für ihr feuriges Temperament, nicht für ihren denkenden Geist, nicht für ihre, Befriedigung heischende, Leidenschaft. Dafür glaubte sie, sich an der Person des reizenden Jünglings, dessen Bekanntschaft sie einem so sonderbaren Ereignisse zu danken hatte, entschädigen zu können und nahm sichs augenblicklich vor, ihn nicht aus ihrem Garn zu las-

ſen. Doch mußte ſie, um nicht wider weibliche Delikateſſe zu verſtoßen, behutſam gehen, nur allmählig ſich ihrer Kunſt bedienen ihn nicht abzuſchrecken, oder wohl gar mit eins von ſich zu entfernen.

„Lieber Mann! ſagte ſie, als Herr Allwart in den Saal trat — dieſe Verſtellung koſtete ihr wenig Ueberwindung — wir haben heute einen Gaſt.

„So?

„Einen jungen, liebenswürdigen Mann —

„Das wäre?

„Dem wir viel zu danken haben —

„So?

„Das Leben unſers Adolfs —

„Was? — Unſers Adolfs?

„Ja, ja! unſers Adolfs. — Der arme Junge hätte ertrinken müſſen —

„Wie? — Was? — Ertrinken müſſen?

„Wenn Herr Thalheim nicht gethan hätte —

„Thalheim? — Wer iſt der? — Wo iſt er? — Ich muß ihn ſehen, muß ihn kennen lernen.

„Nur Geduld, lieber Mann! — Schon ſeit einer Stunde iſt er in unſerm Wohnzim-

mer. — Ich habe Mühe gehabt, ihn zu halten; er wollte durchaus nichts von unserer Dankbarkeit wissen. Wahrhaftig! der uneigennützigste Mensch, den ich je gesehen habe.

„Ich muß ihn sehen! — Führe mich zu ihm!

Ohne die weitere Erzählung der unglücklichen Geschichte vom letzten Morgen abzuwarten, riß er die Seitenthüre auf, die ins Wohnzimmer führte, fiel Thalheimen, der so eben vor dem Bilde seiner Gemahlin stand, um den Hals und polterte ihm in folgenden Worten seinen Dank entgegen.

„Dank! Dank! Tausendmal Dank, guter, lieber, junger Mann! — Sie haben meinen Sohn gerettet!

Thalheim wußte nicht, wie ihm geschah; aber die Art, mit der ihm Allwart begegnete, öffnete ihm in diesem Moment eine lichte Aussicht in das Innere dieses Mannes, dessen äußeres Ansehen wenig Empfehlendes hatte.

„Sie verzeihen, mein Herr!“ ſagte er.

„Was verzeihen? — Hier iſt nichts zu verzeihen! Sie haben mich nicht beleidigt! — Sie haben meinen Sohn gerettet und das iſt genug! — Wer meinen Kindern Gutes thut, der iſt mein Freund; und das iſt hier der Fall. Setzen Sie ſich!

In dieſem Tone redete der Mann mit einem Jeden, wes Alters und Standes er war, er mochte zum erſtenmale mit ihm ſprechen, oder ihn ſchon ſeit vielen Jahren kennen, das war einerlei. Er war ein ſonderbarer Mann, den Jeder beim erſten Anblicke für einen braven, rechtſchaffenen Mann halten mußte, der keiner niedern Leidenſchaft huldigte und ſprach, wie ers meinte. Kaufmänniſch nach Prozenten zu rechnen, war ihm mechaniſch und ſeit mehrern Menſchenaltern bei der Familie der Allwarts erblich geworden. In dieſem Fache wich er nicht ein Haar breit von ſeinen Grundſätzen und erwarb ſich oft den Namen eines Starrkopfs, eines Grobians aus Dummheit; aber im häuslichen und geſellſchaftlichen Leben leuchteten ſeine guten Seiten immer vor. Doch ar-

teten dieſe nur zu oft in die verderblichſten Schwächen und Fehler aus. Mit der Gewohnheit, glänzend und prachtvoll zu leben, verband er eine grenzenloſe Freigebigkeit, öffentlich und in Geheim gleich ſtark, und eine unerſättliche Luſt zu Bauen und neue Anlagen zu machen. Eine der letzteren war ſein Garten und dieſer dann gewöhnlich der Stoff ſeiner Unterhaltungen, der durch ſeine unermüdete Plauderhaftigkeit nicht ſelten ins Lächerliche und Langweilige fiel. Auch unſern Thalheim traf dies Loos. Wohl oder übel mußte er ſich alles, was er bereits geſehen hatte, zwei, dreimal mit ungeheuern Umſchweifen herſagen und widerkäuen laſſen, ohne ihn unterbrechen zu dürfen; denn das nahm er gewöhnlich ſchief und bot dem, der es that, Stillſchweigen; man mußte ihn auserzählen laſſen.

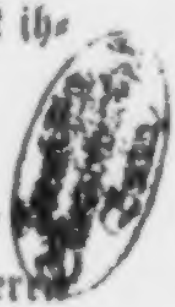
„Sie haben noch nicht alles geſehen, lieber Freund! ſagte er. — Wären Sie des Weges kundig geweſen, oder hätten einen Weiſer gehabt, Sie würden geſtaunt haben; aber freilich! da konnten Sie nicht weiter. — Ein verdammter Streich, daß der Junge gerade

da ins Waſſer fallen mußte! — Juſt das Schönſte haben ſie verſehen! — Die Schöpfung im Kleinen, Adam und Eva im Stande der Unſchuld, als ob ſie leibten und lebten; Herr! das giebt einen Anblick, dergleichen Sie noch nie geſehen haben. Hätten Sie das, Sie müßten mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen."

„Gott im Himmel! dachte Thalheim bei ſich ſelbſt — welch ein ſchwacher Mann." — Nicht genug konnte ers der freundlichen Gattin des Plauderers verdanken, daß ſie ihm Stilleſchweigen auferlegte. „Jetzt wollen wir eſſen, ſagte ſie — nach Tiſche kannſt du den Herrn in dein irdiſches Eden führen." Von dieſem Augenblicke an war er mäuschenſtill, ſtand auf, ſetzte ſich an die Tafel, aß und trank und ſprach kein Wort.

Thalheim ſtaunte über die jähe Veränderung und konnte ſich des Mannes ſchnellen Uebergang von einer Leidenſchaft zur andern kaum denken; aber der Augenſchein überzeugte ihn davon immer mehr und er ſah wohl, daß

Allwart eben ſo gern aß und trank, als plauderte und ſich in Beidem nicht ſtören ließ. Indeß gewann Thalheim Zeit, mit Madam Allwart zu koſen, ſich an ihrem Anblicke zu weiden und an ihren angenehmen Geſprächen und Unterhaltungen ſattſam für die Langeweile zu entſchädigen, die ihm die Schwatzhaftigkeit ihres Gemahls verurſacht hatte.



Die Tafel war nicht zahlreich, denn ſie beſtand nur aus ſechs Perſonen, nemlich: Herr und Madam Allwart; dem Bruder des erſtern, der bei jenem das Gnadenbrod aß; einem jungen Offizier vom Regimente; einem alten Gecken und Verwandten des Hauſes, der allenthalben die Stelle eines Spaßmachers vertrat, und unſerm Thalheim — aber ſie war deſto glänzender und reichhaltiger beſetzt. Abſichtlich wählte die freundliche Gaſtgeberin ihren Platz neben dem jungen Kriegshelden und wies Thalheimen den ſeinigen dieſem gegenüber an, um nicht Verdacht zu erregen und deſto ungeſtörter den Blicken des ſchönen Jünglings begegnen zu können, in den ſie ſich ſterblich verliebt hatte.

Die Gesellschaft war lustig und guter Dinge Alles freute sich der Bekanntschaft des jungen Menschenretters und lobpreißte seine That; niemand aber war dabei stiller und in seinem Gott vergnügter, als Herr Allwart. Er aß und trank, was auf den Tisch kam, ungestört und viel, pflichtete jeder Gesundheit bei, die ausgebracht und getrunken ward, lachte aber selten und äußerst wenig, denn er glaubte wahrscheinlich, daß er dabei zu kurz kommen müsse. Auch die übrigen ließen sichs wohl schmecken und tranken sich gern ein kleines Räuschchen; nur unser Thalheim wich nicht aus den Schranken der Mäßigkeit, beobachtete allenthalben Bescheidenheit und Sittsamkeit und schritt so, unwissend und ohne nur das geringste zu beabsichtigen, unvermerkt in seiner Eroberung vorwärts.

Nach aufgehobener Tafel beurlaubte sich der Offizier; Thalheim wollte ein Gleiches thun; aber er mußte bleiben. Wie hätte er das auch nicht thun sollen, da ein so kraftvoller Magnet ihn fest hielt? — „So haben wir nicht gewettet: sagte Madam All-

wart, nachdem ſie ihren Gemahl zur Ruhe gebracht hatte. — „Wenn mein Mann ſein Mittagsſchläfchen gehalten hat, trinken wir Kaffee; er läßt ſich von dieſer Gewohnheit nicht abbringen. Und Sie werden doch nicht fortgehen wollen, wie die Katze vom Taubenſchlage? — Sie würden ihn ſehr beleidigen.

„Das ſollte mir leid thun, Madam! erwiederte Thalheim. — Ich habe mich ſchon zu lange verweilt und muß befürchten, Ihnen läſtig zu werden.

„Wie könnten Sie das?

„Ei, ei! fiel der Spaßmacher in die Rede — wie könnten Sie ſo ungalant ſeyn wollen, einer Dame nicht Ihre dringendſten Geſchäfte aufzuopfern?

Thalheim erröthete.

„Gehen Sie doch in Gottes Namen! ſagte Madam Allwart — Sie ſind ganz überflüſſig; wir wollen ſchon mit einander fertig werden, nicht wahr, Herr Thalheim?

Thalheim machte eine bejahende ſtumme Verbeugung.

„Ja, ja! ſagte der alte Witzling — wenn man's noch ſo gut meint, hat man doch ſchlechten Dank. Indeß, wir kennen uns, Madam! und damit Sie ſehen, daß ich ganz uneigennützig bin, ſo ergreife ich Hut und Stock. A revoir!

Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Abſchied und ließ Madam Allwart mit ihrem Gaſte allein, denn auch ihr Schwager hatte ſich ſtillſchweigend ins Nebenzimmer verfügt, dem Gott des Schlafs ein kleines Mittagsopfer zu bringen.

Es erfolgte eine minutenlange Stille.

Der unbefangene Jüngling ahndete nichts weniger, als den Verluſt ſeiner Freiheit, ſeiner Ruhe und ſetzte ſich immer mehr in dem Gedanken feſt, in ſeiner Gegnerin ein Muſter des Geſchlechts und in den prachtvollen Gebäuden, die ſie bewohnte, einen wahren Pallaſt der Freude, ein ſicheres Gemach ächten, für-

gerlichen Wohlseyns kennen gelernt zu haben. In wie fern er Recht hatte, oder ob er sich über lang oder kurz getäuscht sah, überlassen wir der Beurtheilung unserer Leser.

Madam Allwart besaß unleugbar einen hellen Verstand, einen aufgeklärten Geist und daher die Gabe, mit Witz und Laune zu scherzen und angenehm zu unterhalten; jeder der mit ihr zum erstenmale sprach, ahndete nichts gewisser, als eine eben so schöne Seele in ihr zu finden. Dieser Meinung war auch unser Thalheim. Es reuete ihn im geringsten nicht, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, denn allenthalben fand er Ursache, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und die glänzende Aussenseite ihres Karakters zu bewundern und anzustaunen. Mit magnetischer Kraft fühlte er sich an ihre Seite hingezogen. Jeder ihrer Blicke fesselte sein Auge; jeder Laut ihrer Stimme tönte wie Engelsang ihm ins Ohr, jedes Wort, jeder Gedanke der über ihre Lippen strömte, entzückte sein Inneres. Welche Belesenheit! Welche Kenntnisse! Welche vortreffliche Grundsätze! Welche glückliche Räsonnements! Sel-

tene Eigenſchaften eines Frauenzimmers! — Warlich! er wußte nicht, wo er anfangen und aufhören ſollte, ihre Tugenden und Vorzüge der Reihe nach vor ſich hinzuſtellen und zu muſtern, anzuſtaunen und lobzupreiſen.

Mit welcher Beſcheidenheit, mit welcher Achtung ſprach ſie von dem Geſchlecht der Männer; mit welcher Schonung und Nachſicht von dem ihrigen. Mit möglichſter Strenge ſich ſelbſt beurtheilend, ihre eigenen Fehler rügend, erhob ſie ſich nicht über andere, dünkte ſich nicht beſſer, als andere, ſprach auch nie mit Verachtung und Herabwürdigung zum Nachtheil anderer. Selbſt von ihrem Eheherrn, mit dem ſie doch in mancherlei Hinſicht unzufrieden zu ſeyn Urſache hatte, ſprach ſie mit Schonung und ſchien allenthalben Selbſtverleugnung, Unterwürfigkeit und Ergebung in den Willen des Schickſals, als die Haupteigenſchaften ihres Charakters, ſichtbar werden zu laſſen.

Ihre Lektüre war gewählt. Sie hatte ſelbſt eine kleine Bibliothek, die aus den Schriften

der edelſten und berühmteſten Dichter beſtand, unter welchen die eines Gellert, Hagedorn, Uz, Jacobi, Gleim, Kleiſt, Zachariä, Geßner, Klopſtock, Wieland, Bürger, Hölty, Göckingk, Matthiſon, Salis u. a. den oberſten Platz behaupteten. Eins davon lag immer vor ihr neben dem Nähküſſen, und die ſchönſten und wichtigſten Stellen hatten ſich ihrem Gedächtniſſe ſo tief eingeprägt, daß ſie des Autors nicht bedurfte. Wie ſchön deklamirte ſie! Mit welchem reizenden Anſtande, mit welchem Ausdrucke des Gefühls war ihr Geſang verknüpft! Mit welcher Leichtigkeit und Schnelle ſchwebten die zarten Lilienhände über die Schlüſſel des Inſtruments auf und ab! — „Welch ein herrliches, vortreffliches Weib! ſagte Thalheim zu ſich ſelbſt, neben ihr am Flügel ſtehend. — „Sicher eines beſſern Looſes werth, als das Weib eines ſolchen Schwachkopfs zu ſeyn.

Das war eine harte Prüfung für den edlen Jüngling, der — gewiß nicht ohne Grund — den glücklichen Allwart um den Beſitz eines Kleinods beneidete, das dieſer nicht zu ſchätzen

wußte. Er fühlte mehr, als bloße Achtung, mehr, als Freundschaft, aber es war ihm ein unerklärbares Gefühl und ein Glück für ihn, daß die Zofe mit dem Kaffee eintrat und seiner Betäubung ein Ende machte, sonst hätte er vielleicht noch in dieser Stunde erliegen müssen, die er unter die glücklichsten seines Lebens zählte.

Die Schlafstunde ihres Gemahls war vorüber. Er klingelte. Madam Allwart verrichtete selbst das Amt, ihm eine Tasse Kaffe aufs Bette zu bringen, indeß Thalheim mit dem kleinen Adolf und seinen Geschwistern tändelte, die gewöhnlich um die Kaffeezeit auf dem Zimmer ihrer Mutter sich einfanden.

Nachdem nun Herr Allwart die erste Tasse hinabgeschlürft hatte, stand er auf und vermehrte durch seine Gegenwart die Gesellschaft. „Gut, daß Sie noch da sind, lieber Thalheim! sagt' er — setzen Sie sich!" So oft er dieses sprach, hatte er gewöhnlich schon seinen Platz eingenommen. Er bediente sich selbst, trank eine Tasse nach der andern und aß, wie

das jedesmahl dabei seine Gewohnheit war. Wer nicht mit ihm aß und trank, der war auch nicht sein Mann.

Thalheim glaubte nun nichts gewisser, als daß Essen und Trinken das Summmm bonum dieses kopflosen Matadors der Stadt wäre, der, als er aufstand und gehen wollte, ihn fest hielt, mit den Worten: Nein, Herr! nun wollen wir erst eins mit einander kosen.

Das fuhr dem guten Jünglinge wie ein Donnerschlag durch die Seele; denn er fürchtete, nun wieder Langeweile zu haben. Er wollte sich entschuldigen, aber Allwart hörte nicht darauf, faßte ihn unter dem Arm und schleppte ihn aus einem Zimmer ins andere. Sie waren alle gleich prächtig und geschmackvoll möblirt und geschmückt; keins aber erregte Aufmerksamkeit, als ein großer Saal, der von herrlichen Gemählden strozte, welche die üppigsten Scenen darstellten.

„Hier sagte Allwart — in diesem Saale feiern wir unsere Bachanalien.

„Bachanalien? wiederhohlte Thalheim langsam, mit Bedacht und Verwunderung.

„Nun ja! — Wissen Sie nicht, was Bachanalien sind!

„O ja! — Was die Bachanalien der alten Römer waren, weiß ich recht gut.

„Also! — Wir essen und trinken und machen uns ein Vergnügen auf unsern eigenen Leib.

Thalheim wußte nicht, was er denken sollte. Er bekam eine ganz andere Idee und konnte die Worte seines Führers nicht mit den klugen Reden der Gemahlin desselben, die ihm eine so hohe Meinung von sich beigebracht hatte, zusammenreimen.

„Nur Gedult! sagte Allwart — kommt Zeit kommt Rath! Sie sollen keinen müssigen Zuschauer dabei abgeben.

Thalheim war in der That neugierig und hätte gern Aufklärung darüber gefordert, wenn

er nicht befürchtet hätte, den Wollüstling, wofür er den Besitzer dieses Pallastes hielt, zu beleidigen, oder auf einer andern Seite der weiblichen Delikatesse zu nahe zu treten, im Fall ers gewagt hätte, seine Gemahlin deshalb mit Fragen zu bestürmen.

Bachanalien — der Gedanke erregte ihm Widerwillen und Verdruß und das glimpflichste, was er sich allenfalls unter den Bachanalien des Herrn Allwarts dachte und zu denken vermochte, war ein Zech- und Freudengelag an einem irgend dazu bestimmten Tage, Geburts- oder Namensfeste eines oder des andern Mitglieds von der Familie. Die im Saale hier und da aufgehangenen Gemählde fand er zwar, so viel er von der Kunst verstand, im Ganzen genommen schön, aber die einzelnen Gegenstände, so glücklich auch der Pinsel des Mahlers Stellung und Gebehrden getroffen haben mochte, erregten in den Augen des gesitteten Mannes Eckel und Abscheu und erstaunte, als Allwart ein Wandschränkchen öffnete und ihn mit der Bibliothek der hier zusammenkommenden Gesellschaft bekannt machen wollte. Er

glaubte, von dem Glanze derſelben geblendet zu werden und ſah ſich, als er die goldenen Titel flüchtig überlief, dermaßen in ſeiner Erwartung getäuſcht, daß er auch nicht ein einziges Buch des Herausnehmens und Durchblätterns würdigte, weil ihm die meiſten, z. B. Geſchichte des Herrn von H.... Lindamire, Gedichte im Geſchmack des Grecourt u. ſ. w. als ſchläfrige, ſkandalöſe Schriften bekannt waren. Bachus und Zythere ſchienen hier ihre Wohnung aufgeſchlagen und ſich einen gemeinſchaftlichen Tempel errichtet zu haben; denn alles, was einem hier in die Augen fiel, zweckte auf nichts ab, als auf Genuß.

Abſichtlich hatte Madam Allwart es vermieden, ihren Gaſt dahin zu begleiten, um nicht zu erröthen und das Gegentheil von dem, was ſie bis jetzt zu ſeyn ſchien, zu beweiſen; denn ſie würde auf jeden Fall in Verlegenheit gerathen ſeyn, wenn ſie ihm über dies oder das hätte Aufklärung geben ſollen. Ihr Zurückbleiben beſtärkte Thalheims gute Meinung von dem hohen Werthe ihrer ſchönen Weiblichkeit und brachte ihn ſogar auf den Gedanken, daß ſie unmöglich an dieſem Wandel Gefallen, noch

weniger daran Theil haben könnte. Er sehnte sich recht herzlich, mit einer guten Manier loszukommen, bat seinen Führer um Verzeihung, daß er ihn so lange belästiget hatte, dankte ihm für freundliche Aufnahme und Bewirthung, schützte dringende Geschäfte vor, die seine Gegenwart noch heute erforderten und nahm seinen Abschied.

Als er die Stiege herab kam und sich der schönen Besitzerin dieses Pallasts der Freude empfehlen wollte, trat ihm die Zofe in den Weg und entschuldigte ihre Gebieterin, daß sie ohne seinen Abschied in die Gesellschaft gegangen wäre.

Er kam nach Hause, warf sich in den Sessel und dachte der Geschichte des entflohenen Tages nach. Ihm fehlte nur sein Freund Hoyer, dem er gar so gern die Erzählung derselben mitgetheilt hätte, um seinem Herzen Luft zu machen, denn es war ihm in der That gar wunderlich zu Muthe. Ihm war so wohl und so weh ums Herz, wenn er den Verlauf der Dinge dieses Tages im Ganzen überschaute,

oder jede Scene einzeln ſich ins Gedächtniß zurückrufte. Sein Gefühl war ein ſtetes Gemiſch von Zu- und Abneigung, von Freundſchaft und Haß, von Mitleid und Verachtung. Zuweilen ſchwand es, aber nur auf Augenblicke, wenn er ſich ſelbſt die That nannte, die ihm den Namen: Menſchenretter, erwarb und ihn berechtigte, auf den Beifall der Welt allgemeinen Anſpruch zu machen. Er hielt ſie für zu unbedeutend, als daß er ſich damit hätte brüſten und laut werden ſollen, das Lob ſeiner Mitmenſchen zu erhaſchen; in ihrer Hinſicht war ihm, wie jedem braven Manne, der ſeine Pflicht gethan hat und das Andenken floh, ſobald die angenehmen Erinnerungen ſeiner mit Madam Allwart gemachten Bekanntſchaft und der in ihrem Umgange genoßenen Freuden in ſeine Seele wieder zurückkehrten. Sie machten den überwiegenden Theil ſeiner Empfindungen aus und unterdrückten allmählig das ſich empörende Gefühl des Haſſes und der Verachtung gegen ihren einfältigen Gemahl, indem ſie dagegen dem Gefühl des Mitleids, das ſich unter beide theilte, Raum an ihrer Seite verſtatteten.

„Wie glücklich würde Madam Allwart seyn, sagte er zu sich selbst, im Zimmer auf und niedergehend — wenn sie das Weib eines Mannes wäre, der ihre Tugenden zu schätzen, ihre Reize zu genießen verstünde. Des Glanzes ohnerachtet, der sie umgab, schien sie ihm doch, ein trauriges Loos ergriffen zu haben und vielleicht von einem habsüchtigen Verwandten gezwungen worden zu seyn, diesem Schwachkopf ihre Hand zu geben, weil er, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein großes Vermögen besaß. Wer war wohl mehr seines Mitleids werth? Er, oder sie? — Ohnstreitig mußte es sich auf die Seite der letzteren neigen, in so fern ein Mann, wie Allwart, der für nichts Sinn und Gefühl hatte, als für Essen, Trinken und Schlafen, unmöglich die Bedürfnisse eines solchen Weibes zu befriedigen im Stande war.

In ihr dachte er sich das höchste Ideal unbescholtener Tugend, und sie war die erste ihres Geschlechts, die die Empfindungen der Liebe in dem Herzen des edelsten Jünglings rege gemacht hatte. Zwar entschlüpfte zur Zeit die-

ſes Wort noch nicht ſeinen Lippen, aber er mußte ſichs ſelbſt geſtehen, daß der Name Freundſchaft bei weitem nicht hinlänglich war, dasjenige auszudrücken, was er für ſie fühlte; geſtehen, daß das Glück des heutigen Tages in ſeinen Augen mehr Werth hatte, als alles andere, wenn er ſich den Gang des Schickſals dachte, das ihn durch die ſonderbarſten Krümmungen zu dieſem Ziele führte, und mit der Freundſchaft eines ſo edlen Geſchöpfs belohnen zu wollen ſchien.

So wenig er ſonſt auch ſich ſelbſt zu ſchmeicheln gewohnt war, ſo verleitete ihn doch diesmal ſeine Einbildung, zu glauben, daß er der reizenden Allwart nicht gleichgültig wäre und nicht ſeyn könnte, wenn er zwiſchen ſich und ihrem Gemahl eine Parallele zöge, und von ihren Mienen und Geberden, Reden und Handlungen einen Schluß auf die Gefühle ihres Herzens machte.

Tief bis in die Nacht hinein ſaß er, in ſüßen Träumen ſich vergeſſend, und dachte nicht ans Schlafengehen, denn es kam kein

Schlaf ihm in die Augen. Der enge Raum ſeiner kleinen Wohnung war ihm ſo weit, ſo leer und ſo öde; er vermochte nicht, ihn auszufüllen — ſein Herz ſtrömte über von heißen Empfindungen, die er zu nennen ſich nicht getraute; ſie drohten, ihm den Buſen zu ſprengen. Er war in einer ſonderbaren Lage, gleich dem Wanderer, dem mehrere Wege ſich öffnen und ihn ſtehen machen, unſchlüſſig, ob er rechts oder links ſich hinſchlagen ſoll.

Unwillkührlich nannte er zweimal den Namen derjenigen, die er anbetete, und ein tiefer hörbarer Seufzer entquoll ſeinem Innern. Er ſchwieg. Nach einer minutenlangen Pauſe ſprang er auf, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und maaß mit ſchnellen, weiten Schritten die Länge ſeine Gemachs.

„Ich glaube gar, das Weib hat mir den Kopf ſchwindeln gemacht! ſagte er, ſtand einen Augenblick, that noch drei Schritte und warf ſich wieder in den Seſſel. — „Nein! — Nein! das iſt nicht Freundſchaft, — das iſt mehr als Freundſchaft, was ſie mir einflößt. —

Das iſt Liebe! — — Liebe? — Armer Thalheim! — Liebe für ein Weib, was kann dieſe dir fruchten? — Sie kann, ſie darf ſie nicht erwiedern! —

Pauſe.

Hoyer! — Wo biſt du, Freund meiner Seele? — Warum läſſeſt du mich ſo allein ſtehen in dem großen weiten Weltall, wo man ſo leicht ſich verirren kann? — Warum reichſt du mir nicht deine Hand, daß ich nicht falle von der Höhe, auf der ich ſchwindle? — Komm, lieber Hoyer! weiſe mich zurecht, daß ich nicht auf Abwege gerathe. —

Pauſe.

Ach! er höret mich nicht — hört nicht den Zuruf des Verirrten, nicht den Jammer ſeines Freundes. — Er hat mich verlaſſen! — Und doch fühlt' ich nie mehr das Bedürfniß des Freundes, als in dieſem Augenblicke. —

Pauſe.

Liebe? — Was kümmert ſich die Liebe um den Unterſchied der Perſon? — Weib

oder Mädchen, ist das nicht eins? — In welchem Gesetzbuche wurde jemals wohl dem Menschen das Gefühl beschränkt? — Ist es nicht Sache des Herzens? — Etwas, dessen Seyn oder Nichtseyn nur auf dem Willen des großen Bildners beruht, der dem Staube diese Form gab und sich allein ihre Vernichtung vorbehielt? — Gedanken sind zollfrei; aber Worte ziehen den zur Rede, der seine Zunge nicht im Zaum hält. Stehen nicht mit ihnen die Gefühle unserer Herzen in gleichem Verhältnisse? — Kann ichs, oder kann mein Nächster es mir herausreißen und das Bild wegnehmen, das vor meiner Seele schwebt? — Ist's Unrecht, ists ein Verbrechen, dies oder das zu fühlen, warum ward mir das Vermögen ins Herz gelegt? —

Alle Philosophie vermag nichts wider solche Gründe. Liebe unterwirft sich keiner zeitlichen Gewalt, kennt keine höhere Macht an, als die schaffende, alles vermögende Hand des Ewigen, aus der sie ihren Ursprung empfängt, und in welche sie, hat die Zeit ihres Wirkens ihr Ziel erreicht, wieder zurückgeht; sie ist unaufhalt-

bar, unüberwindlich, überſteigt die ſchrecklichſten Hinderniſſe und geht, furchtlos und keine Gefahr ſcheuend, mit ſchnellen Schritten vorwärts. Sie erhebt den Bettler zum Fürſten und macht dieſen, zur ländlichen Hütte ſich herablaſſend, ſeiner Hoheit vergeſſen; ſie erleichtert die Laſt der Ketten, verſchönert Einöden, und wandelt Strohdächer in Palläſte um.

So dachte auch unſer Thalheim. Er befand ſich ſo wohl, fühlte ſich ſo glücklich und kümmerte ſich wenig oder nichts um das Rechtliche, oder Widerrechtliche ſeiner Leidenſchaft, die ihn jetzt über ſein Daſeyn erhob, und vielleicht über lang oder kurz ins Verderben ſtürzen konnte. Den Verluſt ſeiner Freiheit ſchien er nicht zu fühlen, denn die Feſſeln, die er trug, dünkten ihm ſo leicht und ein ſanftes Ruheküſſen, ſein müdes Haupt darauf zu legen.

Der Menſch, pflegt man zu ſagen, begeht in ſeinem Leben doch wenigſtens eine Thorheit und beſſer in der Jugend, wo es noch Zeit iſt, das Verſehene wieder gut zu machen. Dies war wohl hier der Fall auch. Wenigſtens war

dieſe glänzende Kataſtrophe nicht von langer Dauer, deſto aushaltender aber die Folgen derſelben, denn ſie beraubte ihn auf mehrere Jahre der glücklichen Ruhe und Unbefangenheit ſeines Herzens.

Sein Lämpchen verlöſchte und mahnte ihn, ſich niederzulegen und durch ein paar Stunden Schlaf neue Kräfte zu ſammeln. Erſt beim Ausziehen bemerkte er, daß die Unterkleider, die er an hatte nicht die Seinigen und bloß entlehnte waren, die Madam Allwart ihm zu verſchaffen die Güte gehabt hatte. So weit hatte er ſich den Tag über vergeſſen und ſchon war er ärgerlich, daß er ſie nicht gleich beim Nachhauſekommen ausgezogen und an den Eigenthümer zurückgeſchickt hatte; er mußte es alſo, weil die Nacht ihn daran verhinderte, bis auf den andern Tag verſparen. Das beunruhigte ihn, denn er glaubte, daß Herr Allwart ſie vermiſſen und darum zürnen würde und hielt es überhaupt für unanſtändig und beleidigend, der liebenswürdigen Gattin deſſelben dadurch Ungelegenheit zu machen. So unbedeutend auch im Ganzen genommen dieſer

Umstand war, so trug er doch viel dazu bei, ihm eine schlaflose Nacht zu machen. Unaufhörlich schwebte das Bild der Göttlichen, wie er die schöne Allwart nannte, ihm vor Augen, beschäftigte seinen Geist und raubte ihm die Ruhe, der er bedurfte.

Kaum begann der Tag zu grauen, als er aufstand und mit Ungedult der Ankunft seiner Wirthin entgegensah; ihr die Fortschaffung der erborgten Kleidungsstücke zu übertragen. Sie kam und brachte ihm das Frühstück. Mit dem ersten Tritte, den sie in die Stube that, schoß ihr das Blättchen, als ihr die Kleider in die Augen fielen, denn sie wußte, daß Thalheim beim Ausgehen des gestrigen Tages andere an gehabt hatte, auch vermuthete sie gar nicht, dergleichen in seiner Garderobe zu finden.

„Pflegen Sie alle Tage so früh auf zu seyn? fragte sie mit einem bedeutenden Blicke auf die über den neben ihr stehenden Stuhl nachläßig hingeworfenen Kleidungsstücke.

„Wie sichs trifft.

„Haben Sie mehr solche schöne, feine Hemden und Westen?

Thalheim stutzte und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Nun! was nicht ist, kann noch werden — fuhr sie in einem treuherzigen Tone fort und fing an, ihm Lobeserhebungen zu machen. — Solche Handlungen pflegen nicht verschwiegen zu bleiben.

„Welche? fragte er hastig, schwieg und ärgerte sich, diese Frage gethan zu haben, denn er glaubte nicht, daß der Ruf seiner menschenfreundlichen That so schnell sich verbreitet haben könnte und bis in die Wohnung seiner Wirthin erschollen wäre.

„Sie werdens doch nicht läugnen wollen, daß Sie den kleinen Allwart aus dem Wasser gezogen haben?

„Was ist's dann mehr?

„Es macht Ihnen Ehre und wird Ihnen gewiß keinen Schaden bringen.

Thalheim fand es nicht rathſam, ihr darauf zu antworten, oder zu fragen: Woher ſie es wiſſe? — änderte ſeinen Vorſatz, ihr die Fortſchaffung der Kleider zu übertragen und ſchwieg.

„Meiner Schweſter Tochter, fuhr die geſchwätzige Matrone fort — hat mirs wohl geſagt, Madam Allwart kann Sie gut leiden. Sie iſt ihre Vertraute. Das nenne ich mir doch eine Eroberung gemacht zu haben.

Sie ſprach noch dies und jenes; mußte ſich aber von ſelbſt zum Schweigen legen, indem ihr Thalheim nicht Stich hielt.

Ohngefähr um acht Uhr klopfte Jemand an der Thüre.

„Herein!

„Verzeihen Sie! ſagte der Eintretende — ſind Sie Herr Thalheim?

„Ja! — Was ſteht zu Ihren Dienſten?

„Ich ſoll Ihnen das Maaß nehmen.

„Wozu?

„Zu dem neuen Kleide.

„Wer ſind Sie?

„Ein Schneider.

„Ich kenne Sie nicht.

„Das thut nichts zur Sache.

„Hab' auch nichts bei Ihnen beſtellt.

„So haben es andere Leute.

„Wer?

„Das ſollten Sie von ſelbſt errathen.

„Wie könnt' ich das?

„Sehr leicht. — Haben Sie nicht geſtern die Ihrigen ruinirt?

„Der Schade iſt unbedeutend —

„Und doch! — Iſt Ihnen gefällig?

„Was?

„Das Maaß nehmen zu laſſen —

„Sie ſchwärmen —

„Gott ſey Dank, nein!

„Ich kann von Ihrem Antrage keinen Gebrauch machen.

„Und ich darf nicht unverrichteter Sache von dannen gehen.

„Hab' ich Sie doch nicht herbeſchieden.

„Mein Herr! —

„Was wollen Sie?

„Verſtehen Sie es nicht falſch —

„Ich verſtehe Sie gar nicht.

„Aber man iſt Ihnen dieſe Vergütung ſchuldig.

„Wofür?

„Für den Schaden von geſtern —

„Der iſt ſchon längſt vergütet.

Indem ſich nun Thalheim und Meiſter Nadelſtich' ſo mit einander herum kapitulirten, klopfte es zum zweitenmale an die Thüre. Er öffnete ſie, trat zurück und erkannte in der Klopfenden das Stubenmädchen der Madam Allwart.

„Meine Herrſchaft läßt ſich ihnen empfehlen.“ — Mit dieſen Worten überreichte ſie ihm ein verſchloſſenes Billet. Er las.

„Liebe Jungfer! ſagte der Schneider, der das Mädchen kannte und den Braten merkte — rede ſie doch dem Herrn zu; er will ſich das Maaß nicht nehmen laſſen.

„O! das hat nichts zu bedeuten — das Papier wird gewiß würken.

Das Mädchen hatte nicht unrecht. Es brachte allerdings eine ganz andere Stimmung hervor und Meister Nadelstich sah in drei Minuten seine Absicht erreicht und empfahl sich, mit den Worten: Morgen werde ich die Ehre haben, Ihnen einen ganz neuen Anzug zuzustellen.

Erst nachdem der Mann schon über die Straße war, überlegte er, was er gethan hatte und es war ihm in der That ein verdrüßlicher Umstand, denn er war nicht gewohnt, Geschenke zu nehmen, am wenigsten auf diese Art; es widersprach seinem Ehrgeize. Aber auch dieß mußte dasmal der Uebermacht weichen, den die Leidenschaft der Liebe über jede ihrer Nebenbuhlerinnen gewann. Eine Einladung von Madam Allwart bestätigte die Behauptung seiner Wirthin, mehrte seine Leidenschaft und gebot jedem etwa darwider sich empörenden Gefühl des Ehrgeizes und des Stolzes Stillschweigen.

„Ich komme! sagte er zu dem Mädchen mit glühender Wange und fröhlichem Blicke, griff in die Tasche und wollte ihr ein Trinkgeld geben. „Himmel! wo ist meine Börse?“ — Er erschrack; faßte sich aber gleich wieder und — das Mädchen ging.

„Ja! sie liebt mich — rief er mit enthusiastischer Freude aus, als er wieder allein war, vergaß seine Börse und kleidete sich an. — „Sie liebt mich! — Guter, lieber Thalheim! Diese Ausdrücke, sind sie nicht Beweises genug? — Und ich sollte sie nicht wieder lieben? — Bei so namenlosen Reizen, die sich mir darbieten, kalt und fühllos bleiben? — Nein! das wäre Undank, unverantwortlicher Undank gegen den, der dies Gefühl mir in die Seele schuf.“ — Mit dem letzten Worte hatte er den Hut in der Hand. Wie ein Pfeil flog er die Stiege hinab und über die Straße und stand in sieben Minuten schon auf dem Saale, wo ihn das Mädchen erwartete, das ihm kurz zuvor die Einladung überbracht hatte und ihrer Gebieterin seine Ankunft meldete. Ohne von

Jemanden weiter gesehen zu werden, wurde er eingelassen.

„Sie haben befohlen — redete er die schöne Besitzerin dieses Pallasts der Freude an, die eben an der Toilette beschäftiget war, ihre Reize in Ordnung zu bringen. Ein leichtes Morgenkleid, weißer als Schnee, deckte ihre Lenden, und ein dünner Flor, nachlässig übergeworfen, umhüllte sparsam den alabasternen Busen, der in sichtbaren Bewegungen auf und nieder wallte.

„Ich habe Ihnen eine schriftliche Ladung zugeschickt; erwiederte Madam Allwart, ihm die Hand zum Kusse hinreichend — und es ist mir überaus schmeichelhaft, Sie so gehorsam zu finden.

„Wer wollte nicht gehorchen, wenn die Ladung von so schönen Händen kommt?

„Sie sind sehr galant.

„Ich sprach zu einer Dame.

„Wahrhaftig! Sie scheinen in dem Umgange mit Damen kein Neuling zu seyn.

„Ich bitte sehr um Verzeihung!

„Nicht in dem Tone, Lieber! — Ich bin Ihre Freundin —

„Sie sind es?

„Wünsche wenigstens, es zu seyn.

„Das dürfen Sie nicht erst wünschen.

„In der That?

„Kann es wohl ein größeres Glück geben, als solch eine Freundin zu haben?

„Schmeichler!

„Das war ich nie.

„Die Hand darauf, Thalheim! wenn Sie anders jetzt keine Lüge sagten.

„Bei Gott nicht!

„Wohl! ich halte Sie beim Worte. — Unsere Bekanntschaft ist grün, aber meine Freundschaft war zeitig. Der Bund ist geschlossen!

Feurig drückte Thalheim die schöne Lilienhand, die sich gleichsam von selbst mit sanfter Bewegung erhob, an seine Lippen und ein Kuß — der Flammenkuß der Liebe — von Emiliens Rosenmunde galt das Paroli.

Man glaube ja nicht, daß Madam Allwart sich mit einem Male so ganz vergessen und dem schönen Jünglinge, der ihr Herz und Auge entzückte, ihre Reize aufgedrungen hätte. Sie wich nicht aus den Schranken der Bescheidenheit und Sittsamkeit und schritt allmählig nur zur Vollendung ihres Beginnens.

„Wie gefällt Ihnen dieses Buch? fragte Sie, nachdem sie beide eine Tasse Chokolade eingenommen hatten, und zeigte ihm den Titel eines Buchs, das neben ihr auf der Toilette lag. Es waren Werthers Leiden.

„Schön! erwiederte Thalheim und erröthete.

„Ist es nicht zu meiner Lage recht passend?

„Vermag ich das zu beurtheilen?

Pause.

„Was halten Sie von meinem Manne?

„Ich habe noch zu wenig Umgang mit ihm gehabt, als daß ich —

„O Walheim, er ist gut — aber er hat seine Launen —

„Das ist der Fall oft bei den besten Menschen.

„Zuweilen ist er unausstehlich —

„Seine Verhältnisse machen ihn vielleicht unleidlich.

„Haben Sie das schon an ihm bemerkt? —

Pause.

„Doch bald hätte ich das Wichtigste vergessen, Ihre Börse; Sie haben sie gestern hier gelassen.

„Könnte sie wohl in bessern Händen seyn?

„Wenn schon, so habe ich doch um Verzeihung zu bitten.

„Sie? Warum?

„Wegen meiner wenigen Aufmerksamkeit überhaupt, und insbesondere daß ich, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weggegangen war.

„O, meine Theure! wenn das der Fall umgekehrt wäre, so wollt' ich Ihnen allenfalls Recht geben; aber Frauenzimmer haben in meinen Augen immer mehr zur Entschuldigung für sich.

„Abermals ein Beweis Ihrer Galanterie.

Pause.

„Wie gefällt Ihnen mein Adolf?

„Es ist ein vortrefflicher Junge.

„Ja! das ist er. — Könnten Sie ihm gut seyn?

„Von ganzem Herzen!

„Hören Sie, Thalheim! ich habe einen Einfall.

„Ich bin begierig!

„Das Kind hat eine außerordentliche Neigung zu Ihnen —

„Das ist mir sehr schmeichelhaft.

„Sie haben ihm das Leben gerettet; dafür bin ich Ihnen Dank schuldig.

„Bringen Sie das nicht in Erwähnung.

„Und doch, um so mehr, je weniger Sie in diesem Falle auf meinen Mann rechnen können.

„Haben Sie mir nicht schon die Versicherung Ihrer Freundschaft gegeben, die mir über alles schätzbar ist?

„Das wäre wohl etwas, aber nicht hinreichend, Ihnen dasjenige zu vergüten, was Sie mir und meinem Kinde gethan haben.

„Das Bewußtseyn —

„Still! — Lassen Sie mich ganz ausreden; ich weiß was Sie sagen wollen. — Das Bewußtseyn, ihre Pflicht als Mensch erfüllt zu haben, ist die süßeste Belohnung Ihrer That; Millionen vermögen nicht, ihren Werth zu erreichen und ich müßte befürchten, sie zu beleidigen, wenn ich Sie, gleich einem Taglöhner,

mit klingender Münze bezahlen wollte. Der Gedanke kommt mir nicht in den Sinn —

„Vortrefflich!

„Aber um Ihnen zu beweisen, daß auch ich den Werth Ihrer Handlung fühle, so hören Sie meinen Plan.

„Ich bin ganz Ohr.

„Wissen Sie wohl, was einst die Dichterin Sappho zu einer ihrer Freundinnen sprach, die ihrer Freundschaft mit Kälte begegnete?

„Du hast dir nie pierische Rosen gebrochen! Dies, glaube ich, waren die Worte der edlen Griechin.

„Diesen Vorwurf sollen Sie mir nicht machen! — Der bloße Name Freundschaft gnügt meinem Herzen nicht, ich kenne, ich fühle ihren Werth; aber ich verlange mehr —

„Und was?

„Freundschaft ohne Thätigkeit ist ein Unding!

„Der Gedanke ist eben so richtig, als groß; aber leider —

„Leider! ist heut zu Tage Freundschaft nur ein süßtönender Laut.

„Haben Sie diese Bemerkung schon mehrmahls gemacht?

„Ay meinen nächsten Verwandten sogar. — Doch zur Sache!

Thalheim schwieg und fühlte seine Neugier aufs höchste gespannt.

„Sie haben mir Freundschaft zugesagt, begann Madam Allwart von neuem — ich Ihnen. Wollen Sie, daß dieser Bund Gewicht und Bestand haben soll, so lassen Sie uns beide thätig seyn und einander näher rücken.

„An mir solls nicht fehlen.

„Was Wohl meiner Kinder liegt mir am Herzen mehr, als alles. Sie bedürfen eines Führers und — könnte ich wohl ein edleres

Subjekt dazu wählen, als den Retter meines Adolfs?

Der Antrag kam Thalheimen unerwartet; er wußte nicht, was er sogleich darauf erwiedern sollte.

„Ob Sie es bedürfen, oder nicht, gleichviel! — Ich bitte Sie darum und wünsche, keine abschlägige Antwort zu erhalten.

„Ihr Anerbieten übertrifft meine Erwartung und ich fühle mich in der That zu sehr von Ihrer Güte überrascht. Lassen Sie mich Odem schöpfen!

„Sie dürfen nicht befürchten, für Ihre Arbeit handwerksmäßig bezahlt, oder als der erste Bediente vom Hause angesehen zu werden; der Hauslehrer muß auch der erste Hausfreund seyn. Wollen Sie das? —

„Ja! ich will.

„Gut! wir sind einig.

„Wird es aber auch Ihr Gemahl genehmigen?

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Sie auf ihn nicht rechnen dürfen. Er ist Vater, aber um die Erziehung seiner Kinder bekümmert er sich wenig, oder nichts; diese ist mir ganz allein überlassen.

Was konnte dem guten Thalheim wohl schmeichelhafter seyn, als diese anscheinend glückliche Veränderung seiner bisherigen Lage? — Er hatte sie dem Zufalle zu danken; und konnte er unter solchen Umständen wohl ahnden, daß sie eine bloße Falle seyn würde, in die ihn das Schicksal locken wollte? — Ahnden, daß es sich hierzu der Stimme der Freundschaft bedienen würde, die ihm mit so glänzenden Aussichten schmeichelte? — Mit der Sekretärstelle war's immer noch eine weitaussehende Sache; der Empfehlung seines Freundes ungeachtet, konnte er darauf mit Gewißheit nicht rechnen, mithin benutzte er den gegenwärtigen Augenblick und ergriff die ihm sich darbietende Gelegenheit mit beiden Händen.

Er mußte noch am nämlichen Tage seine Stelle antreten, das heißt: er ging auf aus-

drückliches Verlangen seiner Huldgöttin in seine Wohnung zurück, packte seine Habseligkeiten zusammen und bezog noch vor Ablauf einer Stunde ein Zimmer, das Madam Allwart ihm in ihrem Hause anwies und mit eigenen Händen für ihn eingerichtet hatte.

Sie ließ ihn den ganzen Tag über nicht zu sich selbst kommen, produzirte ihn bei Tafel als den Hofmeister ihrer Kinder und wußte ihn bis zu Abend an ihrer Seite festzuhalten. Angenehmer war kein Tag ihm entflohen. Spät erst ging er aus der Gesellschaft und Madam Allwart begleitete ihn selbst, mit dem Lichte in der Hand, auf sein Zimmer, wo sie ihn endlich nach einigen Augenblicken dem stillen Nachdenken überließ und mit der Bedeutung, sich morgen um die gewöhnliche Zeit bei ihr zum Frühstück einzufinden, eine gute Nacht wünschte.

Bald nach dem Hinweggehen kam der Bediente, brachte eine Flasche Wasser und ein Waschbecken und fragte, was er zu befehlen habe und wie er es überhaupt wegen seiner Be-

Bedienung für die Zukunft gehalten wissen wolle.

„Ich pflege gern früh aufzustehen, sagte Thalheim — im übrigen aber werde ich mich an die im Hause eingeführte Ordnung halten, um mich allenthalben an die Kette dieser Familie anzuschließen.

Der Bediente ging und Thalheim war nun erst allein.

So glänzend hatte er noch nicht logirt. Seine Wohnung war ein geräumiges Zimmer, das die Aussicht auf den Garten zu hatte und im neuesten Geschmack möblirt war. Alles zeugte von der Pracht, die in diesem Hause üblich war, und erinnerte ihn an die einstmalige Wohlhabenheit seiner eigenen Familie, die zugleich den Wunsch und die Hoffnung in ihm erweckte, dieselbe Achtung, dieselbe Freundschaft zu genießen, wie sein eigener Jugendlehrer Preuß, dessen Andenken seiner Seele tief sich eingeprägt hatte.

Spät bis in die Nacht hinein beschäftigte ihn sein glückliches Verhängniß, und im ganzen Hause war keine menschliche Seele mehr munter, als er; die Freude machte ihn trunken, seine Zufriedenheit schien den höchsten Gipfel erreicht zu haben und Schlaf und Müdigkeit von seinen Augen zu verdrängen. Welcher Glanz! Welche Fülle! — Nirgends eine Lücke, die ihm vielleicht noch ein Bedürfniß übrig gelassen hätte. Alles, was Nothwendigkeit und Vergnügen, Reinlichkeit, Ordnung und Bequemlichkeit heischten, trat mit einem Blicke, als er seine neue Wohnung überschaute, ihm vor die Augen und er konnte sich nicht genug verwundern, daß die Sorgfalt, eines Weibes sich auch auf die unbedeutendsten Bedürfnisse des andern Geschlechts erstrecken könnte.

Wem anders, als der schönen Allwart hatte er diese vortreffliche Einrichtung zu danken? Ihrem Gemahl konnte er auch nicht das geringste Theilchen davon zuschreiben, denn der wußte kaum, daß er im Hause und ihm so nahe war und verhielt sich bei dem

allen neutral. Mit äuſſerſter Thätigkeit war ſie auf alles bedacht geweſen und nichts war ihrer Aufmerkſamkeit entgangen. Wie wärs auch möglich geweſen, da eine ſo ſorgende Führerin und Rathgeberin, als die Liebe, ihr zur Seite ſtund?

„Iſt das auch eine Studentenwohnung? ſagte er zu ſich ſelbſt, als er das prachtvolle Möblement ſeines Zimmers betrachtete und anſtaunte. — Was wird Hoyer ſagen, wenn er mich hier findet? — Wie wird er ſtaunen! Wie ſich freuen!“ — Nicht genug, daß Stühle, Tiſche, Spiegel und was ſonſt ein lediger Menſch bedarf, um reinlich und bequem zu wohnen, in der ſchönſten Ordnung und nach der neueſten Façon herbeigeſchafft waren, ſondern er ſah ſich ſogar mit allen möglichen Kleinigkeiten verſorgt, daß er lange Zeit nicht nöthig hatte, für Tabak, Pfeifen, Schreibematerialien und dergl. einen rothen Heller auszugeben. Er wußte nicht, wo er anfangen und aufhören ſollte, die Sorgfalt und Güte ſeiner Huldin zu bewundern; denn je weiter er in ſeinen Entdeckungen vorwärts

ging, deſto mehr glaubte er, in eine eigene Wirthſchaft eingeſetzt und für den Herrn vom Hauſe gehalten zu ſeyn, indem er zwiſchen ſeiner Wohnung und der des Herrn Allwart nicht den mindeſten Unterſchied wahrnahm.

Er öffnete ein kleines Büreau, das vorzüglich ſeinen Beifall hatte, in der Abſicht davon Beſitz zu nehmen und ſeine Börſe hineinzulegen. Mit einem Male ſtieß er auf ein verſiegeltes Käſtchen, mit der Aufſchrift: An Herrn Thalheim. — Er machte es auf und ein offenes Billet fiel ihm in die Hand. Er las.

„Ein bloßer Zufall war die Mutter unſerer Bekanntſchaft; aber unſre Freundſchaft — ? — O Thalheim! von ihr weiſſagte der große Wieland:

Das Liebesbündniß guter Seelen
Knüpft oft der erſte Augenblick
Wenn andre, eh' ſie Freunde wählen,
Was ſich dabei gewinnt, erſt langſam überzählen,

Vermählet jene schon ein Wort, ein stiller Blick;
Gleich Spiegeln stralet eins des andern Bild zurück;
Sie lieben sich und fühlen sich getrieben
Und lieben ihren Freund, wie sie sich selber lieben.

Emilie Allwart."

Das war doch wohl deutlich genug gesagt? — Wenn er das nicht hätte verstehen wollen, so mußte er ein Oedipus seyn.

Unter diesem Billet lag ein Ring von Haaren, auf welchem die Worte: Souvenir de l'amitié — befindlich waren und neben demselben eine goldene Uhr, mit dem Bildnisse der Geberin auf der Rückseite.

Thalheim war, wie aus den Wolken gefallen. Unwillkührlich steckte er den Ring an den Finger, zog ihn wieder ab und drückte ihn wohl zehnmal an seine Lippen und verlohr sich länger als eine Stunde im Anschauen des Kontrefäts seiner angebeteten

Prinzipalin, die ihn so ausgezeichnet begünstigte. Offen lag es nun vor seiner Seele, was er, sich selbst zu gestehen, bisher kaum gewagt hatte, und glücklicher war kein Mensch unter der Sonne als er.

So hatte Sie den Anfang gemacht und ihm den ersten Beweis ihrer Zuneigung, die sie mit dem Namen Freundschaft belegte, gegeben; und war die Reihe an ihm, den Gegenbeweis zu führen. Doch der gute Jüngling war mit dieser Sprache noch nicht bekannt genug und verstand den Wink der Heischenden nicht. Unter dem Worte Liebe dachte er sich nichts, als der Freundschaft höheren Grad, das nähere Zusammenstimmen guter Seelen, ohne Genuß und Befriedigung thierischer Leidenschaft. Er glaubte, den Werth ihrer Freundschaft in seinem ganzen Umfange zu fühlen, war kaum sich selbst bewußt und schwelgte im Taumel seiner Phantasie.

Schon begann es wieder Tag zu werden und er hatte noch nicht daran gedacht sich niederzulegen und auf dem weichen Lager, das

Emiliens Hand selbst ihm bereitet hatte, sein Auge in Schlummer zu wiegen. Er trat ans Fenster, weidete sich am majestätischen Schauspiel der aufgehenden Sonne, richtete seine Augen empor zur waltenden Gottheit und flehte mit Inbrunst um Kraft und Beistand zu seinem Lehramte, das er jetzt antreten sollte.

Er glaubte, in eine ganz neue Sphäre versetzt zu seyn, indem er zuvor nie daran gedacht hatte, als Pädagog sein Brod verdienen zu wollen und hielt es daher für nothwendig, einen ganz andern Kurs zu beginnen und sich diesem Fache der Wissenschaften so zu widmen, daß er nicht nur für jetzt seiner Pflicht als Lehrer und Erzieher Genüge leisten, sondern auch dereinst vielleicht auf diesem Wege sein Unterkommen finden könnte. Denn er achtete es als Wink einer höheren Macht und glaubte, in jedem Falle der Leitung seines Schicksals folgen zu müssen. In diesem Gedanken verlohren, öffnete sich seinem Auge eine reizende Zukunft; wäre sie auch weniger glänzend, als seine gegenwärtige Lage, so hoffte er doch gewiß durch sie hinreichende Belohnung seines Strebens als

Freund der Menschheit im allgemeinen und insbesondere als Lehrer und Erzieher der Jugend, die man seiner Führung anvertrauen würde.

Das beschäftigte anhaltend mehrere Stunden seinen thätigen Geist. Er bedurfte einer ganz neuen Bibliothek und die Schriften eines Campe, Salzmann u. and. schienen ihm vorzüglich nothwendig, sich in dieses Fach hineinzustudieren, den Plan zu verfolgen, an dem er arbeitete und das Ziel zu erlangen, nach dem er strebte.

Er revidirte seine Kasse und bestimmte einen Theil derselben zu Anschaffung der benöthigten Bücher, das übrige aber sich zweck- und standesmäßig zu equipiren, in so weit es seine gegenwärtige Lage heischte. Auch bei dieser Beschäftigung sah er sich abermals veranlaßt, die Delikatesse seiner anbetungswürdigen Prinzipalin, mit den diese seine rühmliche That stillschweigend belohnte, zu bewundern. Er wußte ohngefähr den Bestand seiner Baarschaft, die er unwissend in ihren Händen zurückgelassen hatte und sah sie fast ums Alterum tantum ver-

mehrt. Er konnte sie keinem andern Menschen auf die Rechnung schreiben, als ihr und gerieth in der That deshalb in Verlegenheit; denn er fühlte, daß er ihr Dank schuldig war und doch eben so wenig ihn äußern konnte, weil er befürchten mußte, sie zu beleidigen, als ihn äussern mochte, weil er niemanden gern verbindlich war. Er hielt dies für eine Regel der Lebensklugheit und dachte nicht daran, daß er sich durch die Rettung des kleinen Adolfs die ganze Familie, an die er sich jetzt angeschlossen sah, verbindlich gemacht hatte.

So entflohen ihm die schönen Frühstunden im vielfältigen Nachdenken über den wunderbaren Wechsel seiner Schicksale, seine Einrichtung für die Zukunft, Eintheilung und Bestimmung der Zeit und seiner Geschäfte; er brannte für Begierde, einen Anfang zu machen und konnte kaum die Stunde erwarten, zu welcher die Buchläden geöffnet wurden, um hinzugehen und seine litterarischen Bedürfnisse zu befriedigen.

Es war ohngefähr sechs Uhr und er schon im Begriffe, sich anzukleiden, als das Stu-

benmädchen, der Mädam Allwart, das zu seiner Bedienung angewiesen war, die Thüre öffnete und ihm den Kaffee brachte. Sie bot ihm einen guten Morgen, und bewies, daß das edle Betragen ihrer Gebieterin auch auf das der Bedienungen einen kräftigen Einfluß hatte, fragte mit bescheidenem Anstande: was er zu befehlen habe? — und gab ihm, ohne Voreiligkeit und Neugierde zu verrathen, auf alles Rede und Antwort.

Vom Vornehmsten bis zum Geringsten im Hause, vom wichtigsten bis zum unbedeutendsten Geschäfte herrschte die strengste Ordnung, und es erregte in jedem Falle Bewunderung, daß ein Weib so viel vermochte, in einer so weitläuftigen Haushaltung, in der alles an einer Kette hing, so viel Menschen im Zaume zu halten. Das erwarb ihr denn allgemeine Achtung und Liebe, um so mehr, da Herr Allwart sich um nichts bekümmerte und des Tages kaum zwo Stunden den Handlungsgeschäften widmete, die er bloß mechanisch betrieb und meistentheils seinem Buchhalter und Handlungsbedienten überließ. Jedermann sprach von ihr

mit Ehrfurcht, rühmte ihre Güte und das Ansehen, mit welchem sie das Regiment führte und legte mit Bescheidenheit die Hand auf den Mund, wenn man den Namen ihres Gemahls nannte, den alles den Schläfer hieß.

Das war das Einzige, wofür er sich fürchtete. Allwarts Gesellschaft war äusserst ennuyant; der Gegenstand seiner Unterhaltungen gemeiniglich Essen und Trinken, höchstens seine Anlagen und Baue, wovon er bereits am vorhergehenden Tage einen Beweis abgelegt hatte. Wollte man ja einmal von reellen Dingen mit ihm sprechen, so hielt er nicht Stich, denn er fühlte entweder seine Schwäche, oder fiel ehe man es vermuthete, auf sein Lieblingsthema zurück. Dafür mußte und konnte ihn nun freilich nichts anderes entschädigen, als Emiliens Umgang, den er bereits eben so angenehm, als lehrreich befunden hatte. Er sehnte sich darnach und erwartete mit Ungedult die Stunde, die ihn zur Toilette seiner Prinzipalin rief, denn er wollte wegen der Lehrstunden und des Unterrichts seiner Zöglinge überhaupt Verabredung mit ihr nehmen.

War das würklich die Urſache ſeiner Wünſche? — Oder verbarg vielleicht nicht eine andere ſich darhinter, die mit Allgewalt ihn nach ihr hinzog? — Schon ſtand er völlig angekleidet und war im Begriffe auszugehen, als das Stubenmädchen zum zweitenmale eintrat und die Anweſenheit eines Fremden meldete, der ihn zu ſprechen verlange. „Wer kann das ſeyn? ſagte er, öffnete die Thüre und — ſein Freund Hoyer ſtürzte ihm in die Arme.

„Willkommen, Freund! — So bald ſchon zurück?

„Komm' ich dir noch zu früh?

„Hoyer! welch eine Frage? — Konnteſt du wohl je zu früh kommen, an meinem Glücke Theil zu nehmen?

„Glücke?

„Nun ja! — Sagt dir das meine jetzige Verfaſſung nicht?

„Ja!

„So kalt? — So abgebrochen?

„Thalheim! wann nahm ich wohl wärmern Antheil an deinem Schickſale? — Bruder! du ſtehſt auf einem gefährlichen Poſten.

„Ich?

„Du! — Wenn nur dein Glück nicht auf bloßer Einbildung beruht —

„Wie könnte es das?

„Ich fürchte —

„Du fürchteſt —?

„Daß es nicht von langer Dauer ſeyn dürfte.

„Haſt du Gründe?

„Nur einen.

„Und der iſt?

„Die Familie —

„Welche?

„Allwart.

„Kennſt Du ſie?

„Von ſonſt her ſchon. Der Mann iſt ein Schaafkopf und die Frau hats Regiment.

„So ſcheint es.

„So iſt es!

„Aber es iſt ein vortreffliches Weib —

„Ja!

„Eben ſo klug, als ſchön.

„Das iſt nicht zu leugnen; aber eben darum deſto gefährlicher.

„Warum das?

„Sie iſt die verführeriſcheſte Schöne, die erſte Buhlſchweſter in der Stadt.

„Hoyer! was ſagſt Du?

„Etwas, das ſchon längſt ſtadtkundig war.

„Du thuſt ihr zu viel.

„Gut für Dich, wenn ich mich irre. — Du logirſt hier ſehr glänzend —

„Aeuſſerſt reinlich und bequem.

Daran iſt nicht zu zweifeln. Warum ſollte man dafür nicht geſorgt haben?

„Gefällt Dirs?

„Die Ausſicht iſt vortrefflich. — In dem Garten hier wars wohl, wo Du das Meiſterſtück deiner Unerſchrockenheit ablegteſt?

„Was meinſt Du?

„Den Sprung in den Kanal.

„Ja!

„Das war brav und edel!

„Man weiß nicht, wie man mirs genug verdanken soll.

„Ja, ja! ich glaube das gern. Auch hast Du allerdings Dank und Belohnung verdient; aber wenn nur der Titel, unter dem man Dich vorgiebt, nicht bloß der Deckmantel eines andern ist. — Man nennt Dich Hofmeister?

„Das bin ich.

„Sonst nichts?

„Eine wunderliche Frage —

„Thalheim! Du verräthst Dich selbst.

„Ich?

„Die Allwart liebt Dich.

„Wer sagte Dir das?

„Würdest Du sonst erröthen?

„Ich schätze sie —

„Das muß man, so lange man ihre schwache Seite noch nicht kennt.

„Sie denkt edel und groß!

„Eben das ist die Maske, hinter der sich ihre Schwäche verbirgt.

„Hoyer! Du bist ein Verläumder.

„Kennst Du mich nicht besser?

„Vergieb mir!

„Ich meine es wahrlich gut.

„Bruder!

„Laß Dich warnen! — Sey auf deiner Huth! — Das, was Du Glück nennst, kann leicht deinen Fall beschleunigen.

„Unmöglich!

„Und doch! — Ich könnte Dir Dinge sagen, über die Du staunen würdest; aber ich will schweigen. Vielleicht bist Du so glücklich, sie nie zu erfahren.

„Hoyer!

„Auf wie lange bist Du engagirt?

„Auf unbestimmte Zeit.

„Desto besser! — Mit der Sekretärstelle ist's ohnehin noch nichts; sie ist besetzt. Vielleicht aber findet sich eine andere Gelegenheit, die dieser gefährlichen Verbindung ein Ziel setzt.

„Du sprichst sehr zum Nachtheil einer Familie, die meine ganze Achtung verdient.

„Zu verdienen scheint. — Hast Du noch nichts von den Bachanalien gehört, die man hier feiert?

„Ich kenne sie bloß dem Namen nach.

„Das ist ein Fest der üppigsten Freude, bei welchem man den schändlichsten Wollüsten huldigt. Dieser Versuchung zu entgehen, ist unmöglich, wenn Du um die Zeit noch im Hause bist.

„Du sprichst mit solcher Zuverlässigkeit, als ob Du Augenzeuge gewesen wärest.

„Nicht mich, aber einen meiner Freunde traf dies Loos.

Nach der Erzählung eines Mannes, der sein Freund und bei dieser Feierlichkeit zugegen gewesen war, begann er jetzt, davon eine umständliche Beschreibung zu machen, mußte aber abbrechen, indem Thalheim eingeladen wurde, beim Frühstück zu erscheinen und ihn bat, die Fortsetzung auf ein andermal zu versparen.

Hoyer ging und versprach den andern Tag wieder zu kommen.

„Sie haben lange auf sich warten lassen; sagte Madam Allwart, als Thalheim bei ihr eintrat, seinen Morgenbesuch abzustatten.

„Die Anwesenheit eines Freundes war Schuld, daß ich einige Minuten später kam.

„Wird dies der Fall öfterer seyn?

„Ich glaube nicht; meine Bekanntschaft ist von keinem ausgebreiteten Umfange.

„Desto besser!

„Einem Freunde werden Sie es schon verzeihen; ich sah ihn in einem ganzen Jahre nicht.

„Dann leidet es freilich eine Ausnahme. — Wie schliefen Sie das erstemal in Ihrer neuen Wohnung?

„Noch hab' ichs nicht versucht; ich blieb die ganze Nacht hindurch munter.

„Was war die Urſache?

„Sie ſelbſt!

„Ich? — Auf welche Art, daß ich fragen mag?

„Durch Ihre gütige Sorgfalt für meine Bequemlichkeit und —

„Nun ja! die verdients auch eben. Das wär nichts als Schuldigkeit. — Meine Einrichtung hat aber doch Ihren Beifall?

„O! ganz gewiß, meine Theure!

„Nun, das iſt mir lieb. Thalheim! — Gerade dies beunruhigte mich die ganze Nacht; ich konnte dafür nicht ſchlafen.

„Das ſollte mir leid thun!

„Ich dachte immer: ob ich's auch recht gemacht haben würde? — und beſchäftigte mich unaufhörlich mit Ihnen.

„Mit mir?

„Wer weiß, ob Sie so oft an mich gedacht haben.

„Sicher! — Auch ohne den Mahner, den —

„Thalheim! halten Sie es nicht für eine Zudringlichkeit. — Einem Weibe kann man schon eine kleine Eitelkeit verzeihen.

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.

„Von dem Mahner —

„Ich meinte — Ihr Porträt —

„Nun ja! — Den Ring da an Ihrer Hand —

„Er wird nicht von diesem Platze weichen.

„Ich würde es als Verachtung ansehen. — O Thalheim! tragen Sie ihn immer zum Andenken meiner Freundschaft, meiner — Liebe darf ich doch nicht sagen?

„Emilie —

„Gott! was hör' ich? — Thalheim! könte dieser Laut würklich aus der Tiefe Ihres Herzens?

„Verzeihen Sie —

„Ja, Thalheim! ich verzeihe Ihnen und wünſche, dieſes Wort noch einmal von Ihren Lippen zu hören.

„Sie vergeſſen ſich —

„Nein, Jüngling! ich vergeſſe mich nicht. — Ich bin ein Weib! — Schreib es immerhin auf Rechnung meines Gefühls, wenn ich in dieſem Tone mit Dir ſpreche. — Ha, Thalheim! mir ſchwindelt der Kopf; — ich glaube, ich ſchwärme?

„Um Gotteswillen!

„Ja, Thalheim! ich bin ein Weib; aber ein unglückliches Weib!

Eine Thräne träufelte ihr über die Wange; auf die Schulter des neben ihr ſitzenden Jünglings ſich ſtützend, verbarg ſie ihr Geſicht ins Schnupftuch.

„Warum unglücklich?

„Weil ich einem Manne angehöre, deſſen Gefühle nicht zu den meinigen ſtimmen. —

O Thalheim! so häßliche Mißlaute geben eine schreckliche Musik.

„Aber Sie sagten doch: Ihr Gemahl wäre gut.

„Sagte ich das, so meinte ich damit bloß: Er läßt mir die Freiheit, zu thun und zu lassen, was ich will.

„Sind Sie damit nicht zufrieden?

„Pfui, Thalheim! — Soll man von einem Manne nicht mehr verlangen? — Opfern wir euch Männern darum unsere Freiheit, unsere Tugend, daß ihr uns mit Kälte und Gleichgültigkeit lohnen sollet?

„Das thät Ihr Gemahl?

„Er huldigt seinen Leidenschaften und schwelgt auf fremden Altären; sollt' ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?

„Emilie!

„So wars recht, Thalheim! — Aus Ihrem Munde tönt dieses Wort meinen Oh-

ren ſo ſüß und macht mich meiner Schande vergeſſen.

„Schande?

„Iſt es nicht Schande dem Weibe, wenn der Mann es verachtet? — O Thalheim! in deinen Armen will ich mich entſchädigen.

„Emilie! — Madam —

„Pfui, Jüngling! kehre nicht um! — Ich laſſe Dich nicht! — Du biſt mein!

Bei dem letzten Worte ſchlang ſie ihren Schwanenarm um den Nacken des Jünglings, lehnte ihre Wange an die ſeinige, ihm die Glut derſelben fühlbar zu machen und küßte in dem Flammenkuſſe heißer, brennender Liebe die ſeligſten Empfindungen ihm in die Seele.

Ihm war, wie einem Trunkenen, den der Geiſt des Nektars berauſcht hat. Er ſchwamm auf einem Meere von Wonnen, ſog von den kraftvollen Pulſen des hochwallenden Buſens beſtürmt, zum erſtenmale von den Lippen eines

Weibes der Liebe vergiftenden Honig und sank, Zeit und Ewigkeit vergessend im namenlosesten Entzücken mit ihr aufs Sopha nieder.

Alle Gründe der Philosophie, alle Warnungen der Freundschaft vermögen nichts gegen die Allgewalt der Liebe. Wenn der Rausch vorüber ist, folgt gewöhnlich die Reue; aber zu spät. So auch hier. Thalheim wollte fliehen und sich Emiliens wollüstigen Umarmungen entwinden; aber die Sirene lächelte und sagte: Nun ists zu spät! — Sie hielt ihn fest, wie jene stolze Egyptierin den keuschen Joseph, zog ihn nochmals an ihre Seite nieder und fragte in einem Tone, der sein Inneres durchdrang: Wie ist Dir, Lieber?

Er seufzte, schwieg und dachte der Warnung seines Freundes.

„Beruhige Dich, begann Emilie von neuem — Du zitterst, wie Espenlaub? — Hast Du eine Sünde begangen, so war ichs, die Dich dazu verleitete. Laß es gut seyn, Thalheim! Der Genuß soll Dir mehrmals werden.

Madam Allwart hielt redlich Wort und kredenzte noch oft dem kühn und immer kühner werdenden Liebhaber den rosumwundenen Becher. Aber um die Lehrstunden und die schönen Bücher sahs nun freilich mißlich aus. Dazu wars ja ein andermal auch Zeit! Der heutige Tag war nun einmal nicht dazu bestimmt sich den Kopf mit so ernsthaften Dingen anzufüllen und warm zu machen. Auch war das überhaupt nur Nebensache; man mußte ja doch erst in der Hauptsache richtig seyn. Hoyer hatte wohl recht; die Hofmeisterstelle war nichts, als der Mantel des Liebhabers.

So vergieng ein Tag nach dem andern, einer wie der andere, in Jubel und Freude; Madam Allwart hatte entweder Gesellschaft im Hause, oder sie ging auf Visite aus, besuchte Promenaden, Schauspiel, Konzert, Ball und wie die Klubs alle heißen, und allenthalben mußte sie der Hofmeister begleiten, der denn auch allenthalben für ihren erklärten Liebhaber galt.

Diese glänzende Periode dauerte einige Wochen ununterbrochen fort. Niemand befand

ſich dabei wohler, als unſer Thalheim. Immer ſah er ſeine Börſe geſpickt, ſeine Garderobe verſchönert, ſeine Bekanntſchaften erweitert, ſich überall wohl gelitten, von Weibern und Mädchen geliebt, von alten und jungen Gecken beneidet, ſeinen Kredit vermehrt und in allem ſeine Umſtände verbeſſert. Er wogte ſich von einer Freude zur andern, galt im Hauſe alles in allem und hatte ſich in dieſer kurzen Zeit ſchon ein ſo anſehnliches Kapitälchen erſpart, daß er reichlich ein ganzes Jahr hätte leben und den bisherigen Aufwand fortmachen können, wenn es ja zwiſchen ihm und ſeiner Geliebten zu einen jähen Bruche gekommen wäre. Bis jetzt aber hatte es den Anſchein dazu noch nicht; vielmehr hatte er ſich ſo feſt geſetzt, daß er in der That auf mehrere Jahre geſichert ſeyn und jedem ungünſtigen Ereigniſſe die Stirn bieten konnte. Er lebte ruhig und glücklich und befolgte, ſo viel es möglich war, den Rath und die Warnung ſeines Freundes, ging überall mit Vorſicht zu Werke, ſchweifte nie aus, ſo ſehr ſich auch die Gelegenheit ihm darbot und wartete mit Ordnung und Strenge gegen ſich ſelbſt ſein Amt als Lehrer und Erzieher ab.

Das vermehrte nun ganz natürlicher Weise sein Ansehen im Hause und vorzüglich die Neigung seiner angebeteten Prinzipalin, die ihn so auszeichnend begünstigte und folglich auch seine glänzende Lage, die, bei so bewandten Umständen mit dem Posten, den er bekleidete, in der genauesten Verbindung stand und er diesem allein verdanken zu müssen glaubte, indem er eben so wenig auf jene edle Handlung als Menschenretter etwas rechnete, als auf seine schöne Bildung, die bei ihm selbst in keinen Betracht kam, wohl aber die eigentliche Ursache und Veranlassung derselben war.

Er hatte für nichts zu sorgen. Alle seine Ausgaben, alle seine Bedürfnisse, sie mochten Namen haben, wie sie wollten, wurden aus der Kasse der Allwartschen Familie bestritten. Kleider, Wäsche, Bücher, so viel er brauchte, gingen auf ihre Rechnung; die unbedeutendsten Depensen sogar durfte er nicht aus seiner Tasche bezahlen, sie wurden ihm wenigstens wöchentlich vergütet. Kurz! er war in einer so vortheilhaften Lage, daß er sich bereits in den Stand gesetzt sah, seinem Freunde Hoyer das

ihm vorgeſtreckte Kapital in unzertrennter Summe wieder zu bezahlen.

Hoyer war ſchon längſt und bald nach Beendigung ſeiner Erbſchaftsangelegenheiten in ſeine Heimat wieder zurückgekehrt. Er wechſelte oft Briefe mit ihm und dieſer unterließ nicht, von Zeit zu Zeit ſeine freundſchaftlichen Warnungen und Vermahnungen zu wiederhohlen und mit Nachdruk denſelben einzuverleiben. Beſonders machte dieſer ihn aufmerkſam auf den Umgang der Madam Allwart mit einigen Mannsperſonen, auf ihre übrigen Geſellſchaften, Feſte der Freude und beſonders ihre Auswanderungen in berüchtigte öffentliche Häuſer. Eh. wir jedoch von dieſen letzteren etwas ſagen, haben wir noch das Verſprechen nachzuhohlen, welches Hoyer, als wir ihn das letztemal bei ſeinem Freunde Thalheim fanden, hinterließ, und bei ſeiner Wiederkunft über den andern Tag zu erfüllen gelobte.

Sie ſprachen von den Bachanalien des Herrn Allwart. Das war für dieſen ſonderbaren Mann das größte Feſt. Gewöhnlich lud

er seine Gäste selbst dazu ein und pflegte, es um die Martinszeit zwei bis dreimal zu wiederhohlen. Nur die intimsten seiner Freunde hatten bei selbigem Zutritt; das waren diejenigen, die am besten essen und trinken konnten; selten hatte ein Fremder die Ehre, Theil daran zu nehmen.

Die Gesellschaft bestand ohngefähr aus acht bis zehn Mannspersonen und eben so viel weiblichen, die zum Theil, da sie als öffentliche Freudenmädchen galten, für ihre Anwesenheit bei diesem Feste sogar reichlich bezahlt wurden. Um vier Uhr kam die Gesellschaft zusammen und belustigte sich Anfangs beim Kaffee und einer Pfeife Tabak, mit L'hombre und andern Kartenspielen, bis die Anwesenheit der Damen sie mit dem siebenten Glokkenschlage in den Saal rief, wo eine mit den lekkersten, wollüstigsten Speisen besetzte Tafel ihrer wartete. Nach einer allgemeinen, stummen Verbeugung zog jeder von den Eintretenden die ihm durchs Loos zugefallene Dame auf und nahm mit ihr seinen Platz an der Tafel ein. Auch ohne einander vorher gekannt zu haben, wel-

ches nicht selten der Fall war, wurde im ersten Augenblicke, auf Du und Du allgemeine Brüder- und Schwesterschaft getrunken und jedes Paar war mit einander so vertraut, als ob es sich seit vielen Jahren schon gekannt hätte.

Nach aufgehobener Tafel, bei welcher der Wein auf die Erde floß, ging es Reihe herum an ein Küssen und Umarmen und halb und ganz berauscht fiel einer über den andern her und taumelte allmählig mit der ersten besten Schöne, die ihm in diesem jubelnden Wirrwarr zu Theil ward, ins Nebenzimmer, bei der dampfenden Punschbole sich nüchtern zu trinken.

Hier entblödete sich nun keiner, auf die üppigste Weise am Busen seiner Schöne zu schwelgen und in den unverschämtesten Ausdrücken mit ihr zu kosen, und keine dieser Venuspriesterinnen verweigerte dem von ihrem Arm umschlungenen Buhlen die unanständigsten Manipulationen. Halstuch, Busenflor und Kopfzeug flogen allmählig über Bord und ehe man sichs versah saßen die wollüstigen Dirnen halb

nackend da und trugen ihre mehr oder weniger blühenden Reize den verliebten Gecken feil.

In dieſer Stellung erhoben ſie ſich dann mit einem Male von ihren Plätzen, faßten mit der einen Hand ein brennendes Wachslicht, mit der andern den vollen Becher, erhoben ein lautes Jubelgeſchrei, jagten ſich um die Runde her, neckten, zupften und rauften einander und fingen an, in wollüſtigen Gruppen zu ſpringen und zu tanzen und in ausſchweifenden Gebehrden und Figurationen es einander zuvorzuthun. Das gab dann den alten Leckern ein Auge und Herz ergötzendes Schauſpiel; ſie lachten aus vollen Hälſen und fühlten ſich bald, mehr durch den wollüſtigen Anblick der Bachantinnen ähnlichen Tänzerinnen, als durch den Geiſt erhizzender Getränke, ihrer Sinnen beraubt. Auf dieſe Art ſchwelgten ſie die ganze Nacht durch bis an den hellen Morgen, ehe ſie auseinander gingen und jeder in ſeiner Behauſung den Rauſch ausſchlief und in eben ſo wollüſtigen Träumen auf ſeinem Lager ſich wälzte, bis die gewöhnliche Stunde ihn weckte, dieſem Feſte von neuem

beizuwohnen, das gewöhnlich eine ganze Woche dauerte.

Ob Madam Allwart auch dabei eine Rolle spielte, mögen wir mit Gewißheit nicht behaupten, wenigstens zweifelte Thalheim daran sehr — und er hatte seine Gründe, obgleich Hoyer nicht abgeneigt war, seiner Vermuthung den Anstrich der Wahrheit zu geben. Indeß wurde es Thalheimen um so leichter, die Erzählung seines Freundes, die er in der That für eine bloße Fabel hielt, zu vergessen, je weniger derselben in der Allwartschen Familie gedacht wurde. Aber ein neuer Umstand ereignete sich, der ihn wohl hätte zurückziehen und seine Neigung und Anhänglichkeit an seine liebenswürdige Prinzipalin mindern, ja vielleicht gar unterdrücken können. Es war folgender.

Hoyer schrieb ihm nach Verlauf von einigen Wochen und bat ihn dringend und ernstlich, sich, wo möglich, von der berüchtigten Familie loszureißen, an die ihn der sonderbarste Zufall angekettet zu haben schien. „Die „Allwart, schrieb er, ist eine gemeine Buhler-

„rin, die die öffentlichen Häuser der Freude be-
„ſucht und ſich jedem, der ſein Scherflein ent-
„richtet, Preiß giebt. Ueberzeuge Dich ſelbſt!
„Wache über ihre Tritte und gieb beſonders
„Acht auf die Stunden, die ſie dem Umgange
„ihres Geſchlechts zu widmen vorgiebt. Im
„Hotel de .... wirſt Du ihr Bildniß fin-
„den u. ſ. w."

Thalheim ſtaunte nicht wenig über dieſe Herauslaſſung ſeines Freundes und hätte, im erſten Augenblicke, da er ſie las, mögen raſend werden. Er wußte nicht, was er denken und glauben ſollte und hätte lieber ſeinen Freund, der es doch ſo herzlich mit ihm meinte, einen Lügner, einen Verläumder geſcholten, indem er die Allwart einer ſolchen Selbſterniedrigung gar nicht fähig hielt; für ihre Tugend hätte er ſeinen Kopf verwettet. Seines Mißtrauens ohnerachtet, das er in die Worte ſeines Freundes ſetzte, ſiedelte ſich doch auch ein gegenſeitiges Mißtrauen bei ihm an. Er dachte, ob er gleich dieſen Brief ins Feuer geworfen hatte, um ihn ja nicht durch irgend einen Zufall, oder die mindeſte Unvorſichtigkeit, in die Hände ſei-

ner Geliebten kommen zu lassen, der Sache ernstlicher nach und ging mit der strengsten Vorsicht zu Werke. Aber eine Unpäßlichkeit, die ihn mehrere Tage an sein Zimmer fesselte, hielt ihn ab, seine Nachforschungen zu beginnen und sich von der Wahrheit dieser für Madam Allwart so ungünstigen Sache zu versichern.

Als er wieder hergestellt war, begann er mancherlei Versuche zu machen, über jeden ihrer Schritte ein wachsames Auge zu führen, Wächter auszustellen, Erkundigungen einzuziehen, zu fragen und die Domestiken, oder auch andere im Hause aus- und eingehende Personen durch Geschenke zu gewinnen und ihre Verschwiegenheit zu bestechen. Ja! er that sogar, je mehr sein Mißtrauen wachsen zu wollen schien, an sie selbst einige verfängliche Fragen und leitete das Gespräch oft, wenn er mit ihr allein war, auf solche Orte und Personen, die einer solchen Lebensart sich widmeten; aber alles war umsonst, die Maus ging nicht in die Falle.

Schon war er Willens, sich die ganze Geschichte aus den Gedanken zu schlagen; aber zufälliger Weise fügte es sich, daß er mit einem jungen Baron, den er erst kürzlich hatte kennen gelernt, auf dem Kaffeehause zusammen kam und von der schönen Allwart sprach, ohne daß jener um seine Verhältnisse zu ihr und ihrer Familie etwas wußte. Der brasche Jüngling, der sich auf sein Von etwas zu Gute that, äußerte ohne Zurückhaltung, daß er sie näher zu kennen wünsche, und wenn keine andere Gelegenheit sich ihm darbieten würde, im Hotel de .... ihre Bekanntschaft zu suchen. Das machte ihm von neuen aufsäßig und er beschloß endlich, was er bis jetzt immer noch aus andern Ursachen nicht hatte thun wollen, selbst dahin zu gehen, sich zu überzeugen und, nicht sowohl seinen Freund Lügen zu strafen, im Fall an der Sache nichts wäre, als vielmehr den unverschämten Baron eins ans Bein zu binden.

Er ging nach Hause; fand aber Madam Allwart bereits schon im Abendneglige' auf ihrem Zimmer und also für diesmal den Gang

ins Hotel unnöthig. Sie flog ihm beim Eintritt entgegen und fragte: Wo haben Sie umhergeſchwärmt? — faßte ſeine Hand und zog ihn neben ſich aufs Sopha nieder. — Was fehlt Ihnen, Thalheim? — Warum ſo mißmuthig? — Haben Sie Verdrüßlichkeiten gehabt?

Er zwang ſich, ſeinen Unwillen zu bergen, um nicht vor der Zeit laut zu werden und ſich ſelbſt die Unterſuchung zu erſchweren, oder wohl gar zu vereiteln, bat um Verzeihung und ſchützte Kopfweh als die Urſache ſeiner Uebellaune vor. Kein Wunder, wenn es ihm jetzt mehr, als jemals, im Kopfe herumging, da das, was ſein Freund ihm vertrauet hatte, ſich beſtätigen zu wollen ſchien. Den Baron geradezu zu fragen, wäre wohl Unvorſichtigkeit geweſen, indem er ſich ſelbſt dadurch würde verrathen und bewieſen haben, daß es ihm nicht gleichgültig wäre.

Madam Allwart ahndete nichts weniger, als die Urſache ſeines Mißmuths zu ſeyn und

gab ſich alle erſinnliche Mühe, ihn aufzuheitern; aber diesmal verſchwendete ſie ihre Künſte vergebens. Früher, als gewöhnlich, riß er ſich aus ihren Armen los und ging auf ſein Zimmer. Lange hatte er keine ſo ſchlafloſe Nacht gehabt, als dieſe. Er wünſchte in einer Minute mehr denn tauſendmal, in ſeinem glücklichen Wahne nicht geſtört worden zu ſeyn und hätte gern ſein ganzes Vermögen darum gegeben, wenn es möglich geweſen wäre, ſeine Ruhe damit zu erkaufen. Auch beim Frühſtück ließ er ſich des andern Tags mit Unpäßlichkeit entſchuldigen und war nicht vermögend, das fatale Gerücht, das ihm ſeine Geliebte in einem ſo widrigen Lichte darſtellte, aus den Gedanken zu bringen.

Spät erſt, da es ſchon Abend zu werden begann, warf er ſich in die Kleider und machte ſich auf dem Weg nach dem Hotel, nachdem er ſich zuvor hinlänglich mit Gelde verſehen hatte, indem er nicht ohne Grund vermuthete, daß dieſe Entdeckung mit Koſten verknüpft ſeyn würde, und Emilie Allwart, wenn ſie ja unter den Buhlſchweſtern dieſes

Hauses zu finden seyn sollte, gewiß obenan stehen und eine der vornehmsten seyn müßte, deren Bildniß man ihm nicht sogleich beim Eintritte vor die Augen stellen würde.

Seine Vermuthung war gegründet. Der Wirth, wie gewöhnlich, ein Mann, der ganz in sein Fach paßte, bewillkommte ihn mit der größten Artigkeit, ohne sich um seinen Stand und Namen zu kümmern, machte ihn mit der Einrichtung des Hauses bekannt, und führte ihn in einen schönen, geräumigen Saal. Hier zog er, nachdem Thalheim einen Gulden erlegt hatte, eine seidene Gardine auf und zeigte ihm das Bild der jüngsten Schwester, wie sie hier genannt wurden. Es war ein Mädchen von sechzehn Jahren, kaum entfaltet und doch schon gebrochen. Thalheim weilte einen Augenblick auf dem Bilde, bedauerte die Unglückliche und weihte ihr eine Thräne des Mitleids. — „Weg damit!" sagte er, erlegte einen zweiten Gulden und — der Wirth ließ die Gardine fallen und führte ihn zur nächsten Nachbarin. Auch ein schönes Gesicht, aber für ihn von keinem Interesse.

„Weiter! — Thalheim drückte seinem Führer einen dritten Gulden in die Hand und wahrlich! ein anderer hätte genug gehabt; denn das Bild der dritten versprach dem Wollüstling, was er suchte, zwiefach — Befriedigung; aber unserm Thalheim konnte es nichts gewähren. Er zahlte einen Gulden nach dem andern, ging von einem Bilde zum andern und zweifelte fast, hier zu finden, was das Gerücht auszustreuen sich erkühnt hatte; denn schon flog die achtzehnte Gardine aufwärts und er hatte noch nicht, was er suchte. Selbst der Wirth wunderte sich, so lieb ihm auch die schönen Gulden waren, über den Geschmack seines Gastes, dem nicht eins von den schönen Gesichtern gefallen zu wollen schien. „Nun sind wir bald durch, sagte der spashafte Mann — „noch zwei; wenn diese ihren Wünschen nicht entsprechen, so müssen wir wieder von vorn anfangen.

Ein schöner Trost für demjenigen, der in der Absicht hierher kommt, zu genießen und seinen Beutel schlotterig werden sieht, ohne Befriedigung zu finden. Unserm Thalheim

wäre es eben recht geweſen, wenn auch die letzten zwei ihm nicht dargeboten hätten, was er ſo ungern hier zu finden wünſchte. Mit Vergnügen hätte er auch für dieſe die Zahlung geleiſtet, gern ſeine Thorheit als ein Geheimniß in das Innere ſeiner Seele verſchloſſen, den Baron öffentlich als einen Verläumder beſchämt und ſeinem Freund Hoyer im Stillen des Gegentheils verſichert und gewarnt, zweideutigen Gerüchten nicht ſo unbedingten Glauben beizumeſſen. Aber Himmel! wie ſtaunte er, als ſein Führer die neunzehnte Gardine aufrollte, die ihm das Bild ſeiner Geliebten unter die Augen ſtellte.

Emilie, als ob ſie leibte und lebte!

„Ein ſchöner Name! ſagte Thalheim — Mädchen, oder Frau?

Sie iſt verheirathet, entgegnete der Wirth.

„Deſto beſſer!

Er weilte eine Minute in ſtiller Betrachtung auf dem Bilde, ſeufzte tief, biß ſich für Aerger in die Zähne und wurde leichenblaß. Er fühlte ſelbſt die Spuren ſeiner Veränderung und den Eindruck, den das Bild auf ihn machte; aber er warf, um ſich nicht zu verrathen, auch den

letzten Gulden hin und befahl dem Hotelier, die zwanzigste Gardine wegzunehmen. Ein Blick und — er wählte die vorhergehende.

„Diese da! sagte er und zählte den Preiß hin, der auf den Kopf dieser Buhlerin gesetzt war.

„Ich werde gleich nach ihr schicken, erwiederte der Wirth — und in funfzehen Minuten die Ehre haben, sie in Ihren Armen liegen zu sehen. Belieben Sie einstweilen, sich in dieses Zimmer zu verfügen.

Er öffnete eine Seitenthüre. Thalheim trat hinein und der Wirth besorgte die Herbeihohlung der Gewählten.

Jeder andere würde beim Eintritt in dieses Zimmer entzückt gewesen seyn und geglaubt haben, Götterwonnen zu genießen, so überaus wollüstig war der Vorschmack irdischer Freuden, die seiner hier warteten. Die Erfindungskunst des Wirths hatte nicht allein für die möglichste Bequemlichkeit der Liebenden gesorgt, sondern auch darauf gedacht, das Innere des ganzen Hauses sowohl als jedes einzelnen Gemachs, zu einen Pallast der Freude zu erheben und für den Vornehmsten, wie für den Geringsten zum

höchſten Genuſſe üppiger Wonnen einzurichten. Die Luft, die man hier athmete, war nicht betäubend, aber berauſchend und einladend und die Beleuchtung dem Zweck des Gemachs angemeſſen und ſo eingerichtet, daß ſie nach den verſchiedenen Temperamenten der Anweſenden mehr oder weniger glänzend, oder melancholiſch abgeändert werden konnte. Thalheimen war das gleichgültig. Er achtete weder das eine, noch das andere, warf ſich aufs Sopha, ohne die Elaſtizität zu bemerken, die den Sizzenden gleichſam auf und niederwogte und die Reize des Genuſſes ſchwelgender Liebe erhöhete.

„So iſt's denn doch wahr? begann er zu ſich ſelbſt — Emilie eine Buhlerin? — In dieſem Hauſe? — Das hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß ein Weib von ſolcher Erziehung, von ſolchen Grundſätzen bis zur Klaſſe gewöhnlicher Buhldirnen herabſinken könnte. — Ha! die Schlange — wie widerſprechend ſind ihre Handlungen ihren Worten, wie entehrend, wie ſo ganz unter ihrer Würde. Konnte ich das im Geringſten nur ahnden? — Wenn ich's auch ihrem Temperamente verzeihen wollte, das Befriedigung heiſcht, die der ſchläfrige

Allwart ihr nicht zu geben vermag, so machts doch ihrem Herzen und Verstande wenig Ehre. Sie schwur mir Freundschaft, versicherte mich ihrer Liebe; aber das war die schändlichste Lüge, die je ihrer Zunge entschlüpfte. Diese Klasse von Frauenzimmern hat eben so wenig Begriff, als Gefühl von dem, was man Liebe nennt; es ist nichts, als Wollust, Befriedigung heischender Naturtrieb, den jedes verstandlose Geschöpf mit ihnen gemein hat.

Er philosophirte noch eine ganze lange Weile, stand auf und setzte sich wieder und war unschlüssig, was er thun, ob er gehen, oder bleiben und ihre Ankunft erwarten sollte, oder nicht. Es wurde ihm bald heiß, bald kalt; alle seine Pulse schlugen unruhig wild durch einander, und große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. Zwei, dreimal war er im Begriffe, sich heimlich davon zu machen, um sie nicht in Verlegenheit zu setzen und zum Erröthen zu zwingen; aber er hatte eben so viel Gründe für das Gegentheil und kehrte, wie von einer geheimen Macht zurückgehalten, jedesmahl wieder um, ihr eine Strafpredigt zu halten und, wo möglich, sie vom Wege des

Lasters auf die Bahn der Tugend zurückzuweisen.

So auf den Wellen der Unschlüssigkeit sich wogend, warf er sich abermals aufs Sopha zurück, dachte dem Lauf der Dinge noch einmal ernstlich wieder nach und haderte mit sich selbst, daß er die Warnung seines Freundes so wenig geachtet, seinen Worten so wenig Zutrauen geschenkt und die Untersuchung nicht früher begonnen hatte. Es war ihm im höchsten Grade fatal, von einem dritten darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn. So aufgebracht war er noch nie gewesen, so hatte er das Gefühl des Zorns in sich noch nicht erregt befunden. Was wollte er ihr nicht alles sagen! — Mit Verachtung wollte er sie strafen, sich von ihr losreißen, alle Verbindung mit ihr aufheben; aber die Stimme der Liebe machte den Zorn schweigen und gebot ihm, sie nicht ungehört zu verdammen. Er kehrte zu einer mildern und für sie günstigern Stimmung zurück, in dem Augenblicke, da der Wirth die Thüre öffnete und mit den Worten: das ist eine seltene Kunde — Emilien hineinschob.

„Himmel! was seh' ich? — Thalheim! Sie hier? — Ehe hätte ich mir den Tod vermuthet.

So sprach Madam Allwart, als sie den Gast erblickte, der ihre Gegenwart verlangt zu haben schien. Sie erröthete und wäre gern wieder umgekehrt, wenns möglich gewesen wäre; aber der Wirth hatte die Thüre hinter ihr verschlossen und die Sohlen hingen ihr am Boden; sie stand, wie angefesselt. Thalheim reichte ihr die Hand.

„Wollen Sie nicht näher kommen?

„Thalheim! ich verdiene diesen Spott.

„Emilie! das hätt' ich mir auch nicht vermuthet.

„Wie kamen Sie hierher?

„Aus Zwang.

„Wer konnte Sie zwingen, als Ihr eigenes Wollen?

„Nicht immer ist das der Fall. Der Mensch ist Zeit und Umständen unterworfen und er sieht sich oft genöthiget, etwas zu thun, das nicht von ihm abhängt.

„Sind Sie allein?

„Allein!

„Und was gab Ihnen Veranlaſſung hierher zu gehen?

„Die unverſchämte Lügnerin Fama.

„Thalheim!

„Dieſe freche Verläumderin entblödete ſich nicht, auch Ihren Namen anzutaſten und Ihren guten Ruf in einem zweideutigen Lichte darzuſtellen.

„Was ſpricht man von mir?

„Fragen Sie Ihr Bildniß —

„Thalheim! ich bin in Ihren Augen tief geſunken.

„Emilie!

„Kann mich Ihr Herz verdammen?

„Was können Sie zu Ihrer Entſchuldigung dagegen ſprechen?

„Ich wiederhohle Ihre eigenen Worte: Der Menſch iſt der Zeit und den Umſtänden unterworfen.

„Wäre das hier der Fall?

„Glauben Sie, was Sie wollen, Thalheim! aber richten Sie nicht zu früh.

„Emilie!

„Wollen Sie mich hören?

„Was es auch ſeyn mag!

„Damals, als mein Bildniß in diesem Saale aufgehangen wurde, war mein Wille noch nicht frei; meine Mutter —

„Wie? — Ihre Mutter —

„Hatte dieses Haus in Pacht —

„Emilie! — Nun hab' ich schon genug! —

Er wollte ihr die Fortsetzung ihrer Geschichte ersparen; aber um sich ganz zu rechtfertigen, hielt sie es für nothwendig, ihn näher damit bekannt zu machen.

„Ich war damals sechzehn Jahr und galt für eine der ersten Schönheiten der Stadt. Bis dahin hatte ich eine Erziehung genossen, die dem Stande, den ich wählen mußte, angemessen war und kaum hatte ich die Jahre des Mannbarwerdens erreicht, so wurde ich wider meinen Willen in den Orden der hiesigen Freudenmädchen aufgenommen und eingekleidet. So wenig ich Anfangs auch dafür eingenommen war, so verstand man doch die Kunst, mir für die Süßigkeiten dieser Lebensart Geschmack beizubringen und die Gewohnheit wurde mir bald zur andern Natur. Meine Mutter setzte auf meine Reize einen hohen Preiß und versprach sich von ihnen einen ansehnlichen Gewinn; aber sie überlebte

ihre Hoffnung nicht. Ihr hatte ich kaum ein Jahr mit glänzenden Aussichten geschmeichelt, so überfiel sie eine tödtende Krankheit, die dreissig lange Wochen an ihrem Körper wüthete und sie allmählig verzehrte. Nun war ich eine Waise, ohne Vermögen, zum traurigsten Schicksale kaum aus ihren Keimen hervorgegangener Reize jungfräulicher Weiblichkeit bestimmt, an die Lebensart gewöhnt, aber doch, dem Himmel sei es Dank! noch nicht so ganz verdorben, daß ich mich nicht nach einer bessern gesehnt hätte. Ich hatte die meisten Anbeter und das Glück, nach einigen Jahren das Mitleid eines jungen Mannes rege zu machen, der sich sterblich in mich verliebt hatte, und keine Kosten, keinen Aufwand scheute, mich aus dem Käfich zu befreien. Allwart wurde mit dem Wirthe einig und zahlte für meine Freiheit eine ungeheuere Summe, die ich aber nie erfahren habe. Dieß mein Schicksal. Urtheilen Sie nun, Thalheim! ob ich Ihres Mitleids, oder Ihrer Verachtung werth bin.

„Emilie! darf ich Ihren Worten trauen, so verdienen Sie allerdings das erstere. Aber warum kaufte er nicht auch Ihr Bildniß?

„Das war unmöglich! — Sein halbes Vermögen hätte er darum gegeben; aber nach den Gesetzen dieses Hauses, das schon über hundert Jahr besteht, dürfen die Bildnisse beim Leben der Geweihten des Ordens nicht herabgenommen werden; dies bestimmt bloß der Augenblick ihres Todes.

„Sonderbar! — Wäre es aber nicht möglich gewesen, nach der Zeit dieses Haus zu meiden? — Hing das nicht von Ihrem Willen ab?

„Thalheim! — Greifen Sie mich nicht auf meiner schwachen Seite an!

„Emilie! —

„Sie kennen meinen Gemahl — er flieht meinen Umgang —

Thalheim hätte ihr noch manches entgegenstellen können; aber er schwieg aus Bescheidenheit; nahm auf ihre Tugenden Rücksicht und behandelte sie mit möglichster Schonung und Delikatesse. Zwar verachtete er sie nicht; aber seine Neigung zu ihr hatte einen gewaltigen Stoß erlitten und schien von dieser Zeit an nie wieder jenen Grad erreichen zu wollen, den sie zuvor behauptet hatte. Es war nur Freundschaft, nur Achtung, die er ihr schuldig zu seyn glaubte,

aber keine Liebe; denn diese konnte ihn um so weniger glücklich machen, je mehr der Gedanke ihn verfolgte: Emilie ist eine Buhlerin — wenn auch ihr Gemahl ihm nicht im Wege gestanden und sie ihm ihre Hand hätte zum ehelichen Bündnisse hingeben können.

Zwar mühte Madam Allwart sich aus allen Kräften, die Sache wieder ins Geleiß zu bringen und das vorige gute Vernehmen zwischen ihr und ihrem Geliebten herzustellen; aber umsonst. Das Weib, das unsern Thalheim einst glücklich machen sollte und konnte, mußte von einem unbescholtenen Rufe seyn. Dieser fehlte der schönen Allwart, so groß auch sonst ihre Tugend zu seyn schien, und das war ein irreparabler Verlust, ein Schandfleck, der durch ihr ganzes Leben hindurch ihr anklebte und sogar ihrem Gemahl, wo nicht allenthalben und öffentlich, wenigstens noch in seiner Familie zum steten Vorwurf gereichte.

Ihrer geistigen Vorzüge, ihres guten Herzens ohngeachtet, war ihr der Zutritt bei seinen Verwandten nie verstattet worden. Nie war man geneigt gewesen, ihr in dieser Hinsicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; man

schätzte sie bloß nach ihrer sonstigen, nicht nach ihrer jetzigen Lebensweise und begegnete ihr durchaus mit Verachtung und Stolz. Das war ihr nun Anfangs freilich wohl kränkend, ja, sogar beleidigend; aber sie vermochte nicht, wider den Strom zu schwimmen, ertrug ihr Schicksal mit Geduld, entschädigte sich an der Liebe und dem Umgange ihres Gemahls, und suchte allenthalben, sich selbst genug zu seyn.

Das war auch um so nothwendiger, je weniger Bekanntschaften sie in der ersten Zeit ihrer Ehe hatte, die ihrem Stande angemessen waren. Führte der Zufall eine ihrer Zeitgenossinnen und Ordensschwestern ihr in den Wurf, so mußte sie erröthen und sich schämen; wollte sie ihre Augen wegwenden und ihnen mit Geringschätzung, oder Verachtung begegnen, so mußte sie befürchten, unter ihrer Würde behandelt zu werden. Diese Unannehmlichkeit zu vermeiden hielt sie sich in den ersten Jahren ihres Ehestandes fast die ganze Zeit über zu Hause, dispensirte sich selbst, so viel als möglich, von den Verbindlichkeiten des Ordens der Freude und entschuldigte sich, so lange es geschehen konnte, mit Unpäßlichkeiten und häus-

lichen E.-schäften. Das machte nicht allein ih-
rem Karakter Ehre, sondern es verdrängte all-
mählig den üblen Ruf, der allenthalben ihr
olgte, wo nicht ganz, wenigstens doch zum
heil, erwarb ihr Freunde und Bekanntschaf-
en, die sich über jenes Vorurtheil hinwegsetz-
en und entfernte nach und nach diejenigen aus
ren Augen, deren Umgang ihrer Ehre nach-
eilig und gefährlich war.

Auf diese Weise geschah es denn, daß ihr
ildniß im Saale des Hotels in einem Zeit-
ume von fünf Jahren einen der obersten Plätze
eichte, indem von Zeit zu Zeit mehrere der
densschwestern abgingen, oder starben und
deren Stelle neue Mitglieder aufgenommen
rden, die die Aufmerksamkeit der dort aus-
eingehenden Mannspersonen auf sich zogen
, wie das in den Tempeln der Freude die-
Art gemeiniglich der Fall ist, die älterern
drängten; mithin kam sie auch seltener und
er seltener zu der Ehre, den auf ihren Al-
n Weihrauch Streuenden den Becher der
lust zu kredenzen, und es war in der That
ganz außerordentlicher Fall, daß sie nach
nger Zeit, wo sie gar nicht mehr daran

dachte und fast in die Vergessenheit gekommen zu seyn glauben mußte, sich aufgefordert sah, in dem Orden zu erscheinen.

Thalheims Anwesenheit überraschte sie und bei allem, was ihr heilig seyn konnte, versicherte sie ihn der Wahrheit dessen, was wir so eben unsern Lesern mitzutheilen für nöthig erachteten, um sie nicht in einem weniger vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen.

Ihre Einsamkeit gewährte ihr Stoff zum Nachdenken und Zeit, durch Lesung nützlicher Bücher ihren Verstand zu erweitern, ihr Herz zu bessern, und so ihrem Karakter diese glückliche Richtung zu geben, in der wir sie bisher zu schildern Gelegenheit fanden. Sie behauptete ihn würklich ihre ganze Lebenszeit hindurch in gleicher Maaße, vermochte aber doch nicht von den ihr anklebenden Makeln und daher entstehenden üblen Nachrede sich zu befreien.

Thalheim hatte sie nie gekannt, nie etwas von ihr gehört. In ihrem Garten sah er sie zum erstenmale; und hier lernte er sie von einer Seite kennen, die ihm Bewunderung abnöthigte. Um so mehr schien ihm ihre einstmalige Lebensart, die sie noch dazu gezwungen ergrei-

sen mußte, Mitleid und Verzeihung zu verdienen. Das offenherzige Geständniß, das sie hierüber ihm ablegte und ihre gegenwärtige Lebensart vermochten über ihn so viel, ihr beides nicht zu versagen. Mehr, als jemals, strebte Madam Allwart von dieser Zeit an, ihm auf möglichste Art gefällig zu seyn, seine Freundschaft auf die thätigste Weise zu erwiedern, seinen Mißmuth durch anständigen Scherz in Frohsinn zu verwandeln und in allem durch ein angenehmes Betragen und unbescholtenen Lebenswandel seinen Beifall und seine Achtung zu verdienen. Sollt' es ihr auch nicht gelingen, seine Liebe von neuem zu erhaschen, so wollte sie sich doch an jenen begnügen, so viel Ueberwindung und Selbstaufopferung ihr es auch kosten möchte. Sie versuchte alles, die vorigen Gefühle wieder in ihm zu wecken, aber alles Streben und Ringen war umsonst; Thalheim blieb unerschütterlich. Er that seine Pflicht, ersetzte seinen Zöglingen die Mängel ihres unwürdigen Vaters und suchte durch ununterbrochene Beschäftigung, anhaltenden Fleiß und Thätigkeit seinem Posten allenthalben Ehre zu machen und das Vergangene zu vergessen.

Mit äußerster Strenge gegen sich selbst vermied ers sogar, das Wörtchen Liebe über seine Zunge gehen zu lassen, um sich nicht von neuem den Kopf warm zu machen, das Herz zu beunruhigen und an Erfüllung seiner Pflicht zu behindern.

Thalheim hielt treulich Wort, so wenig ers auch vermeiden konnte, mit Madam Allwart in Gesellschaft zu seyn. Oft war er mit ihr allein und gerieth oft von neuem in Versuchung in die Schlingen der Liebe zu fallen; aber sein Schutzgeist waltete über ihm und warnte ihn zur rechten Zeit, auszubeugen, abzubrechen, oder das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu leiten. Hätte sie einen weniger edlen Karakter besessen, so würde sie vielleicht mit der ganzen Macht weiblicher Waffen über ihn hergefallen seyn und ihn zu besiegen, oder zu vertilgen gewußt haben; denn sie merkte es wohl, daß er ihr auszuweichen suchte. Aber ihre natürliche Sanftheit ließ es so weit nicht kommen. Mit Bescheidenheit zog sie sich, wenn der Fall eintrat, zurück, fühlte ihre Schwäche und suchte ihre Würde zu behaupten; dann erst, wenn sie allein war, nahm sie ihre

Zuflucht zu Thränen, ihrem Herzen Luft zu schaffen; Rache war ihr fremd.

Thalheim fand in der That jetzt fast mehr Ursache, sie zu schätzen, als zuvor. Ohnstreitig machte ihn die Liebe für manchen ihrer sonstigen wahren Vorzüge blind, den er bei kälterm Blute eher bemerkt und bewundert haben würde; aber diese stellte sich ihm nicht mehr in den Weg, denn er hatte sich mit Standhaftigkeit wider sie gewaffnet und ihre Ausfälle glücklich aus dem Felde zu schlagen gewußt. Demohngeachtet würde es ihm schwer geworden seyn, sich von dieser Familie loszureißen, in der er nun schon seit mehrern Monaten so viel Freundschaft und Achtung, so viel Gutes genossen hatte. Und doch konnte es so nicht bleiben! Die Stelle, die er bekleidete, mußte doch einmal ihre Endschaft erreichen — und was dann? — Zum Pädagogen war er von Haus aus nicht bestimmt, dazu hatte ihn nur der Zufall gemacht; und doch hatte er sich seit seinem Eintritte in diese Familie diesem Fache ganz gewidmet. Er sah sich selbst für einen gelehrten Zwitter an und widmete die zu seiner

Disposition ihm freigelassenen Stunden abwechselnd dem Studium der Pädagogik und der Rechtsgelehrsamkeit; der Fall mochte nun kommen, wie er wollte, so war er auf beides gefaßt. Aber der Fall kam ganz anders, ganz unvermuthet.

Kein Mensch im ganzen Hause dachte an die Bachanalien; Thalheim hatte sie ganz vergessen. Die Zeit trat ein, wo sie gefeiert werden sollten. Thalheim erschrack, als Herr Allwart ihn bei Tafel einlud und ihm andeutete, sich darauf gefaßt zu machen und in dreien Tagen dem Feste beizuwohnen. Abschlagen durfte ers nicht, denn das hätte der wunderliche Mann übel genommen; es war sein Lieblingsfest. Er wußte kein ander Mittel, sich aus der Verlegenheit zu reißen und der Versuchung zu entgehen, in die ihn Unmäßigkeit, Sittenlosigkeit und Unkeuschheit zu führen drohten, als Krankheit, die er jedoch absichtlich bis auf den Tag des Festeintritts versparte.

Abends vorher, als er in Gesellschaft gewesen war und die Ehre hatte, Madam All-

wart nach Hauſe zu führen, ereignete ſich der fatalſte Streich, der ihm in ſeinem Leben paſſiren konnte. Ein Menſch, den er nicht kannte, überfiel ihn, unter dem Vorwande: Er habe ihn geſtoßen. Das gab einen heftigen Wortwechſel und würde auf der Stelle zu Thätlichkeiten gekommen ſeyn, hätte nicht Madam Allwart ſelbſt zufälligerweiſe dem Spektakel ein Ende gemacht. Sie ſank für Schreck an Thalheims Seite nieder und nöthigte ihren Führer, nach Hülfe zu rufen, nicht, um ſich gegen ſeinen Angreifer, der auf das Herbeikommen einiger Menſchen die Flucht ergriff, zu vertheidigen, ſondern die Kranke nach Hauſe zu ſchaffen.

Ob es nun gleich ſchon ziemlich ſpät war, ſo erregte es doch Aufſtand und Thalheim hatte Mühe, ſeine Freundin, ohne weiteres Aufſehen zu machen, fortzubringen: Einige der zu Hülfe eilenden verfolgten den Störer öffentlicher Ruhe, konnten ihn aber nicht erreichen, denn er war über alle Berge; die übrigen verſammelten ſich um die Ohnmächtige, die Thalheim ſo eben aufzuheben

bemüht war, und halfen ihm, sie fortzutragen.

Die Ohnmacht ging zwar bald vorüber, denn er hatte sie augenblicklich beim Nachhausekommen aufs Bette geschafft und zu ihrer Wiederherstellung die erforderlichen Mittel angewendet, deren man sich bei solchen Fällen in der Geschwindigkeit zu bedienen pflegt; aber ihn bangte vor den Folgen: denn sie war äusserst matt und fast ihrer Besinnung nicht mächtig. Die Glieder zitterten ihr und fieberhafte Anfälle drohten ihrem Körper; sie war nicht vermögend, sich aufrecht zu halten und mit den Umstehenden ein Wort zu sprechen. Der Arzt mußte noch diesen Abend herbeigeholt werden.

Thalheim kam nicht von ihrer Seite. Niemand war geschäftiger, niemand um ihre Gesundheit besorgter, als er; mit eigener Hand reichte er ihr die nöthigen Medikamente, indeß Herr Allwart auf seinem Lager sich gütlich that und in süßen Träumen dem Erwachen des kommenden Tags entgegenschlum-

merte, deſſen Feierlichkeit ihm heute ungewöhnliche Beſchäftigung gewähret hatte, indem es von jeher ſeine Gewohnheit war, die dazu nöthigen Anſtalten ſelbſt zu treffen.

Thalheim glaubte nun nichts gewiſſer, als daß die Unpäßlichkeit ſeiner Freundin den Fortgang dieſes Feſts, wo nicht ganz hemmen, doch wenigſtens auf einige Zeit hinausſchieben würde und war in dieſer Hinſicht recht froh, durch den Zufall der Selbſtentſchuldigung überhoben und von dem Aerger, den ihm die Beiwohnung gewiß verurſacht haben würde, befreiet worden zu ſeyn. Auf der andern Seite aber wars ihm äuſſerſt verdrüßlich, ſeine Freundin leiden zu ſehen und die Urſache ihrer Leiden in ſich ſelbſt zu finden. Doch die Freude über das erſtere ſchwand eben ſo ſchnell, als die Beſorgniß des letztern.

Madam Allwart erhohlte ſich von der gehabten Alteration ſchneller, als man es vermuthete, und ſaß am darauf folgenden Morgen ſchon wieder auf dem Sopha an der Seite ihres geliebten Wärters. Sie dankte ihm mit

den lebhafteſten Ausdrücken ihres Gefühls für ſeine Theilnahme und thätige Beihülfe; Thalheim hingegen bat um Verzeihung, daß er die Urſache ihrer Schmerzen geweſen wäre und keins von beiden konnte und mochte ſichs leugnen, daß das nächtliche Ereigniß eine beſondere Würkung auf ſie gehabt hatte. Madam Allwart fühlte den Werth ihres Freundes in ſeiner ganzen Größe und ihre Verbindlichkeiten gegen ihn verdoppelt; Thalheim aber glaubte, die Wiederhergeſtellte noch nie ſo ſchön gefunden zu haben, als an dieſem Morgen, und fühlte ſich mehr, als jemals, nach ihr hingezogen und durch ihr holdes Grazien-Lächeln, durch den Silberton ihrer melodiſchen Stimme, durch das ſichtbare Arbeiten all' ihrer Nerven und Muskeln und durch den liebeflammenden Purpur ihrer Wangen an ihre Seite gefeſſelt. Beider Seelen ſtimmten im harmoniſchen Einklang höher und immer höher zum Lobe der Freundſchaft, ſegnend den Zufall, der ſie einander näher brachte, und den Moment, in dem zum erſtenmale ihre Blicke ſich begegneten. Unwillkührlich entſchlüpfte ihren Lippen das Wörtchen: Liebe—

deſſen ſich ihre Zunge ſeit jenem ärgerlichen tête à tête im Saale des Hotels zu enthalten befliſſen hatte, und ſie würden gewiß noch in der nemlichen Stunde ihr Seelenbündniß erneuert und durch den höchſten Genuß irdiſcher Wonnen, deren mit jedem Augenblicke mehr und immer mehr über ſie herabzuträufeln ſchienen, beſtätiget haben, wenn ſie nicht in dem Fortgange ihrer ſympathiſirenden, ſie mit ſich fortreißenden Gefühle aufs neue wären unterbrochen worden.

In den zärtlichſten Liebkoſungen, Küſſen und Umarmungen ſchwelgend, gingen ſie allbereits zum ſeligen Vergeſſen ihrer Exiſtenz hinüber und ſtanden faſt auf dem Punkt, die Feier der Liebe zu begehen, als die Zofe eintrat und Thalheimen die Anweſenheit eines Fremden meldete, der ihn zu ſprechen verlange und ihr auf dem Fuße folgte.

Die Ungeſtümheit des Fremden überraſchte ihn und würde jeden andern zum Zorn gereizt haben; denn es war auf jeden Fall un-

anſtändig und beleidigend, ſo geradezu herein zu geben. Thalheim ſtand auf, ging ihm entgegen und fragte: Was er an ihn habe?

„Einen Brief von dem Baron von Wildenſtamm: war die Antwort.

„Ha! eine Ausforderung — dachte Thalheim bei ſich ſelbſt, erbrach den Brief und las: Wie gedacht, ſo geſchehen!

„Mein Herr! —

Dies war der Inhalt:

„Sie haben mich geſtern Abend auf öf„fentlicher Straße beleidigt. Ich fordere „deshalb Satisfaction, die Sie mir zu „geben, als honnett' homme ſich nicht „entbrechen werden. Nachmittage um „drei Uhr ſprechen wir uns im Gaſthofe „zur wilden Gans auf den Degen; mit „oder ohne Sekundanten.

Baron von Wildenſtamm."

Er entfärbte ſich. Madam Allwart merkte bald die Urſache dieſer jähen Veränderung, fragte: Was es ſey? — riß ihm den Brief aus der Hand und las.

„Stellen müſſen Sie ſich, ſagte ſie, nachdem ſie geleſen hatte — ſonſt leidet Ihre Ehre; es wird doch den Hals nicht koſten?

Es erfolgte eine minutenlange Stille. Der Fremde bat um Gegenantwort und wurde mit der Verſicherung: Ich werde mich ſtellen — entlaſſen.

Thalheim und Madam Allwart ſahen einander lange ſchweigend an. Der Hammer ihrer Herzen ſchlug gewaltig und hörbar; beide vergaßen des Vergangenen und dachten ſich nur das Zukünftige.

„Thalheim! unterbrach die Letztere mit ſchwacher ängſtlicher Stimme das gegenſeitige Schweigen. — „Stellen müſſen Sie ſich; können Sie das Schlagen redreſſiren, deſto beſſer!

„Wie iſt das möglich? — Ich ſoll mich ſchlagen und habe niemanden beleidigt; bin nicht vielmehr ich der beleidigte Theil? —

Er hatte vollkommen recht; und es war ihm um ſo empfindlicher, unverſchuldeter Weiſe zur Verantwortung gezogen zu werden. Er war zwar ein guter Fechter und hatte nicht Urſache, ſich vor ſeinem Gegner zu fürchten; aber er wußte ja nicht, wie es ablaufen würde. Zwar hatte er für ſeine Perſon nichts zu verliehren, er mochte ſterben, oder ſiegen; aber die Liebe, die ſeit wenig Augenblicken erſt von neuem wieder in ſeinem Herzen Wohnung aufgeſchlagen hatte, erſchwerte ihm den Gang in den Gaſthof zum Zweikampf.

Lieber hätte er ſich überwunden, ein Zuſchauer der Bachanalien zu ſeyn, ſo ſehr auch dieſes Feſt ihm, nach den Begriffen, die er bereits davon hatte und ſich machen konnte, zuwider war. Doch es half nichts; um der leidigen Ehre willen mußte er ſich anſchicken, ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, oder wenn er glücklich davon käme, ſein zeitliches Wohl in

die Schanze zu ſchlagen. Mit ſchwerem Herzen verließ er das Zimmer der Geliebten und ging auf das ſeinige. Einige Minuten nachher folgte ihm der kleine Adolf, brachte ſein A B C Buch, hüpfte um ihn her und ſchrie: Aufſagen! Aufſagen, Thalheim! — Dieſer Anblick durchſchütterte ſein ganzes Weſen und wollte ihm vollends das Herz zerreißen. „Armer Junge! ſagt' er und nahm ihn auf den Schooß," — damit ich dir nur den Willen thue — vielleicht zum letztenmale!"

Nie war der Unterricht erbärmlicher geweſen, als diesmal. Wie konnte er aber auch in der gegenwärtigen Gemüthsſtimmung dazu aufgelegt ſeyn?

„Geh' zu deiner Mutter, Adolf! ſagt' er — „ich habe jetzt keine Zeit," — gab ihm einen Kuß und ſchob ihn zur Thüre hinaus.

Einige Minuten ging er unaufhaltſam mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb mit einem Male ſtehen, legte den Finger an den Mund und ſchien, ſich mit einem groſ-

ſen Gedanken zu beſchäftigen. Er ſeufzte tief, legte beide Hände auf den Rücken und ging ein paarmal hin und her. „Schlagen! begann er — warum ſchlagen? — Da muß etwas anderes zum Grunde liegen, Herr Baron! Die Urſache, geſtoßen zu haben, iſt zu unbedeutend und nicht wahrſcheinlich genug — und doch wüßte ich nicht aus welchem Grunde er ſich ſonſt ſollte an mir reiben wollen?“

Je mehr und ernſtlicher er der Sache nachdachte, deſto verdrüßlicher wurde ſie ihm. Es verging eine Stunde nach der andern und noch hatte er nicht daran gedacht, die nöthigen Verfügungen zu treffen, im Fall das Duell für ihn übel ablaufen und ihn außer Stand ſetzen ſollte, ſeine Wohnung wieder zu betreten.

Man rufte ihn zur Tafel; aber er ließ um Verzeihung bitten und ſich entſchuldigen, indem er noch dringende Briefe auf die Poſt zu beſorgen hätte.

Madam Allwart wußte es am beſten, wo ihn der Schuh drückte, verzieh ihm ſein Aus-

bleiben und ſchickte ihm das Mittagseſſen und eine Flaſche Wein auf ſein Zimmer.

Er verſuchte es, zu eſſen; aber es wollte ihm kein Biſſen ſchmecken. Jedoch von dem Weine nahm er einige Gläſer zu ſich, um ſich Muth zu trinken.

Es ſchlug zwei Uhr. Er ſetzte ſich und ſchrieb:

„Theure Emilie! Vertraute meines Geheimniſſes!

„Ob wir uns je wiederſehen, weiß nur „der Allwiſſende. In wenig Minuten geh' „ich zu der fatalen Expedition. Sollte ich „von dieſem Gange nicht wieder zurück„kommen, ſo ſetze ich Sie zur Erbin mei„nes unbedeutenden Vermögens ein, im „Fall ich ſterben ſollte; muß ich fliehen, „ſo werde ich Ihnen, wenn Zeit und Um„ſtände es erlauben, Nachricht von mei„nem Aufenthalte geben. Ihr Bild trag' „ich in meinem Herzen; ein zweites An„denken Ihrer Freundſchaft an meiner Hand,

„das allein mit meinem Leben vernichtet „werden kann. Hab' ich Sie beleidigt, so „bitte ich um Verzeihung. Lebend und „sterbend der

„Ihrige

„Ferdinand Thalheim."

Eben war er im Begriffe, den Brief zu siegeln als das Stubenmädchen der Madam Allwart die Thüre öffnete und auf Befehl ihrer Gebieterin ihn an den dritten Glockenschlag erinnerte und sich augenblicklich wieder entfernte.

Emilie läßt mich selbst mahnen, die Stunde meines Unsterns nicht zu verfehlen? — Was hat das zu bedeuten? — Mit diesen Worten kleidete er sich an, nahm Uhr und Börse, verschloß sein Büreau und ging.

Indem er die Thüre seines Zimmers verschloß und über den Saal gehen wollte, trat Madam Allwart ihm in den Weg und gab ihm schweigend bis an die Stiege das Geleite. Hier blieb sie stehen, drückte mit Inn-

brunst ihn an den hochklopfenden Busen und überdeckte ihn mit heißen, brennenden Küssen. „Zum letzten Male, sagte sie — Thalheim! — Gern hätte ich mir die Schmerzen des Abschieds erspart, aber es kann nicht seyn! Ohne Lebewohl! gesagt zu haben, dürfen Sie nicht fort.“ —

Thalheim stand, wie vom Blitz getroffen, zitterte am ganzen Leibe und glaubte, in die Erde zu sinken; in Emiliens Auge perlte eine Thräne.

„Hier! begann sie von neuem — nehmen Sie dies Wenige, Thalheim! — Weigern Sie sich nicht! — Ich bin doch die Ursache — Sie kommen, oder kommen nicht wieder, so behalten Sie es als ein Andenken meiner Liebe, die ich früher oder später mit ins Grab nehmen werde.

Mit diesen Worten drückte sie ihm ein versiegeltes Packetchen in die Hand, dessen Schwere und Gehalt er in diesem Augenblicke eben so wenig zu schätzen vermögend,

als zu unterſuchen geneigt war. D
Kuß und — ſie ließ ihn ſtehen un
den Saal zurück.

Er hatte vergeſſen, ihr den S
ſeiner Wohnung zu geben. Umkehr
und konnte er nicht, denn das h
den Hausleuten Aufſehen gemacht.
noch einen Augenblick, ſah unaufhö
der Thüre, durch die Emilie sein
entſchwunden war, als ob er noch
rer Rückkehr erwartete und — mit
Schlägen verkündete die Thurmgl
daß die dritte Stunde vorüber w
hüllte ſich in ſeinen Mantel und gi
Gaſthof.

Meyers Leihbibl

Ende des erſten Theils.

Noch einen
d floh in

chlüssel zu
en mochte
ätte unter
Er stand
erlich nach
en Augen
einmal ih-
dumpfen
locke ihm,
war. Er
ng in den

ior bek.

21183.

Meine Reisen

durch die

Palläste der Freude

und

Gemächer des Wohlseyns.

2539.

Gegenstück

zu den Reisen durch die

Höhlen des Unglücks, c;

von

K. H. SPIES.

IIr Band.

Reichs Comissions und Industrie Bureau.

1926 3206 N

Thalheim,

der Menſchen- und Vaterlandsfreund.

Zweyter Band.

Vergebens hoffte Madam Allwart auf die Rückkehr des Geliebten. Ihre muntere Laune ſchwand, als er zu Abend nicht bei Tafel erſchien und ſie hatte Mühe, ihre Verlegenheit nicht zu verrathen, da die Frage um die Urſache ſeiner Abweſenheit aufgeworfen wurde.

Sie hatte eine unruhige Nacht und wälzte ſich ſchlaflos, mit kraſſen Bildern erhitzter Phantaſie ihren Geiſt beſchäftigend, auf ihrem Lager umher. Erſt am folgenden Morgen erhielt ſie Bothſchaft von dem Verlauf des Duells — und mit dieſer zugleich den Schlüſſel zu Thalheims Zimmer. Sie ahnete das Schlimmſte, Tod — denn ſonſt wäre Thalheim gewiß am nämlichen Tage zurückgekommen, wenn es glücklich abgelaufen wäre — und ſchon machte ſie ſich darauf gefaßt, die traurige Nachricht von dem Tode ihres unglücklichen Freundes

zu lesen, erbrach den Brief und verschlang den Inhalt mit einer solchen Hast und Verwirrung, daß sie nicht wußte, was sie gelesen hatte und genöthiget war, noch einmal von vorn anzufangen. „Er lebt! Er lebt! rief sie mit enthusiastischer Freude aus, als sie zum zweitenmale ihn las, kehrte aber bald wieder zu ihrer vorigen Unruhe und Bestürzung zurück; denn seines Siegs ohngeachtet war Thalheim für die liebende Allwart verlohren.

Er mußte fliehen. Der Baron von Wildenflamm war tödtlich verwundet, man zweifelte an seinem Leben; das sagte der Bothschafter mündlich. Der Herr, der ihm Brief und Schlüssel gegeben, habe sich sogleich aufs Pferd gesetzt und die Flucht ergriffen; wohin? das war ihm unbekannt geblieben.

Das war nun freilich ein harter Schlag, der auch ihr mit den übelsten Folgen drohte. Krankheit war das Geringste, was sie befürchten mußte und würklich nicht ausblieb, denn die Alteration war zu heftig, zu anhaltend, sie vermochte sich so bald nicht wieder zu erhohlen

und mußte, wenn der Baron an ſeinen Wunden ſterben ſollte, ſicher die Erſte ſeyn, die wegen hinlänglichen Verdachts zur Verantwortung gezogen würde, indem ihr vertrauter Umgang mit dem Mörder deſſelben eine ſtadtkundige Sache war und die Vermuthung, daß ſie ihn unterſtützt habe und zur Flucht behülflich geweſen, veranlaßte.

Dieſer Gedanke nun, beſchäftigte ſie unaufhörlich, beunruhigte ihren Geiſt und verſchlimmerte ihre Krankheit ſehr, daß man faſt an ihrer Wiederherſtellung zweifelte, indem ein hizziges Fieber ihrer ſchönen Weiblichkeit Vernichtung drohte. Erſt nach einem Zeitraume von mehrern Wochen, binnen welchen ihr Leben oft an einem Faden hing, kehrte ſie zum völligen Bewußtſeyn zurück, konnte ſich von Zeit zu Zeit wohl außer dem Bette halten, durfte aber doch das Zimmer noch nicht verlaſſen.

Indeß beſchleunigte Thalheim ſeine Flucht und wählte die Wohnung ſeines Freundes Hoyer zu ſeinem Aufenthalte, wo er unentdeckt bleiben, und im Stillen, was das Schickſal

über ihn verhängen würde, abwarten konnte. So wenig dieſer auch jetzt ſeine Ankunft vermuthete ſo fühlte er ſich doch keineswegs dadurch überraſcht, indem er ihm ſchon längſt das Prognoſtikon geſtellt hatte, daß ſein Umgang mit der ſchönen Allwart von keiner langen Dauer ſeyn würde; daß er aber durch einen ſo unangenehmen Fall ſeine Endſchaft erreichen könnte, kam ihm zuvor nicht in die Gedanken. „Bruder! ſagt er, als ihm Thalheim die Urſache ſeiner jähen Trennung von der Allwartſchen Familie entdeckt hatte — „das hätte ich nicht gedacht, daß der vertraute Umgang dieſes Weibes dich in ſolche Verlegenheit ſetzen würde; vielmehr hätte ich Unbeſtändigkeit und Ueberdruß geahnet, die mit Liebſchaften dieſer Art gewöhnlich in Verbindung ſtehen.

Thalheim widerlegte ihm das Leztere ſo kräftig, daß er würklich eine vortheilhaftere Meinung von ihr zu hegen ſich nicht abgeneigt finden ließ, ſchilderte ihm ihre guten Seiten, ohne ihre Schwächen unberührt zu laſſen und wußte auf dieſe Art ſehr geſchickt ſeine Neigung zu ihr

zu entſchuldigen. Demohngeachtet fand es Hoyer doch dem Wohl ſeines Freundes zuträglicher, dieſen Umgang abgebrochen zu ſehen.

„Schlag Dir die Liebe zu dieſem Weibe aus den Gedanken, ſagte er — ſie wär nichts, als ein leichter Morgentraum, der bald vorüber fliegt und würde dich in der That weniger glücklich gemacht, vielmehr deine jugendliche Thätigkeit vor der Zeit eingeſchläfert und dich in den ſchönſten Jahren deiner Männlichkeit zum Greiſe umgeſchaffen haben; denn es giebt Weiber, die in ihren Forderungen unerſättlich ſind und — nimm mirs nicht übel! — in dieſer Klaſſe ſteht ohnſtreitig die Allwart obenan.

So dachte Hoyer und — er mochte wohl nicht ganz unrecht haben.

„Wie? fuhr er fort — wenn die Sache nicht ſo ſchlecht ſtünde, als Du denkſt? — Der Baron vielleicht nur ſchwer verwundet geweſen und wieder hergeſtellt wäre? —

„Sagt Dir das dein guter Genius? unterbrach ihn Thalheim.

„Ich habe so eine Ahnung — erwiederte Hoyer, zündete sich eine Pfeife Tabak an und sagte nach einer minutenlangen Pause mit seiner gewohnten Gelassenheit. „Es ist nichts Unmögliches, daß der Baron todt seyn kann; aber es ist mir nur nicht wahrscheinlich.

„Warum nicht?

„Weil Du das Jus besser im Kopfe hast, als den Degen in der Faust.

„Das ist die Folge nicht.

„Und doch! — Ich bin mehrmals bei solchen Gelegenheiten gewesen, selbst und als Sekundant; aber den Hals kostete es nie, wenn's auch noch so hitzig hergieng. Und ich denke, es wird wohl dasmal auch nicht so schlimm seyn.

Thalheim konnte in der That nichts eifriger wünschen, als eine solche Täuschung, und es

wurde ihm nicht ſchwer, Hoyern dahin zu vermögen, daß er an einen Freund nach * * * ſchreiben und ſich nach dem Verlaufe der Duellgeſchichte des Barons von Wildenſtamm deß Nähern erkundigen möchte. Indeß ſchwebte er zwiſchen Furcht und Hoffnung, und Hoyer, der ſeinen Freund von ganzem Herzen lieb hatte, hielt es in jedem Falle der Klugheit gemäß, ihm die Antwort, wenn ſie auch günſtig für ihn ausfallen ſollte, abſichtlich einige Zeitlang vorzuenthalten. Er glaubte, dadurch über ihn zu gewinnen und nach und nach die Liebe für ein Frauenzimmer, das doch aller Wahrſcheinlichkeit nach an ſeinem Unglücke Schuld war, aus ſeinem Herzen zu verdrängen.

Thalheim war nicht gewohnt, leichtſinnig zu denken. Das erleichterte Hoyern ſeine Arbeit. Durch vernünftige Gründe wußte er den Jüngling zu leiten und bald wieder zur Beſinnung zurückzubringen. Indeß arbeitete er ſtillſchweigend an einem Plane, der ihm Ehre machte und ganz auf das Wohl ſeines Freundes abzweckte; trat aber weder mit dieſem noch mit den wegen des Duells eingegangenen Rech-

richten eher hervor, als bis er mit jenem völlig zu Stande war und ließ seinen Freund absichtlich bei der Meinung, die ihm die Sache schlimmer vor Augen stellte, als sie war und der Angst seines Herzens Nahrung gewährte. Denn des Bewußtseyns, nicht vorsichtig gemordet zu haben, und der mannigfaltigen Zerstreuungen ohngeachtet, die er in dem Hause seines Freundes zu genießen Gelegenheit fand, verfolgte ihn doch der Gedanke: Mörder — allenthalben und vergällte ihm den Genuß der Freuden einer wahrhaft glücklichen Familie, die ihren Wohlstand mit Klugheit und Mäßigkeit benutzte und gern und willig mit andern theilte.

Gastfreundschaft zu üben, war eine Erbtugend der Hoyerschen Familie. Auguste, Hoyers Gattin, ein edles, braves Weib, das mit unermüdeter Thätigkeit jede Pflicht des weiblichen Standes erfüllte, kam zwar an äußerlicher Schönheit der reizenden Allwart nicht bei; aber sie hatte einen natürlich sanften Charakter; ihre Gefühle waren durch eine edlere zweckmäßige Erziehung reiner und geläuterter, ihre Tu-

gend feſter und ausdauernd. Sie brüſtete ſich nie mit ihrer Häuslichkeit, prahlte nie mit erborgter Gelehrſamkeit, ſchmückte ſich nie mit fremden Federn; ſanfter waren ihre Reize, einnehmend und entzückend ihr Betragen, ihre Unterhaltungen lehrreich. Das feſſelte Thalheimen an ihre Seite, und erſetzte ihm jeden Verluſt, den er Anfangs durch eine Trennung von einer ſo glänzenden Familie zu erleiden wähnte. Und wenn er nun die Sache vollends beim rechten Lichte betrachtete, ſo konnte er nicht anders, — ſein Herz hätte ſich auch noch ſo ſehr darwider ſträuben mögen, — er mußte ſeine Liebe für eine Thorheit erkennen, wenn er ſie ja nicht hätte wollen ſtraffällig und geſetzwidrig nennen. Verzeihlicher hätte er ſie wohl finden können, wäre Emilie Allwart kein Weib geweſen. Und geſetzt auch, ſie hätte ihre Liebe über lang oder kurz durch prieſterliche Einſegnung gültig machen können, wer bürgte ihm dann, daß ſie ihn dadurch auch glücklicher gemacht hätte? — Mußte er nicht vielmehr befürchten, Gleiches mit Gleichem vergolten zu ſehen, wenn ſie, ſeiner überdrüſſig, oder aus ungenügſamer Leidenſchaft einem un-

rechtlichen Schwelger ihre Reize Preis gegeben hätte?

Schon von dieſer Seite betrachtet, fand er hinlängliche Urſache, ſich mit ſeiner Liebe zu ihr weiter den Kopf nicht warm zu machen, noch weniger ſich in eine neue Liebſchaft einzulaſſen. Hierzu hatte er denn weit wichtigere Gründe, wäre auch Hoyers Gattin weniger feſt und ihrem Gatten treu geweſen. Wie undankbar würde er gegen ſeinen Freund gehandelt haben, dem er ſo viel Verbindlichkeiten ſchuldig war, wenn er Auguſtens Tugend in Verſuchung hätte führen wollen! — Wie wenig würde er auf der andern Seite die Freuden der Liebe zu genießen fähig geweſen ſeyn, der Gegenſtand derſelben hätte auch ſeyn mögen, wer er nur wollte, — da er noch immer wegen dem Leben und dem Tode des Barons von Wildenſtamm in Ungewißheit war, ſich von dem ſchauerlichen Gedanken: Mörder — verfolgt und vielleicht, wenn ſeine Muthmaſſung zur Gewißheit werden ſollte, genöthiget ſah, Freund und Vaterland zu verlaſſen und, unſtät und flüchtig, unter fremden Himmelszonen ſein Verbrechen abzubüßen.

Es vergiengen Tage und Wochen und er wußte immer noch nicht, woran er war. Selbſt durfte er die Feder nicht ergreifen um ſich wegen der auf das Duell wahrſcheinlich erfolgten Unterſuchung zu erkundigen. Mithin kein Wunder, wenn er Langeweile hatte und ſelbſt in den glänzendſten ſowohl, als unſchuldigſten Vergnügungen Eckel und Ueberdruß fand, ſo ſehr auch ſein Freund ihn bat, bei ihm zu bleiben und die Sache abzuwarten und Auguſte ſich alle Mühe gab, ihm ſeinen Aufenthalt in ihrem Hauſe angenehm zu machen.

Nichts konnte mehr ihn aufheitern. Seine frohe Laune war in Trübſinn verwandelt; er verſagte ſich den Genuß der ſchuldloſeſten Freuden und verläugnete ſich ſelbſt die edelſten Gefühle. Noch bemerkte das Hoyer zeitig genug und, um ihn nicht ganz zum Melancholikus umzuſtimmen, that er ihm den Vorſchlag, ein kleines Landguth zu beziehen, das in der Nähe der Stadt lag und er, Hoyer, vor Kurzem erſt von einem nahen Verwandten durch Erbſchaft überkommen hatte. Thalheim weigerte ſich zwar Anfangs um ſo mehr, da er nach vielfäl-

tiger Ueberlegung, ſich entſchloſſen hatte, das Haus ſeines Freundes zu verlaßen und im Auslande ſein Glück zu verſuchen; denn er wollte die Schuldenlaſt, die ihn drückte und ſeinem Herzen ſteten Kummer verurſachte, nicht noch mehr häufen — aber er mußte nachgeben; denn Auguſte beſtürmte ihn mit Bitten und Thränen und wußte ihm das Landleben mit ſo ſüßen Farben zu mahlen, daß er ein Herz von Stein hätte haben müſſen, wenn er den Rath ſeines Freundes nicht befolgt und Auguſtens Bitten kein Gehör gegeben hätte.

„Was wird, was kann es mir helfen? ſagte er zu Hoyern — Und wenn du alle Reichthümer der Welt über mich ausſchütten wollteſt, ſo ſteht es doch nicht in deiner Gewalt, mir die Ruhe wieder zu geben, die mich flieht.

„Was ſteht die Wette?

„Du nimmſt die Sache zu ſehr auf die leichte Achſel.

Bei Gott nicht, Bruder! — Sag't ich's nicht daß der Plunder von keiner Bedeutung ſeyn würde?

„Woher weißt du das?

„Den eingegangenen Nachrichten zufolge, iſt der Baron ziemlich wieder hergeſtellt.

Unbekümmert um den Namen des Verfaſſers, verſchlang Thalheim den Inhalt eines Briefs, den Hoyer ihm vorlegte. Er fühlte ſich wie neu gebohren, ſein Auge blickte freudiger umher, die Stirn begann ihm glätter zu werden und ruhiger rollte das Blut ihm durch die Adern hin. Demohnerachtet war er, wenn er auch auf dieſe Nachricht wieder nach * * * hätte zurück kehren wollen, vor der Unterſuchung nicht ſicher und er konnte und durfte ſchlechterdings ſeinen Willen nicht behaupten; denn Hoyer und ſeine Gattin unterließen nicht, ihn mit Bitten und Vorſtellungen zu beſtürmen. Noch am nämlichen Tage bezog er das Landhaus und es reute ihn im Geringſten nicht, den Rath und Willen ſeiner Freunde befolgt zu haben; denn hier fand er nicht nur Zerſtreuung und Aufheiterung mancher Art, ſondern ſogar vielfältige Gelegenheit thätig zu ſeyn und durch die edelſten Handlungen redende Beweiſe ſeines

menſchenfreundlichen Charakters von ſich zu ſtellen.

Sein neuer Aufenthalt war nichts weniger, als glänzend, aber deſto anziehender. Naive, ländliche Einfalt herrſchte allenthalben und war das Abzeichen des Charakters jeder Einheit, wie des Ganzen, den es gleichſam an der Stirne trug, wenn man von fernher dem Dörfchen ſich näherte, das am Abhange eines Berges in glücklicher Unbefangenheit ruhte und auf der andern Seite über bunte Wieſenteppiche zu einem lachenden Thale führte, das ſich weiter hin allmählig in eine rauhe, von furchtbaren, über den Bach herüberhangenden, Steinmaſſen beſchränkte Wildniß verlohr.

Dieſes herrliche, von Natur und Menſchenhänden ſo ſchön gebildete Gebäude, gewährte dem thätigen Geiſte unſers Thalheims mannigfaltige Beſchäftigung. Alles drängte ſich um ihn her, ſuchte ſeine Bekanntſchaft, fragte ihn um Rath und mühte ſich, ihm auf mancherley Weiſe gefällig zu ſeyn. Je-

dem Bewohner des Dörfchens war er ein willkommener Gaſt, ein belehrender Geſellſchafter, ein warnender Freund; der ganzen Gemeinde aber ein unentbehrliches Mitglied. Alles nannte ihn den Menſchenfreund; alles liebte und ehrte ihn um ſeiner Rechtſchaffenheit willen, die in jeder ſeiner Handlungen hervorleuchtete und um der Milde willen, mit der er ſich an ihren Zirkel anſchloß. Der Geiſtliche des Dorfs, ein herzensguter Mann, der mit möglichſter Strenge und Gewiſſenhaftigkeit ſeinem Amte vorſtand, aber zu ſehr am alten Herkommen und Gewohnheiten klebte, vermochte durch ſeinen polternden Religionseifer nicht, Ruhe und Einigkeit unter den Mitgliedern ſeiner Gemeinde zu handhaben; Thalheimen war das eine leichte Arbeit. Vernünftige Vorſtellungen, belehrende Zurechtweiſungen, die er mit einer ſanften, liebreichen Art, öffentlich, oder unter vier Augen, ihnen vorzutragen wußte, bewürkten mehr, als des ſiebenzigjährigen Kanzelredners tiefdurchdachte Strafpredigten.

Ob er nun gleich mitten in den rauhen Tagen des Winters dieſe neue Wohnung bezog,

die, hinter ſchneebedeckte Gebürge verbannt, zu einer ſo unangenehmen Jahreszeit eben nicht den reizendſten Anblick gewährte, ſo entſchädigte ſie ihn doch hinlänglich für die prachtvollen Zimmer, die er einſt im Allwartſchen Hauſe bewohnte. Einfach, aber im neueſten Geſchmacke möblirt, ſicherte ſie ihm alles, was er brauchte, mehr, als er bedurfte. Das ganze Eigenthum ſeines Freundes war ihm zur freien Diſpoſition überlaſſen; er ſah ſich wie in eine eigene Wirthſchaft verſetzt. Küche und Keller waren mit den Erzeugniſſen eines ſchönen Obſt- und Gemüſegartens reichlich gefüllt und die Ställe mit dem zur Haushaltung benöthigten Rind- Schaaf- und andern Vieh hinlänglich beſetzt.

Hoyer und Auguſte begleiteten ihn ſelbſt dahin, weilten einige Tage bei ihm und machten ihn mit den bedeutendſten Familien des Dorfs bekannt. Wir meinen nicht die reichſten und wohlhabendſten, ſondern, außer dem Pfarrer und Schulmeiſter, die bravſten und rechtſchaffenſten. Die Bekanntſchaften der übrigen erfolgten mittelbar durch jene von ſelbſt.

Der Umgang dieſer Menſchen gewährte ihm eben ſo viel Unterhaltung, als Stoff zum Thätigſeyn. Wenn ſie des Abends bei einem Kruge Bier in der kleinen Dorfſchenke beiſammen ſaßen, geſellte er ſich zu ihnen, miſchte ſich in ihre Geſpräche und ſchöpfte aus ihren Unterhaltungen den herrlichſten Unterricht über den Acker- und Feldbau, den er zu ſeiner Zeit zu benutzen gedachte. Dagegen theilte er ihnen in etwa vorwaltenden rechtlichen Streitfällen ſeine Meinung und Gutachten mit, entſchied mit allgemeinem Beifall und zur Zufriedenheit Aller dieſe und jene Zwiſtigkeit in weltlichen und geiſtlichen Dingen und erwarb ſich Zutrauen, Liebe und Anſehen und ſogar den Zunamen des klugen Mannes. So nannte ihn jeder, der ſeinen Namen nicht wußte, oder nicht zu behalten vermochte.

Er ſchied keinen Abend von ihnen, ohne von dem einen, oder dem andern, auf den kommenden Tag zum Mittagseſſen gebeten zu werden und der Winter entfloh ihm ſo ſchnell und ſo angenehm, daß er nichts ernſtlicher wünſchte, als ſeine ganze Lebenszeit hindurch

unter dieſen guten Menſchen zu wohnen, die ihn wie ihren Vater liebten.

Ihren Klagen und Beſchwerden, die ſie beſonders in Anſehung des Schulunterrichts der Jugend zu führen ſich veranlaßt fanden, abzuhelfen, war ſeine liebſte Beſchäftigung, welcher er den Winter hindurch einige Stunden täglich zu widmen, Gelegenheit und Muſe hatte. Was er nicht ganz abſchaffen, oder abändern konnte, das ſuchte er wenigſtens zu verbeſſern und dem edlen Zwecke der Erziehung und Menſchenbildung anpaſſender zu machen. Menſchenwohl war ſein einziger, alleiniger Gedanke. Dieſen verfolgte er ſo thätig, ſo unaufhaltſam, daß er faſt keinem andern Gedanken in ſeiner Seele Raum gab und nie noch ſo glücklich ſich fühlte, als jetzt, da keine thörichte Leidenſchaft mehr ſeinem Verſtande und der Ruhe ſeines Herzens Vernichtung drohte.

Zuweilen zwar dachte er der glanzvollen Tage, die er im Hauſe und an der Seite der ſchönen Allwart verlebt hatte, mit inniger Rührung, beſonders dann, wenn ein drei-

oder vierjähriger Knabe ihm in den Wurf kam und das Bild des kleinen Adolfs in seine Seele zurückrufte; aber er schauderte, wenn er im nächsten Moment sich das Thörichte und Widerrechtliche dieses vertrauten Umgangs dachte und riß sich mit Gewalt von dem Andenken desselben los, das in jedem Falle seiner Ruhe nachtheilig gewesen seyn würde, die doch, dem Himmel sey es Dank! durch sichere Nachrichten von der Wiedergenesung des Barons bereits wieder hergestellt war.

Niemand freute sich mehr, als Hoyer und seine liebenswürdige Gattin, daß auch die Krankheit ihres Freundes gehoben war. Ihn glücklich zu machen, war des redlichen Mannes eifrigstes Streben; er sann Tag und Nacht darauf, ihn, seinen Kenntnissen angemessen, hier oder da zu employren und dann durch eine vortheilhafte Heirath näher mit sich zu verbinden. Das war der Plan, mit dem er und Auguste die ganze Zeit daher schwanger giengen; aber fast hatte es den Anschein, als hätten sie sich umsonst bemüht, denn Wilhelmine, ihre Schwester, schien nicht geneigt zu seyn, sich

in den Stand der heiligen Ehe zu begeben und überdies mangelte es ja auch an Gelegenheiten, ihn sogleich angestellt zu sehen.

Indeß begann Thalheimen das Landleben immer behaglicher zu werden, je mehr die Natur sich dem Ziele ihres Winterschlummers näherte und allmählig ins Prachtgewand des blumenreichen Frühlings kleidete. Er dachte an nichts, als an seinen Feld und Gartenbau und an die praktische Ausübung seiner den Winter hindurch gesammelten theoretischen Kenntnisse und hatte keine Ohren, als man ihm unvermuthet den Vorschlag that, mit einem jungen Grafen einige Zeit auf Reisen zu gehen und sich dadurch den Weg zu höheren Ehrenstellen zu bahnen. Er glaubte, auch ohne Rang und Titel, als Privatmann Gutes stiften, seinen Nebenmenschen nützlich seyn und allenthalben Glück und Wonne um sich her verbreiten zu können. Den Namen des klugen Mannes hatte er sich bereits erworben; er wollte nun auch den des rechtlichen Mannes verdienen. Und dazu fand er den kleinen Würkungskreis, in dem er sich

erblickte, ſchicklicher, als die glänzenden Pallaſte der Großen, in welchen oft das ſchrecklichſte Elend ſich hinter die Maske der Freude verbürgt und den dürftigſten Hüttenbewohner um die kärgliche Mahlzeit beneidet, die ſein geringes Taglohn ihm nach gethaner Arbeit zu genießen erlaubt.

Bei dieſem Gedanken befand er ſich ſo wohl, daß auch nicht der geringſte Schmerz und Kummer ſeine Stirn in düſtere Falten legte. Er war immer beſchäftigt, immer thätig. Seine Wohnung wurde nicht leer; der eine kam, der andere ging; der hatte dies, der das zu fragen, zu berichtigen, zu übergeben, oder abzuhohlen und ſo gings einen Tag, wie den andern. Keiner ſeiner Klienten — ſo nannte er ſeine geliebten Dörfler — verlangten nur etwas unentgeldlich und bezahlten ihm ſeine Arbeit, wenns auch nur ein guter Rath war, doppelt und dreifach, je uneigennütziger er dabei zu Werke ging.

Zuſehends hatte er ſich in kurzem ein Kapitälchen geſammelt, das er in der That nicht

beſſer anzuwenden wußte, als durch eigenthümlichen Ankauf und hierzu beſtimmte er denn das Landguth ſeines Freundes, das er ſeit einiger Zeit bewohnt und bereits als ſein Eigenthum benutzt und verſchönert hatte. Heyer brachte ihm dieſes Opfer gern und willig dar, je weniger er es ſelbſt benutzen konnte und überlies es ihm käuflich unter den billigſten Bedingungen, die unter Freunden jemahls Statt finden konnten.

Von dieſer Zeit an widmete er ſich nun mit Leib und Seele dem Landleben. Mit Zuziehung eines erfahrnen Gärtners, der zugleich von Jugend auf beim Ackerbau auferzogen war, baute er ſeinen Garten und ſein Feld, machte mancherlei Entdeckungen, Verbeſſerungen und neue Erfindungen in der Behandlungsart der mannichfaltigen Erderzeugniſſe, der Felder, des Rind- und Schaafviehes und anderer zur Landwirthſchaft gehörigen Dinge und machte ſo glückliche Fortſchritte darinnen, daß er nicht nur vor allen den Vorzug behauptete, ſondern alle ſeine Unternehmungen geſegnet und durch eine reichliche

Erndte belohnt sah. Er hatte die ergiebigsten Felder, die fettesten Wiesen, die schönsten Kühe. Das erregte ihm nun freilich unter den gebohrnen Landleuten Neid und Mißgunst, je weiter er in seinen ökonomischen Versuchen und Spekulationen vorwärts ging, die sie Anfangs bloß für zufälliges Glück gehalten hatten, nach und nach aber wohl für die Erfindung eines denkenden Kopfs und den Ertrag seines Kunstfleißes erachteten. Einige suchten es ihm im Stillen abzugewinnen und nachzumachen; andere, die sich den Kopf nicht gern zerbrechen mochten, mühten sich, ihm das Geheimniß durch Fragen zu entlokken und waren so glücklich, auf die uneigennützigste Weise von ihm belehrt und klüger gemacht zu werden.

So wurde in einem Zeitraume von wenig Jahren das ganze Dörfchen in einen so blühenden Wohlstand versetzt, der in der That die umliegende Gegend zu einer der glücklichsten des Landes erhob. Es konnte selbst dem Ohr des Fürsten nicht verborgen bleiben, der ein besonderes Vergnügen darinnen fand,

nicht nur den Fleiß ſeiner Unterthanen durch ſich ſelbſt gekrönt zu ſehen, ſondern auch vorzüglich ſolche Subjekte, denen das Land, die ganze Menſchheit gemeinnützige Erfindungen zu danken hatte, auszuzeichnen und durch Ertheilung dieſes oder jenes Vorrechts, Befreiung von Abgaben u. dgl. zu belohnen.

Wer iſt der Mann, entſtand die Frage, der ſo menſchenfreundliche Entdeckungen und Verbeſſerungen beginnt? — Wer der Autor dieſer neuen Erfindung? — Thalheim — Thalheim, der kluge, rechtliche Mann, der Menſchen- und Vaterlandsfreund! Ihm verdankt dieſes Dorf und die umliegende Gegend ihr dermaliges Glück. — Dies war die Antwort! Und kaum hatte man bei Hofe den Namen dieſes thätigen, für das Wohl ſeiner Brüder ſich aufopfernden Mannes genannt, ſo faßte der Regent den Entſchluß, dieſes Muſter ſeiner Unterthanen perſönlich kennen zu lernen und ſtand, ehe ſichs Thalheim verſah, vor ihm.

Welche Ueberraſchung! — Thalheim in ſeinem Garten mit dem Spaden in der Hand und in bloßen Armen.

Laß dich nicht ſtören, ſagte der fürſtliche Gaſt, in deinem Fleiße, Mann!. den die Menſchheit vergöttern ſollte. Du haſt ſo viel Neues entdeckt und erfunden, ſo viel Gutes geſtiftet; bitte dir eine Gnade aus!

„Ew. Durchlaucht verzeihen —

„Ohne Umſtände Thalheim! — Warſt du es nicht, der die Nackenden kleidete, die ſich vor wenig Monden durch die verheerende Flamme ihrer Habſeligkeiten beraubt ſahen? — Oeffneteſt du nicht deinen Kornboden den Hungernden, die kein Brod hatten? — Gabſt du nicht von deinem Ueberfluſſe dem Dürftigern, der an deine Thüre klopfte? —

Der Fürſt ſprach noch lange und viel mit ihm und unabſichtlich erhöhte Thalheim durch ſeine Beſcheidenheit, was er gethan hatte und aus bloßer Menſchenpflicht gethan zu haben glaubte. Doch ehe wir in der Erzählung deſſen, was hierauf erfolgte, fortgehen können, müſſen wir den Faden der Geſchichte abbrechen und zuvor einiger Auftritte gedenken, die den Ruhm

dieſes menſchenfreundlichen Mannes erhöheten und immer mehr ausbreiteten und daher dem Leſer nicht unintereſſant ſeyn dürften.

Sehr oft ändert ein bloßer Zufall der Menſchen Geſinnung. Von ſeiner Krankheit völlig geheilt, hatte Thalheim nun ſchon zwei volle Jahre auf ſeinem Landgüthchen verlebt, ohne, weder zum Scherz, noch im Ernſte, an eine neue Liebſchaft zu denken, ſo viel Gelegenheiten auch ſich ihm darboten, auf dieſem Wege ſein Glück zu machen und ſeinen häuslichen Wohlſtand zu mehren. Hold lächelte ihm die Enkelin des alten Paſtors und drückte bedeutend ſeine Hand, wenn er, ihr zur Seite ſitzend mit dem ſiebenzigjährigen Greiſe koßte; aber er ſchien es nicht verſtehen zu wollen und ihr Betragen für bloße Freundſchaft zu nehmen. Der ſchönen Müllerstochter war er nicht gleichgültig; ein Mädchen von ſolchem Stande und Vermögen, wie Röschen Heimbach, war wohl eines beſſern Schickſals werth, als das Weib eines gemeinen Bauers zu werden und aus dieſem Grunde hinlänglich berechtiget, nach ihrer Neigung zu wählen; aber alle Bemühun-

gen waren fruchtlos, man mochte es ihm ans Herz legen, wie man wollte, er blieb kalt, unerschütterlich, alle Pfeile der Liebe prallten wie an der unerbittlichen Steinmasse eines himmelanstrebenden Felsen zurück.

Wilhelmine, Hoyers Schwägerin, war zwar seine Freundin, aber nicht seine Geliebte. Keins machte auf das andere einigen Anspruch und verunruhigte weder sich, noch das andere, durch eine voreilige Liebe, die ihren beiderseitigen Grundsätzen zuwider war und vielleicht ihrer Freundschaft nachtheilig gewesen seyn würde. Eine ernsthafte Prüfung, der sie fast unwillkührlich sich unterworfen sahen, konnte allein die Gefühle dieser Leidenschaft in ihnen erwecken, eins dem andern würdig machen und sie gegenseitig der unverbrüchlichsten Treue sichern, die eine Vereinigung auf Lebenszeit erheischt.

In solchen Verhältnissen nun lebte Thalheim mit dem ganzen weiblichen Geschlechte, befand sich wohl und sah im mindesten nicht die Ruhe seines Herzens getrübt, oder den Wohlstand seines Hauses geschmälert, vielmehr sich von

einem Tage zum andern mehr in den Stand geſetzt, wohlzuthun und den Lohn ſeines Fleiſſes und raſtloſen Thätigkeit zum Beſten ſeiner Mitmenſchen anzuwenden.

Verträglich mit ſeinen Nachbarn zu leben und unter ihnen Verträglichkeit zu ſtiften und zu handhaben, war der erſte Gedanke, den er zur Würklichkeit machte. Nicht genug, daß er in einigen Familien die bisher in Unfrieden gelebt hatten, Friede und Einigkeit einführte, prozeſſualiſche Streitigkeiten außergerichtlich ſchlichtete und durch die vortheilhafteſten Vergleiche beilegte und beendete; ſondern er wagte es ſogar, ſich auf die Stufen des Throns niederzuwerfen, Gnade dem Majeſtätsverbrecher zu erflehen und die härteſte Todesſtrafe in leidliches Gefängniß zu verwandeln. Er ſtürzte ſich zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen, verfocht die geſchmälerten Gerechtſame der letzteren, bekämpfte den Starrſinn ihrer Bedrücker und ſetzte ſie, ehe es Jemand ahnete, in Stand und Rechte ein.

So übernahm er als Sachwalter der Gemeinde, deren Mitglied er ſelbſt war, einen

Prozeß zwiſchen ihr und der Gerichtsherrſchaft, der ſeit vielen Jahren anhängig und von mehrern Rechtsgelehrten ſchon, aber ohne glücklichen Erfolg, war betrieben worden.

„Herr! ſagten die Aelteſten der Gemeinde. — Hundert Louisd'or geben wir Ihm zum beſten, wenn er uns und unſern Kindern unſer geraubtes Eigenthum wieder verſchafft. 'S hat der Gemeinde ſchon ſchweres Geld gekoſtet, das iſt wahr! aber noch einmal ſo viel ſetzen wir daran, wenn wir den Berg und den Garten wieder gewinnen können, den uns die alte Herrſchaft nahm.

Was viele Jahre gedauert und nicht hatte durchgeſetzt und erlangt werden können, das dauerte jetzt kaum ſo viel Wochen. Der Gerichtsherr war ein alter, im Dienſt des Mars grau gewordener Krieger, der alles mit Feuer und Schwerdt zu zwingen gedachte und ſeine Unterthanen mißhandeln zu können glaubte, wie die armen Grenadier, die er einſt kommandirte. Aber an Thalheimen fand er ſeinen Mann. Seine Flüche und Drohungen nicht

fürchtend und der gerechten Sache gewiß, behauptete dieser seinen Satz und ließ kein Mittel unversucht, den alten Eisenfresser dahin zu bringen, daß er Billigkeit für Recht ergehen lassen möchte. Sollte auch der erste Versuch mißlingen, dachte er bei sich selbst, so darf das doch den Muth nicht niederschlagen. Er hatte Truppen im Hinterhalte, die er anrücken lassen konnte, im Fall er ja nicht so glücklich gewesen wäre, seinem Gegner die schwache Seite abzugewinnen. Darauf war er am meisten bedacht und es gelang ihm.

„Die furchtbarsten Helden der Zeit waren nie so ganz, weder über die Menschheit erhaben, noch unter sie hinabgesunken, daß sie nicht einen reizbaren Fleck gehabt haben sollten, der ihrer Unüberwindlichkeit Grenzen gesetzt hätte. Wie? wenn dieß der Fall bei dem starrköpfigen Alten auch gewesen wäre? — Zwar war es Thalheims Sache nicht, je etwas durch weibliche Fürsprache für sich gewinnen zu wollen; aber hier kam das Interesse Anderer ins Spiel und es war ihm daher wohl zu verzeihen, wenn er eine Ausnahme von der Regel

machte, und seinen juristischen Gründen und Rednerpathos Hülfstruppen an die Seite stellte, die er allein aus der Hand der Frau Obristlieutenant Hochgräfl. Gnaden erwarten durfte.

Frau von Räuberschwerdt war eine Dame von vierzig Jahren, die aber, dem äußern Anschein nach, auf jegliches Recht ihrer jüngeren Zeitgenossinnen Prätension machte. Ihre Figur war nicht unangenehm, ihre Gesichtszüge Spuren entflohener Reize, in Vereinigung erborgten Teints aber täuschend, und im passenden Kontrast mit einem schönen, in blonden Locken über Stirn und Wangen spielenden Haupthaar. Ihr Auge sprach mehr, als ihre Zunge, und man fand sie mehr sitzend, als gehend, oder stehend.

Das alles kümmerte unsern Thalheim nicht. Er machte sich an Ihro Gnaden, küßte ihr die Hand und sprach einige Worte, die nicht auf dürres Land fielen. Einige unvernehmliche Laute zwischen den Zähnen lispelnd erwiederte sie die Höflichkeitsbezeugungen des jungen

Rechtskonsulenten, ohne von ihrer Stelle zu weichen, bat ihn, an ihrer Seite Platz zu nehmen und sicherte ihn durch einen bedeutenden Blick und tiefen, hörbaren Seufzer des errungenen Siegs.

Das war denn die Klippe, an der, hätte Thalheim den Wink nicht verstanden, eben so leicht das Schifflein rechtswissenschaftlicher Eloquenz scheitern konnte, als das der kriegerischen Hartherzigkeit in Trümmern zerfallen sollte und mußte. Aber auf einen Hieb fällt man ja doch den Baum nicht. Er mußte allein mit der Gnädigen sprechen und, so viel Ueberwindung es ihm auch kosten möchte, auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen, wenigstens zum Schein, ein kleines Liebesabentheuer beginnen.

Er mußte sich, so zu sagen, darauf erst vorbereiten, denn seit seiner Trennung von der schönen Emilie Allwart war er in dieser Wissenschaft gleichsam aus der Rutine gekommen. Was dort die Natur ihm an die Hand gab, mußte freilich im gegenwärtigen Falle

die Kunst ersetzen, mithin war das Unternehmen um so schwerer, da auch die persönlichen Verhältnisse mit denen seiner vorigen Liebschaft nicht in Glied und Reihe standen.

Eine Frist von zween Tagen, binnen welchen er wiederzukommen beschieden ward, gewährte ihm Zeit und Muße, die Rolle einzustudieren, die er zu spielen genöthiget war. Am dritten Morgen erschien er. Der Obristlieutenant war ausgeritten; das war eine gute Vorbedeutung, seine Abwesenheit mochte ein Werk des Zufalls, oder absichtlich veranlaßt worden seyn.

Ihro Gnaden bewillkommten ihren Gast, wie gewöhnlich, sitzend, aber nicht an der Toilette; diese pflegte, aus gegründeten Ursachen, so früh, als möglich, und oft bei verschlossenen Thüren abgethan zu werden. Selbst die Zofe hatte, so lange die Gnädige mit ihrem Spiegel sprach, dabei nichts zu verrichten und Besuche wurden während der, dem Dienst derselben gewidmeten, Stunde nicht angenommen.

Wie hätte auch Thalheim seine Absicht erreichen können, wenn er früher gekommen

wäre und die Menschheit im Negligé überrascht hätte? — Das wäre ein verteufelter Streich gewesen! Er würde seine Rolle schlecht gespielt und sich genöthiget gesehen haben unverrichteter Sache wieder fortzugehen. Aber das Glück war ihm hold und ein guter Genius waltete über dem Altar, an dem die edle Dame der weiblichen Eitelkeit ihr Morgenopfer brachte und setzte mehr, als gewöhnlich, die zarten Finger in Bewegung. Schneller, ungekünstelter und zweckmäßiger kräuselten die blonden Locken über Stirn und Auge sich, leichter glitt der Pinsel über die Wangen und haltbarer haftete der täuschende Karmin. Alles natürliche Folge des mächtigen Eindrucks, den die schöne männliche Figur des jungen Rechtsgelehrten auf Herz und Auge der hochgräfl. Schutzgöttin machte, die sich nicht entbrach, ihren Stand zu vergessen und sich zu einem bürgerlichen Adonis herabzulassen.

Frau von Räuberschwerdt war völlig angekleidet und in den Stand gesetzt, ihren Besuch zu empfangen. Absichtlich hatte sie, das Ziel ihrer Eroberung zu verfolgen, Puz und Kleid-

dung so gewählt und geordnet, daß keiner der übrigen Reize dem Auge des liebgewonnenen Jünglings verborgen bleiben konnte, ohne in den Fehler der Koketterie zu verfallen.

Sie saß auf dem Sopha, hörte schweigend die Entschuldigung des Eintretenden, der sich auf ihre eigene Einladung berufte, än, streifelte die Handschuh über und reichte ihm die entblößte Rechte zum Kusse dar.

„Nehmen sie Platz! war alles, was sie im ersten Augenblicke erwiederte, so sehr sie sich auch darauf vorbereitet zu haben glaubte und Thalheim wußte lange nicht, ob er ihr Benehmen für Ahnenstolz, oder angebohrne Einfalt schätzen sollte. Im Grunde wars keins von beiden. Es war vielmehr Nothwendigkeit, sich gegen fremde, ihr noch unbekannte Personen des vielen Sprechens zu enthalten. Ja und Nein! waren ihre gewöhnlichen Repliken; viele Buchstaben wurden ihr äußerst schwer, mithin viele Worte sogar auszusprechen ganz unmöglich und sie mußte sich Gewalt anthun, ihre Schwäche durch üble Gebehrden und Verzerrungen des Ge-

sichts nicht zu sehr zu verrathen. Doch das alles that zur Sache nichts. Sie führte dessen ohngeachtet das Regiment und würde, wenn es ihre körperlichen Umstände zugelassen hätten, ein wahrer Haus- und Wirthschaftsteufel gewesen seyn; gegen fremde Personen aber war ihr Betragen artig, gefällig, herablaßend und es fehlte übrigens eben so wenig an üppigen Gefühlen, als an Lust und Liebe erweckenden Reizen, wenn man sie bloß sitzend betrachtete und auf den untern Theil ihres Körpers, der für die Bürde des oberen zu schwach war, keine Rücksicht nahm.

Der Blick ihres Auges war schmachtend, blaßrothe Lippen formirten den niedlichsten Mund, mit dem Kinn und Nase im richtigsten Verhältniß standen Schulter, Hals und Busen voll und rund gewölbt und durch einen passenden, geschmackvollen Anzug erhöhet, fesselnd und einladend. Wärs um's bloße Ansehn zu thun gewesen, so hätte man diese Figur zu bewundern hinlängliche Ursache gehabt; sobald aber ihr Mund zum Sprechen sich öfnete, der zwo Reihen der schönsten Zähne, weiß, wie

Alabaſter, deckte, ſo verlohr das Ganze und man ſtaunte, an ihr dieſen Mangel zu finden, der ſie faſt unleidlich gemacht haben würde, hätte ſie nicht gewußt, denſelben auf andere Weiſe zu erſetzen und überſehbar zu machen.

Auch Thalheim überſah ihr gern und um ſo lieber, je mehr er ſich von der Huldigung ihrer Reize verſprach und war, als der Obriſtlieutenant eintrat, in ſeinen Anträgen und Forderungen ſchon ſo weit gekommen, daß es weiter nichts bedurfte, als den Zuſagungen und Verſprechungen Ihrer hochgräflichen Gnaden durch die Einwilligung und Beſtätigung ihres Gemahls rechtliche Gültigkeit zu verſchaffen. Das konnte nun freilich nicht ſo mit eins geſchehen; das mußte in weitere Ueberlegung genommen werden. Denn es fanden ſich hier und da Schwierigkeiten, welche genau erörtert werden mußten und Bedingungen veranlaßten, deren Erfüllung der petirenden Gemeinde oblag, ehe und bevor ihr Geſuch Statt finden konnte.

Das verurſachte denn Aufenthalt und feſſelte Thalheimen mehrere Tage an das Haus der

Hochadelich Räuberschwerdtschen Familie und an die Seite der gnädigen Frau Obristlieutenantin, die ihren Gast von Tage zu Tage mehr begünstigte und die meisten streitigen Punkte, auf welchen der gnädige Starrkopf stehen-bleiben zu wollen schien, entweder geradezu, oder wenigstens interveniendo durch einen Machtblick zum Vortheil ihres Günstlings entschied. Thalheim nahm sich von diesen allen gehörige Notiz und leistete gegenseitig das Versprechen, seine Machtgeber zur Erfüllung der ihnen vorzulegenden Bedingungen zu veranlassen und beendete auf diese Weise einen Streit, der seit undenklichen Jahren die Feder der Advokaten und Urtelsverfasser beschäftiget und unzählige Kosten verursacht hatte, zur Zufriedenheit beider Theile.

Während dieser Verhandlungen nun spielte Thalheim in den übrigen Stunden, die man der Erholung und dem Vergnügen widmete, den Freund und Gesellschafter des gnädigen Herrn, so wie den Liebhaber der gnädigen Frau. Den erstern begleitete er zuweilen, wenn er spazieren ritt, seine Fluren und Felder zu beso-

hen, oder wenn er auf die Jagd gieng; dieser hingegen leistete er Gesellschaft beim Frühstück unterhielt sie sehr angenehm durch ihre Lieblingslektüre, Bretspiel u. dgl. schmeichelte ihrer Eitelkeit und schien ihre Mängel immer weniger zu bemerken und sich immer mehr an sie zu gewöhnen. Dafür regalirte ihn denn die Gnädige mit ihrem hochadelichen Wohlwollen und schüttete, wenn sie mit ihm allein war, das Füllhorn ihrer Huld und Gnade über ihn aus. Doch blieb es immer nur bei zärtlichen Ergießungen des Herzens, von schwelgenden Küssen und liebelnden Umarmungen begleitet, die, anstatt ihnen den Weg zum höchsten Genusse zu bahnen, gewöhnlich nur mit schalkhaft bübelnden Blicken und sanften Händedrücken abwechselnd, fast jedesmahl sich in Seufzern und Wünschen ohne Befriedigung verlohren; indem es, obgleich aus verschiedenen Gründen, beiden Theilen an dem zum höchsten Genusse irdischer Wonnen benöthigten Feuer mangelte, Thalheim bloß zum Schein den Liebhaber spielte und daher immer ein wachsames Auge über sich selbst führte, aus dem Scherze keinen Ernst zu machen und in lodernde Flammen auszubre-

chen, Frau von Räuberschwerdt hingegen, ihre eigene Schwäche fühlend, über sich selbst erschrack, wenn sie in der Schäferstunde wonnigstem Augenblicke sich auf der strudelnden Meereshöhe sinnlicher Lüste hin und her wogte, auf der Tausende ihres Geschlechts, Himmel und Erde vergeßend, geben und nehmen was ihr zu spenden und zu empfangen, von der Natur versagt war. Schweigend und mit ernstem, tief zur Erde gesenktem Blicke kehrte sie dann in sich, ruderte langsam und unbefriedigt ans Land der Besinnung zurück und entwand sich mit einem hörbaren Seufzer der sirenenartigen Umarmung der Liebe, die ohne Barmherzigkeit dann ihre Blöße aufgedeckt und sie schamroth gemacht haben würde.

Auffallend war es und mußte es nothwendig dem kühnen Schwelger seyn, der blos aus politischen Ursachen seine Schmeicheleyen und Liebkosungen an ihr verschwendete. Aber er war um so nachsichtiger, je weniger es ihm im Ernste darum zu thun war, sich seiner Huldin durch eine förmliche Liebschaft verbindlich zu machen, deren er sich bloß zur Motive bediente und

dachte nur flüchtig und mit kaltem Blute der Urſache ihrer jähen Herabſtimmung nach. Zu jeder andern Zeit und unter andern Umſtänden würde es ihm weniger gleichgültig geweſen ſeyn, den Becher der Liebe bloß an den Mund geſetzt und ihn nicht ausgeſchlürft zu haben.

War es wirklich Naturfehler? — Oder ſtrauchelnde, zur Beſinnung rückkehrende und ſich ſelbſt wiederaufhelfende Tugend? — Das ſind wir, um der weiblichen Delikateſſe willen, zu unterſuchen eben ſo wenig geneigt, als berechtiget und überlaſſen es der leſenden Willkühr, über dieſe Szene einen Vorhang zu werfen und ſich zu denken, was man will. Kurz! Thalheim ſchätzte aus mancherlei Urſachen die unglückliche Gemahlin des alten hartherzigen Kriegers, denn ſie hatte keinen unedlen Karakter und war in weiblichen Arbeiten nicht ungeſchickt; aber er bemitleidete ihren Zuſtand, indem er aus allem ſchlieſſen und abnehmen konnte, daß ſie ihrer Wohlhabenheit ohngeachtet keineswegs unter die Glücklicheren ihres Geſchlechts zu zählen und in ſich ſelbſt Befriedi-

gung zu ſuchen genöthiget war. Ihre gewöhnliche Geſellſchaft war ihre Zofe, der Obriſtlieutenant ſchwärmte oft zu ganzen langen Wochen außer dem Hauſe umher und es war daher kein Wunder wenn eine ſo ſeltene Erſcheinung ſie nach dem Genuſſe einer ungewohnten Speiſe lüſtern machte, die ſo lieblich ihr in die Naſe dampfte und doch für ihren Gaumen ſo ungenießbar war.

Dem ſei indeß, wie ihm wolle, Thalheim hatte ſeine Rolle gut geſpielt und ſeinen Zweck glücklich erreicht. Die von dem Obriſtlieutenant, als Guths- und Gerichtsherrn, geforderten Bedingungen waren durch ſeine Vermittelung inſofern ſie nicht ſogleich erfüllt werden konnten, von der Gemeinde wenigſtens acceptirt und ſomit dieſe langwierige Streitſache ohne fernere prozeſſualiſche Weitläuftigkeiten und Koſtenhäufung beigelegt und verglichen worden, daß es an weiter nichts fehlte, als an gerichtlicher Beſtätigung der ausgeſtellten Vergleichsurkunde.

Die Sache wäre vielleicht nicht ſo bald geſchlichtet worden, hätte ſich nicht die Liebe ins Spiel gemiſcht. Der Obriſtlieutenant war

mit dem Vergleiche nicht unzufrieden, denn er bekam dadurch Geld in die Hände, das ihm auch diesmal nicht zur ungelegenen Zeit kam, da er dessen immer bedurfte; und er würde vielleicht nicht so bald sich zum Ziele gelegt haben, hätte nicht gegenseitig Thalheim sich auch billig finden lassen und Ihro Hochgräfl. Gnaden, die Frau Obristlieutenantin, zwischen beiden innen gestanden und der Sache den Ausschlag gegeben.

Zwar hätte sie ihrer Seits gewünscht, diesen Vergleich nicht so bald zu Stande gebracht zu sehen, um sich noch länger an der Gegenwart des jungen Rechtskonsulenten zu vergnügen und an seinem Anblicke ihr Auge zu weiden und es war ihr in der That schmerzhaft, sich von ihm trennen zu müssen, denn er war ihr in einem Zeitraume von dreimal sieben Tagen würklich ein fast unentbehrlicher Gesellschafter geworden; doch sie hatte ja die Hoffnung, ihn über kurz oder lang wieder an ihrer Seite zu erblicken, da ihr Gemahl ihm Aufträge ertheilt hatte die seine Gegenwart nöthig machten. Mit dieser sich tröstend, gieng sie denn

zur Toilette, um sich auf die Abschiedsstunde vorzubereiten. Aber hier spielte ihr der Zufall zu guter Letzt noch einen verdammten Streich.

Thalheim kam am Tage seiner Abreise eine Stunde früher, als gewöhnlich, um Abschied zu nehmen. Kein Bedienter war im Vorzimmer, der ihn hätte melden und einführen, oder abweisen und wieder bestellen können, keine Zofe; er gieng geradezu und überraschte Ihro Gnaden in der kritischesten Lage — an der Toilette. Sie erschrack, denn sie hatte vergessen, die Thüre ihres Zimmers abzuschließen und war eben im Begriffe, das schöne, in künstliche Locken gekräuselte Haupthaar in Ordnung zu bringen und ihrem Gesichte anpassend zu machen. Sie vergaß sich, sah nach der Thüre und wollte aufstehen und hätte beinahe die ganze Haartour verlohren, wenn sie nicht mit beiden Händen darnach gegriffen hätte. Der Anblick war fast lächerlich, ging aber sogleich zur ernsthaftesten Scene über, denn die Gnädige wurde leichenblaß und sank ohne ein Wort sprechen zu können, in den Sessel zurück.

Thalheim ahnete eine Ohnmacht, sprang hinzu, ihr zu Hülfe zu eilen und wollte um Verzeihung bitten. Unwillkührlich stammelte sie ein paar unvernehmliche Laute und diese Bewegung ihres Mundes in der gegenwärtigen Lage gab ihm Aufschluß über Dinge, die er nie zu sehen und zu wissen gewünscht hätte. Er that einen flüchtigen Blick über die Toilette hin und eine Reihe falscher Zähne enthüllte ihm den Mangel der würklichen, den er bis jetzt noch nicht an ihr wahrgenommen hatte.

Diese Bemerkung machte einen sonderbaren Eindruck auf ihn; jedoch, da er nicht aus würklicher Neigung, sondern bloß um fremden Interesses willen ihren Reizen gehuldigt hatte und sein Herz nicht eigentlich ins Spiel verwickelt war, so wurde es ihm leicht, sich zu fassen. Er lehnte sie sanft rückwärts, rufte die Zofe, die außerdem um diese Zeit nichts bei ihrer Gebieterin zu thun hätte, übertrug ihr die Pflege der Kranken und entfernte sich, um ihr Zeit zu lassen, sich zu erhohlen und sie durch seine Gegenwart nicht schaamroth zu machen.

Er ging, den Obriſtlieutenant aufzuſuchen und von ihm Abſchied zu nehmen; mußte aber ſeine Abreiſe bis nach deſſen Nachhauſekunft verſparen. Dieſe erfolgte erſt um Mittag. Thalheim eilte, ſich ſo ſchnell, als möglich zu expediren, und fand ihn, wie er es wünſchte, allein. Frau von Räuberſchwerdt, die ſich durch den fatalen Streich, den ſie ihrer eigenen Unvorſichtigkeit Schuld geben mußte, beſchämt und ſogar faſt beleidigt zu fühlen glaubte, ließ ſich mit einer Unpäßlichkeit entſchuldigen die es ihr unmöglich machte, zur Tafel zu kommen und ſich ihrem Gaſte perſönlich zu empfehlen. Das war Thalheimen eine erwünſchte Bothſchaft, beſchleunigte ſeine Abreiſe und riß ihn aus der Verlegenheit, nochmals um Verzeihung zu bitten.

Der guten Aufnahme und Bewirthung die er hier genoſſen, ohngeachtet, wünſchte er ſich Glück, die Scene vom lezten Morgen nicht früher gehabt zu haben, dankte dem Schickſale den guten Ausgang ſeiner Verrichtung und kehrte, von den befriedigten Mitgliedern ſeines Dörfchens freundlich bewill-

kommt, herzlich begrüßt, mit Lobpreisungen, Dank- und Segenswünschen überschüttet, in seine Wohnung zurück, die, so einfach, still und einsam sie auch war, ihm doch gleich beim ersten Eintritt behaglicher zu seyn schien, als das prachtvolle Schloßgebäude des Obristlieutenants von Räuberschwerdt.

„Würdest du wohl so glücklich seyn, Thalheim! sagte er zu sich selbst, als er allein war und die Deputirten der Gemeinde ihm den für die gewünschte Beilegung jenes so langwierigen Prozesses ausgesetzten Preiß überbracht hatten — wenn Du dich an der Stelle des Obristlieutenants befändest, Schlösser und Burgen besäßest und Millionen kommandirtest? — Ich glaube, nein! — Was nützt dem Manne sein Reichthum, sein Glanz, sein Ansehen? — Kann und weiß er nur eins derselben auf irgend eine Weise zu benutzen? — Ist er nicht Sklav seiner Leidenschaften? — Wär' er wohl im Stande ihnen Befriedigung zu geben, hätte er sich nicht in die schönen Randdukaten eines für die höheren Freuden des Genusses der Liebe unfähigen Weibes vergafft,

das ihn, all seiner Häßlichkeit ohngeachtet, dennoch unter den Pantoffel zu zwingen wußte? — Gott! welch ein Weib — welcher Betrug! — Wie schön, wie blendend am Sopha! Wie häßlich, wie zurückscheuchend an der Toilette! — Wie angenehm, wie verführerisch im Umgange! wie heischend, wie einladend zum Genuß — und doch so unfähig, sich selbst die Befriedigung zu geben, die ihre gespannteren Gefühle heischen!"

Fast hätte diese Betrachtung seine zufriedene glückliche Laune herabgestimmt, seine bisherige Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht zu Eckel und Unwillen erhoben und den Gedanken: nie zu heirathen — ihm zur festen Idee gemacht. Allein die Rückerinnerung an die schöne Allwart und der auf dem Altar der Liebe ihm von ihr gespendeten Wonnen, noch mehr aber der gegenwärtige Umgang mit der Schwägerin seines Freundes Hoyer, der liebenswürdigen Wilhelmine, wehrte diesem Gedanken allmählig und erfüllte seine Seele mit schmeichelnden Hoffnungen, deren wohlthuende Strahlen sich ausbreiteten, wie die Strahlen des großen Weltlichts über den Erdball.

„Du bist noch jung — dachte er — und vielleicht, einen solchen Schatz zu heben, nicht würdig; Wilhelminens Besitz heischt einen höheren Grad von Männlichkeit und Erfahrung, der dem vier und zwanzigjährigen Jünglinge vielleicht noch mangeln dürfte. Ihn zu erreichen bedarf es noch mehr, als eines Jahreswechsels, mehr als einer edlen Handlung.“

Von diesem Gedanken beseelt, beschloß er dann, ununterbrochen die früheren Jahre seines thätigen Lebens dem Wohl der Menschheit zum Opfer darzubringen und allein auf diesem Wege sich des Besitzes einer Gattin würdig zu machen, die er mit ganzer Seele liebte, aber aus Delikatesse bloß als Freundin behandelte und mit einem unzeitigen Antrage um so weniger zu bestürmen wagte, je mehr ihn ihre Freundschaft und ihr ganzes Betragen sicher stellte, einst, wenn er das Ziel seines Strebens erreicht haben würde; durch eine nähere Verbindung mit ihr belohnt und glücklich zu werden.

Immer frei bleiben wollen, schien ihm nur halber Lebensgenuß zu seyn; und er hatte

nach unserer Meinung nicht unrecht. So viel Schönes, so viel Angenehmes auch der Stand des freien Mannes zu haben scheint, der bloß von sich selbst abhängt, alles, was er durch seinen Fleiß und Arbeit, oder andere Glücksumstände gewinnt, ganz allein für sich gewinnt, ohne es mit andern theilen zu müssen, so mangelt ihm doch das Wahre, das allein und einzig ihm den Genuß des Lebens versüßt und erhöhet, eine treue Gefährtin, die sich mit Wärme und Zärtlichkeit an ihn anschließt, ihm die Bürde erleichtert, die sein Stand ihm auflegt und die Stirn ihm glättet, wenn Sorgen und Geschäfte sie in düstere Falten ziehen.

Zwar hat, wie jeder Stand, auch der des ehelichen Bundes der Beschwerden viel und mancherlei, aber welch ein Unterschied zwischen einem eigenen und einem entlehnten Kapital, für das man Zinsen zahlen muß, indem jenes Zinsen trägt. Steht das Weib nicht in gleichem Verhältnisse? — Das Weib, das der Mann *sein* nennt, das nicht um seines eigenen Selbst willen, nicht um zu glänzen, Aufsehen zu machen und Anbeter an sich zu ziehen,

sondern um des Mannes willen, Hals und Busen schmückt, diesem durch Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit die Last seiner Schultern vielleicht um die Hälfte herabsetzt, ein solches Weib ist des Mannes Zierde, eine Krone auf seinem Haupte, ein zinsendes Kapital, das nur mit dem Tode aufhört; aber eine Buhlerin ist ein Blutigel, der seinen Wohlthäter aussaugt, ein undankbares, kaltes, fühlloses Geschöpf, das der Thorheit des Mannes lacht, den es durch seine verführerischen Reize blendete, unersättlich in seinen Forderungen, jene ihm nur so lange feil trägt, als er diese zu befriedigen im Stande ist und dann, wenn seine Kasse sich von selbst schließt, ihn einsam stehen läßt und einem neuen Käufer, der die zu Markte geführte Waare mit baarer Münze bezahlt, sich in die Arme wirft.

Ueberwiegender fand er dann immer die Waagschaale der erstern und nur dann die Meinung für den Stand des freien Mannes annehmlich und befolgbar, im Fall Wilhelmine sich nicht entschließen könnte, ihm ihre Hand zu geben, oder einen Andern derselben würdi-

ger erachten sollte. Doch sie war weniger haltbar und schwand, gleich einem flüchtigen Traume seiner Seele vorüber.

So verfolgte er denn in der schmeichelnden Erwartung, früher oder später in der Liebe dieser einzigen tief verehrten Freundin seines Herzens sein Glück zu finden, kühn seinen Weg, ging schlicht und gerade seinen Gang hin und trat einem Jeden frei und mit offener Stirne unter die Augen. Niemand konnte ihm etwas anhaben, niemand eine seiner Handlungen tadeln; Neid und Mißgunst gingen schleichend an seiner Seite vorüber und wagten es nicht, ihn anzutasten. Allenthalben nannte man ihn den Menschenfreund, den Retter der Unschuld, den Vertheidiger der Unterdrückten und Bedrängten. Sein Haus stand einem Jeden offen, wes Standes er auch war und kein Armer ging unbefriedigt von seiner Thüre hinweg.

Allenthalben fand er Gelegenheit, Gutes zu stiften und keine blieb von ihm unbenutzt. Das Mitleid und die Barmherzigkeit seiner

Nachbarn hatte er so in Beschlag zu nehmen gewußt, daß er nie eine Fehlbitte that, wenn er für die Versorgung und Verpflegung eines Kranken, einer betagten Wittwe, oder unerzogener elternloser Waisen flehte. Nirgends herrschte mehr Menschlichkeit, als hier, die man leider! heut zu Tage auf dem Lande selten zu Hause findet; kein Ort war für Ueberfällen räuberischer Horden, oder Eindringen andern liederlichen Gesindels sicherer, als dieses Dörfchen und kein Dorf mehr an Ordnung und Gleichstimmigkeit gewöhnt, keins für Unglücksfällen durch Feuer oder Wasser gesicherter, als das, in welchem der menschenfreundliche Thalheim seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Allenthalben war er alles in allem; bei allen Zusammenkünften führte er das Wort; was er sagte, das galt; was er ordnete, das wurde befolgt. Und wars ja einmal der Fall, daß nicht alle Köpfe unter einen Hut gebracht werden konnten, weil vielleicht einer, oder der Andere, sich weigerte, den erforderlichen Beitrag zu dieser oder jener gemeinnützigen Anstalt zu

geben, so drang er durch, machte Vorschuß, nahm auf seine Verantwortung, auf seine Kosten Arbeiter in Sold und ließ es darauf ankommen, ob man ihm den gemachten Vorschuß wieder erstatten würde, oder nicht. Oft fühlten sie sich beschämt und kamen, wenn sie den Nutzen eingesehen hatten, von selbst zu ihm, baten um Verzeihung und entrichteten freiwillig ihren Antheil.

Doch seine menschenfreundliche Thätigkeit, sein Bestreben, gemeinnützig zu seyn, erstreckte sich nicht bloß auf die kleine Gesellschaft, deren Mitglied er selbst war, sondern sie hatte Einfluß auf die ganze umliegende Gegend so daß viele Dorfschaften, die in ähnlichen Verhältnissen standen und gleiche Bedürfnisse hatten, dem ihnen gegebenen Beispiele folgten. Ueber viele Meilen her kamen Abgeordnete, sich bei ihm Raths zu erhohlen; so weit war bereits sein Ruf vorwärts gedrungen und auf diese Weise wirkte er mit außerordentlichem Glücke im Allgemeinen, wie im Einzelnen.

Hier dankte eine unglückliche, in Jammer und Elend schmachtende Familie ihm Rettung

und Leben und schwang sich durch seine Unterstützung wieder aus dem Staube empor. Dort betete für ihren Wohlthäter die verlaßene Wittwe eines Geistlichen, der zwanzig Jahre als Substitut umsonst auf den Tod seines Vorgängers gehofft hatte; und mit ihr fünf unerzogene Kinder. Hier verhalf er einem der Minderjährigkeit entronnenen, dem Geiz und Habsucht des Vormunds sein väterliches Erbe raubten, zu seinem Eigenthume. Dort verschafte er müssigen, arbeitslosen Menschen Beschäftigung und setzte sie in Thätigkeit und Unterhalt. Vater- und mutterlose Waisen wurden auf seine Kosten gekleidet, zur Schule gehalten und mit täglicher Nahrung versehen. Niemand war ihm zu klein, zu gering, den er nicht seines Beistandes, seiner Hülfe, wenigstens seines Mitleids werth geachtet hätte.

Einst, als er in der Abenddämmerung nach Hause kam, hörte er seithalben nach der Landstraße zu einen gewaltigen Lärm, ein Gemisch von Fluchen und Weinen männliche und weibliche Stimmen durch einander. Er gieng drauf los und je mehr er sich der Szene näherte, de-

ſto gewiſſer wurde die Vermuthung, daß Reiſende von Straßenräubern überfallen worden und mit ihnen in Handgemenge waren.

„Hebda! — Knechte! — Vorwärts! ſchrie er, als er noch einige Schritte von dem tumultuariſchen Ueberfalle entfernt war und, ſo viel die Dunkelheit der Nacht erlaubte, einen Wagen ſtehen ſah, der von Räubern angehalten und umringt war. Ohne ſich darum zu kümmern wie viel ihrer waren, ſprang er mitten darunter, ſchlug mit ſeinem Knotenſtocke um ſich her, wie ein wüthender Löwe und traf glücklich und zufälliger Weiſe den Stärkſten von ihnen ſo nachdrücklich aufs Haupt, daß er ohne Beſinnung zur Erde fiel und nicht aufzuſtehen vermochte. Dadurch gab er dem Kampfe den Ausſchlag und gewährte der leidenden Parthei, die aus dem Kutſcher und einem Bedienten beſtand, den Sieg. Beide waren zwar ein paar handfeſte Kerls, aber für die Zahl von fünf Räubern zu wenig und kaum im Stande, den Schlag am Wagen zu decken, auf den es die Räuber am meiſten abgeſehen hatten. Ihre Herrſchaft war eine Dame. Vom

Schrecke überwältigt lag sie in einer tödtenden Ohnmacht, die ihrem Leben drohte und die neben ihr sitzende Zofe weinte und jammerte und war nicht vermögend, sie ins Daseyn zurückzurufen.

Der Fall des Stärksten von der räuberischen Horde nöthigte die übrigen, die fast schon in Händen habende Beute fahren zu lassen und die Flucht zu ergreifen, denn Thalheims unvermuthetes Darzwischenkommen hatte den Kämpfenden treffliche Dienste geleistet, ihnen Luft gemacht und sie, ehe sie es ahndeten, in Freiheit gesetzt.

Der Zustand der leidenden Dame erlaubte keine heftige Erschütterung des schnellen Fahrens und verhinderte die Beschleunigung ihrer Reise. Sie mußten langsam fahren und, um einen wiederhohlten Ueberfall abzuwehren, giengen Thalheim und der Bediente dicht hinter dem Wagen her.

Aber dabei ließ es der Menschenfreund nicht bewenden, den Geretteten bloß das Ge-

leit zu geben und ſie bei ſtockfinſterer Nacht der Gefahr von neuem zu überlaſſen, ohne ihnen ſeine Wohnung zum Nachtquartier anzubieten, die ſie nach Verlauf von einer halben Stunde glücklich erreichten, binnen welcher die Dame wieder zu ſich gekommen war, die ſein Anerbieten um ſo weniger ausſchlug, je mehr ſie der Ruhe und Erhohlung bedurfte.

Dieſes Ereigniß nöthigte ihn dann, um der allgemeinen Sicherheit willen bei der Gemeinde und Obrigkeit Anzeige zu thun und auf Verdoppelung der Wachen und Durchſuchung der Straßen, Waldungen, öffentlichen und verdächtigen Häuſer anzutragen. Er war der erſte, der hierzu ſeinen Beitrag gab, den übrigen mit einem guten Beiſpiele vorgieng und durch weiſe, glückliche Anſtalten die öffentliche Sicherheit in kurzem wieder herſtellte.

Einige Wochen nachher, binnen welchen die Dame, die wegen einer, auf den gehabten Schreck erfolgten Unpäßlichkeit, ſich ge-

nöthiget sah, ein paar Tage in dem Hause ihres Retters zu weilen und ihre Wiederherstellung abzuwarten, ihre Reise fortgesetzt hatte, erhielt Thalheim mittelst der gewöhnlichen Post ein versiegeltes Packet, mit der Aufschrift:

An den Menschenretter Thalheim. Es war ein Kästchen von Mahagonyholz mit Gold ausgelegt und in demselben eine prächtige Tabatiere mit dem Bildnisse der Geberin auf der Vorderseite. Er staunte, fühlte sich durch den prachtvollen Inhalt des ihm zugesendeten Kästchens überrascht, betrachtete mit ernsthaft forschendem Blicke das Bild und konnte sich nicht erinnern, wo er das Original gesehen hatte, das sich ihm hier freiwillig in einem so schönen Kontrefät selbst mittheilte.

Daß dieses Geschenk von ungewöhnlichen Händen kommen müsse, war die sicherste Vermuthung; aber auf die Dame, die der Zufall in sein Haus geführt hatte, warf er den Verdacht nicht, denn die tumultuarische Scene des räuberischen Ueberfalls war seinem Gedächtnisse schon längst entronnen, indem er seit die-

ſer Zeit manche gute That bereits wieder ausgeübt hatte, die die vorhergehenden ihm leicht vergeſſen machte.

Unwillkührlich wendete er die Tabatiere in der Hand um und, was er hier erblickte, das überzeugte ihn ſogleich von der Wahrheit deſſen, was er im nächſt vorhergehenden Augenblicke noch nicht geahndet hatte. Ein treffliches Gemählde, das ihm die traurige Scene, der er beigewohnt hatte, lebhaft vor Augen ſtellte. Ein Wagen auf offener Straße, von Räubern umringt im Dunkel der Nacht, er, Thalheim, als Retter der Reiſenden und Ueberwinder der meuchelmörderiſchen Horde.

„Sie iſt's! — Ja! ſie iſt's — rief er, aber noch wußte er nichts mehr und nichts weniger, denn während ihrem Aufenthalte in ſeinem Hauſe hatte er ſich um ihren Namen nicht gekümmert und man hatte ihm denſelben abſichtlich verhehlt, da ſie incognito reiſ'te.

Er öffnete die Tabatiere. Ein offenes Billet, von der hohen Senderin eigenen Händen

geſchrieben, machte ihn näher mit ihrem Stande und Namen bekannt und er bildete ſich nicht wenig darauf ein, die Gemahlin eines Herzogs in ſeinem Hauſe beherbergt zu haben.

„Edler, uneigennütziger Mann!“

ſo lautete der Inhalt dieſes Briefs:

„Nicht zur Belohnung ihrer Unerſchrocken„heit, oder Wiedervergeltung ihrer Gaſtfreund„lichkeit, ſondern zum Beweiſe, daß auch „Fürſten nicht undankbar ſind, erhalten Sie „gegenwärtiges Andenken. Zwar erreicht dies „kleine, unbedeutende Geſchenk nicht den Werth „Ihrer That; aber die Verſicherung, daß ſie „mir ewig unvergeßlich ſeyn und bleiben „wird, dürfte Sie vielleicht zuweilen erin„nern an

„Ihre

„Freundin,

„Adela, Herzogin von ....“

„Das nenne ich mir doch eine Eroberung gemacht zu haben!“ ſagte Wilhelmine! als ſie ihn in Geſellſchaft ihrer Schweſter, der

edeln Gattin ſeines Freundes Hoyer beſuchte —

„in dem Tone pflegen Fürſten gewöhnlich nicht zu ſchreiben.

„Es kommt ja nur von einer Fürſtin," erwiederte Thalheim lächelnd.

„Nun ja! das war es eben —

„Ich will nicht hoffen, theuerſte Wilhelmine —

„Daß ich eiferſüchtig bin? — Nein, Thalheim! — Ich bin ja nur ihre Freundin; verlangt die Herzogin mehr als ich? — Sie ſcheint in ihren Forderungen ſehr genügſam zu ſeyn.

„Wilhelmine! Wilhelmine! glauben Sie wohl, daß die Freundſchaft einer Herzogin mir mehr gelten ſollte, als die Ihrige? — Bei Gott nicht!

Wilhelmine ſchwieg einen Augenblick, fühlte tief in dem Innern ihrer Seele den Werth

ihres Freundes und war im Begriffe, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, konnte sich aber doch nicht enthalten, ihre Bedenklichkeit durch folgende Frage zu äußern, die sie mit ihrem gewöhnlichen Ernst und anscheinender Schwermuth an ihn that.

„Wie aber, sagte sie — wenn die Herzogin Sie zu ihrem Günstling sich erkieſete?

„Zum Schmeichler ward ich nicht gebohren.

„Als ob alle Höflinge Schmeichler seyn müßten.

„Das nicht; aber die Gunst einer Fürstin kann mich nicht glücklich machen.

„Und doch! — Sitzt nicht so mancher am Ruder des Staats, den die Fürstin —

„Zum Kabinetsrath erhob?

„Thalheim! —

„Fürchten Sie, daß ich es annehmen würde, wenn die Herzogin mir ein Hofraths-diplom zuschickte?

„Man könnte nicht wissen —

„Haben Sie mein Innres nicht tiefer durchschaut, daß Sie mich dieser Eitelkeit fähig halten könnten?

„Lassen Sie uns abbrechen, Thalheim! — Wir könnten uns in einem Labyrinthe verwirren, aus dem uns die Freundschaft sobald nicht herausführen möchte.

Sie glaubte, schon zu weit gegangen zu seyn und Blöße gegeben zu haben, darum hielt sie es für rathsam, ihren Gefühlen Stillschweigen zu gebieten und sie nicht laut werden zu lassen. Thalheim verstand den Wink, faßte ihre Hand, drückte sie schweigend an seinen Mund und machte sich im Nebenzimmer etwas zu schaffen.

Es wäre wider seine Gewohnheit und seinem Karakter geradezu entgegen gewesen, die

Grenzen der Bescheidenheit zu übertreten und der Grille der geliebten Freundin nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Daß sie ihn liebte, war keinem Zweifel mehr unterworfen und das feuerte ihn um so mehr an, sich durch Häufung edler, menschenfreundlicher Handlungen ihrer Liebe, Freundschaft und Achtung immer würdiger zu machen.

Ereigneten sich außerhalb dem Dorfe in der umliegenden Gegend Unglücksfälle, die denjenigen, die sie betrafen, Habe und Guth raubten, so war niemand zu helfen bereiter, als er, niemand schneller, thätiger, wachender. Bei Tag und bei Nacht war er der erste auf dem Platze, wenn in den benachbarten Ortschaften Feuer auskam. Er war nie verzagt, nie durch die Schreckenspost übermannt, nie außer Fassung gebracht; immer gelassen, immer sich gleich, thätig, entschlossen und wirksam. Es war ihm nicht genug, Rath und Hülfe zu verschaffen und gute Anordnungen zu machen; oft stürzte er sich mit Gefahr seines eigenen Lebens in die lodernde Flamme, oder in den reißenden Strom, einen unvermögen-

den Greis dem Jammertode zu entreißen, oder ein hülflos, schon verlohren geachtetes Kind wieder in die Arme der untröstlichen Mutter zurück zu bringen.

So trug er einmals bei einer ähnlichen Jammerscene, wo die verheerende Flamme schon weit um sich gegriffen und mehrere Theile des Hauses gefaßt hatte, wie dort der Helden Griechenlands Kühnster seinen Vater, die betagte Witwe eines armen Handfröhners auf seinen Schultern durchs Feuer. Niemand konnte sich entschließen, das Aeußerste zu wagen, die vergessene, um Hülfe schreiende Matrone von der gewaltsam auf sie eindringenden Gefahr zu befreien. Thalheim bahnte sich mit Hülfe einer Leiter durchs Dachfenster einen Weg zu ihrer Kammer, die schon halb in Flammen stand, lud die Unglückliche, die ohne Rettung ein Raub der Flamme hätte werden müssen, auf seine Arme und entkam glücklich mit seiner Beute. Solche, Lob und Bewunderung heischende, Thaten hatte er in seinem Tagebuche mehrere aufzuweisen und das Leben des Aermsten, des Geringsten war ihm theuer und um keine taube Nuß feil.

Aber auch das war ihm noch nicht genug. Die Verunglückten bedurften Obdach, Nahrung und Unterhalt; auch dafür sorgte der Menschenfreund, öffnete, wenn Umstände und Verhältnisse es erlaubten, den Verunglückten sein Haus, speis'te sie an seiner Tafel und theilte mit ihnen, was er hatte. Oder er sendete ihnen Wagen mit Brod und Lebensmitteln, Kleidern, Hausrath, Geld, die er nicht selten auf seine eigenen Kosten allein ausstattete und ruhte und rastete nicht, bis die ihrer Wohnung Beraubten Unterkommen und Obdach gefunden hatten.

Das erwarb ihm einen ausgebreiteten Ruhm, allgemeine Bewunderung, aller Menschen Achtung und Liebe. Mit innigster Rührung nannte man seinen Namen und Wilhelmine freute sich im Stillen des Beifalls, der dem Auserwählten ihres Herzens folgte. Zwar hatte sie das vorgesteckte Ziel noch nicht erreicht, aber es ereignete sich ein Umstand, der es abkürzte und nothwendig machte, ihm ihre Hand zu geben und das Bündniß zu schließen, das sie vor dem vier und zwanzigsten Jahre ihres Lebens

einzugehen bis jetzt nicht Willens gewesen war.

Der Seegen des Himmels ruhte auf seinem Hause und erhob seine kleine, stille Wohnung zu einem wahren Pallast der Freude, durch ächtes Wohlseyn erzeugt und gegründet auf teutsche Redlichkeit, von Wollust und Ueppigkeit entfernt. Seine Wirthschaft erweiterte sich, sein Reichthum mehrte sich und die Last seiner Geschäfte wurde für ihn zu groß. Sehnlich wünschte er daher, Wilhelminens Eigensinn zu bekämpfen und sie zur Erfüllung seiner Wünsche geneigt zu machen und faßte den Entschluß, beim nächsten Besuche seinen Antrag ernstlich zu wiederhohlen und ihr die Nothwendigkeit einer Gefährtin des Lebens vorzustellen.

Sie kam und war, wie gewöhnlich, darauf eingerichtet, ein paar Tage bei ihm zu weilen, denn sie kam jedesmahl in Gesellschaft ihrer Schwester und ihres Schwagers Hoyer. Am nächsten Morgen nach ihrer Ankunft lud er sie nach eingenommenem Frühstück zu einem

Spaziergange ins Feld ein, und hatte ſichs feſt vorgenommen, während deſſelben mit ſeinem Antrage hervorzutreten. Aber juſt in dem Augenblicke, da er ſeine Worte anzubringen gedachte, unterbrach ihn eine neue Scene, lenkte die Unterhaltung von ſelbſt auf dieſen wichtigen Punkt und veranlaßte Wilhelminen ihm auf halben Wege entgegen zu kommen.

Sie giengen durch den Garten. Dicht an der Thüre, die aufs Feld hinausführte, ſahen ſie ſich durch den Anblick eines Käſtchens genöthiget, Halt zu machen und die weitere Fortſetzung ihres Spazierganges für diesmal aufzugeben.

„Himmel! was iſt das? rief Wilhelmine, die es zuerſt erblickte, ſich herabbeugte und den Deckel des Käſtchens aufzog. — „Gott! ein weggeſetztes Kind. — O! du armer Wurm.

„Ha! der Rabenmutter — ſagte Thalheim — die das thun konnte.

„Still, Lieber! — Verdamme nicht zu früh! — Vielleicht lebt das Kind; und dann ist's ja an den rechten Mann gekommen.

„Wilhelmine! —

Kaum hatte er dieses Wort gesprochen, und mit innigem Dankgefühl, von der Wahrheit ihrer Behauptung überzeugt, ihr die Hand gedrückt, so schrie das Kind und schlug die Aeuglein hell auf. Wer war froher, als Wilhelmine und Thalheim. — Abermals eine Aufforderung zu einer guten Handlung, die ihn zum Ziel seiner Wünsche führte.

„O! sehen Sie nur, Thalheim! was für ein liebenswürdiger Knabe —

„Wohl liebenswürdig — aber doch unglücklich!

„Nein! nicht unglücklich unter dieser Pflege —

„Wilhelmine! wollen Sie dem Kinde Mutter seyn?

„Muß ich nicht?

„Warum müssen?

„Darum, weil du, edelster unter den Menschen, die ich kenne, ihm Vater seyn willst.

„Ich?

„Das les' ich aus deinem Gesichte —

„Wilhelmine —

„Es trügte mich nie; es trügt mich auch jetzt nicht. — Nicht wahr, Thalheim! ich habe recht gelesen? — O! da steht es ja mit großen Buchstaben auf deiner Stirn geschrieben das Wörtchen: Vater — nicht wahr, so heißt es?

„Ja! so heißt es —

„Aber warum so ernsthaft?

„Wilhelmine!

„Ist der Anblick nicht feierlich? — Einladend? — Belohnend?

„Das iſt es! — Aber die Ueberraſchung —

„Welche?

„Ihrer eigenen Worte —

„Dem Kinde Mutter zu ſeyn?

„So war es!

„O Thalheim! ſollt' ich Dir die Erfüllung deiner Wünſche länger noch vorenthalten?

„Iſt das Dein Ernſt, göttliches Mädchen? —

„Lange ſchmeichelte ich deinen Hoffnungen, doch die Prüfung hat ihr Ziel erreicht. — Der Knabe — wer er auch ſeyn mag — bedarf einer Mutter, einer Pflegerin; beides will ich ihm ſeyn! aber nicht, ohne dein Weib zu ſeyn.

„Wilhelmine —

„Gemach! —

Das Kind schrie abermahls. Wilhelmine nahm es aus dem Kästchen, um es auf ihrem Schooße zu wiegen und sagte: „Von gemeinen Eltern kann es nicht seyn.“ — Ihr Schluß war nicht unrichtig; denn die Habseligkeiten des kleinen Weltbürgers, so wenig er auch derselben noch bedurfte, waren von dem feinsten Zeuge und über den Stand und das Vermögen einer gemeinen Dirne. Auf der Stelle, wo das Kind gelegen hatte, befanden sich noch einige Kleinigkeiten, die dem Finder als eine augenblickliche Abhelfung der ersten Bedürfnisse desselben zugesichert waren.

„Das bedarf einer genauern Untersuchung, sagte Wilhelmine — aber hier unter Gottes freien Himmel können wir die nicht anstellen; wer weiß, was in dem Wickel selbst noch verborgen seyn könnte. Komm Lieber! laß uns mit unserer Beute nach Hause gehen.

Sie stand auf, wiegte das Kind auf ihren Armen und Thalheim nahm das Kästchen und folgte ihr.

Die Leute im Hauſe machten große Augen, als ſie über den Hof kamen, ſteckten die Köpfe zuſammen und hätten vor Ungedult und Neugier ſpringen mögen.

„Bruder! ſagte Thalheim beim Eintritt ins Zimmer zu Hoyern, der in guter Ruhe ſein Morgenpfeifchen dampfte und die Rückkehr des luſtwandelnden Paars ſo bald nicht geahndet hatte — „nun giebts Hochzeit und Kindtaufen auf einen Tag.

„Wie ſo?

„Sieh! ich bin Vater geworden und weiß nicht, wie?

„Und ich Mutter! ſetzte Wilhelmine hinzu.

„Was Teufel! wie ſeid ihr zu dem Kinde gekommen? — Gefunden?

„So iſt's!

Kürzlich erzählten ſie den Verlauf der Sache unterſuchten gemeinſchaftlich das Käſtchen und

den Wickel des Kindes selbst und fanden innerhalb des letzteren ein versiegeltes Billet. Die Aufschrift war:

„An den Menschenfreund und Retter der Unschuld, Thalheim."

„So! — Also war's gleich auf dich gemünzt? sagte Hoyer, indem Thalheim das Billet erbrach. — „Das nenne ich mir doch, die Großmuth eines rechtschaffenen Mannes auf die Probe stellen. — Nun! laß doch hören, was die saubere Mutter schreibt, die ein so starkes Zutrauen zu deiner Menschenliebe hat, daß sie dich zum Vater ihres Bastards erkieselt."

„Pfui, Hoyer! dieser Eifer steht deinem Karakter nicht an. — Wer weiß denn, was für Umstände obwalten? — Hat sie doch das Kind nicht gemordet —

„Das wäre etwas! — Nun ich bin begierig.

Der Inhalt des Billets, welchen Thalheim laut vorlas, war dieſer:

„Ihre anerkannte Menſchenliebe gewährt „die ſcheichelnde Hoffnung, daß Sie die„ſen kleinen Säugling der Aufnahme in „Ihr Haus nicht unwürdig achten wer„den. Finden Sie ihn noch lebendig, „welches die Mutter herzlich wünſcht, ſo „ſeyn Sie ihm Vater und geben Sie ihm „eine Erziehung, die ihn in den Stand „ſetzt, einſt Karriere zu machen. Ihre „edle Denkungsart bürgt eben ſo ſehr, „als Ihre Kenntniſſe, für die Erfüllung „dieſer Bitte. Stand und Namen ſeines „Vaters können Ihnen gleichgültig ſeyn „und zur Veredlung des Knaben, den „man Ihrer Pflege anvertraut, vor der „Hand nichts beitragen. Schweigen Sie „indeß Ihre Neugier und halten Sie „überhaupt die Geſchichte ſo geheim, als „möglich, beiliegende Summe wird hof„fentlich hinreichend ſeyn, Ihnen die „Taufkoſten, oder im Fall die neidiſche „Parze, welches Gott verhüten möge!

„den Lebensfaden des Kindes durchschnit-
„ten haben sollte, die Beerdigung zu
„sichern. Die Wahl seiner Pathen bleibt
„Ihrer Klugheit überlassen; jedoch bittet
„man, ihm den Namen seines Vaters,
„Huldreich, zu geben. Nur die Errei-
„chung seines vierzehnten Jahres wird
„Sie verbindlich machen, Rechnung von
„Ihrem Haushalten abzulegen; bis da-
„hin soll jedesmal an dem Orte, wo Sie
„ihn fanden, und an dem Tage seiner
„Aufnahme eine ähnliche Summe, als
„ein Beitrag zu seiner Erziehung, parat
„liegen. Ob und wie er in Ihre Hände
„gekommen ist, belieben Sie durch ein
„H., oder †. in der großen Linde seithal-
„ben der Hinterthüre Ihres Gartens zu
„bezeichnen."

N. N.

„Da haben wirs! sagte Hoyer — daß es nur nicht gar ein kleiner Prinz ist."

„Und wenns das nun wäre? — Kind ist Kind; der Vater sey ein Fürst, oder ein

Bettler, immer eins — nicht wahr, liebe Wilhelmine?

„Was thut das zur Sache? — Wir haben es in unſern Händen und müſſen es nun auch behalten.

„Meinſt du, Schweſter? ſagte Madam Hoyer und nahm die in dem Käſtchen liegende Wäſche und Kleinigkeiten heraus. — „Aber wo iſt denn das Geld?

Weder Thalheim, noch Wilhelmine hatten daran gedacht. Ihnen ſtach nur der kleine liebenswürdige Findling in die Augen und gewährte ihnen hinlängliche Beſchäftigung; das Geld war bloß Nebenſache und beide würden auch ohne daſſelbe ſich der Erziehung des Kindes mit gleicher Thätigkeit unterzogen haben. Nicht bloß aus Menſchenliebe, ſondern hauptſächlich, weil es die Veranlaſſung zu einer nähern und unauflöslichen Verbindung war.

Zwei, dreimal noch las Thalheim das Billet, glaubte, nicht recht geſehen und geleſen zu

haben und konnte ſichs nicht erklären, wie das zugehen mochte. War das Geld würklich beigelegt, oder vergeſſen worden? — Oder hatte es diejenige Perſon, der man das Kind zum Wegſetzen übergeben, veruntreut? — Das waren Fragen, die Bedenklichkeiten erregten und unſere Freunde lange genug beſchäftigten, ohne daß nur einer es gewagt hätte, darüber zu entſcheiden.

„Mags! ſagte Thalheim — ich habe genug, wenn auch der ganze Brief Erdichtung ſeyn ſollte.

„Das muß ſich doch ausweiſen.

Bei dieſer Entſcheidung bliebs und Thalheim gieng und meldete den Vorfall, jedoch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, der Obrigkeit und dem Geiſtlichen des Orts und bat um die Taufhandlung. Faſt hätte der Leztere Bedenklichkeiten und Ausflüchte gemacht, das Kind zur Chriſtenheit zu bringen, wäre er weniger von der Untrüglichkeit eines ſo rechtlichen Freundes, wie Thalheim war, über-

zeugt geweſen. Er war von den gewöhnlichen Fehlern der Schwarzröcke ſo wenig frei, als ſeine Herren Kollegen, polterte und gerieth oft in einen unzeitigen Amtseifer, legte ſich aber doch bald zum Ziel, wenn er ſah, daß man mit der Hand nach der Taſche fuhr und die Jura ſtolae doppelt zu erlegen verſprach.

Thalheim bediente ſich, ſo wenig es ſonſt ſeine Gewohnheit war auf krummen Wegen zu gehen, deſſelben Mittels, die Verſchwiegenheit des alten Plauderers zu erkaufen, der unter vier Augen mit der gewiſſenhafteſten Art gern von Dingen ſprach, die ihm als Geheimniß waren anvertrauet worden — und bewürkte noch an demſelben Tage die Vollziehung der Taufe ſeines Pfleglings, bei welcher er ſelbſt, Hoyer und Wilhelmine die Stelle der Taufzeugen vertraten.

„Nun muß ich wohl hier bleiben und Wort halten, ſagte Wilhelmine, als dieſe feierliche Handlung vollzogen war — wer ſollte ſonſt den armen Jungen ſchweigen? — Nicht wahr, Thalheim! auf dieſe Kunſt verſtehen

wir uns beſſer, als ihr Männer? — Und wer hätte wohl ein größeres Recht, dieſes Amt zu verwalten, als ich? — Ich, die erſte Freundin des redlichen Thalheims? — nach dem ſich alles hindrängt — den alles mit ſeiner Freundſchaft umfaßt?"

Miene und Ausdruck, womit ſie das ſagte, waren über alle Beſchreibung des Pinſels der Kunſt, einzig und allein verſtändlich und fühlbar für den edlen Thalheim, der mit ſtolzem Bewußtſeyn ſeiner Würde in dieſen Worten den herrlichſten Lohn ſeiner Rechtſchaffenheit erndtete und keineswegs ſie für eine leere Schmeichelei zu halten Anlaß fand. Schweigend, aber mit einem eben ſo bedeutenden Blicke und zärtlichem Handkuſſe erwiederte er die herzlichen Aeußerungen des liebenden Mädchens, und geſtand ihr gern und willig jeden Anſpruch zu, den ſie auf den Pflegling ihres Geliebten zu machen ſich getraute. Sie hatte ihn ja zuerſt entdeckt. Thalheim wäre vielleicht vorüber gegangen, ohne das Käſichen zu bemerken und dann hätte ſich die Scene leicht in einen Trauerakt verwandeln können,

wenn er zu spät dahin gekommen wäre; warum sollte er ihr nicht das Vergnügen gönnen, sich eines so edlen Geschäfts zu unterziehen, das er ja doch nicht ohne weibliche Beihülfe verrichten konnte?

An jedem andern Orte würde das Ereigniß Aufsehen gemacht und zu mancherlei Muthmassungen Anlaß gegeben haben; aber hier trat der Fall nicht ein. Demohngeachtet konnte es doch, so möglich geheim er auch die Sache verhandelte, über lang oder kurz nicht verborgen bleiben, vielmehr trug es zur Verherrlichung seines Ruhms als Freund der Menschheit bei und vermehrte an seinem Hochzeitfeste, das vierzehen Tage nachher erfolgte, die Lobsprüche und Segenswünsche, die man ihm und seiner liebenswürdigen Gattin zur Weihe brachte.

Das gab ein Fest der Freude für das Dorf und die ganze umliegende Gegend. Alle Nachbarn und Bekannte waren dazu eingeladen, die Feier desselben nach ländlicher Sitte durch ihre Anwesenheit glänzend und zahlreich zu

machen. Aus jedem Hauſe, aus jeder Familie kamen zwei, drei Perſonen und mehrten die Zahl der Hochzeitgäſte dergeſtalt, daß die Zimmer kaum groß genug waren, ſie zu faſſen. Städter und Städterinnen wechſelten in bunten Reihen an langen, reich beſetzten Tafeln mit muntern Dirnen und ehrwürdigen Greiſen, jungen rüſtigen Burſchen und alten Mütterchen, tanzten und jubelten drei Tage hinter einander bis an den hellen Morgen und waren fröhlich und guter Dinge.

Hoyer und ſeine Gattin vertraten die Stelle des brautelterlichen Paares und überhoben Thalheimen und ſeine theure Lebensgefährtin aller, auch der geringſten Sorgen und Geſchäfte, die ein ſo glänzendes Feſt erheiſchte und weilten noch einige Tage nachher bei ihren Freunden, bis dieſelben in ihrer neuen Wirthſchaft völlig eingerichtet waren.

Keine Ehe war wohl jemals mit mehrerm Rechte eine glückliche Verbindung zu nennen, als die unſers Thalheims mit Wilhelminen Sterne. Ihre Karaktere waren einander an-

paſſend, ihre Geſinnungen ſich völlig gleich, mithin kein Wunder, wenn Liebe und Eintracht ſtets die Schutzgötter ihres Hauſes waren, denen ſie, jedoch mit Klugheit und Maaße, um weder ihrer Geſundheit zu ſchaden, noch im übermäßigen Genuſſe derſelben Eckel und Ueberdruß zu finden, huldigten. Aber auch außer dem Hauſe ſiedelten ſich Freundſchaft und Geſelligkeit bei ihnen an; es wurde kein Feſt der Freude gefeiert, bei dem ſie nicht zugegen geweſen wären und in einem Zeitraume von wenig Jahren tönte ihnen aus allen Häuſern und aus allen Familien der Zuruf: Gevatter und Gevatterin — entgegen.

Mit gleicher Anſtrengung leiſteten ſie jeder ihnen obliegenden Pflicht Genüge; eins erleichterte dem Andern ſeine Bürde und ſuchte immer die geheimſten Wünſche deſſelben mit zuvorkommender Liebe ihm an den Augen abzuſehen. Wilhelmine fand, vermöge ihres ſtillen ernſten Temperaments, mehr und immer mehr Behagen an dem Landleben, wußte ſich bald in ihr Fach zu werfen und unterzog ſich mit beiſpielloſer Thätigkeit jedem häuslichen Geſchäfte, ſo wie

hauptsächlich und insbesondere der Pflege und Wartung des kleinen Huldreichs, den Thalheim wie sein eigenes Kind liebte, denn er wuchs unter ihren Händen zur Freude aller, die ihn sahen, und wurde stark und groß.

Bald aber drohte ihm die Annäherung eines Rivals, der mit dem ersten Augenblicke seines Eintritts in die Reihe der Lebenden seine gegründeteren Rechte und Ansprüche auf Wilhelminens Liebe und Sorgfalt geltend zu machen wissen und ihn verdrängen würde. Doch weder sie noch Thalheim ließens ihn entgelten und irgend eine Vernachlässigung seiner Erziehung sich zu Schulden kommen. Der kleine Julius, das erste Unterpfand ehelicher Liebe, schien zwar den armen Pflegling in seiner Gerechtsame beeinträchtigen zu wollen; allein beide dachten zu edel, als daß sie, so lieb auch ihnen ihr eigenes Kind war und seyn mußte, ihren Pflegesohn hätten hintansetzen sollen. Die Bedürfnisse des Neugebohrnen waren zwar vielfältiger und dringender, als die des fast-jährigen Findlings, doch das brachte ihm keinen Nachtheil und Wilhel-

mine theilte ihre Liebe und Mutterpflege unter beide im richtigsten Verhältnisse aus, ohne dem einen zu wenig, oder dem andern zu viel zu gewähren.

Flüchtig eilen wir über einen Zeitraum von fünf Jahren hinweg, binnen welchem sich nichts Erhebliches in dem Hause unsers Thalheims ereignete. Er lebte, wie zuvor edel und rechtschaffen, that Gutes, wo er wußte und konnte und sah sich der Liebe und Anhänglichkeit einer zärtlichen Gattin durch eine dreimal glücklich überstandene Niederkunft versichert und außer dem kleinen Julius noch mit zwei rüstigen Buben, Herrmann und Albert, und einer liebenswürdigen Tochter beschenkt. Nicht aus Eigennutz, sondern damit das Geld nicht, wie bei der Wegsetzung seines Pfleglings — wie er nicht ohne Grund vermuthete — in unrechte Hände kommen möchte, war er bei der jährlichen Rückkehr jenes merkwürdigen Tages, an welchem man auf gut Glück den kleinen Huldreich ausgesetzt hatte, unter die Linde hinter seinem Garten gegangen und hatte glücklich die ihm zur Bestreitung der Erziehungskosten

hingelegte Summe gefunden, dieſelbe aber, ohne ſich um die Quantität derſelben zu kümmern, unentſiegelt in ſeinem Büreau verwahrlich beigelegt, in der Abſicht, ſich ihrer höchſtens nur dann zu bedienen, wenn die äuſſerſte Noth ihn dringen ſollte, davon Gebrauch zu machen, oder ſie unangetaſtet ſeinem Pflegeſohne zu überliefern, wenn die Zeit ſeiner Pflegevaterſchaft ihr Ziel erreicht haben würde.

Der Fall aber trat nicht ein. Das Geld blieb, wie er es erhob, rollenweiſe liegen und er machte ſichs zum Verdienſt, den Knaben aus ſeinen eigenen Mitteln zu erziehen und unentgeldlich den Wünſchen ſeiner Mutter Genüge zu leiſten.

Huldreich war bereits ſechs Jahr und pflegte gewöhnlich des Morgens mit ſeinen Geſpielen, dem kleinen Julius und Herrmann, in dem Garten ſeines Pflegevaters Blumen zu pflücken. Er hielt ſie für ſeine Brüder und führte, da er der älteſte war, ſo zu ſagen, die Aufſicht über ſie, wenn er

mit ihnen allein war. Dies traf sich gemeiniglich in den Vormittagsstunden, ehe sie zum Mittagsessen gerufen wurden, wo sie dann der Hauslehrer, den Thalheim auf seine eigenen Kosten besoldete, gewöhnlich selbst abzuhohlen pflegte. Hier spielten sie ihren Jahren angemessene Spiele, die sie sich entweder selbst erdachten, oder von den Knaben des Dorfs abgesehen und gelernt hatten, hüpften und sprangen, wenn sie den Huth und alle Hände voll Blumen hatten und warfen sich dann auf einen kleinen Hügel unter dem Schatten eines Apfelbaums, der seine dick befruchteten Aeste weit darüber hin ausbreitete, nieder und banden sich Sträußer und Kränze.

Eben waren sie in derselben Beschäftigung. Thalheim hatte sie kurz zuvor besucht und zur Einigkeit und Verträglichkeit ermahnt und versprochen, ihnen etwas aus der Stadt mitzubringen, wohin er zu gehen Willens war und erst gegen Abend zurückkommen konnte. Der kleine Herrmann kollerte und wälzte sich auf dem Hügel auf und ab, indeß Huldreich

und Julius wetteiferten, die Kränze zu winden, womit sie dann beim Nachhausekommen ihre kleineren Geschwister zu beschenken pflegten.

Ohne sich weiter um etwas zu kümmern arbeiteten die Knaben ununterbrochen fort und suchten es einander immer zuvor zu thun.

„Ich bin doch eher fertig, als du: sagte der eine und schwang seinen Kranz hoch in die Luft.

„Meiner wird aber auch grösser und schöner, als deiner: entgegnete der andere und bildete sich nicht wenig darauf ein, den Preiß davon zu tragen.

Sie kapitulirten sich ein Langes und Breites über die Größe und Schönheit ihrer Kunstwerke, tadelten dies und jenes und suchten hier und da noch Verbesserungen anzubringen um manche Lücke durch ein frisches Blümchen auszufüllen.

Auf einmal hörte Huldreich seinen Namen nennen; der Schall kam von der Feldseite her.

„Wer ruft mich? fragte er, schwang sich empor und ein an der Gartenthüre stehendes Frauenzimmer mit einem zurückgeschlagenen Schleier winkte ihm, näher zu kommen und rief zweimal: Er ists! — Er ists! — indem der Knabe auf sie zusprang.

„Was soll ich?

„Mit mir plaudern.

„Was ist das, plaudern?

„Antworten, wenn ich dich frage.

„Nun! was soll ich denn antworten?

„Heißest du nicht Huldreich?

„Hulderich, nicht Huldreich.

„Ist das nicht einerlei? — Wie alt bist du?

„Sechs Jahr.

„Woher weißest du das?

„Mein Vater hat mirs gesagt.

„Wie heißt dein Vater?

„Thalheim.

„Er ist wohl ein guter Mann?

„Sehr gut.

„Haſt du ihn denn lieb?

„Von ganzen Herzen.

„Auch deine Brüder?

„Was das für eine Frage iſt!

„Nimms nur nicht übel, kleiner Altklug! Willſt du nicht mit mir kommen?

„Ei! was würde denn meine Mutter ſagen?

„Deine Mutter?

„Ohne ihre Erlaubniß darf ich nicht aus dem Garten gehen.

„Wenn ichs dir aber erlaube?

„Nein!

„Du wirſt's bei mir ſehr gut haben.

„Das kann alles ſeyn aber ich darf nicht.

„Warum nicht?

„Weil ich wider das vierte Gebot ſündigen würde.

„Wer hat dir denn das geſagt?

„Mein Informator.

„So? — Wie heißt denn das vierte Gebot?

„Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dirs wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden.

„Scharmant! — Du biſt ja ein recht lieber Junge. — Was lernſt du weiter?

„Vielerlei! — Schreiben, Rechnen, Naturgeſchichte —

„Schön! — Biſt du auch fleißig?

„Je nu! — — Warum denn?

„Weil ich die fleißigen Kinder wohl leiden kann.

„Können Sie mich leiden?

„Das verſteht ſich. — Du mich nicht auch?

„Wenn Sie meine Mutter wären.

„Sonſt nicht?

„Je nun ja —

„Denke, ich wär' deine Mutter —

„Denken? — Ich kann doch nicht zwei Mütter auf einmal haben?

„Und doch! — O, du guter, guter lieber Junge!

Sie bog sich herab, küßte den Knaben und drückte ihn weinend an ihr Herz.

„Was weinen Sie denn?

„Huldreich! fühlst du es nicht?

„Was denn?

„Wie das Herz deiner Mutter schlägt?

„Meiner Mutter?

„Ja! deiner Mutter. — Ich bin's! — Ich bin deine Mutter! — Du bist mein Sohn! —

Zu wiederhohlten malen drückte sie ihn fest an sich, überdeckte ihn mit zärtlichen Küssen und ließ ihren Thränen freien Lauf. Der Knabe wußte nicht, wie ihm geschah und weinte mit, ohne zu wissen, warum?

„Huldreich! begann sie dann wieder, als sie ihrem Herzen Luft gemacht zu haben

glaubte. — Du bist heute sechs Jahr — Heute, an deinem Geburtstage mußt' ich dich sehen. Wer weiß, wenn das wieder geschehen dürfte? — Da! kauf' dir eine kleine Bibliothek.

Mit diesen Worten drückte sie ihm ein großes Goldstück in die Hand, küßte ihn noch einmal, schob ihn zur Thüre herein und verlohr sich augenblicklich um die Ecke des Gartens vor seinen Augen.

Huldreich stand einige Minuten, besah und wogte das Geld in seinen kleinen Händen hin und her und war eben im Begriffe seinen Gespielen zuzurufen und das erhaltene Geschenk zu zeigen! mit einmal besann er sich, daß er vergessen hatte, der schönen Geberin zu danken, ärgerte sich und wollte ihr nacheilen. Hastig stieß er die Thüre auf, schwang sich um die Gartenecke herum und — sah und hörte keine menschliche Seele; denn auf den Gedanken gerieth er nicht, daß sie in dem Wagen sitzen könnte, den er in einiger Entfernung über die Straße dahinrollen sah. Traurig

und mit langsamen Schritte kam er zurück, nahm seinen Blumenkranz, den er auf den Hügel hingeworfen hatte und befahl seinen vermeintlichen Geschwistern, ihm zu folgen.

„Warum denn? fragte Julius — Vater ist nicht zu Hause und Mutter hat uns noch nicht rufen lassen.“ — Jedoch gewohnt, ihm, als dem älterern, Gehorsam zu leisten, packte er sein Spielzeug zusammen, nahm den kleinen Herrmann an die Hand und wackelte so, etwas unwillig, hinter seinem Gebieter den Garten entlang nach dem Wohnhause ihrer guten Eltern.

„Kinderchen! was wollt ihr? fragte Wilhelmine, Thalheims Gattin, das Mittagsbrod ist noch nicht fertig.

„Schadet nichts, erwiederte Huldreich — ich habe Dir was zu sagen.

„Mir?

„Ja, Mutter!

„Laß hören Kind!

„Sag' mir doch, liebe Mutter! bist Du denn nicht meine Mutter?

„Ich? — Warum nicht? — Deine gute, liebe Mutter.

„Nun ja! das sage ich auch.

„Wer bezweifelt es?

„Die Dame —

„Welche Dame?

„Die mir den großen Thaler gegeben hat.

„Den großen Thaler? — Je! das ist ja gar ein Zehenthalerstück; Kind! wo hast du das her?

„Von der Dame.

Hier erzählte Huldreich alles, was der Leser bereits schon weiß und setzte hinzu, daß die Dame gesagt hätte: sie wäre seine Mutter, er ihr Sohn; er sollte sich dafür eine kleine Bibel kaufen.

„Eine kleine Bibel? — Eine kleine Bibliothek wird sie gemeint haben.

„Ja, so sagte sie. — Nicht wahr, Mutter! das ist mehr, als eine Bibel?

„Mehr, als ein Buch, lieber Hulderich! — Willst du mir das Geld nicht aufzuheben geben? — Du könntest 's verlieren.

„Da, Mutter! — Der Vater wird recht gucken, wenn er nach Hause kommt und sieht, daß ich so glücklich gewesen bin.

Wilhelminen schoß das Blättchen. Sie nahm das Geld in ihre Verwahrung und war in der That unwillig, daß sich der Fall just in der Abwesenheit ihres Thalheims ereignet hatte. Wäre er zu Hause gewesen, so würde er ohne Anstand sich aufgemacht und den Wagen, den Huldreich hatte fahren gesehen, verfolgt und einzuhohlen gesucht haben; denn ein gesatteltes Pferd hatte er immer im Stalle stehen. Sie konnte vor der Hand weiter nichts thun, als sich bis zur Rückkehr ihres lieben Gatten in Geduld fassen und ihm sodann augenblicklich von der Erscheinung der Dame, die sie für

die Mutter ihres Pfleglings zu halten nicht abgeneigt war, Nachricht geben.

Spät gegen Abend erst kam er nach Hause. Die Knaben sprangen um ihn her, fragten: was er ihnen mitgebracht habe? und kaum hatte er die kleinen Geschenke unter sie vertheilt, so faßte Wilhelmine ihn bei der Hand, zog ihn ins Nebenzimmer und sagte: Schade, lieber Mann! daß du heute nicht zu Hause wareſt.

„Warum?

„Du würdeſt gewiß eine Entdeckung gemacht haben, die dir nicht gleichgültig wäre.

Sie erzählte ihm die Geschichte und kaum hatte sie dieselbe beendet, so beschloß er, noch vor Anbruch des kommenden Tages sich unter die große Linde an der Hinterthüre seines Gartens zu verfügen und dem Ueberbringer des gewöhnlichen Jahrgeldes für seinen Zögling aufzulauern: Denn morgen, setzte er hinzu, ist der Tag, an dem wir ihn fanden.

Umsonst! — Noch am nemlichen Abend, da es schon stockfinster war, ging er hinaus

unterſuchte den Platz um die Linde her, fand nichts und lauerte vergebens bis gegen Mitternacht. Unausgekleidet warf er ſich in den Lehnſtuhl, das Fliehen der nächtlichen Schatten zu erwarten und eilte mit den erſten, kaum bemerkbar werdenden Spuren des Morgenlichts wieder hinaus. Fluchen war ſeine Gewohnheit nicht; aber er haderte mit ſich ſelbſt, daß er ſeiner Wißbegier nicht dieſe eine Nacht aufgeopfert und ſich unter den Baum niedergeworfen hatte; denn mit dem lezten Fußtritte ſtieß er an die Geldrolle, deren er ſich bloß deshalb verſichern wollte, um ſie zu den übrigen an die Seite zu legen und das Kapital ſeines Pfleglings zu mehren. Es war öde und ſtill um ihn her, der Tag graute und ſo weit ſeine Augen vermochten, keine menſchliche Seele zu hören und zu ſehen.

Das machte ihn unwillig; denn er hätte doch vielleicht einigen Aufſchluß über das Geheimniß der Geburt des kleinen Huldreichs erlangen können, wenn er einmal eine Nacht unter Gottes freiem Himmel verwacht und den Deponenten dieſer Mündelgelder erwiſcht und

festgehalten hätte. Indeß half ihm das alles nichts; er mußte der Sache ihren Lauf lassen, auf alles, was seinen Pflegbefohlnen anging und nur im mindesten auf ihn Bezug hatte, genau Acht haben und besonders um die Zeit der Wiederkehr seines Geburtsfests und Tags seiner Aufnahme ein wachsames Auge führen, den Knaben nicht von seiner Seite lassen und sich so viel als möglich daheim halten.

Mit diesem Entschlusse ging er dann wieder zurück und legte stillschweigend die Geldrolle in den Kasten zu den von den vorhergehenden Jahren und hatte nicht unrecht, wenn er sich tausend und abermals tausend mögliche Fälle dachte, die mit einmal dieser Zahlung ein Ziel setzen und die Aufklärung dieses Geheimnisses ganz unmöglich machen könnten. Mithin mochte es nun kommen, wie es wollte, so beruhigte ihn in jedem Falle das Bewußtseyn, edel und rechtschaffen gehandelt zu haben, die Zahlung mochte aufhören und der Knabe ihm überlassen bleiben, oder wenn er das vierzehnte Jahr erreicht haben würde, ihm abgefordert werden.

Streng und mit unbeſchreiblicher Aufopferung und Selbſtverleugnung befolgte er nur die angenommene Regel, wich in keinem Punkte um ein Haar breit von ſeinem Satze, wachte ſorgfältig über jeden Schritt ſeines Zöglings und nahm beſonders die Zeit in Acht, in welche das Feſt der Geburt und Aufnahme deſſelben in ſein Haus einfiel. Dann ließ er ihn am wenigſten aus den Augen, ſtellte, obgleich ohne den gewünſchten Erfolg, bei Tag und bei Nacht Wachen aus, auf die er ſich verlaſſen konnte und fand doch jedesmahl an demſelben Tage und in der nemlichen Stunde eine Geldrolle von gleicher Größe und Gewicht auf dem gewöhnlichen Platze am Fuß der Linde.

Dieſe von Jahr zu Jahr ununterbrochen richtige Abtragung der gewährten Summe für die Erziehung ſeines Pflegeſohnes ſicherte ihm denn, daß wenigſtens die Mutter deſſelben noch am Leben ſey und beſtärkte ihn mehr und immer mehr in der pünktlichen Erfüllung einer Pflicht, der er bis hierher mit gleicher Luſt und Uneigennützigkeit Genüge gethan hatte, der Pflicht, den höchſten ihrer Wünſche nach Kräften zu befriedigen.

Zwar ging die Erziehung, die er seinem Zöglinge gab, mit der seiner eigenen Kinder in vielen Stücken gleichen Schritt, sie war eben so sehr ihrem Alter und Stande, als ihren Kenntnissen angemessen; allein da er sich nichts gewisser vermuthete, als in seinem Pfleglinge den Sohn irgend eines über seinen Stand mehr oder weniger erhabenen, wenigstens am Ruder des Staats sitzenden Mannes, seiner Aufsicht und Fürsorge anvertraut zu sehen, Hulderich auch unter ihnen der ältere war und die herrlichsten, glücklichsten Anlagen besaß, einst eine glänzende Laufbahn zu betreten, so litt sie von Zeit zu Zeit in mancher Hinsicht Abweichungen von der der übrigen und war völlig geeignet, aus ihm wenigstens einen ächten Staatsmann zu bilden, im Fall dies der geringste Grad seiner einst zu erreichenden Höhe gewesen wäre.

Wie aber, wenn der unglückliche Fall kurz vor, oder vielleicht gar erst mit dem vierzehnten Jahre des Knaben eingetreten, die gewöhnliche Einrichtung seiner Erziehungskosten ausgeblieben und niemand erschienen wäre, der

ihn seinem Erzieher abgefordert hätte! — Auch darauf hatte er sich vorgesehen. Immer hatte er aus weisen Gründen seinen Zögling bei der Meinung gelassen, Thalheims Erstgebohrner zu seyn; selbst dann noch verhehlte er ihm seinen muthmaßlichen Stand, als er die lezte Zahlung der Erziehungskosten auf die gewöhnliche Art erhoben und mit selbiger zugleich ein viereckigt versiegeltes Packetchen mit der Ueberschrift seines Namens unter der Linde gefunden hatte. Bei Eröffnung desselben lag ein versiegelter Brief oben auf und überdeckte eine goldne Kapsel mit dem Bildnisse eines Mannes mit Stern und Ordensband. Thalheim staunte, betrachtete das Bild mit ernstem, forschenden Blicke und sagte zu sich selbst mit halblauter Stimme, als ob er fürchtete, daß es Jemand hören möchte: Jezt geht meine Vermuthung zur Würklichkeit über; das ist Huldreichs Vater! — Er nahm den Brief, erbrach ihn und las:

Edler Mann!

„Treu und gewissenhaft haben Sie bis „hierher das Amt verwaltet, das Ihnen

„von der Hand eines Weibes übertragen
„ward. Nehmen Sie dafür meinen
„wärmsten, herzlichsten Dank! — Noch
„ein Jahr, und Sie sind dessen entlassen.
„Bis dahin unterlassen Sie nicht, den
„mütterlichen Wunsch zu erfüllen und
„vollenden Sie glücklich das große Werk
„der Menschenbildung und Erziehung.
„Sie allmählig mit dem Stande Ihres
„Zöglings bekannter zu machen und Ih-
„nen ein Licht aufzustecken, wornach Sie
„vielleicht schon längst trachteten, hielt
„ich für nothwendig und heute am schick-
„lichsten, und fügte in dieser Absicht in-
„liegendes Porträt bey. Sie sind ja
„ein kluger Mann und verstehen den
„Wink. Nehmen Sie es in Ihre Ver-
„wahrung und lassen Sie es um Got-
„teswillen nicht aus Ihren Händen kom-
„men. Wachen Sie darüber, wie über
„Ihren Pflegsohn selbst und händigen
„Sie es ihm nicht eher, als nach Ab-
„lauf von zwölf Monden ein, wenn die
„lezte Stunde seines Aufenthalts in Ih-

„rem Hauſe ſchlägt und ihn zum Ab-
„ſchied mahnt

N. N.

„Sie ſind ja ein kluger Mann," wiederhohlte er langſam und bedächtig und konnte ſich im Anſchauen des Mannes auf dem Bilde nicht ſatt ſehen. „Nun iſt es offen und klar, was ich ahnete," ſagte er, nahm Geldrolle, Brief und Porträt und verſchloß es, wie gewöhnlich, an den bewußten Ort.

Selbſt ſeinem Freunde Hoyer, der von jeher der Vertraute ſeines Herzens war, ſagte er kein Wort davon; ſeine theure, liebe Gattin erfuhr nicht eine Sylbe von dem, was er jetzt zu wiſſen glaubte; denn ſo ein gutes, braves Weib ſie war, ſo traute er doch der weiblichen Schwatzhaftigkeit nicht und begrub das Geheimniß tief in ſeinem Innern.

Indeß fügte es ſich, daß er in dieſem lezten Jahre ſeines Erziehungswerks in Angelegenheiten der Gemeinde ſeines Dörfchens,

die ihn zu ihren immerwährenden Rechtsbeiſtande erwählt hatte, eine Reiſe nach der Reſidenz thun mußte. „Halt! dachte er — vielleicht iſt das eine Gelegenheit, der Sache näher auf die Spur zu kommen. — Er nahm Brief und Porträt, legte beides in ſein Portefeuille und übertrug die Obſicht ſeines Büreaus und deſſen wichtigen Inhalts ſeiner Gattin, und trat gegen die Zeit des Winters ſeine Reiſe an.

Ein ſo wichtiges Geſchäft, wie das ihm aufgetragene war, erforderte Zeit und ſetzte ihn in den Stand, wegen der Angelegenheiten ſeines Pflegeſohns Nachforſchungen anzuſtellen. Er beſuchte öffentliche Oerter, Klubs, Promenaden, Wachparaden, Gärten und war ſo glücklich, mit mehrern Großen des Hofs Bekanntſchaft zu machen und von ihnen zur Tafel gezogen zu werden. Er durchlief die Gerichtshöfe, beſuchte die Wohnungen der Reichen, drängte ſich in die Palläſte der fürſtlichen Staatsbedienten und ſchlich ſich in die geheimſten Gemächer begüterter Privatmänner ein; aber nirgends fand er unter der

zahllosen Menge von Gesichtern, die ihm hier aufstießen, nur eins, das mit dem Porträt im Mindesten einige Aehnlichkeit gehabt hätte. Selbst die Person des Fürsten, auf den er Verdacht zu werfen sich erkühnte, entsprach seinen Erwartungen nicht und er war, als er sein prokuratorisches Geschäft beendigt und wegen des glücklichen Ausgangs desselben sich selbst zu gratuliren veranlaßt sah, in Ansehung dieses Punkts nicht um einen Schritt vorwärts gekommen.

Das machte ihn auf der Reise mißmuthiger, als er zuvor war und er wußte nicht, wie er sie genug abkürzen und beschleunigen sollte, um nicht noch mehr Langeweile zu haben. Doch er besaß zu viel Lebensklugheit, als daß er sich selbst hätte verrathen und bei seiner Nachhausekunft etwas sollen merken lassen. Stillschweigend legte er das Porträt und den Brief wieder an ihren Ort und erwartete, weil es nun einmal nicht anders war, den wichtigen Tag, der seiner Pflegevaterschaft Grenzen setzen sollte.

Er kam und trat in die Reihe seiner Brüder, die in nächtliches Dunkel gehüllt, einer nach dem andern, vorübergegangen waren. Wie gewöhnlich hatte er am Abend zuvor Wachen und Posten ausgestellt; aber umsonst! — Wie gewöhnlich verrichtete er, als der Morgen hereinbrach, seinen Gang nach der großen Linde an der Hinterthüre seines Gartens; aber er fand die Geldrolle nicht, sah und hörte weit und breit um sich her keine menschliche Seele und lauerte drei ganze lange Stunden vergebens.

Er ging zurück, verschloß sich in sein Gemach und überlegte, in tiefes Nachdenken verlohren, lange bei sich selbst, was er thun? ob er der schriftlichen Forderung, die er sammt dem Porträt vor sich auf dem Tische liegen hatte, Folge leisten und seinen Pflegesohn auf die ihm, nach derselben bevorstehende, Trennung und Losreißung von dem vermeintlichen väterlichen Hause vorbereiten sollte, oder nicht?

„Die Zahlung hat aufgehört, sagte er — und der entscheidende Tag ist gekommen."

Demohngeachtet regten ſich noch Zweifel in ſeiner Bruſt, ob ſein Zögling ihm würde abgefordert werden, oder auf immer überlaſſen bleiben. Doch nach allen genau durchdachten und erwogenen Umſtänden und für und wider ſtreitenden Gründen, ſiegte endlich die Meinung für das erſtere und auf dieſe Art feſt entſchloſſen und zu einer ſo wichtigen Unterredung vorbereitet, rufte er Hulderichen zu ſich auf ſein Zimmer.

„Du haſt befohlen, lieber Vater! ſagte der vierzehnjährige Knabe und küßte mit ehrfurchtsvoller Beſcheidenheit ſeinem Erzieher und Wohlthäter die Hand.

„Ich habe dich zu mir beſchieden, Hulderich! erwiederte Thalheim — über einen wichtigen Gegenſtand mit dir zu ſprechen. Setze dich!

„Ich ſtehe voll Erwartung.

„Der heutige Tag iſt dein Geburtstag —

„Der wichtigſte meines ganzen Lebens.

„In mancher Hinsicht eben so wichtig, als merkwürdig. Wie alt bist du heute?

„Vierzehen Jahr, Vater!

„Ein entscheidender Zeitpunkt für jeden deines Geschlechts; für dich aber ganz besonders —

„Für mich?

„Zu welcher Lebensart würdest du dich wohl entschließen?

„Zu der Du mich erzogst.

„So! — Sie ist glänzend —

„Und belohnend!

„Schlüpfrig — und gefahrvoll —

„Religion und Tugend sind ein paar sichere Stützen, die den Wanderer nicht sinken lassen.

„Aber du hast kein Vermögen —

„Hab' ich doch so viel gelernt, daß ich mir mein Brod verdienen kann.

„Gewiß haſt du! — Biſt du mit meiner Erziehungsmethode zufrieden?

„Es kommt mir nicht zu, darüber zu urtheilen; was Du thatſt, Vater! thateſt Du nicht ohne Abſicht —

„Gewiß nicht!

„Wenns mir auch nichts fruchtet, kanns mir doch wohl nichts ſchaden; Du bildeteſt mich ja zum Menſchen —

„Das that ich!

„Kannſt Du ein größeres Verdienſt aufzeigen, Vater! als das, deinen Sohn zum Menſchen gebildet zu haben? — Zwar kann ichs jetzt Dir nur danken, aber dereinſt vielleicht zehnfach vergelten, wenn die Saat gereift hat.

„Hulderich! —

„Mein Vater!

„So reuet es dich alſo nicht?

„Du fragſt wunderlich.

„Verzeihe! —

„In dem Tone ſprachſt du nie zu deinem Sohne. — Was iſt Dir, Vater? — Eine Thräne in Deinem Auge?

„Es iſt nicht Schwäche —

„Zeigteſt Du die je? — O! laß mich ſie wegküſſen, Vater! dieſe Thräne — ſie iſt Balſam dem Leidenden —

„Haſt du Ahnungen?

„Keine?

„Wie aber, wenn der heutige Tag —

„Wie, Vater!

„Der letzte wäre?

„Was ſprichſt Du?

„Was ich Dir nicht eher, als heute, ſagen durfte.

„Um Gotteswillen — Vater! was haſt Du über mich beſchloſſen?

„Ich nichts; deſto mehr aber dein Verhängniß.

„Und das heiſcht?

„Trennung —

„Von Dir, Vater?

„Von uns allen.

„Warum?

„Weiß ich das?

„Du nicht wiſſen? — Mein Vater! Du nicht wiſſen? — Warſt Du es nicht, den heute vor vierzehn Jahren derſelbe Tag berechtigte, meiner Beſtimmung den Namen zu geben?

„Wenns das wäre! —

„Warum iſt es nicht?

„Weil mit dem heutigen Tage meine Rechte und Anſprüche auf deine Perſon erloſchen ſind.

„Wie? Was ſagteſt Du? — Immer räthſelhafter, Vater! — Ich verſtehe Dich nicht; rede deutlicher!

„Sprach ich noch nicht deutlich genug?

„Wahrlich! nein — Ich ſehe nicht, Vater! was Deine Rechte und Anſprüche auf meine Perſon erloſchen machen könnte?

„Deine Geburt!

„Mangelt ihr irgend etwas?

„Mein Sohn zu ſeyn, alles. —

Minutenlange feierliche Stille.

„Dein Sohn zu ſeyn, alles? — Alſo wäreſt Du mein Vater nicht?

„Nein! Ich bin nicht dein Vater.

„Was biſt Du dann?

„Dein Pfleger, dein Erzieher.

„Wach' ich oder träum' ich? — Du nicht mein Vater? — — Du mein Pfleger nur, mein Erzieher? — — Wer iſt denn mein Vater?

„Der Mann auf dem Bilde da.

„Auf dem Bilde? — — Der Mann mit Stern und Ordensband mein Vater? — — Das iſt nicht wahr!

„Wenn das Bild und der darnebenliegende Brief keine Unwahrheit ſagen, ſo habe auch ich keine Lüge geſprochen.

„Das iſt nicht möglich! —

„Und doch! — Ueberzeuge dich ſelbſt und lies.

Hulderich nahm den Brief, der neben dem Bildniſſe ſeines ſeynſollenden Vaters lag, las, wußte nicht, ob er ſeinen Augen und ſeinen Lippen trauen ſollte, las zwei, dreimal, warf den Brief unwillig auf den Tiſch, ſchlug ſich vor die Stirn und ſagte: Gott! iſts möglich! — Ha, Grauſamer! warum ſagteſt Du mir das nicht früher?

„Weil ein Zeitraum von zwölf langen Monden kaum vermögend geweſen ſeyn würde, dir die Ruhe wiederzugeben, die ein einziger Augenblick dir raubte.

„Iſts nicht eins, heute, oder vor zwölf Monden? — Iſt dieſer einzige Tag vermögender, als dreihundert und fünf und ſechzig ſeiner Brüder?

„Ich glaub' es —

„Du glaubſt's? — Wie? Und auf welche Weiſe?

„Durch den, oder diejenigen, die von heute an das Werk deiner höheren Ausbildung auf ſich nehmen.

„Wer ſind dieſe?

„Weiß ich das? — Sah ich ſie jemals? — Nannte man mir ihre Namen?

„Abermals Nacht, wo ich Tag zu ſehen hoffte! —

„Faſſe dich, Hulderich! — Sey auch dein Vater, wer er wolle, der Mann, deſſen Bild du da vor dir haſt, oder nicht, immer eins! Ausgemacht und wahr iſt's, daß ich dein Vater nicht bin, an deiner Geburt keinen Theil habe —

„Deſto mehr an meiner Erziehung. Wer übertrug Dir dieſe?

„Ohnſtreitig deine Mutter.

„Ohnſtreitig, ſagſt Du?

„Kann ich anders?

„Alſo auch das ein Geheimniß?

„Ich fand dich —

„Gott! was hör' ich? — Du fandeſt mich? — Alſo ſchämte man ſich meiner Geburt? — Freilich, den Baſtard —

„Still! ich möchte das nicht ahnen. — Geſetzt aber auch, es wäre, wollteſt du darum weniger deines Daſeyns dich freuen?

„Welches Loos iſt dem Baſtard am ſicherſten, als Verachtung?

„Spare dein Urtheil und entſcheide nicht zu früh!

„Ha! ich Unglücklicher —

„Bis jetzt warſt du's noch nicht; der heutige Tag wird entſcheiden, welches Loos dir zu Theil ward. Jetzt zur Geſchichte deines kurzen Lebens! — So viel mir davon bewußt

iſt, ſoll rein und wahr aus meinem Munde in deine Seele übergehen.

„O mein Vater! — Nicht wahr, ich darf Dich ſo nennen, guter Vater?

„Du darfſt! — Und wer hätte wohl einen größern Anſpruch auf den ſüßen Vaternamen, als ich, der ich meinen eigenen Kindern nicht mehr gewährte, als dir?

„O! mein Freund — mein Wohlthäter! —

„Zur Sache, Hulderich! — Laß uns eilen! denn die Stunde der Trennung naht.

„Trennung? — Ach, Gott!

„Ich fand dich unter der großen Linde hinter der Thüre meines Gartens an einem ſchönen Sommermorgen, als ich mit meiner Wilhelmine zum Luſtwandeln ausgegangen war. Bis dahin kamen wir und nicht weiter. Ein Käſtchen, worin man dich gelegt hatte, hemmte unſern Fortgang. Willig und gern übernahmen wir deine mir aufgetragene Erziehung und ſahen durch deine Aufnahme in mein Haus

unſere Verbindung beſchleuniget. Zum Zeichen, daß ich dich lebend gefunden hatte, grub ich, auf ausdrückliches Verlangen deiner Mutter jenes II, das deinen Augen nicht verborgen geblieben ſeyn wird, in die Rinde des Baums und kehrte, ſtolz auf den Gedanken: die Unſchuld gerettet zu haben — in meine Behauſung zurück. — Hier iſt das Käſtchen, das dir zur Wiege diente! Hier die Handſchrift deiner Mutter! — Aber die beigelegte Summe, deren ſie darinnen Erwähnung thut, fehlt; ich habe ſie nicht gefunden. — Hier das Goldſtück, das ſie dir an deinem ſechſten Geburtstage mit eigenen Händen zum Angebinde übergab —

„War das meine Mutter? — Bei Gott, Vater! ein ſchönes Weib. Ich erinnere mich deſſen, ſo klein ich damals auch war, als ob es heute geſchehen wäre. — Aber warum blieb ſie nicht länger? — Warum floh ſie ſo eilig? —

„Hier die ganze Summe, die ich einzeln in den verſiegelten Rollen, die du hier ſiehſt,

jedesmahl an dem Tage deiner Aussetzung unter dem Baume abzuhohlen berechtiget ward. Sie sind unversehrt und unangetastet geblieben und ich übergebe sie dir in demselben Zustande, in dem ich sie empfing —

„Warum das, Vater? —

„Sie sind dein Eigenthum; die Worte des Briefs gehen in Erfüllung, oder nicht.

„Nein! sie gehören nicht mir. Du hast den Betrag davon in meinen Nutzen verwendet, und hast mir damit ein eisernes Kapital erworben, das, so lang' ich lebe, Zinsen trägt."

Während dieser Unterredung hatte Thalheim sein Büreau geöffnet und seinem Pflegesohne alles einzeln vorgelegt und berechnet, was er während der Verwaltung seines Erziehungsamts für dessen Rechnung eingenommen hatte. Aber wo blieb die Ausgabe? — Diese brachte er nicht mit in Rechnung — und hatte sie doch aus seinen eigenen Mitteln bestritten? — Welche Uneigennützigkeit! — Welche Großmuth! —

Ohngefehr um die eilfte Stunde klopfte Jemand an der Thüre. So lange hatte der redliche Thalheim mit ſeinem jungen Freunde, den er noch immer ſeinen Sohn nannte, gekoſt und beide ſahen ſich durch den Eintritt eines Mannes überraſcht, den ſie eher für einen reiſenden Muſikanten, als für den neuen Mentor des, zu einer höheren Beſtimmung übergehen ſollenden Pfleglings unſers Thalheims, angeſehen hätten. Er war in einen grauen Mantel gehüllt, geſtützt auf einen Knotenſtock und mit einem runden Huthe bedeckt.

Schweigend überreichte er Thalheimen einen Brief.

Thalheim las. Mit einem Seitenblicke auf den Fremden gab er Hulderichen den Brief, wiſchte ſich unvermerkt eine Thräne vom Auge und ſagte: Da, Hulderich! die Stunde der Trennung hat geſchlagen.

„Gott! rief Hulderich — warum will man mir meine glückliche Unwiſſenheit rauben?

„Weil Ihr zu einer höheren Bestimmung geboren wurdet; erwiderte der Fremde und bedeutete ihn, sich binnen einer Stunde reisefertig zu halten, Abschied zu nehmen von seinen Freunden, unter denen er bis jetzt als Sohn und Bruder wandelte und dann ihm zu folgen.

„Zu welcher Bestimmung? fragte Huldetich mit einer Miene voll Ernst und Würde, die über das Alter des vierzehnjährigen Knaben war.

„Ihr Name ist im Buche des Schicksals mit großen Buchstaben niedergeschrieben, aber meine Lippe vermag nicht, ihn auszusprechen.

„Warum nicht?

„Das Gelübde der Verschwiegenheit bindet meine Zunge.

Unbarmherziger! wem schwurst du dies unselige Gelübde?

„Eurer Mutter.

Thalheim saß unbeweglich auf seinem Platze, unterbrach die Redenden nicht, machte bloß den stillen Beobachter ihrer Mienen und Gebehrden, haschte jedes ihrer Worte und stand voll Erwartung, wie die Scene enden würde.

Hulderich erblickte sich in einer Lage, in der er sich noch nie gesehen hatte. Sie war kritisch genug, die Festigkeit eines Knaben von seinem Alter auf die Probe zu stellen. Tausend Andre vor und nach ihm würden nicht vermögend gewesen seyn, sich auf dem Platze zu halten, ihrem Gegner Rede zu stehen und zu Thränen ihre Zuflucht genommen haben; aber den Zögling unsers Thalheims warf der Störer seiner Ruhe nicht über den Haufen. Mit dem stolzen Bewußtseyn eigener Würde, beseelt von einem geheimen Gefühl, das im gegenwärtigen Augenblicke ihm die Hoheit seiner Geburt ahnen ließ, gestützt auf den Arm der Gefährtinnen seiner Jugend, Tugend und Religion, ausgerüstet mit den herrlichsten Naturgaben, und ausgebildet durch die Hand seines Führers, der sich so große Verdienste um ihn erworben hatte, trat er mit kühner Entschlos-

ſenheit und männlichem Muthe dem Fremden unter die Augen und ließ nicht nach, Frage auf Frage zu häufen, je unbefriedigender die Antworten erfolgten.

„Wohin ſoll ich Dir folgen?

„Zu dem Würkungskreiſe, für den Ihr gebohren ſeyd.

„Wird die Reiſe dahin von langer Dauer ſeyn?

„Ja und Nein! wie ihr wollet.

„Wie ich will?

„Es kommt bloß auf Euch an. Der nächſte Augenblick kann Euch in eine andere Sphäre verſetzen; es können aber auch Jahre vergehen, ehe Ihr dahin gelanget.

„Wie nennſt Du dieſe Sphäre?

„Große Welt.

„Wer gab Dir den Auftrag?

„Vergeudet die Zeit nicht mit unnützen Fragen! ſie flieht auf Adlerfittigen und ihr erſchwe-

ret Euch nur den Abſchied und kommt ſpäter zum Ziele. Was Ihr zu wiſſen begehren möget, das könnet Ihr einzig aus dem Munde Eurer Mutter erfahren; ſie harrt Eurer mit mütterlicher Sehnſucht und brennt vor Begierde Euch an ihren Buſen zu drücken.

Dieſe letzten Worte würkten am meiſten auf das Herz des Knaben. Er ſtürzte Thalheimen in die Arme und ſagte weinend: Vater! nie werde ichs vergeſſen, was Du an mir gethan haſt. Sprich nur ein Wort und ich gehorche. Hilf mir! Rathe mir! — Sprich! ſoll ich dem Rufe folgen? — O Thalheim! Thalheim! warum weckteſt Du mich nicht früher aus dem ſüßen Traume? — Wer wird hinführo mein Führer ſeyn?

„Laßt Euch deshalb nicht bangen! ſagte der Fremde — Ihr ſeid auf gutem Wege. Geleitet an der Hand eines Mannes, dem es Wonne war allenthalben ſeiner Pflicht Genüge zu thun, habt Ihr Euch mit den zur ferneren Wanderung erforderlichen Stützen bekannt gemacht; was er angefangen hat, das wurde

mir zur Vollendung übertragen. Zollt ihm Euern Dank und folgt mir!

„Also wirst hinführo Du mein Mentor seyn?

„Habt Ihr kein Vertrauen zu mir? —

Hulderich maaß den Fremden vom Kopf bis zu den Füßen, erblickte sich, gleich dem Wanderer, am Eingange eines furchtbaren Waldes, durch welchen mehrere Wege zu einem weitschichtigen Thale hinabführen, stand einen Augenblick, überlegte und brach endlich mit beispielloser Entschlossenheit wieder in folgende Worte aus.

„Gut! — Wer Du auch seyn magst, ich folge! Mein Schicksal will es und ich gehorche.

„Bravo! rief Thalheim, dieser Entschluß macht deinem Herzen und deinem Verstande Ehre. Immer hättest du doch nicht hier bleiben können und deine schönen Kenntnisse und

Wissenschaften hinter dem Pfluge versauern lassen. Du warst zu etwas Höherm bestimmt; das sagte der erste Augenblick deiner Aufnahme, darinnen stimmen alle Umstände damals und jetzt überein. Noch einmal, Hulderich! — aber zum letzten Male — Du und Sohn! — Laß uns noch einmal uns letzen und dann willig den Nacken unter die Hand des Schicksals beugen!

„O mein Vater! — Ja! das warst Du! — Das bist Du! — Das sollst Du ewig mir bleiben!

„Auch dann noch, wenn der Knabe Hulderich sich über die Sphäre des ehrlichen Landmanns hinaus geschwungen haben und stolz herniederblicken wird, von seiner Höhe —

„Still, Vater! — Zeit und Umstände, wie sie auch kommen dürften, werden nie vermögend seyn, zwischen Dir und mir eine Scheidewand aufzustellen und meinem Herzen vergessen zu machen, daß Du meine Kindheit mit dem Mittig deiner Vaterliebe und Sorgfalt decktest.

So hatte Hulderich noch nie mit ſeinem Pflegevater gekoſt! So Thalheim noch nie ſich an dem Feuerkuſſe ſeines Zöglings gelezt! — Die Umarmung dauerte lange und der Fremde mußte, ſo gern er auch ſein Auge an dieſem herzrührenden Anblicke weidete, den Arm in Arm verſchlungenen Freunden gebieten, ſich nicht zu weit in den Ergießungen ihrer Herzen zu verlieren und die Trennung zu beſchleunigen.

„Noch haben Sie Ihren Auftrag nicht ganz vollendet, edler, unbekannter Fremdling! begann Thalheim, riß ſich von dem Knaben los und ging an ſein Büreau. — „Ehe ich Ihnen meinen Zögling überlaſſen kann, ſagte er, muß ich erſt Rechnung ablegen von meinem Haushalten.

„Wir haben nichts zu rechten; erwiederte der Fremde. — Sie haben als ein ehrlicher Mann gehandelt und jeder Ihnen angemutheten Forderung volle Genüge geleiſtet. Wir ſind in Ihrer Schuld.

„Aber das Geld —

„Gehört Ihnen. — Nehmen Sie es zurück! Es war nur eine kleine Entschädigung und lange nicht hinreichend, Ihre Vaterpflege und Sorgfalt zu belohnen.

Thalheim weigerte sich zwar, aber der Fremde berufte sich auf seinen Auftrag, dessen Grenzen er nicht zu überschreiten wagte und forderte nichts, als den Knaben Hulderich und das Porträt seines Vaters.

Die Glocke schlug zwölfe; das war der letzte Termin. Noch einmal fiel Hulderich seinem Pflegevater um den Hals, weinte Thränen des Danks und der kindlichen Liebe, Wange an Wange sich schmiegend, schied schweigend und unter lauten Seufzern von ihm und folgte seinem neuen Führer.

„Reise glücklich, werdender Jüngling! rief Thalheim ihm nach, als er seinen Armen entfloh — „vielleicht führt dein guter Genius dich einmal wieder in die Wohnungen deiner Kindheit zurück und gewährt mir die süße Freude,

noch einmal den süßen Vaternamen von deinen Lippen zu hören.

Die Lücke, die durch diese Trennung entstand, verursachte in der Thalheimschen Familie allgemeine Sensation. Alles hatte ihn für den Erstgebohrnen vom Hause gehalten und als diesem diejenige Achtung und Liebe gezollt, die es ihm schuldig zu seyn glaubte; Thalheims Kinder beweinten in ihm den Verlust eines vermeintlichen Bruders und waren über diese jähe Losreißung eines Glieds von der Kette ihres jugendlichen Freundschaftsbundes untröstlich; Wilhelmine und Thalheim selbst waren über die Trennung empfindlich, ob sie gleich die einzigen waren, denen sie nicht unvermuthet kam und ruften sich oft, seiner Kindheit sich erinnernd, die frühesten Jahre ihrer Verbindung ins Gedächtniß zurück.

Dreizehen Geldrollen — man erinnere sich, daß Thalheim bei der Aufhebung seines Findlings nichts, als den Brief gefunden hatte — waren ihm bei der Abhohlung seines Zöglings zurückgelassen und als sein Eigenthum zugesi-

chert worden. In jeder derſelben befanden ſich hundert Louisd'ors, mithin betrug das Ganze ein Kapital von 6500 Thalern. Das vermehrte denn den Reichthum des menſchenfreundlichen Mannes um ein Anſehnliches und würde manchen Andern an ſeiner Stelle verleitet haben, Wucher damit zu treiben; aber unſer Thalheim wucherte auf eine ganze eigene Art. Da er die Erziehung ſeines Pflegeſohns einzig und allein, ohne ſeiner häuslichen Einrichtung zu ſchaden, aus ſeinen eigenen Mitteln beſtritten und glücklich beſtanden, dieſer auch die ganze Zeit über ſo viel ihm nicht gekoſtet hatte, ſo behielt er bloß einen Theil davon für ſich, die andern beiden aber wendete er zum allgemeinen Beſten der Menſchheit an. Tauſend Thaler deponirte er ſogleich in der Gemeinde zu Anlegung eines Armeninſtituts, aus welchem unter ſeiner Direktion den Bedürftigern des Dorfs von Zeit zu Zeit ein wöchentliches Allmoſen gereicht wurde; das übrige beſtimmte er zur Erbauung eines Bades und mineraliſchen Brunnens, die er auch in kurzem vollendete, dergeſtalt, daß dadurch eine Menge Menſchen herbeigelockt wurden, die ſich deſſen bedienten

und der Ort an ſich ſelbſt nahrhafter, bekannter und beſuchter wurde.

Unter dieſen und ähnlichen preiswürdigen Beſchäftigungen vergingen denn mehrere Jahre. Immer ſtrömte die Fülle des himmliſchen Segens auf unſern Thalheim herab; immer war ſein Haus ein Gemach des Wohlſeyns, ein Thron häuslicher ſtiller Freuden. Fruchtbar und ergiebig waren ſeine Aecker, voll ſeine Kornböden und zu allen Zeiten offen dem Armen, wie dem Reichen ſeine Vorräthe immer um einen leidlichen Preiß kaufbar, oft unentgeldlich dem Nothleidenden aufgeſchüttet und zugemeſſen.

Sechs geſunde, muntere Knaben und zwo liebenswürdige Töchter waren der Stolz und die Freude ſeines Hauſes. Welch eine Wonne für den Edlen, wenn er ſo im Kreiſe dieſes häuslichen Völkchens an der Seite ſeiner lieben Wilhelmine obenan ſaß, mit ihnen koſte, tändelte, erzählte, der entflohenen Jahre ſeines Lebens und der mannichfaltigen Abwechſelungen ſeiner Schickſale dachte und ſich nun

für jedes beſtandene Ungemach entſchädigt und in den Stand geſetzt ſah, wohlzuthun und Gutes zu ſtiften, wo er konnte. Das war ſeine edelſte, ſeine liebſte Beſchäftigung, der er ſich, beſonders ſeit der Trennung von ſeinem Pflegeſohne Hulderich, allen Ernſtes widmete. Er unterrichtete ſie ſelbſt in mancherlei nützlichen Dingen, auf die leichteſte, faßlichſte Weiſe, machte ſie, gleichſam ſpielend, mit der Natur bekannt und mühte ſich allenthalben, ihren Charakter menſchlich und moraliſch gut zu bilden. Dadurch erleichterte er ihrem Lehrer, einem ſeiner Freundſchaft und ſeines Zutrauens würdigen, jungen Kanzelredner, die Hälfte ſeiner Bürde und machte ſichs zum Vergnügen, einen Theil derſelben auf ſeine eigene Schulter zu nehmen. Frühzeitig ahmten ſie ſeinem Beiſpiele nach, unterſtützten ihn in ſeinen Arbeiten und belohnten ihm zehnfach, was er an ihnen und dem Geringſten ihrer Mitmenſchen gethan hatte.

Theure Zeiten, durch auswärtige Kriege veranlaßt, bedrohten das Land; Thalheim zagte nicht. Er ſah es vorher, daß es ſo

kommen würde, so kommen müßte und raffinirte in Zeiten, dem Uebel vorzubeugen und, so viel er könnte, zur Milderung des Elends, das sich über das Land verbreiten würde, beizutragen. Er sammelte ein und häufte, was er häufen und seine Böden fassen konnten, noch ehe die Theurung zum vollen Ausbruche kam, kaufte auf, so lange er Preise machen konnte, bei denen er als ehrlicher Mann zu bestehen sich getraute und hielt mit seinen Vorräthen inne, bis das wüthende Ungeheuer um sich griff und seinen verheerenden Arm auch über die benachbarten Gegenden ausstreckte. Indeß hatte er mehreren Armen schon Brod in Natur und Geld gegeben, sich jenes zu verschaffen und manche Familie, die der Uebermacht dieses Feindes zu wehren nicht vermögend gewesen seyn würde, vor dem drückendsten Mangel geschützt und manchen ehrlichen Mann mit Weib und Kindern dem Bettelstabe entrissen.

Das Uebel erreichte den höchst möglichen Grad. Jetzt thürmte Thalheim seine Fuder auf, versah die umliegende Gegend und das zunächst gelegene Städtchen auf eine geraume

Zeit mit ſeinen Kornvorräthen und ſteuerte dem weitern Umſichgreifen dieſes Unholds dergeſtalt, daß die Preiſe von Tage zu Tage fielen, und die bedrängten Obrigkeiten, die dem Ungeſtüm des wüthenden Pöbels faſt nicht mehr Einhalt zu thun vermochten, wieder frei athmen und Verfügungen treffen konnten, die nothdürftigſten Lebensmittel herbeizuſchaffen.

Der Gewinn, den er daran hatte, war unbedeutend; denn er nahm einen äußerſt geringen Profit, der den benöthigten Koſtenaufwand um ein geringes überſtieg und ſcheute ſogar nicht üble Witterung und böſe Wege, ſeine Vorräthe in die entlegeneren Gegenden, wo das Ungethüm wüthete, zu verfahren.

In ***, wo er einsmals ſo viel Gutes genoſſen, aber auch mancherlei Leiden beſtanden hatte, öffnete man ihm zur Nachtzeit die Thore und führte ihn mit Anbruch des Tags faſt im Triumph auf den Marktplatz, wo eine Menge Käufer ſeiner harrten und über

ihn herfielen, wie die Raubvögel, ohne zu fragen und ihm Geld über Geld boten. Hier war der Gewinn von mehrerm Belang, ob er gleich äußerst billig verfuhr und für denselben Preiß fast einem so viel als dem andern abließ und einem großen Theile der Stadt auf mehrere Tage Brod verschaffte. In weniger, als einer Stunde, hatte er sein Geschäft gemacht; aber die Erhebung der Gelder nöthigte ihn, im Gasthofe abzusteigen und bis über den andern Tag zu weilen. Das gab ihm denn Gelegenheit, sich nach der Allwartschen Familie zu erkundigen, nicht etwa, um seine alte Liebschaft zu erneuern, sondern bloß sich der in ihrem Zirkel genossenen Freuden zu erinnern und seinen Zögling, den kleinen Adolf, an sein Herz zu drücken; aber er staunte, als er hörte, daß dieser Pallast der Freude eine außerordentliche Diminution erlitten, Herr Allwart Bankerut gemacht und sich ins Kleine gezogen habe, seine liebe Ehehälfte aber theils über diesen Unglücksfall, theils über den Tod ihres Sohnes untröstlich geworden und bereits seit einigen Jahren verstorben sey.

Dieß verbreitete ſeinen Ruhm ungemein. Ganze Ortſchaften nannten ihn ihren Retter und zollten ihm, öffentlich und in Geheim, einzeln und in Verbindung mit einander, ihren Dank; und kaum war er wieder zu den Seinigen zurückgekehrt ſo ſtellte man ihm zu Ehren auf den Dörfern und in den kleinen Ortſchaften, die er verſorgt und auf geraume Zeit mit Korn und Brod verſehen hatte, mehr oder weniger glänzende Dank- und Freudenfeſte an, zu welchen man ihn wegen ſeiner Uneigennützigkeit und Anſpruchloſigkeit auf Dank und Vergeltung, ſo zu ſagen, mit Gewalt, durch mehrere Abgeordnete, wozu man die beſten Sprecher wählte, die ſeinen Eigenſinn durch unabläſſiges Bitten zu bekämpfen wußten, einladete. Und dieſer allgemeine Jubel, der ſich über einen ganzen Strich Landes von mehrern Meilen erſtreckte, drang weiter und immer weiter und die Reſidenz erſcholl von dem Lobe eines Mannes, den man allgemein als einen Gott in menſchlicher Geſtalt verehrte.

Bei dieſer Gelegenheit war es, wo der Fürſt ſich herabließ, dieſen Wundermann

kennen zu lernen, und wir kehren zu jener Scene zurück, wo wir ihn, den thätigen, menschenfreundlichen Thalheim, durch die Gegenwart des guten Fürsten überrascht sahen.

„Laß dich nicht stören, Mann! den die Menschheit vergöttern sollte, sagte er zu ihm, sicherte ihn seiner Huld und drang in ihn, sich eine Gnade auszubitten. Thalheim schlug es aus, machte allerhand Ausflüchte und suchte, es von sich abzuwenden; aber der Fürst ließ nicht nach, bat und sah sich sogar genöthiget, seiner Weigerung Einhalt zu thun, unbedingten Gehorsam zu fordern.

„Ew. Durchl. befehlen, sagte Thalheim endlich — und bat um die Gnade, ihn mit jedem Ansinnen dieser Art zu verschonen. Ich habe genug, und was ich habe, dem günstigen Schicksal zu danken. Lassen Sie mich in meiner Niedrigkeit, gnädigster Herr: — Lassen Sie mir das Bewußtseyn meiner Rechtschaffenheit und die Freiheit, nach Gefallen zum Wohl meiner Mitbrüder zu wir-

ken. Glanz und Würden, nach welchen ich nie ſtrebte, könnten mich nur daran verhindern, vielleicht gar mich laſterhaft und des Beifalls und der Gnade meines Fürſten unwerth machen.“

„Edler Starrkopf! erwiederte der Fürſt — du biſt mein Freund. Glücklich das Land, deſſen Boden ſolche Früchte trägt! Glücklich der Fürſt, der ſolche Unterthanen aufzuweiſen hat und ſagen kann: Der, oder dieſer iſt mein Freund!

„Gnädigſter Herr —

„Ja, Thalheim! das biſt du. — Mehr will ich dir nicht aufdringen, als meine Freundſchaft; aber ich fordere auch nicht mehr, als die deinige. Biſt du mit mir zufrieden?

„Ich ſollte auch nicht? — Könnte ich wohl eine gröſſere Belohnung heiſchen, als ſolche Freundſchaft?

Einen ganzen Tag weilte der Fürſt bei ſeinem Freunde, weidete ſein Auge am Anblick

seiner Kinder, am Glück seiner Häuslichkeit, an seinem Wohlstande und schied erst spät am Abend von ihm, mit der Versicherung, ihn oft in seiner ländlichen Wohnung wieder zu überraschen und sich bei ihm Raths zu erhohlen; denn er hatte in ihm nicht allein den rechtschaffenen Mann, den Freund der Menschheit und des Vaterlands, sondern auch einen Mann kennen gelernt, dessen Einsichten, Kenntnisse und Wissenschaften weit über die des bloßen Feldbebauers hinausgingen und ihn gewürdiget hätten, am Ruder des Staats zu sitzen, wenn er nur das Anerbieten seines Fürsten hätte annehmen wollen.

„Wahrlich! sagte der Fürst beim Abschied — Thalheim! Du bist zu beneiden; über deinem Haupte hängt kein tödtend Schwerdt. Ich verlasse dich jetzt; aber ich werde bald wieder kommen, um desto länger bei dir zu weilen.

Es war nicht in den Wind gesprochen, was er sagte. Nach Verlauf von einigen kurzen Wochen, sah sich Thalheim von seinem fürst-

lichen Freunde schon wieder heimgesucht und — was konnte ihm schmeichelhafter seyn, als die Ehre, einen so hohen Gast in seinem Hause zu sehen, zu bewirthen, an einer Tafel und aus einer Schüssel mit ihm zu essen und unter vier Augen mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten zu sprechen, auf dies und das ihn aufmerksam zu machen und in bessere Thätigkeit zu setzen? — Ihm verdankte das Land, ohne die geheime Verbindung zu kennen, in der er mit dem Fürsten stand, manches Gute, manche Abschaffung eben so schädlicher, als überflüssiger Gebräuche und Herkommen, manche Verbesserung, manche neue Erfindung, manche gute, gemeinnützige Anstalt; kurz! er war die Rechte des Regenten. Ungeheuchelt sagte er ihm seine Meinung, unterstützte ihn mit gutem Rathe, zeigte ihm den Weg, auf welchem er seine Absichten erreichen konnte und mußte und gab ihm sogar oft die Mittel zur Ausführung dessen, was sie mit einander berathschlagt hatten, an die Hand.

Niemand zwar ahnete, daß alles dies das Werk eines bloßen Privatmannes sey, zu wel-

chem der Fürſt im Grunde nichts, als den Namen hergab; aber in ihm lebte Thalheim und erndtete im Stillen den Lohn und den Beifall ſeiner Nebenbrüder, der im nächſten Augenblicke von der Perſon des Fürſten, als des vermeintlichen Autors all' des Guten, das der einzelne Unterthan, ſo wie das ganze Land genoß, auf ihn zurückfallen mußte.

Während dieſer Periode, die mehrere Jahre ununterbrochen fortdauerte und den rechtlichen Mann der Liebe und des Zutrauens ſeines fürſtlichen Freundes, der ihn des Jahrs wenigſtens dreimal mit ſeiner Gegenwart beehrte, länger, als auf ein ganzes Menſchenalter ſicherte, indem er auch nach ſeinem Tode noch in ſeinen Kindern fortlebte, wuchſen dieſe zur Freude ihrer Eltern heran und ſchmückten bald ſein Haupt mit dem Lorbeer, den er ſich ſelbſt durch ſie gewunden hatte.

Auch der Fürſt hatte ſein Wohlgefallen an ihnen, machte ſich oft viel mit ihnen zu ſchaffen und prieß um ihrentwillen ſeinen Freund

glücklich; denn er hatte ſeinen Saamen nicht auf dürres Land geſtreut.

„Gieb mir deine Jungen, ſagte der Fürſt in einer ſeiner geheimen Unterredungen mit Thalheim — gieb mir deine Jungen und laß mich ihnen Vater ſeyn! Warſt du es doch auch vierzehen ganze Jahre einem Unbekannten und wußteſt nicht, ob ers Dir einſt danken würde.

„Nehmen Sie ſie hin, gnädigſter Herr! erwiederte dieſer — ſie gehören Ihnen und dem Staate. Für beide erzog ich ſie; ob's mir gelungen iſt, wird die Zeit lehren.

„Sie ſollen reiſen, Städte und Länder beſehen und ſich Menſchenkenntniſſe ſammeln; für das übrige haſt ja du ſchon geſorgt.

Mit ſeinen älteſten drei Söhnen hatte Thalheim bereits das Erziehungswerk vollendet und ſie in den Stand geſetzt, ſich eine beſtimmte Lebensart zu wählen und mit dieſer in die große Welt zu treten.

Julius, der älteſte von ihnen, hatte ganz ſeines Vaters Temperament und war auch daher ganz für ſeine Lebensweiſe geſtimmt; allein da der Fürſt ihn beſonders lieb gewonnen hatte, ſo ging auch dieſer nicht von ſeiner Forderung ab, nahm den zwanzigjährigen Jüngling mit ſich in die Reſidenz und wies ihm einen, ſeinem Alter und Fähigkeiten angemeſſenen Poſten an und erhob ihn nach einem kurzen Zeitraume von drei Jahren, binnen welchen er auf landesherrliche Koſten die vorzüglichſten Länder und Städte des nördlichen Welttheils beſucht hatte, zu ſeinem Geheimſchreiber. Die andern beiden, Herrmann und Albert, wählten den Soldatenſtand und wurden aus beſonderer Gnade, um ihres ſittlich guten Betragens und immer mehr ſich auszeichnender Fähigkeiten willen, vielen, ſelbſt denen vom Adel, die ſchon länger gedient hatten, vorgezogen. Die jüngeren drei aber, Adolf, Heinrich und Ernſt, blieben dem Vater noch überlaſſen und beſtimmt, ſich unter ſeiner Leitung noch zu bilden und dereinſt die Verwaltung ſeiner Wirthſchaft zu übernehmen. Aber der Redliche vermochte nicht, zu vollenden,

was er angefangen hatte. Gewohnt, keine Gefahr zu scheuen, um andern das Leben zu retten, mußte er ein Opfer seiner menschenfreundlichen Dienstbeflissenheit werden.

Aufgeschreckt durch das Getöse der Sturmglocken vom nahen Städtchen sprang er mitten in der Nacht auf von seinem Lager und war der erste auf dem Dorfe, der Lärm machte und seine Nachbarn aufforderte, ihm zu folgen und den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Er legte selbst Hand an, arbeitete über seine Kräfte und, zu tief sich in die Gefahr begebend, zerschmetterte ein brennender Balken, der vom Giebel herabstürzte, ihm Arm und Bein. Man hatte Mühe, ihn darunter hervorzuarbeiten und in Sicherheit zu bringen.

Da die Verwundung gefährlich war, mußte er einige Tage hier bleiben, ehe er in seine Wohnung geschafft und den Seinigen zur Aufsicht überlassen werden konnte. Zwar gewann es den Anschein, als sollte

er wieder genesen, und dieß erfüllte die Herzen der Umstehenden mit schmeichelnden Hoffnungen. Allein ein Umstand, der zu jeder andern Zeit ihn weniger erschüttert haben würde, vernichtete die schönen Aussichten der Hoffenden, die an seinem Lager standen und beteten und weinten. Der Eintritt eines Fremden gab der Lage der Dinge eine andere Wendung. Ungemeldet, und in der Absicht, den menschenfreundlichen Thalheim, seine Gattin und Kinder recht unverhofft zu überraschen, stand mit einem Male ein junger, schöner Offizier mitten im Krankenzimmer. Alles schrie: Hulderich! — Hulderich! rief Thalheim, und war vor Freuden außer sich. Seine Krankheit vergessend, streckte er beide Arme nach ihm aus, stand schon mit einem Fuße ausser dem Bette, wollte ihm entgegen eilen und um den Hals fallen und sank kraftlos auf's Bette zurück.

„Gott! rief Hulderich — ist das der Dank, den ich Dir bringen mußte, redlicher Mann? — Helft! Helft! — Er

ſtirbt! — Thalheim ſtirbt, in dem Augenblicke, da ich meine Schuld abtragen und ihm vergelten wollte, was er an mir gethan hat.

Alle Hülfe war umſonſt! Der Redliche war nicht mehr! — Schmerz und Freude hatten ſich ſeiner zu ſehr bemächtiget und er war nicht vermögend, ihnen Stand zu halten. Lachenden Muths benutzte die neidiſche Parze dieſen Augenblick und kürzte mit unbarmherziger Hand den Lebensfaden des Rechtſchaffenen, des Menſchen- und Vaterlandsfreundes.

Troſtlos weinten an ſeinem Lager Gattin und Kinder. Jammer und Wehklagen erfüllten die Luft und wandelten dieſen Pallaſt reiner, nie getrübter Freuden in ein Gemach nie verſiegender Schmerzen. Um ihn weinten alle, die ihn gekannt hatten. Tief im Innern ſeiner Seele fühlend den Verluſt ſeines Freundes ſenkte ſich das Auge des Fürſten bei der Nachricht von dem Tode ſeines Lieblings trauernd zur Erde und wid-

mete seinem Andenken eine stille Zähre. Freunde und Bekannte folgten bebenden Fußtritts seiner Leiche und um den Grabeshügel des der Welt zu früh Entrissenen feierte die Natur eine schauervolle Stille!

Ende des zweiten Bändchens.

Meyers Leihbibliothek.

Der

Waldfindling.

Ein Schauſpiel

in fünf Akten.

Halle,

bei Joh. Gottfr. Trampens Erben.

1800.

Ex
Bibliot. Regia
Berolinensi.

Der

Waldfindling.

Ein Schauſpiel

in fünf Akten.

Perſonen.

Baron v. Friedſtern.
Roſalie, ſeine Tochter.
Albert, ſein Pflegeſohn.
Mad. Renard, unter dem Namen Mad. Wolf.
Herrmann, Alberts Vertrauter.
Liddy, Roſaliens Mädchen.
Ein Einſiedler.
Roger, Hauptmann einer Räuberbande.
Dragowitz.
Morneck.
Alinditz.
Parozzi.
Morgan.
Manko.
Räuber. Bauern. Volk.

Erſter Akt.

Erſte Szene.

(Garten.)

Bar. v. Friedſtern, nachher Albert, zuletzt Mad. Renard.

Baron. (Tritt nach einem hinter den Couliſſen gethanen Schuſſe, mit einer Flinte unter dem Arm auf.)

Das war getroffen! (Setzt ſich auf eine ſeithalben befindliche Raſenbank und ladet ſein Gewehr.) Dem Unweſen will ich doch noch Einhalt thun; ihr ſollt mir meine ſchönen Kirſchen ſchon ſtehen laſſen, wart' nur! (lehnt's Gewehr neben ſich hin). Ein ſchöner Morgen! — Faſt ſcheint es, als wollte die Natur jedes Geſchöpf auffordern, ihren Jahrestag zu feyern. — Und noch iſt er

nicht da, der Freund meines Herzens, mein Albert? — Was ihn nur zurückhalten mag, diesen schönen Morgen im Freyen zu genießen? — Vielleicht — Doch halt! da sitzt wieder so ein Ungeziefer auf dem Baume da, — wart! ich werde gleich kommen (steht auf, nimmt die Flinte und geht langsam nach einem Baume zu; indem kommt Albert hastig auf ihn zu und küßt ihm die Hand.) Pah! da flog er hin.

Albert. Mein Vater! wie haben Sie diese Nacht geschlafen?

Baron. Recht gut, mein Sohn! — und du?

Albert. O! diese Nacht war eine der schönsten meines Lebens.

Baron. Das freut mich! — Sonach hast Du auch gut geschlafen? — Ja, ja! in Deinem Alter — und doch siehst Du ganz blaß, deine Augen roth. —

Albert. Mein Vater!

Baron. Hast Du vielleicht schon Verdruß gehabt? — Oder denkst Du noch

über die fehlgeschlagene Bitte von gestern nach? — (seine Hand fassend). Glaubst Du wohl Albert! daß ich ohne Dich leben könnte? — Wenn Du in der Absicht zu mir gekommen bist, so muß ich Dir offenherzig sagen, daß Du mich böse machen wirst; aber ernsthaft, frage Dein Herz um Rath und — wenn Dir das sagt, daß Du mich verlassen kannst, ohne es jemahls bereuen zu dürfen, wohlan! so reise —

Albert. Nein, mein Vater! in der Absicht bin ich nicht hieher gekommen, von einem Gegenstande zu sprechen, der Ihnen mißfällt, ein weit wichtigerer Beweggrund veranlaßt mich, Ihre Großmuth anzuflehen.

Baron. Nun was ist es denn mein Sohn! Hast Du vielleicht Geld nöthig? — O! daß Deine Wünsche unerschöpflich seyn möchten, wie meine Begierde, Dich mit Wohlthaten zu überhäufen.

Albert. Göttlicher Mann! — Es ist nicht in meiner eigenen Sache, es betrifft fremde Angelegenheiten — (schmei-

cheind.) Ihre Güte wußte ja immer meinen geringſten Wünſchen zuvorzukommen, und ich darf auch dieß mahl hoffen. —

Baron. Nun was iſt es? — Zur Sache!

Albert. (lächelnd.) Ein — Frauenzimmer hät dieſe Nacht auf meinem Zimmer geſchlafen.

Baron. (auch lächelnd.) Ein Frauenzimmer? Wie alt?

Albert. Vierzig ohngefehr.

Baron. O pfui! — Haſt nicht gut gewählt.

Albert. Verzeihung mein Vater! recht ſehr gut — ſo gut, als hätten Sie ſelbſt gewählt.

Baron. So?

Albert. Sie iſt die Tugend ſelbſt, dieſe Unglückliche, der ich heute Morgen die Gaſtfreyheit verſtattete.

Baron. Herzensjunge! erzähle mirs doch. Haſt Du vielleicht ein wichtiges Abentheuer beſtanden.

Albert. O! nur zu wichtig mein Vater! — Ich ſtand noch ſpät in der Nacht, am Fenſter und weidete mich im Anſchauen des nächtlichen Schauſpiels der Natur. Mit einmahl hört' ich in einer ziemlichen Entfernung ein Geſchrey, das allmählig ſtärker wurde und näher zu kommen ſchien. Wegen der Entfernung aber konnte ich die Gegenſtände nicht gehörig unterſcheiden, und ich ſah und hörte weiter nichts, als das Blinken eines Schwerdtes und das Geſchrey eines jammernden Kindes. Ich ſprang ſogleich hinunter und durchſpähte mit Herrmann das kleine Gehölz und — eh' wirs uns verſahen, fanden wir hinter einem kleinen Buſche eine Weibsperſon auf den Knien mit dem Kinde in den Armen und drey Räuber, die, alles Flehens ohngeachtet, ſo eben eine Mordthat begehen wollten; wir waren ſo glücklich, es zu verhindern und die Frau ſammt den Kinde den Händen ihrer Mörder zu entreiſſen.

Baron. Wo iſt ſie Albert, wo iſt ſie dieſe Unglückliche?

Albert. Auf meinem Zimmer. Sie hat ein wenig geruht und erwartet Ihre Befehle.

Baron. Meine Befehle? — Ja, ich will ſie ſehen. Wenn ſie meiner Achtung werth iſt, ſo ſoll ſie hier bleiben, ſoll die Stelle einer Geſellſchafterin, einer Freundin meiner Tochter vertreten.

Albert. Sie ſcheint von nicht geringem Herkommen zu ſeyn, mein Vater! und mancherley Schickſale gehabt zu haben, die ſie ſich ſelbſt ungern ins Gedächtniß zurück führt; aber ein Traum verrieth ſie. —

Baron. Ein Traum? — Geſchwind! erzähle — Befriedige meine Neugier!

Albert. Sie ſprach von einem gewiſſen Roger, welcher die Mutter eines Kindes, das ſie ſeiner Gewalt entriſſen hatte, vor ihren Augen umbringen wollte.

Baron. Hm! Roger? — Führe ſie zu mir! — Führe ſie den Augenblick hieher!

Albert. Ich gehe, Ihren Befehl ſogleich zu vollziehen. (geht mit Verbeugung ab.)

Baron. Herrlicher Junge! abermahls eine gute That gethan. — Mit jedem Tage mit jedem Augenblicke ſtrebt er, ſich meiner Liebe würdiger zu machen. — (nachdenkend.) Ob aber auch dieſes Weib ſeines Mitleids würdig iſt? — Pah! was ſchadet das ſeiner Handlung? — Bleibt dieſe nicht immer gut? Kann man — doch, da kömmt ſie ſelbſt. (Albert tritt mit Madam Renard ein, letztere verbeugt ſich mit Hochachtung.) Nur näher meine Liebe.

Mad. Renard. Gnädiger Herr! (will ſich ihm zu Füßen werfen).

Baron. Thun Sie das nicht liebe Unbekannte! — Sie ſind zwar eine Unglückliche, aber ich bin kein Gott, vor dem man niederfallen muß.

Mad. Renard. (weint und küßt ihm die Hand.) Welche Großmuth! — O verzeihen Sie einer Unglücklichen, die es wagte zu einer so unschicklichen Stunde Ihr Haus zu betreten.

Baron. Davon wollen wir nicht sprechen. — Mein Sohn hat mir bereits gesagt, daß Sie mancherley und wichtige Schicksale gehabt haben müßten, die Sie aber der ganzen Welt als ein Geheimniß zu verbergen suchten.

Mad. Renard. Nicht ohne Ursache, gnädiger Herr!

Baron. Wohl! Ich werde dieses Geheimniß zu respektiren wissen; auch soll niemand in meinem Hause sich unterfangen, Ihnen Fragen vorzulegen, durch welche die Ruhe, die Sie bey mir genießen sollen, gestört werden dürfte. (Mad. Renard macht eine anständige Verbeugung, und ist im Begriff zu antworten, der Baron aber scheint es nicht zu bemerken.) He Konrad! — (ein Bedienter tritt ein.) Man besorge sogleich ein Zimmer für eine fremde Dame; hört ihrs?

Bedienter. Ja, gnädiger Herr! (ab).

Baron. Ohnſtreitig ſind Sie von Familie?

Mad. Renard. Wenigſtens nicht von der niedrigſten Menſchenklaſſe.

Baron. Das ſagt Ihr Anſtand, Ihr Betragen (mit Zutrauen ihre Hand faſſend.) Ich bin Wittwer, Madam! hab' aber eine Tochter, das Mädchen iſt zwar noch jung, ein wenig flatterhaft und leichtſinnig, wollen Sie Mutterſtelle bey ihr vertreten.

Mad. Renard. Dieß gnädige Anerbieten. —

Baron. Bilden Sie Ihren Verſtand, ſuchen Sie Ihre Erfahrung zu erweitern; was das Herz des Mädchens betrifft, wollen wir davon nicht ſprechen, es iſt ein Meiſterſtück der Natur, wenigſtens nach meinem Urtheil, und — ich bin Vater.

Mad. Renard. Vom Vater auf die Tochter zu ſchließen. —

Baron. Keine Glose Madam! die verbitt' ich mir. — Fragen Sie meinen

Sohn — was meinſt Du Albert! hab' ich zu viel geſprochen?

Albert. (Mit Anſtand und Ehrerbietung.) Sie ſprechen von Roſalien.

Baron. Das Kind wollen wir mit der Zeit der Aufſicht meines Alberts anvertrauen; Sie können ihm keinen beſſern Führer wählen. Er iſt zwar auch noch jung; aber ich ſtehe Ihnen dafür, er iſt ſolid — ſein Herz iſt rein, ſein Verſtand gebildet. Ich liebe ihn, o! ich liebe ihn, wie ein zärtlicher Vater ſeinen Sohn zu lieben im Stande iſt. Er weiß. — Ha! meine Tochter. —

Zweyte Szene.

Vorige, Roſalie. (In einer leichten Morgenkleidung).

Roſalie. (Ihrem Vater entgegen hüpfend; Madam Renard bemerkt ſie, macht gegen dieſe eine anſtändige Verbeugung und küßt ſo dann dem Baron die Hand.) Mein Vater! das Frühſtück —

Baron. Bravo, meine Tochter! bravo. — Heute hättest Du Dich billig sollen auf Gäste einrichten.

Rosalie. Ich habe das nicht gewußt, mein Vater!

Baron. (auf Madam Renard zeigend.) Sieh das sind deine Gäste.

Rosalie. (zu Madam Renard.) Ich freue mich Sie kennen zu lernen. —

Mad. Renard. Die Ehre Ihrer Bekanntschaft ist mir angenehm, mein Fräulein! Aber Ihre Freundschaft wird mein ganzes Glück ausmachen.

Baron. (Rosalien bey der Hand nehmend.) Was meinst Du, Kind! diese Dame — wir haben sie unserm Albert zu danken — sieh nur! wie er der gemachten Acquisition sich freut — würdest Du wohl was darwider haben, wenn ich Sie Dir zur Gesellschafterin, zur Führerin geben wollte?

Rosalie. Jede Ihrer Handlungen ist ein neuer Beweis Ihrer väterlichen Sorgfalt und eine neue Wohlthat für Ihre

Tochter. Seyn Sie verſichert, mein Vater! dieſe Dame, deren Anblick ſchon Achtung einflößt, wird in mir gewiß eine folgſame Tochter finden. — Aber Vater! das Frühſtück. —

Baron. Ja! das hätten wir bald vergeſſen. Kommt, meine Kinder! — (führt Madam Renard ab; Albert und Roſalie folgen ihm.)

Dritte Szene.

(Luſtwäldchen am Schloßgarten.)

Albert, nachher Roſalie.

Albert. (In tiefen Nachdenken, mit über einander geſchlagenen Armen.) Wo ſoll das noch mit mir hinaus? — Was wird noch aus mir werden? — Ich ſchleiche umher, wie ein Schatten, ſinne und denke, — mache Pläne, verwerfe ſie wieder und bin nicht der mindeſten Ausführung fähig. — Ha! Liebe — Liebe! wie biſt

zu ſo grauſam — undankbar zu ſeyn, oder zu fliehen, dieß iſt es, wozu du mich zwingſt; ein dritter Ausweg bleibt mir nicht übrig. — Eine Menge ſich durchkreuzender Gedanken begleiten mich allenthalben, wo ich bin, und keiner derſelben faßt meine Seele. — Schon hundert mahl entſchloß ich mich zu fliehen. — Denn die Flucht iſt das einzige, wodurch ich die Großmuth meines Wohlthäters zu belohnen im Stande bin, — aber immer hielt mich etwas zurück, wovon ich mich bis jetzt nicht losreißen kann. — Iſt es Liebe? — Oder ſind es wohl gar jene unglücklichen Fremdlinge, die mir Freyheit und Leben verdanken? — Vielleicht beyde! — Ja! es iſt beſchloſſen, ich will fliehen — fliehen von dem Orte, wo man meiner Jugend pflegte und mich mit Wohlthaten überhäufte — noch heute will ich fliehen. — Bin ich denn der einzige auf der Welt? — Giebt es nicht mehrere, die ſich der Erziehung des geretteten Kindes annehmen können? — Und kann der Knabe nicht mit der Zeit meine Stelle beym Baron vertreten? — Ihm will ich ſeine

Erziehung überlassen und — fliehen; denn nie kann und darf es der Fremdling wagen seinen Sinn zur Tochter eines der ersten und vornehmsten Herren in Teutschland zu erheben; der Abstand zwischen dem Baron und mir, ist zu groß, wenigstens zu tief in undurchdringliches Dunkel gehüllt. — Aber Rosalie? — Ha! Rosalie ist noch jung — ihre Jugend wird mein Andenken ihrem Gedächtniße bald vergessen machen. — Es ist beschlossen. Schweigen — und fliehen! (wirft sich auf eine im Vordergrunde stehende Rasenbank und wird nach einer kurzen Pause durch ein kleines Geräusch aufmerksam gemacht, er lauscht, sieht sich um, und erblickt Rosalien, die mit offnen Armen auf ihn zukömmt, sich neben ihn auf die Rasenbank setzt, seine Hand faßt und, ohne eine Wort zu sagen, ihm einen feurigen Kuß auf die Lippen drückt.) Rosalie — (mit einem tiefen Seufzer stößt er ihre Hand zurück und verbirgt sein Gesicht)

Rosalie. (umbefangen.) Du stößest Deine Schwester von Dir?

Albert. Meine Schwester! —

Rosalie.

Roſalie. O mein Bruder! ich mein' es ſo gut mit Dir — und Du ſtößeſt mich von Dir? — That ich Unrecht daran, meinen Bruder zu umarmen?

Albert. (mit heftiger Bewegung.) Deinen Bruder!

Roſalie. (fürchterlich.) Gott! wie ſprach er das Wort aus. — Dieſes Wort, ihm ſonſt ſo theuer, ſcheint ihm heute fremd zu ſeyn?

Albert. (ſeufzend und mit einem ſchnellen ſchmerzvollen Blicke.) Roſalie! verlaß mich.—

Roſalie. (ſtaunend) Ich bin Dir läſtig?

Albert. Nein! — (leidend) Aber ich habe —

Roſalie. (einfallend) Verdruß gehabt? — Ha! iſt das die Urſache? — O mein Bruder! wer ſoll Deine Leiden mit Dir theilen, wer ſie Dir verſüßen, wenn es nicht Deine Schweſter thäte? — (ſchuldlos ſchmeichelnd.) Deine gute Schweſter, die

Dich liebt — o! die Dich so zärtlich liebt. —

Albert. (erschüttert und mit Verwunderung) Du mich lieben? (wendet sich seufzend wieder von ihr.)

Rosalie. (für sich) Ich glaube, er zweifelt noch. — (munter und aufrichtig) Höre, Albert, ich habe eine Entdeckung gemacht, eine wichtige Entdeckung. — Du weißt, wie sehr ich meinen Vater liebe, wie ich ihn hochschätze; aber ich weiß nicht, aus welcher Ursache es mir scheint', als ob Du mir weit lieber, weit theurer wärst, als er, — (Albert scheint aus einem Traume zu erwachen, und blickt Rosalien starr und mit Verwunderung an.) Es ist vielleicht nicht recht von mir, aber kann ich etwas für die Empfindungen meines Herzens? — O dieß zärtliche Gefühl. —

Albert. (hastig) Was sagst Du?

Rosalie. (ernsthaft.) Wahrheit.

Albert. (heftig bewegt) Um Gottes willen Rosalie! entferne Dich — sieh mich nicht mehr — rede nicht mehr mit mir.

Roſalie. Iſt das eine Antwort auf mein Geſtändniß? — das hätt' ich nicht erwartet.

Albert. (fürchterlich leidend.) Wir müſſen uns trennen. —

Roſalie. (erſchreckend.) Trennen? — (ſich faſſend.) Iſt das Deine Abſicht? — (mit einiger Verwirrung.) Nun ja! — ich weiß —

Albert. Du weißt —?

Roſalie. Das iſt — Du willſt, daß ich ſterben ſoll — o! Du böſer —

Albert. Ach —?

Roſalie. (naiv.) Sage mir Albert, warum behandelſt Du mich ſeit einiger Zeit mit dieſer Kälte? — Das iſt garſtig von Dir! — Du meideſt meinen Umgang — ſprichſt nicht mit mir — flieheſt meine Schmeicheleien —

Albert. Ha! wenn Du wüßteſt. —

Roſalie. Und was? — Rede, Albert! Rede! — Haſt Du ein Geheimniß, ſo vertraue es mir, ſchütte es in meinen Buſen aus — Ich bin freilich noch jung, das iſt wahr; aber — bin ich Deines Zutrauens nicht würdig? — Bin ich nicht fähig dieſes Geheimniß in meinem Buſen zu verwahren? — (ſchmeichelnd). O mein Bruder! mein guter lieber Bruder! mein Albert! (weinend ſchlingt ſie ihren Arm um den unbeweglich ſtehenden Jüngling, küßt und drückt ihn feſt an ſich.)

Albert. (Befindet ſich in einer ſchrecklichen Lage; er will reden und kann nicht; mit ſich ſelbſt kämpfend blickt er bald gen Himmel, bald auf die Geliebte ſeines Herzens, und indem er ſein Geſicht in ihrem Buſen verbirgt, entſchlüpft ſeinen Lippen ein halblautes) Roſalie. —

Roſalie. (feurig.) Albert!

Albert. (ruhiger) Roſalie! verſprich mir niemanden etwas zu ſagen und das Geſtändniß in dir ſelbſt zu verbergen, das ich Dir länger nicht vorenthalten kann —

Roſalie. (herzlich) Vertraue Dich mir ganz, Albert!

Albert. Schwöre mir —

Roſalie. Schwören? — Sind unſre beider Herzen nicht eins? — Doch ja! ich ſchwöre —

Albert. Göttliches Mädchen! wiſſe daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete.

Roſalie. Thuſt Du daran unrecht? — (ihm um den Hals fallend) O! ich liebe Dich auch, ich bete Dich an —

Albert. Aber nicht als Bruder —

Roſalie. Nicht als Schweſter —

Albert. Mehr — weit mehr. —

Roſalie. Unendlich mehr, als eine zärtliche Schweſter ihren Bruder lieben kann.

Albert. Ha! das iſt eben meine Unruhe, daß Du nicht meine Schweſter biſt.

Roſalie. Ich bin nicht —?

Albert. (feſter und freier) Du biſt nicht meine Schweſter, ich bin nicht Dein Bruder — ich bin nur ein trunkener Liebhaber

Deiner Reitze, Deiner Tugenden, Deiner Vollkommenheiten, gefunden in einem Walde, aufgenommen und erzogen von Deinem Vater.

Roſalie. (bedächtig.) Du biſt nicht mein Bruder? (mit freudigem Ausbruch) Gott! wie ſo glücklich ſind wir, mein Albert!

Albert. Ich ſtaune! — Du findeſt mich nicht ſtrafbar?

Roſalie. Warum ſtrafbar? — Dürfen wir nicht um ſo mehr hoffen?

Albert. Hoffen? — Was Roſalie?

Roſalie. Unzertrennliche Vereinigung.

Albert. Was hör' ich —

Roſalie. Welch eine glückliche Veränderung! — Ich liebte Dich, ich betete Dich an, mehr als ich als Schweſter geſollt hätte und — ich finde in Dir meinen Bräutigam —

Albert. Was ſagſt Du?

Roſalie. Ja! meinen Bräutigam — (ſeine Hand faſſend.) Kennſt Du meinen Va-

ter nicht beſſer? — O! er iſt gut, ſehr gut — frei von jedem Vorurtheil, ohne Leidenſchaft des Stolzes und der Begierde. —

Albert. Was willſt Du damit ſagen?

Roſalie. Daß er uns gewiß vereinen wird.

Albert. Gewiß? Getrauſt Du Dich, dieß zu behaupten?

Roſalie. Warum nicht? — Oft ſagte mein Vater, daß er große Dinge mit Dir vorhabe — daß Du mit der Zeit mein Glück machen könnteſt — und ſuchte mich dabei in meiner Liebe gegen Dich zu beſtärken.

Albert. Das that Dein Vater?

Roſalie. Das that er.

Albert. Träum' ich, oder wach' ich? — Dein Vater ſelbſt ſagte das? — Ha! großmüthiger Mann, Deine liebſte Beſchäftigung war von jeher mein Glück — ich fühl' es — o Roſalie! — Göttliches Mädchen!

Roſalie. Albert!

(Sie umarmen ſich und bleiben in ſtiller Empfindung an einander geſchloſſen ſtehen, ohne den herbeikommenden Baron zu bemerken.)

Vierte Szene.

Vorige. Baron v. Friedſtern.

Baron. Wo ſteckt ihr denn, Kinderchen? Hab' euch allenthalben geſucht. (Albert und Roſalie fahren auseinander, letztere weniger betreten, als erſterer.) Laßt euch nicht ſtöhren, ich ſeh' es gern, wenn ihrs mit einander gut meint.

Albert. (Macht eine ſtille ehrfurchtsvolle Verbeugung.)

Roſalie. (Ebenfalls ſich anſtändig verbeugend.) Mein Vater!

Baron. Seht einmahl Kinderchen! was für eine Entdeckung ich ſo eben gemacht habe. — Die fremde Dame muß ſon-

derbare und außerordentliche Schickſale ge-habt haben.

Roſalie. Iſt was vorgefallen mein Vater?

Baron. Hört nur! — Madam Wolf gieng auf ihr Zimmer und beſorgt, daß es ihr an nichts fehlen möchte, gieng ich einige Augenblicke ſpäter nach, um zu ſehen, ob alles in Ordnung wäre, und meine Befehle gehörig befolgt worden. Ihre Thüre ſtand halb offen und einige ſchmerzhafte Ausrufungen feſſelten mein Ohr. Ich geſtehe, daß eine beſondere Neugier mich veranlaßte, ſtehen zu bleiben, und ohne von ihr bemerkt zu werden, ſah und hörte ich folgendes: (kurze Pauſe) Madam Wolf hatte ſich ans Bette gelehnt; in beiden Händen hielt ſie ein Kleinod, das ſie verſchiedene mahl mit heftiger Rührung küßte und ſo gar mit Thränen benetzte. — „Welche Aehnlichkeit ſagte ſie, welche auffallende Aehnlichkeit zwiſchen den Zügen dieſes Ungeheuers, und den des großmüthigen Jünglings, dem ich mein Leben verdanke“ (Albert und Roſalie werden aufmerkſamer.) „Ja!

er ist's — es ist Albert — die Unschuld selbst ist es, die unter den Zügen des scheußlichsten Verbrechers hervorleuchtet — und diese unglückliche Frau — ja! er hat ihren Mund, ihr sanftes Lächeln; aber das kann der Sohn des Barons von Friedstern nicht seyn? — Nein! — Ha! warum muß ich nun eben hier den Zügen meines Verfolgers begegnen? — Welch ein gräßliches Naturspiel ist das! — Ich mag ihn nicht mehr sehen, diesen guten Albert, sagte sie noch — ich müßte befürchten, mit jedem Augenblicke diesen schändlichen Räuber vor Augen zu haben. — O! meine Gebieterin, meine theure Gebieterin!"

(Albert und Rosalie sehen einander wechselsweise mit Verwunderung an.)

Baron. Ihr staunt euch an, Kinderchen! und wißt nicht, was ihr von der Sache denken sollt. Hört nur das weitere. — Wohl hundertmahl noch küßte sie das Kleinod; endlich legte sie es weg, sank vor Müdigkeit aufs Bette zurück und schlief fest ein. Ihr könnt leicht urtheilen, wie auffallend mir das Selbstgespräch dieser

Fremden seyn mußte. Ich wagte es, hineinzugehen und bemächtigte mich des Kleinods, in der Absicht, es so gleich wieder hinzulegen, aber der Anblick desselben erweckte in mir den Gedanken, es euch zu zeigen, und ich konnte ihm nicht widerstehen; hier ist es. (indem er ihnen das Kleinod giebt.) Untersuche es selbst mein Sohn! aber halte Dich nicht zu lange dabei auf, damit wirs bei guter Zeit wieder an Ort und Stelle bringen können.

(Albert und Rosalie betrachten beide das Kleinod von außen mit einer unwillkührlichen Erschütterung und sympathetischen Verwirrung; unterdessen setzt sich der

Baron. auf die Rasenbank, beide Hände auf die Knie gestemmt, ohne auf das Benehmen der jungen Leute Acht zu haben.) Solch ein Meisterstück von einer Kapsel hab' ich noch nie gesehen, so reich von Gold, mit Diamanten besetzt. Das Porträt auf dem Deckel stellt eine artige junge Dame vor, mit zerstreuten Haaren und nachläßiger Kleidung. — Das Gemälde ist ganz vortrefflich! — Seht nur, wie sie die Hand in die Höhe hebt und mit thränenden Augen

den Himmel anzurufen ſcheint — mit der andern zeigt ſie auf ein halb offenes Grabmal, über welchem die Worte: Joi — Ließ einmahl, Albert! was darüber ſteht.

Albert. (gebrochen leſend.) Joi — s'engloutiſſent les paſſions — les plaiſirs — et les peines —

Baron. Ja! richtig, richtig! — Und im Vordergrunde des Gemäldes zu den Füßen dieſer troſtlosſcheinenden Dame ſteht eine Wiege mit einem neugebohrnen Kinde; auf der darüber herabhangenden Banderole ließt man: Un Malheureux de plus. — Nicht wahr?

Roſalie. Ja, Vater!

Baron. Macht doch die Kapſel auf; im Doppelgrunde werdet ihr ein ganz außerordentlich auffallendes Gemälde finden.

Albert. (öffnet die Kapſel und

Roſalie. bricht in ein lautes Geſchrei aus) Gott!

Albert. (getraut ſich nicht aufzublicken, ſeine Augen ſind ſtarr auf das Gemälde geheftet, alle ſeine Glieder zittern.)

Baron. Der Mann, der das Bild vorſtellt, mag ohngefehr dreißig Jahre zählen — ein fürchterlicher Mann, mit Säbeln und Piſtohlen bewaffnet, auf allen Seiten — eine ungeheure Pelzmütze auf dem Kopfe und ein paar hämiſche Schnurbärte bedecken ſein Geſicht! — er hat ſich an einen Baum gelehnt und ihm gegen über ſitzt ein Weib mit dem Säugling auf den Armen, das er unabläßig beobachtet (ſteht auf und nimmt Alberten die Kapſel aus der Hand.) Nun! habt ihrs geſehen?

Roſalie. Ja, mein Vater!

Baron. (zu Albert.) Findeſt Du keine Aehnlichkeit zwiſchen Dir und dieſem kriegeriſchen Manne?

Albert. (betroffen) Sie iſt nur zu auffallend dieſe Aehnlichkeit.

Baron. Meinſt Du? — Iſt Dir ſonſt nichts dabei merkwürdig?

Albert. Ich weiß nicht —

Baron. Der Traum der Madam Wolf, in welchem ſie, wie Du mir ſelbſt ſagteſt, einen gewiſſen Roger nannte, der ein Kind ſammt der Mutter umbringen wollte — ſollte dieſer Traum verglichen mit dem Bilde da, uns nicht wenigſtens einen Theil ihres Geheimniſſes aufklären?

Albert. Vielleicht —

Baron. Aller Zweifel ohngeachtet, die mir noch aufſtoßen, muß ich geſtehen, ich kenne dieſen Mann —

Albert. Sie kennen ihn, mein Vater?

Baron. Ich kenne ihn nur zu gut.

Albert. Darf ich fragen, wer dieſer Roger eigentlich iſt?

Baron. Der berüchtigte Räuberhauptmann, der ſeit vielen Jahren ſchon die teutſchen Wälder und ſeit kurzem auch die unſerigen unſicher machte. Ich lernte ihn bei einer gewiſſen Gelegenheit kennen; — doch frage mich nicht darum, mein Sohn!

rufe mir die Leiden unglücklicher Tage nicht wieder in das Gedächtniß zurück; ich habe sie schon längst in Dir vergessen. —

Albert. (ehrfurchtsvoll.) Verzeihung, mein Vater!

Baron. Laß gut seyn, mein Sohn! laß gut seyn — aber was ist Dir? — Dein Auge ist trübe — hast Du vielleicht einen Kummer? — theile ihn Deinem Vater mit. —

Albert. (legt sein Gesicht auf des Barons Schulter mit Schmerz.) O mein Vater! —

Baron. Ist vielleicht die gemachte Entdeckung die Ursache Deiner Leiden?

Albert. Ja, Vater! das ist sie.

Baron. (schließt ihn gefühlvoll in die Arme) Mein Sohn. —

Albert. Die auffallende Aehnlichkeit zwischen mir und diesem Ungeheuer kann mir nicht gleichgültig seyn. — Dieser fürchterliche Mann, von dem Madam Wolf im Traume sprach, den das Bild in dieser

Kapsel so treffend darstellt — dieser abscheuliche Böswicht, den die Justiz verfolgt, der Schlösser und Burgen verheert, allenthalben sengt und brennt und eine zahllose Rotte verworfener, unter die Menschheit herabgesunkener Geschöpfe mit sich führt — dieser Roger soll mir ähnlich seyn? — Mir? — o Gott! — (verbirgt sein Gesicht im Busen des Barons.)

Rosalie. (leidend mit einem Arme ihn umschlingend.) Albert!

Baron. (tröstend und liebreich) Mein Sohn! laß Dich das nicht so sehr befremden — die Tugend findet sich freilich durch eine so auffallende Gleichheit mit dem Laster beleidiget; aber das ist nur Zufall. Oft bringt die Natur dergleichen monströse Aehnlichkeiten hervor, so groß auch die moralische Entfernung zweier Wesen ist, welche diese Bildnerin durch die äußerlichen Züge einander so nahe bringt. Kümmere Dich deshalb nicht länger, mein Sohn! — Bist Du auch diesem Roger im ganzen ähnlich, wie es viele andere Men-

Menſchen ſeyn können, ſo biſt Du es doch nicht im Einzelnen — doch laß uns von dieſem Gegenſtande abbrechen; er ſetzt Dich zu ſehr in Bewegung. Beruhige Dich, Albert!

Roſalie. (weinend.) Sieh! wie ich leide, weil Du leideſt.

Albert. (ihre Hand faſſend.) Weine nicht, Roſalie! Sieh! ich bin ja wieder ruhig.

Baron. Recht ſo, mein Sohn! — Und um noch ruhiger zu werden, laßt uns den Weg verfolgen, auf dem wir uns befinden. — Madam Wolf mag ſagen, was ſie will, mag ſich ſträuben und winden, wie ſie will, wir müſſen Sie zum Geſtändniß bringen; ich habe Urſache in ihr Geheimniß einzudringen. — Ich habe gegenſeitige — doch nein! — wer weiß das — es iſt nicht möglich — o! wie es in meinem Kopfe arbeitet, wie es brennt. — Ha! wenn dieſe Frau nur deshalb hieher gekommen wäre, meine Ruhe

zu ſtören — Doch, was ſag' ich? — Iſt ſie nicht unglücklich? — Und ich ſollte nur einen Augenblick Bedenken tragen, ihr die Gaſtfreiheit zu geſtatten? Nein! Nein — Weg mit dieſen Gedanken! — Kommt Kinderchen! wir wollen ihr das Kleinod wieder zuſtellen, ehe ſie erwacht und es vermißt.

Fünfte Szene.

Vorige. Mad. Renard.

(Indem ſich der Baron umwendet, abzugehen, ſteht Mad. Renard vor ihm, er fühlt ſich betroffen und dieſe ſtutzt, die Kapſel in den Händen des Barons zu ſehen.)

Baron. (mit Verwirrung) Madam! ich weiß nicht, welcher Zufall — dieſe Kapſel — das Intereſſe Ihres Hierſeyns —

Mad. Renard. (mit beleidigtem Stolze.) Herr Baron! — Sie verſprachen meiner Leiden zu ſchonen.

Baron. Ja Madam! das hab ich. — hier iſt Ihr Kleinod.

(Albert und Roſalie gehen mit einer ſtillen Verbeugung ab.)

Baron. Ich bitte noch einmal um Verzeihung, liebe Frau! wegen meiner Indiskretion — Sie werden mich entſchuldigen und meine Bitte, mich zum Vertrauten Ihrer Leiden zu machen, mir nicht abſchlagen.

Mad. Renard. Herr Baron! —

Baron. Ich kenne Rogern. —

Mad. Renard. (ſtaunend.) Wie?

Baron. Den nemlichen, deſſen Bildniß ſich in dieſer Kapſel befindet, den berüchtigten Hauptmann einer Räuberbande, den —

Mad. Renard. Was ſagen Sie —?

Baron. Ja, ja, Madam! er iſts.

Mad. Renard. Gott! — Sie kennen dieſes ſchreckliche Ungeheuer?

Baron. Auf mein Wort, Madam! — (ihre Hand faſſend.) Hören Sie, liebe Freundin! vertrauen Sie mir Ihr Geheimniß, Ihre Leiden, ich will Ihnen die meinigen mittheilen und wir wollen uns gegenſeitig bemühen, einander zu tröſten.

Mad. Renard. Verzeihen Sie, Herr Baron! mein Geheimniß iſt das Eigenthum einer andern, nicht das meinige; noch in den letzten Augenblicken des Lebens gelobte ich meiner ſterbenden Freundin Verſchwiegenheit und ich werde ſie halten. Auch habe ich bereits ihrem liebenswürdigen Sohne zu ſagen die Ehre gehabt, daß, wenn ich Ihre Wohlthaten auf dieſe Art vergelten ſoll, ich davon weder Gebrauch machen kann, noch darf. — Laſſen ſie mich reiſen, Herr Baron! Ihre Großmuth und mein Geheimniß werden meine einzigen Begleiter ſeyn.

Baron. Eigenſinniges, grauſames Weib! Sie wiſſen, Sie empfinden nicht, was ein Freund zu bedeuten hat — Sie berauben ſich deſſen ſelbſt. — Gut! es iſt Ihr Wille — ich werde nichts mehr

davon ſprechen. — Vielleicht hätte Ihre Erzählung mir einige Aufklärung gegeben — wegen des bewußten Rogers —

Mad. Renard. O! ſprechen Sie dieſen Namen nicht mehr aus — Laſſen Sie uns ihn vergeſſen!

Baron. Ihre Widerſpenſtigkeit verurſacht mir Kummer. — Ich geſteh es, ich fühle mich in etwas beleidigt; doch — ich bitte um Verzeihung und erwarte, daß Zutrauen und Freundſchaft Sie mit der Zeit veranlaſſen werden, ihre Leiden in den Buſen eines Freundes auszuſchütten. (geht mit einer ſtillen Verbeugung ab.)

Mad. Renard. Grauſames Schickſal! du zwingſt mich, undankbar zu ſeyn, gegen den großmüthigſten aller Menſchen und vielleicht über lang oder kurz durch das Geſtändniß ſeine Ruhe zu ſtören.

(ab)

Sechste Szene.

(Saal mit zwo Seitenthüren.)

Albert. Herrmann.

Albert. (durch die eine Seitenthüre mit einem Briefe in der Hand.) Herrmann!

Herrmann. (eintretend.) Da bin ich.

Albert. Komm her!

Herrmann. Was steht zu Befehl?

Albert. Kann ich mich wohl auf deine Treue verlassen?

Herrmann. Hm! was das für eine Frage ist.

Albert. Du sollst mir einen Freundschaftsdienst erweisen, lieber Herrmann!

Herrmann. Von Herzen gern.

Albert. Wenn du heute Abend den Baron zu Bette bringst, so lege diesen

Brief unbemerkt auf ſeinen Tiſch (giebt ihm den Brief.)

Herrmann. Dieſen Brief?

Albert. Ja!

Herrmann.. Warum wollen Sie ihn nicht ſelbſt beſtellen?

Albert. Ich kann nicht —

Herrmann. Ja, ja, ich weiß ſchon.

Albert. Was weißt du?

Herrmann. Daß Sie heute Abend nicht mehr im Hauſe ſeyn werden.

Albert. Wer hat Dir das geſagt?

Herrmann. Fräulein Roſalie.

Albert. (ſtaunend.) Roſalie?

Herrmann. Ja! ſie hat mir alles rein heraus geſagt.

Albert. Und was?

Herrmann. Daß Sie ſie liebten —

Albert. (ſieht ihn hart an.)

Herrmann. Daß Sie ihr Bruder nicht wären. —

Albert. Gott!

Herrmann. Daß Sie in der Meinung, ſie nicht heirathen zu können, wegreiſen und ſie — und mich — und uns alle verlaſſen wollten.

Albert. (hitzig.) Das hat Dir Roſalie geſagt?

Herrmann. (beherzt.) Ja, Herr, das hat ſie mir geſagt,

Albert. (mit Schmerz.) Herrmann!

Herrmann. (anſcheinend beleidigt.) Sie denkt billiger als Sie, — ſie läßt mir Gerechtigkeit wiederfahren und weiß, daß ſie mit mir als einem Steine geſprochen hat.

Albert. Guter Herrmann! du weißt alles?

Herrmann. Alles. — Alles!

Albert. Nun ſo behalt es auch bei Dir!

Herrmann. Fräulein Roſalie fand dieſe Erinnerung nicht nöthig.

Albert. Aber ſag mir nur, wie, wo und wenn hat ſie Dir das geſagt?

Herrmann. Den Augenblick. — Herrmann ſagte ſie, mit einer Miene voll Sanftmuth und Zutrauen — gieb auf deinen Herrn Achtung, bewache jeden ſeiner Schritte. Siehſt Du ihn in ſchweren tiefen Gedanken umhergehen, oder Anſtalten zur Reiſe machen, ſo benachrichtige mich den Augenblick davon.

Albert. Und das könnteſt du auch thun? Könnteſt mich verrathen?

Herrmann. Ja, Herr! denn es geſchähe zu Ihrem Vortheil.

Albert. Herrmann!

Herrmann. Warum wollen Sie fort von hier? — Was zwingt Sie dazu? —

Sie lieben Roſalien und werden geliebt, verlangen Sie mehr? — Da Sie ihr Bruder nicht ſind, haben Sie um ſo mehr Hoffnung ihr Gemahl zu werden — und was fehlt Ihnen dann? — Was fehlt Ihnen jetzt nur? — Und glauben Sie wohl, daß der Baron Ihnen ſeine Tochter abſchlagen ſollte? — Gewiß nicht! — Und geſetzt auch, er thäts, nun! ſo lebt Herrmann noch, — (Albert ſieht ihn voll Verwunderung an.) Ja, Herr! Sie ſehen mirs nicht an, was ich über den Baron vermag.

Albert. (ihm die Hand drückend.) Guter Herrmann!

Herrmann. Ungerechtigkeiten kann ich nicht leiden, das wiſſen Sie — und wäre das nicht eine der allergrößeſten, wenn er ſo wider Ihr Glück handeln wollte.

Albert. Du kennſt die Großen der Erde nicht. —

Herrmann. Das iſt eine bloße Schimäre.

Albert. Nein! das iſt es nicht. — Der Abſtand zwiſchen ihm und mir iſt zu groß, als daß ich es wagen dürfte, meine Augen zu der Tochter eines der erſten Herren in Teutſchland zu erheben; es iſt beſchloſſen, ich reiſe — noch dieſen Abend reiſ' ich — Roſalie iſt jung — ſie wird mich bald vergeſſen — und ich werde im Auslande mein Glück finden, oder —

Herrmann. Oder ſich wohl gar eine Kugel durch den Kopf ſchießen? — Nein, Herr! daraus wird nichts. — Wenn es wirklich Ihr Vorſatz iſt, zu reiſen, nun ſo leiſte ich Ihnen Geſellſchaft.

Albert. Ich will allein reiſen —

Herrmann. Schlechterdings nicht! — Wo Sie ſind, bleibt auch Herrmann.

Albert. (mit Rührung.) Herrmann!

Herrmann. Ein Wort, ein Mann! — Entweder Sie bleiben hier, oder wir reiſen zuſammen; wie leicht könnte Ihnen nicht etwas begegnen. —

Albert. Der Himmel wird mich ſchützen.

Herrmann. Jetzt wählen Sie — eins von beiden.

Albert. Ich reise —

Herrmann. Aber nicht allein —

Albert. Grausamer — guter Herrmann! wenn es denn seyn muß, wohlan! —

Herrmann. Ist das Ihr Ernst?

Albert. Wir reisen zusammen.

Herrmann. Topp! die Hand darauf! (Albert schlägt ein.) Den Brief leg ich noch heute Abend an seinen Ort und ehe der Morgen anbricht, sind wir ins Freie.

Albert. Herrmann! mein Freund! mein einziger, mein liebster Freund! der jetzige Augenblick knüpft das Band unserer Freundschaft unauflösbar — nie wollen wir uns verlassen, nie uns trennen! — Sey du mein Gefährte! Sey mein Bruder! — (umarmt ihn.) Ich will doch sehen, ob ich nicht auf diese Art die Natur, die mich so unbarmherzig meiner

Eltern beraubte, ſollte hintergehen können. (ſtürzt in ſein Zimmer zurück.)

Herrmann. (ihm mitleidsvoll nachſehend) Unglücklicher, bedaurungswürdiger Jüngling! Dein Loos iſt hart — aber noch iſt nicht alle Hoffnung verlohren. (durch die Hinterthüre ab.)

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Erſte Szene.

(Waldige Gegend; im Hintergrunde ein Theil des Adelichen Schloſſes; fürchterliche Nacht; brauſender Sturm; nahendes Gewitter.

Albert im Reiſehabit nachher ein Räuber.

Albert. (lehnt ſich dicht unter die Schloßmauer an einen Baum und ſingt:)

Noch einmal! zum letztenmale,
Hör' der Liebe Jammerton!
Ausgeleert die volle Schaale
Ihrer Leiden hab' ich ſchon
Ewig ſoll ich Dich verlaſſen,
Dich, o meines Herzens Luſt!
Nicht mit meinem Arm umfaſſen,
Nicht mehr drücken an die Bruſt.

Lebe wohl! wir müſſen ſcheiden —
Himmelswonne leite Dich!
Dieſer Wohnſitz meiner Freuden
Hat mehr keinen Reitz für mich.
Glück und Hoffnung iſt verlohren,
Mir nur bleibt der Liebe Schmerz —
Ach! zu Leiden auserkohren,
Lechzt nach Troſt mein armes Herz.

Lebe wohl! in fernen Zonen
Werden wir uns wieder ſehn,
Wo die ſeel'gen Geiſter wohnen,
Froh beglückt beiſammen ſtehn.
Schmeck indeß der Freuden Fülle
Von des Neides Mißgunſt frey!
Modert einſt die morſche Hülle
Bleibt Dir doch mein Herz noch treu.

Räuber. (ziemlich unſanft ihm auf die Schulter klopfend.) He! Kammerad, das nenn' ich ſchön ſingen. Man merkt's, daß du verliebt biſt; ich wollte faſt wetten, du weinſt.

Albert. Was geht Dich das an?

Räuber. Ja! 's iſt wahr, 's geht mich freilich nichts an, kann mir auch ganz gleichgültig ſeyn. Unſer einer weiß von derlei ſchönen Leidenſchaften nichts. Wer weinen will, der weine, wir härmen uns um einer grauſamen Schöne willen nicht zu Tode; unſer einer iſt davon frei, und geht ſeinem Handwerk nach.

Albert. Nun! was willſt Du?

Räuber. Ein Wort, Freund! — Biſt Du von dieſem Schloſſe?

Albert. Von dieſem Schloſſe? — Ja! — ich war es wenigſtens.

Räuber. Kennſt du den Baron von Friedſtern?

Albert. Ja!

Räuber. So ſtelle ihm dieſen Brief zu.

Albert. Ich? dieſen Brief? — Warum willſt Du ihn nicht ſelbſt überbringen?

Räuber. Ich kann nicht.

Albert. Warum nicht?

Räuber. Ich habe einen Schwur gethan, nie einen Fuß über ſeine Schwelle zu ſetzen.

Albert. Von wem kommt der Brief?

Räuber. Das iſt ein Geheimniß.

Albert. Ein Geheimniß?

Räuber. So iſts! — Aber der Baron muß ihn gewiß erhalten, wenn er nicht verlohren ſeyn will.

Albert. Verlohren —?

Räuber. Dieſer Brief kann ihm das Leben retten.

Albert. Himmel! — Meinem Wohlthäter? — Man droht ihm mit dem Leben?

Räuber. Eine harte Drohung —

Albert. Und wer kann das? — Sollteſt Du es ſeyn, der —

Räuber. Ich? — O! behüte der Himmel, ich nicht. Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen; habe auch dieſen Brief nicht geſchrieben.

Albert. Wer denn?

Räuber. Ein mächtigerer, als ich — ein Mann, deſſen Drohung Schrecken des Todes iſt — ein Mann, ſag' ich, dem der Baron Satisfaction ſchuldig iſt, für die er mit ſeinem Leben haften muß.

Albert. (für ſich) Mit ſeinem Leben? — Großer Gott! ich ſollte ihn verlaſſen, jetzt, da ſein Leben in Gefahr iſt? — Aber nein! man will ihn beſchimpfen. — Mein Vater iſt tugendhaft, beleidigt keinen Menſchen, kann keinen beleidigt haben. — (zum Räuber.) Unglücklicher! der Du Dich dieſer entehrenden Bethſchaft unterzogſt, wenn ich wüßte, daß Dein Blut die Schande des Verdachts löſchen könnte, den man auf den würdigſten aller Menſchen bringen

will, wenn ich das wüßte, mein Arm ſollte Dir zeigen. —

Räuber. Halt Freund! rühre mich nicht an; ich bin beſſer bewaffnet, als Du.

Albert. Himmel! was ſeh ich? — Piſtohlen — Säbel — Dolche —? Menſch! wer biſt Du?

Räuber. (gelaſſen) Das wirſt Du aus dem Briefe ſehen.

Albert. Nichtswürdiger! —

Räuber. Mein Geſchäft iſt vollendet. Gehab Dich wohl, junger Menſch! Vollziehe meinen Auftrag, oder — Du ſelbſt biſt verlohren. (ab.)

Albert. (ſieht dem Räuber ſtaunend nach.) Sonderbar! — Ueberaus ſonderbar! — Von dieſem Briefe hängt das Leben meines Wohlthäters ab? — So verſicherte mich wenigſtens der furchtbar ſcheinende Ueberbringer deſſelben. — Wer er auch

ſeyn mag, was geht das mich an. — Jetzt überlege — und entſchließe dich bald. — (nachdenkend) Bleiben? — will mir nicht in den Kopf. — Gehen? — kann ich eben ſo wenig — und doch — von dieſem Briefe hängt das Leben meines Wohlthäters, meines Vaters ab — und ich ſollte fliehen? — Jetzt? — In dieſem Augenblicke? — Nein, Albert! Dieſer Brief kann ihm das Leben retten! (indem er abgehen will, ſtößt er auf Herrmannen.) Du hier?

Herrmann. So eilig? — Wo wollen Sie hin? — Sie ſind erhitzt?

Albert. Herrmann! Dieſer Brief kann ihm das Leben retten! — Folge mir!

(beide ab.)

Zweite Szene.

(Saal mit zwei Seitenthüren.)

Roſalie mit einem Lichte in der Hand, hernach Mad. Renard. Liddy.

Roſalie. (kömmt durch die Hinterthüre und geht in die Seitenthüre linker Hand hinein, kömmt aber ſogleich wieder zurück.) So iſt's denn doch wahr, was ich noch vor wenig Augenblicken nicht glauben wollte — es iſt wahr! — dieß einſame verlaſſene Zimmer ſagt: er iſt fort — Albert iſt fort! — O! der Grauſame — mir Liebe zugeſtehn — mich zu verlaſſen und das Geſtändniß der zärtlichſten Gegenliebe mit ſich zu nehmen, ha! das iſt falſch, das iſt grauſam. — Hatte er ſo wenig Zutrauen zu ſeinem Wohlthäter? — der Unbeſonnene! — doch nein! — es iſt unmöglich — kann nicht ſeyn! — Albert kann nicht undankbar,

nicht treulos seyn — und doch — Er nahm ja Abschied von mir — sagte! Wir müssen scheiden! — Scheiden? — Welch ein fürchterlicher Gedanke! — Ist mir doch alles wie ein Traum. — Noch kann ich mich nicht überreden, daß es wirklich so ist, — und doch so — o! ich Unglückliche — Wie wird mir — als sollt' ich in die Erde sinken — der Kopf schwindelt mir — meine Knie beben — die Glieder starren mir wie Eis — ich weiß nicht, wo ich bin — Gott! — Hülfe! — Hülfe! — (sie sinkt nieder und läßt das Licht fallen.)

Liddy. (hereinstürzend) Ach! — Unser Fräulein! — das Gott erbarm! —

Mad. Renard. (gleich hinterdrein) Was giebts denn Liddy? Was ist ihr denn wiederfahren? — Ist sie tod? —

Liddy. Tod! — tod — ohne Bewegung — ohne Leben.

Mad. Renard. Um Gottes Willen. (beide beschäftigen sich mit ihr, sie wieder ins Leben zu bringen; der Baron kömmt durch die andere Seitenthüre im Nachthabit heraus.)

Dritte Szene.

Vorige. Der Baron mit einem brennenden Lichte.

Baron. Was iſt das für ein Lerm? — Was giebts denn? — (Roſalien erblickend.) Um Gottes willen! — Roſalie! — Meine Tochter! was iſt Dir widerfahren? (hebt ſie auf.)

Liddy. Das weiß Gott! — Ich hörte einen Fall — ſie ſchrie um Hülfe — und als wir her kamen, fanden wir ſie in dieſem Zuſtande.

Mad. Renard. Gott ſey Dank! ſie lebt — ſie kömmt wieder zu ſich.

Liddy. Sie lebt! — Sie lebt!

Baron. Meine Tochter! was iſt Dir? — Was haſt Du vorgehabt?

Roſalie. (ſchwach) Wo bin ich?

Baron. In den Armen Deines Vaters.

Roſalie. Vater! —

Baron. Wird Dir noch nicht beſſer?

Roſalie. Ja! — Es war nur eine ſtarke Ohnmacht.

Baron. Armes Kind! — Was haſt Du denn vorgehabt?

Roſalie. O! ich Unglückliche — er iſt fort!

Baron. Wer denn? — Wer?

Roſalie. Mein Bruder — mein Geliebter!

Baron. Albert?

Roſalie. Ja! Vater! er iſt fort — dieſe Nacht iſt er entflohen — hat uns verlaſſen auf immer!

Baron. Iſt es möglich? — Albert entflohen? das kann nicht ſeyn, Roſalie! — Du irrſt Dich.

Roſalie. Nein! ich irre nicht.

Baron. Das will mir nicht in den Kopf — wer weiß was er vor hat.

Roſalie. Sein geſtriges Betragen ließ mich nichts gutes ahnden, und ſeine Abweſenheit beſtätigt meine Ahndung.

Baron. Du machſt mich neugierig.

Roſalie. Ich ſaß noch ſpät am Fenſter, und weidete mich am göttlichen Schauſpiel der Natur, dem Vorbothen eines fürchterlichen Gewitters. Albert und Sie waren mein einziger Gedanke. Mit einmahl tönte eine Stimme — es war die Stimme meines Albert — o! wie ſüß, wie lieblich tönte die Stimme der Liebe mir ins Ohr, und — ach! was ſeh ich? — Im leuchtenden Blitzſtrahl, meinem Fenſter gegenüber, ſah ich ihn ſelbſt mit einem Mantelſacke auf den Schultern und einem

Stocke in der Hand. Gelehnt an einen Baum, ſang der Grauſame ſo ſchön, ſo ſchmelzend, verſicherte mich ſeiner Liebe und nahm in den zärtlichſten Ausdrücken Abſchied von mir. Ich rufte ihm zu, ſtrengte all' meine Kräfte an; aber umſonſt! — Ein Mann geſellte ſich zu ihm, ſo viel ich ſehen konnte, ohne Zweifel war es Herrmann — und mit einmahl verſchwanden beide aus meinen Augen. Ich wähnte Alberten zu ſehen und ſah nichts, als Tod und Verzweifelung. Mit dieſem Lichte in der Hand eilte ich auf ſein Zimmer und — o Gott! — ich fand es leer.

Baron. Leer?

Roſalie. Alles lag in der größeſten Zerſtreuung umher, allenthalben Unordnung — Gott! in welchem Zuſtande wankt' ich zurück. — Todtenbläſſe überzog mein Geſicht, meine Knie ſchwankten, eiskalter Schauer überfiel mich und ich ſank ohnmächtig nieder.

Lidy. Und in dieſem Zuſtande fanden wir das Fräulein.

Baron. Noch kann ich gar nicht begreifen wie das alles zugehen mag. — Du haſt ihn alſo wirklich geſehen?

Roſalie. Ja, Vater!

Baron. Biſt auf ſeinem Zimmer geweſen? — Haſt ihn nirgends gefunden?

Roſalie. Nirgends!

Baron. So iſt es denn doch wahr? — der Undankbare! mußte er mir alten Manne dieſen Stoß verſetzen? — Mußte er mir darum das Herz durchbohren, weil ich ihm meinen Buſen öffnete? — Ha! Albert — Albert! wie ſehr läſſeſt Du michs bereuen, Dich als mein eigen Kind aufgenommen zu haben. — Aber ich ſehe gar nicht ein, was ihn nur dazu veranlaßt haben mag — wenigſtens kann die Urſache nicht natürlich ſeyn; er liebte uns alle.

Roſalie. Ja, Vater! — er liebte Sie, er betete Sie an; aber —

Baron. Rede meine Tochter! — Du nannteſt ihn vorhin Bruder, Liebhaber ſo

gar — ich muß geſtehen, dieſer Ausdruck iſt mir auffallend — ſollteſt Du vielleicht wiſſen —

Roſalie. Alles, mein Vater! — Er ſelbſt ſagte mir, daß er mein Bruder nicht ſey — daß er — daß er mich liebe — o! mein Vater —

Baron. Wie? — Ohne mein Wiſſen und Willen unterfing er ſich, ein Geheimniß —

Roſalie. Und eben dieß Geheimniß iſt die Urſache ſeiner Flucht.

Baron. Was ſagſt Du?

Roſalie. Ich will Ihnen alles geſtehen mein Vater! — Schenken Sie mir Ihr Zutrauen, Ihre Freundſchaft, und vergeſſen Sie auf einige Augenblicke die Härte. —

Baron. Härte? — Wenn gab ich Dir je Gelegenheit, Dich dieſes Worts gegen mich zu bedienen? — Rede, meine

Tochter! ich bin Dein Freund, Dein Vater — es ist unsere gemeinschaftliche Sache.

Rosalie. Albert liebte mich, ich liebte ihn, aber seine Zärtlichkeit, Treue und Hochachtung gegen einen so guten Vater, der ihn so unaufhörlich mit Wohlthaten überhäufte, ließen ihn fürchten, sich der Verführung meiner Jugend schuldig zu machen, fürchten, die heiligen Rechte der Gastfreundschaft zu verletzen, wenn er in unser beider Herzen eine zwecklose Leidenschaft ohne Hoffnung nährte; dieß sind seine eigene Worte. Niemahls, sagte er, wird der Baron seine Tochter einem Eltern- und Vermögenslosen Fremdling überlassen. —

Baron. Sagte er das?

Rosalie. Ja, mein Vater! — Bloß aus Delicatesse bat er Sie um Erlaubniß, reisen zu dürfen, in der Hoffnung, daß seine Abwesenheit Einfluß auf die Veränderung meines Schicksals und meines Herzens haben sollte.

Baron. (ihr die Hand drückend) Er kannte mich zu wenig! — Er glaubte nicht, daß ich fähig ſeyn könnte, das Glück meiner Tochter einem ſo liebenswürdigen Jünglinge aufzuopfern — glaubte nicht, daß mein Herz frei wäre von jenen niedrigen Leidenſchaften, die die Großen der Erde ſo ſehr beunruhigen und dem Menſchengeſchlechte verhaßt machen. — O meine Tochter — er war meine ganze Hoffnung, mein ganzes Glück. — Ich ſelbſt hatte in euren Herzen eine Leidenſchaft genährt, die ich dereinſt mit meinem Vaterſegen krönen wollte.

Roſalie. (ihm die Hand küſſend.) Mein Vater.

Baron. Und nun verläßt er uns! o! welch ein harter Schlag. — (hüllt ſein Geſicht in beide Hände.)

Roſalie. (blickt unwillkührlich auf den ſeitwärts ſtehenden Tiſch.) Himmel! was ſeh' ich — Ein Brief! — (nimmt ihn weg) Von Albert! — Es iſt ſeine Hand — an Sie mein Vater!

Baron. An mich? — (Er bricht und lieſt ihn, läßt ihn ſodann fallen und wirft ſich in einen Lehnſtuhl.)

Roſalie. (hebt den Brief auf und lieſt ihn.) Nun Vater! hab' ich Unrecht?

Baron. Nein! Du haſt nicht Unrecht — Albert iſt fort — und all' meine ſchönen Hoffnungen ſind vereitelt.

Mad. Renard. (indem ſich Roſalie weinend auf ihre Schultern ſtützt.) Unglückliche Freundin!

Baron. Tröſten Sie meine Tochter, liebe Freundin! Unſer Verluſt iſt groß.

Roſalie. Groß — unerſetzlich!

Mad. Renard. Ich ſoll tröſten? — Gern wollt' ich es — und doch preßt ihr Zuſtand mir ſelbſt Thränen aus. — Geduld und Standhaftigkeit ſind die einzigen Mittel —

Baron. (haſtig aufſtehend) Da haben Sie recht Madam! — (zu Roſalien.) Ruhig meine Tochter! ruhig! — Ein geheimes Gefühl ſagt mir: Albert wird

umkehren — Du wirſt ihn in Deine Arme ſchließen und ich gebe Dir mein Wort, er wird dein Gemahl werden.

Roſalie. Mein Gemahl?

Baron. Ja Roſalie! Du wirſt ihn gewiß wieder ſehen.

Roſalie. (nach den Himmel zeigend) Ja, Vater! ich werde ihn wieder ſehen.

Baron. Nicht doch! — So war das nicht gemeint — hier — hier! — Albert kennt ſeine Pflichten. — Weine nicht Roſalie! —

Roſalie. (ihm in die Arme fallend) Beſter Vater!

Baron. (bittend.) Verlaſſen Sie Roſalien nicht! tröſten Sie die Leidende! — Ich bitte Sie darum. —

Mad. Renard. Herr Baron!

Roſalie. (Affektvoll ihre Hand faſſend.) Freundin, eh' ich Ihnen folge, muß ich noch einmahl die öde Wohnung meines Alberts durch-

durchlaufen — noch einmahl die sprachlose Wände anstaunen, die so oft wiedertönten, wenn er meinen Namen nannte — o! ich werde ihn sehen, — und diese Täuschung wird meine Schmerzen lindern, — o! mein Vater. —

Baron. Du sprichst mit Uebereilung — forderst etwas, das ich Dir nicht zugestehen kann.

Rosalie. Grausamer Mann! —

Baron. Keine Vorwürfe!

Rosalie. (kniend) Können sie länger taub und fühllos seyn gegen das unschuldige Verlangen Ihrer Tochter? — Länger noch ihr das süße Vergnügen rauben. —!

Baron. Steh auf, Rosalie! — (sie in den Arm nehmend) Schlug ich Dir je etwas ab?

Rosalie. (mit rascher Empfindung der Freude, ihm die Hand küssend.) Mein Vater!

Baron. Wohlan! Du ſollſt auch dieß mahl Deinen Willen haben, aber nicht ohne mich. Ich werde Dich ſelbſt hinführen; denn eine zweite Ohnmacht könnte Die den Tod bringen.

Vierte Szene.

(Alberts Zimmer.)

Albert und Herrmann zu beiden Seiten auf Stühlen ſchlafend; Der Baron, Roſalie, Mad. Renard.

Albert. (träumend.) Roſalie! — Roſalie! — (Der Baron tritt mit Roſalien und Madam Renard ein, erblicken ſogleich die Schlafenden, Roſalie will ſchreien, aber der Baron legt ihr die Hand auf den Mund und betrachtet die Gruppe genauer, als ob er ſeinen Augen nicht traute; Albert geräth durch den Traum in heftigere Bewegung und ſpricht immer lauter:) Roſalie — Dein Vater — Der gute Mann! Uns glücklich

machen (Rosalie faßt eine seiner Hände und küßt sie mit heißer Empfindung.) Ja! — in seinen Armen — werden wir uns wiedersehen — Rosalie! — Rosalie! (breitet seine Arme aus und spricht die letzten Worte so laut, daß er darüber erwacht.)

Rosalie. Ja! wir werden uns wieder sehen — uns nie — nie trennen.

Albert. (schlägt die Augen auf und bebt bei ihrem Anblick zurück) Rosalie! Du hier? — Gott! mein Vater? (springt hastig auf, und läuft zu Herrmann, der durch sein Geschrei erwacht, sich die Augen reibt und die Anwesenden mit starren Blicken anstaunt) Unbesonnener! warum hast Du mich schlafen lassen?

Herrmann. (schlaftrunken.) Ist das meine Schuld? Wären wir nicht müde?

Albert. (unwillig.) Träumer! — (steht unschlüssig, an wen er sich wenden und was er sagen soll; Herrmann macht sich etwas zu schaffen und geht sodann stillschweigend ab.)

Baron. (mit Herzlichkeit seine Hand fassend.) Albert! warum wolltest Du fliehen?

Albert. (mit Schmerz und Beschämung.) Mein Vater!

Rosalie. (ihn bei der andern Hand fassend.) Undankbarer! warum wolltest Du mich verlassen?

Albert. (wie vorhin.) Rosalie! —

Rosalie. In der Nacht hört' ich Deine Stimme — Du nahmst Abschied von mir — ich kam hieher und — Du warst nicht hier. — (weint)

Albert. (mit schmerzlichem Gefühl ihr die Hand drückend.) Nein, ich war nicht hier — (wirft sich mit Entschlossenheit dem Baron zu Füssen.) Mein Vater! ich bin strafbar — Schütten Sie Ihren Zorn in seiner ganzen Fülle über mich — nennen Sie mich undankbar, unbesonnen — ich hab's verdient.

Baron. Steh auf mein Sohn!

Albert. Sie haben meinen Brief gelesen?

Baron. Dieß beweist der Schmerz, den er uns verursachte.

Albert. Ich wollte fliehen — wollte mich los reißen vom Zirkel der innigſten Freundſchaft; aber ich will — doch nein! — nein! nie ſoll dieß Geheimniß über meine Zunge ſchlüpfen.

Baron. Ich weiß es —

Albert. Sie wiſſen?

Baron. Daß Du Roſalien liebſt —

Roſalie. (ſich feſt an ihn ſchmiegend.) Daß Roſalie Dich liebt —

Albert. Gott!

Baron. Daß Du bloß deshalb fliehen wollteſt, weil Du fürchteteſt, ich möchte dieſe Liebe mißbilligen.

Albert. Himmel! — wer hat Ihnen das geſagt?

Roſalie. Ich, die Geliebte deines Herzens ſelbſt.

Albert. (mit Gefühl.) Wie tief fühl' ich es, daß ich ſtrafbar bin.

Baron. Strafbar, um auf immer den ſüßen Empfindungen der Natur überlaſſen zu ſeyn. — O! daß Du mich ſo verkanntest, das macht mir viel Kummer — ich hätte geglaubt, Du würdest mehr Zutrauen zu mir haben.

Albert. Mein Vater! wie nachſichtsvoll, wie großmüthig! — Anſtatt mich mit Ihrem Zorn zu überhäufen, mir Vorwürfe zu machen, laſſen Sie mich Ihre ganze Zärtlichkeit fühlen. —

Baron. Meine ganze Zärtlichkeit! — Ich will, Ihr ſollt euch lieben — lieben, um zu hoffen!

Albert. (freudig.) Hoffen!

Roſalie. Albert! hab' ichs Dir nicht längſt geſagt, wir werden glücklich ſeyn, uns nie trennen.

Albert. Nie! Nie! — Und ich konnte dieſes Vaterherz ſo ſehr verkennen? (ſtürzt dem Baron in die Arme und hüllt ſein Geſicht in ſeinen Buſen. Roſalie von der andern Seite, faßt beide Hände und benetzt ſie mit Thränen.)

Mad. Renard. (Wohlbehagen am Anblick dieſer Gruppe fühlend.) Welch ein Meiſterſtück der Natur! Für den Pinſel des geübteſten Künſtlers ein Wagniß — nur unvollkommen würde das Gemälde werden und ſeine Kunſt zur Stümperin machen.

Baron. (ſie losklaſſend.) Liebt euch meine Kinder! liebt euren Vater! — (Albert und Roſalie küſſen ihm die Hände.) Nun aber ſage mir auch Herzensjunge! was Dich auf den Gedanken brachte umzukehren und von der Ausführung des unglücklichen Vorhabens abzuſtehen?

Albert. Dieß iſt ein Geheimniß, das ich nur Ihnen anvertrauen kann; denn es betrifft nur Sie allein.

Baron. Mich allein? — (Roſalie und Mad. Renard entfernen ſich ungeheißen.)

Fünfte Szene.

Der Baron. Albert.

Albert. Vater! haben Sie wohl einen geheimen Feind?

Baron. Ich? — Wozu dieſe Frage?

Albert. Alles hängt von Beantwortung dieſer Frage ab.

Baron. Ich glaube wohl Freunde aber keine Feinde zu haben; Du weißt ja Albert! wer um mich herum iſt.

Albert. Verzeihung mein Vater! — Waren Sie vielleicht irgend einmahl in eine ernſthafte Sache verwickelt?

Baron. Ich verſtehe Dich nicht —

Albert. Meine Neugier trägt wohl das Gepräge der Unanſtändigkeit; aber dieſer Brief wird mich rechtfertigen. (giebt dem Baron den Brief von Rogern.)

Baron. Dieser Brief? — Von wem kommt er?

Albert. Das weiß ich nicht. — Der Mann, der mir ihn gab, hatte ein fürchterliches Ansehen, vom Kopf' bis zu den Füßen bewaffnet, hätte er mich können zittern machen, wenn ich furchtsam gewesen wäre — Der Brief enthält ein Geheimniß; Ihr Leben ist in Gefahr. —

Baron. Mein Leben ist in Gefahr? — Und Du selbst mußtest mir ihn überbringen.

Albert. Wie? ich hätte fliehen und Sie der Gefahr allein überlassen sollen?

Baron. Ha! war das die Ursache deiner Wiederkehr? — Nun dafür sollst Du reichlich belohnt werden.

Albert. O mein Vater! der augenblickliche Entschluß, umzukehren und Ihnen meinen Trost und meine Hülfe anzubieten, ist mir hinlängliche Belohnung.

Baron. (ihn umarmend.) Herzensjunge! — doch laß sehen, was der Brief sagt. (die Aufschrift lesend.) An den Baron von

Friedstern auf seinem Schlosse. (ihn aufbrechend.) Die Hand kenne ich nicht. (die Unterschrift lesend.) Roger? — Roger? — Der bekannte Räuberhauptmann? Was kann der Bösewicht an mir zu suchen haben? — (liest.)

„Baron!

„Du weißt, daß ich die Mittel in Hän-
„den habe, denjenigen nachdrücklich zu
„bestrafen, der sich meinen Befehlen
„widersetzt„ — Der Unverschämte! —
„Doch ich verspreche Dir Dich und Dein
„Schloß unangetastet zu lassen, wenn Du
„mir eine einzige Bitte zugestehst„ —
Eine einzige Bitte? — laß sehen, was
er haben will — „In der gestrigen
„Nacht haben drei von meinen Leuten
„ein Weib samt einem Kinde überfal-
„len, zwei aber sind von den Deinigen,
„welche der Frau zu Hülfe gekommen,
„niedergehauen worden. Der Dritte
„hat sich durch die Flucht gerettet und
„mir diese blutige Affäre hinterbracht.
„Baron! Du hast das Weib in Schutz

„genommen — ich kenne ſie — und „zu meiner Ruhe iſt es nothwendig, „ſie in meiner Gewalt zu haben. Binnen vier und zwanzig Stunden wirſt „Du ſie mir ohnweigerlich ausliefern „und ſie durch Deine Leute bis an meine erſten Vorpoſten in den Kingratzer „Walde eskortiren laſſen. Als „Haupt der Unabhängigen gebe ich Dir „mein Ehrenwort, daß der Eskorte „kein Unrecht geſchehen ſoll. Uebrigens denke nichts ungleiches. Iſt der „Termin abgelaufen und das Weib nicht „in meinen Händen, ſo erwarte mich und „zittere!

„Roger“ Haupt der Unabhängigen. Zittere?

Albert. Zittere? (beide ſehen einander ſtaunend an.) Zittere? — Der Verwegene! — Wie er ſich nur unterfangen kann, Männern, die im Umgange der Waffen grau geworden, Jünglingen, die wie Löwen kämpfen gelernt haben, Furcht und Zittern einflößen zu wollen?

Baron. Nicht zu rasch, mein Sohn! — Du kennst Deinen Gegner nicht.

Albert. Und wenn er aus dem Innersten der Erde hervorträte, wie ein Riese, ich will ihn vernichten.

Baron. Albert! —

Albert. Bin ich nicht jung und stark? — Ist nicht mein ganzes Wesen Kraft, Muth und Entschlossenheit?

Baron. Edler Jüngling! funfzig solche können tausende besiegen. Aber hier sind Klugheit und Vorsicht nothwendig. — Dieser Roger, das anerkannte Oberhaupt der Räuberbande, die unsere Gegenden beunruhiget, ist ein gefährlicher Feind, unternehmend und furchtbar. Hat er sichs einmahl in den Kopf gesetzt, diese Unglückliche in seine Gewalt zu haben, so setzt er es durch und wagt das äußerste, es koste was es wolle.

Albert. (jugendlich groß) O mein Vater! wir haben auch Leute — zwar ist das Häuflein klein; aber es sind Männer — Män-

ner sind es! — Und an ihrer Spitze will ich das Ungeheuer mit all' seiner Mannschaft — und wenn sie Legion wäre — aus dem Felde schlagen und triumphirend in diese Mauren zurück kehren.

Baron. Ich erwartete diesen Antrag; er macht deinem Alter Ehre: — Doch ehe wir uns rüsten, einen wahrscheinlich unausbleiblichen Ueberfall der Räuber von uns abzuwehren, finde ich es der Klugheit gemäß, die unglückliche Verfolgte deshalb zu befragen und zu forschen, ob sie unserer Freundschaft und meines Schutzes würdig ist; und von ihrem Geständniß allein wird es abhängen, ob uns zu vertheidigen oder sie ihrem Schicksale zu überlassen.

Albert. (enthusiastisch.) Sie ist unschuldig! — sie ist die Tugend selbst — wir müssen sie schützen!

Baron. Bescheide sie augenblicklich zu mir. Von ihrer Aussage hängt unsre Ruhe ab. — Doch da kömmt sie schon.

Sechste Szene.

Vorige. Roſalie, Mad. Renard.

Baron. Näher, liebe Freundin! Sie kommen wie gerufen.

Mad. Renard. Deſto beſſer Herr Baron! Ich erwärte Ihre Befehle.

Baron. Das nicht; aber Ihre Gegenwart iſt nothwendig — Ein Brief, der Sie angeht. —

Mad. Renard. Mich? —

Baron. Ein Mann, der Sie genau kennt, und Ihrer Perſon zu ſeiner Ruhe, wie er ſelbſt ſchreibt, benöthigt iſt, veranlaßt mich, Sie zu ihm zu führen. —

Mad. Renard. (mit Verwirrung.) Mich! — Herr Baron! — Wer auf der ganzen Welt könnte wohl meiner bedürfen? — Auf dieſer Welt, wo ich keinen Freund mehr habe?

Baron. Aber Feinde —

Mad. Renard. (mit Beſtürzung.) Ich — erinnere mich nicht — Feinde zu haben. —

Baron. Und doch! — Der Mann — Sie kennen ihn — Sie haben ſogar ſein Bildniß. —

Mad. Renard. Himmel — (ſie ſchwankt, Roſalie unterſtützt ſie.)

Baron. Erinnern ſie ſich nicht? —

Mad. Renard. (mit gezwungener Faſſung.) Wie? — Sollte er es ſeyn? Nein! — Das kann nicht ſeyn. —

Baron. (mit Nachdruck.) Das kann wohl ſeyn; Denn — es iſt. — Roger — (Mad. Renard ſinkt ohnmächtig nieder, Albert und Roſalie bringen ſie in einen Lehnſtuhl.)

Roſalie. Gott!

Albert. Erholen Sie ſich unglückliche Freundin!

Mad. Renard. (wieder ſich ermannend.) Dieſer Brief — iſt von — Roger? —

Baron. Ja Madam! Leſen Sie ſelbſt (giebt ihr den Brief.)

Mad. Renard. (nachdem ſie geleſen.) Das iſt ſchrecklich! — Gott wenn werden meine Leiden einmahl ein Ende nehmen?

Baron. Wenn ſie Zutrauen zu mir haben und Ihre Geheimniſſe entdecken werden.

Roſalie. (bittend.) O! mein Vater iſt gut. Laſſen Sie dieſe Bitte ſtatt finden liebſte Freundin! und ſchütten Sie ohne Zurückhaltung Ihr Herz in ſeinen Buſen aus.

Albert. Auch ich bitte Sie darum, unglückliche Freundin! rechnen Sie auf unſern Beiſtand.

Mad. Renard. Herr Baron (ihm zu Füſſen fallend.) Retten Sie mich!

Baron.

Baron. Ja! ich will Sie retten. — (Sie aufhebend) Stehen Sie auf!

Mad. Renard. Nein! ich werde dieſe Kniee ſo lange umfaſſen, bis Sie mir verſprechen, nicht in die Forderung dieſes Unmenſchen zu willigen — Dieſes Ungeheuers, das an all' meinen Leiden, ja ſogar an dem Unglücke eines Weibes Schuld iſt, das noch unendlich mehr zu beklagen iſt, als ich —

Baron. Alſo fürchten Sie alles von ſeiner Wuth?

Mad. Renard. Alles! —

Baron. Armes Weib! Sie dringen in mein Herz — Sie zerreißen es.

Mad. Renard. (ſteht auf und wendet ihr Geſicht abwärts)

Baron. Sagen Sie! Reden Sie! In welcher Verbindung ſtanden Sie je mit dieſem Roger? (Mad. Renard ſchlägt die Augen nieder.) Wo haben Sie ihn kennen gelernt! Wie ſind Sie zum Beſitz ſeines Por-

traits gekommen? — (Mad. Renard bleibt stumm wie vorher.) Was will er von Ihnen haben? — Auf das alles keine Antwort? — (nachdrücklich) Madam! ich muß es wissen, damit ich meine Maaßregeln nehmen kann.

Mad. Renard. Gnädiger Herr! —

Baron. Ist das Ihre ganze Antwort? — Unerbittliches, geheimnißvolles Weib! Sie greifen mein Herz an, lassen es unbefriedigt und mehren durch Ihr Schweigen meine Unruhe.

Mad. Renard. Wohlan! lassen Sie Ihren Zorn an mir aus — ich weiß, ich fühle es, daß ich ihn verdient habe; aber es ist mir unmöglich, Ihre Großmuth zu gewinnen, — ich kann nichts, als schweigen.

Baron. Schweigen? — Und doch fordern Sie, daß ich mich Ihnen ganz aufopfern soll? — daß ich Ihnen Schutz und Vertheidigung angedeihen lassen soll, ohne Sie zu kennen? — ohne zu wissen, ob ich die Tugend oder das Laster —

Mad. Renard. (gekränkt) Laſter? — O Gott! —

Baron. Verzeihen Sie! das Wort entſchlüpfte meinen Lippen, aber mein Herz hatte keinen Theil daran. — Doch ſagen Sie mir, was ich von dieſer mir unerklärbaren Verſtellung denken ſoll? — Sie vereiteln durch dieſe Ihnen ganz eigene Zurückhaltung all' meine Abſichten, all' meine Bemühungen. —

Mad. Renard. Leider! weiß ich das nur zu gut; doch — o laſſen Sie mich noch einmahl — (fällt nieder, aber der

Baron. (hebt ſie ſogleich wieder auf.) Nicht doch! Nicht doch!

Mad. Renard. Schon einmahl hab' ich Ihnen geſagt und wiederhohle es noch hundertmahl, das fürchterliche Geheimniß gehört nicht mir zu, es iſt das Eigenthum einer andern. (im Gefühl des Schmerzes ſich vergeſſend) Allmächtiger! hab' ich durch dieſe Verfolgungen die Schulden der Freundſchaft noch nicht abtragen können? —

O! du, die du so schwesterlich mich liebtest, vielleicht im Grabe noch meine Stimme hörst, theures, unglückliches Weib! sieh was ich um Deinetwillen leide. Gieb mir Deinen Muth, Deine Stärke, die Dir die letzten Augenblicke Deines Lebens leicht machten, denn ich fühle meine Schwäche — ha! ich kann nicht länger leben — nicht länger den Forderungen derer widerstehen, die mich schützen und die ich — o Gott! —

Rosalie. Vater! sehen Sie nur wie sie leidet.

Baron. Du hattest wohl recht, Albert! ihre Tugend setzt mich in Verwunderung — (zu Mad. Renard) Bedaurenswürdige Freundin! verzeihen Sie, es war meine Absicht nicht, Sie zum Meineid zu verleiten — jetzt erst seh' ich, daß eine Gelübde —

Mad. Renard. (mit Entschlossenheit.) Nein, Herr Baron! entschuldigen Sie mich nicht, ich bin strafbar! aber ich will Sie rächen — mich selbst rächen. — Auf-

ſuchen will ich den Verfolger meines Lebens — mich ſelbſt dem Ungeheuer in die Klauen werfen, ihm ſagen: Ich bin es meinen Wohlthätern, ich bin es Dir und der ganzen Natur ſchuldig. — Nimm mir das Leben, das Du mir ſelbſt vergifteſt — nimm es hin, das Opfer Deiner Wuth! Der Tod iſt die einzige Wohlthat, die ich von Dir erwarte! (will fort.)

Roſalie. Um Gottes willen!

Albert. Wo wollen Sie hin?

Baron. Bleiben Sie! Bleiben Sie!

Mad. Renard. (faſſungslos.) Halten Sie mich nicht auf! — Er droht Ihrem Leben! — Ich will Sie retten! — Laſſen Sie mich!

Baron. (ſie zurückhaltend) Nein, Madam! Ihre Seele iſt im Aufruhr, Ihre Kräfte ſind erſchöpft. — (zu Roſalien) Sorge für Deine Freundin; Sie bedarf Deiner Unterſtützung.

Mad. Renard. Edeldenkender großmüthiger Mann! haben Sie Mitleid mit

einer Unglücklichen. — Die Bestürzung, die ich Ihnen —

Baron. Lassen Sie uns davon schweigen; Ihre Unschuld ist erwiesen, und Ihre Vertheidigung, Ihre Rettung ist von nun an meine Sorge.

Rosalie. Ich werde Sie nicht verlassen, nicht von Ihrer Seite gehen. — Noch lebt mein Vater, noch lebt Albert — beide werden uns schützen, Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er es wagen sollte. —

Albert. Lieber wollen wir sterben, als die beleidigte Tugend dem fürchterlichsten Räuber in die Hände liefern.

Mad. Renard. O meine Wohlthäter, meine Freunde! vielleicht werden Sie über lang oder kurz alles erfahren und — wär' es das schrecklichste — ich war dazu bestimmt — doch — erwarten Sie keineswegs von mir das Geständniß — es würde mein Herz zerfleischen — ein einziger Umstand vielleicht — eine besondere Aehnlichkeit, welche meine Plauderhaftigkeit

ſchon zu ſehr rege machte. — O! wenn der Zufall mir geſtattete, meine Gedanken — doch nein — nein! ſchmeicheln Sie ſich damit nicht — es iſt ein bloßer Irrthum, bloße Täuſchung — ein Spiel der Einbildungskraft — Vertrauen Sie alles der Zeit. —

Albert. Sie iſt in einem fürchterlichen Zuſtande; ihre Sinnen ſind in Gefahr.

Roſalie. Kommen Sie liebſte Freundin! Sie bedürfen Erhohlung — Ueberlaſſen Sie alles meinem Vater, er wird gewiß für Sie ſorgen.

Mad. Renard. (mit geſammelten Kräften ſich an den Baron wendend.) Ich nehme das gütige Anerbieten Ihrer liebenswürdigen Tochter an, und bitte noch einmahl: verlaſſen Sie die Unſchuld nicht! — (der Baron drückt ihr die Hand und ſie geht mit Roſalien ab.)

Baron. Nun Albert?

Albert. Mein Vater!

Baron. Was iſt Deine Meinung?

Albert. Das äußerste zu wagen. — Unterstützen Sie meine raschen Entschlüsse und jugendliche Tapferkeit mit Ihrem väterlichen Rath und jahrelangen Erfahrung und —

Baron. Das Resultat ergiebt sich von selbst, nicht wahr mein Sohn?

Albert. So glaube ich —

Baron. Bravo! Bravo! — Folge mir in den Garten, Albert! und laß uns berathschlagen; denn die Lage, in der wir uns befinden, ist bedenklich und erfordert Klugheit und Vorsicht.

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erſte Szene.

Räuber. Albert bewaffnet.

Erſter Räuber. Hier wars — eine männliche Stimme. —

Zweiter Räuber. Still Kammerad! ich höre ſo etwas in der Ferne rauſchen.

Dritter Räuber. Wenn mich meine Augen nicht trügen, ſo wollt' ich ſchwören, hinter dem großen Baume dort — hohl' mich der Teufel, Kammeraden! ein junger rüſtiger Kerl. —

Erſter Räuber. Macht euch fertig! (Sie laden die Gewehre.)

Vierter Räuber. Wills der mit uns aufnehmen?

Erſter Räuber. (zu Albert, der ſich ihnen nähert.) Zurück! oder Du biſt des Todes.

Albert. (unerſchrocken.) Ich fürchte eure Drohung nicht; denn die Abſicht, in der ich hieher gekommen bin, iſt, mich meines Auftrags zu entledigen und euch eine Antwort zu überbringen, auf die ihr vielleicht wartet.

Dritter Räuber. Was mag er wohl damit meinen?

Albert. Iſt dieß der Vorpoſten der Unabhängigen?

Erſter Räuber. Ja!

Albert. Wohlan! ſo gebt mir euer Wort, daß ihr meinen Auftrag reſpectiren und weder auf meine Freiheit noch auf mein Leben einen Ausfall wagen wollet.

Erſter Räuber. (indem die andern bald ſich untereinander, bald den vor ihnen ſtehenden Albert anſtaunen) Rede, kühner Jüngling! Deine Unerſchrockenheit gefällt mir.

Albert. Im Ernſt?

Erſter Räuber. Meinſt Du, daß ich Spaß treibe?

Albert. So nach ſeyd ihr Rogers Bundsgenoſſen?

Erſter Räuber. Bundsgenoſſen und Freunde.

Albert. So gebt ihm augenblicklich dieſen Brief; er enthält die Antwort auf den ſeinigen, den er in voriger Nacht dem Baron von Friedſtern überſchickte.

Zweiter u. Vierter Räuber. Und wo iſt das Weib?

Albert. Gebt ihm nur den Brief, der wird euch alles aufklären.

Vierter Räuber. Hört Kammeraden, ſeht euch einmahl den Burſchen recht an. (die Räuber betrachten ihn genau) Hat er nicht eine auffallende Aehnlichkeit mit unſerm Hauptmann?

Zweiter Räuber. Hohl' mich der Teufel! als ob er leibte und lebte.

Erſter Räuber. Er iſt von Adel. —

Dritter Räuber. Wie, wenn wir ihn aufhielten, und in die Schule nähmen?

Zweiter Räuber. Nein, Kammerad! das taugt nichts; gegen den Gesandten eines so großen mächtigen Herrn dürfen wir keine Gewalt brauchen.

Vierter Räuber. Auch würde es Roger verdammt übel aufnehmen, wenn wir ihm den Spaß machen wollten.

Erster Räuber. Und uns mit allem Rechte zur Verantwortung ziehen (zu Albert) Gieb den Brief her und geh' Deine Wege — oder willst Du vielleicht selbst mit unserm Hauptmann sprechen?

Albert. (ernsthaft) Ich habe nichts mit ihm zu sprechen. (geht mit festen langsamen Tritten unerschrocken ab.)

Zweiter Räuber. Das hätte ein Mann nach unserm Schlage werden können, wenn er nicht wäre, was er ist.

Erster Räuber. Laßt das jetzt, und geht auf euren Posten; den Brief will ich dem Hauptmann selbst zustellen. (alle ab.)

Zweite Szene.

(Saal.)

Baron v. Friedstern, Herrmann.

Herrmann. Tragen Sie keine Sorge, Herr Baron! der junge Herr ist freilich noch jung; aber Klugheit, Muth und Tapferkeit sind seine Gefährten.

Baron. Alles gut! — Aber die Räuber — die Räuber. —

Herrmann. O! das hat gute Wege. — Haben Sie nicht manchmahl selbst gesagt, wenn von dergleichen Dingen die Rede war, daß bei so großen Banden oft strengere Mannszucht gehalten wird, als bei regulirten Truppen?

Baron. Hast Recht. — Aber kannst Du es wohl dem sorgenden Vaterherzen verargen, wenn es um seinen Liebling bange ist?

Herrmann. O! Sie machen mich weinend Herr Baron! — Laſſen Sie uns lieber darauf bedacht ſeyn unſere Sachen in Ordnung zu bringen und Anſtalten zur Vertheidigung zu treffen.

Baron. Das hab' ich alles ſchon mit Albert verabredet; ich erwarte nur ſeine Zurückkunft. Nimm Du indeß zwei der geſchickteſten und verſchwiegenſten Leute zu Dir, geh' mit ihnen auf die Rüſtkammer, unterſuche die Gewehre, und ſieh, wo es etwa fehlt; hier haſt Du die Schlüſſel. (giebt ihm die Schlüſſel.)

Herrmann. Tragen Sie keine Sorge, es ſoll alles in gutem Stande ſeyn. (ab.)

Dritte Szene.

Der Baron. Roſalie. Mad. Renard.

Baron. (ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl) Was es mir auch für Unruhe und Bekümmer-

niß verurſacht, die Fremde aufgenommen zu haben, ſo will ich ſie ſchützen, es geh', wie es gehe. — Ich will ſie ſchützen, nicht weil ichs ihr verſprochen habe, ſondern weil ich es der Menſchheit ſchuldig bin, Unſchuld und Tugend zu retten. (bleibt nachdenkend.)

Roſalie. (eintretend) Iſt er noch nicht zurück Vater?

Baron. Nein! er iſt noch nicht zurück.

Roſalie. (weinend.) Er bleibt lange aus — ſehr lange.

Mad. Renard. Der gute Albert! (wiſcht ſich die Augen.)

Baron. Faſt wird mir ſelbſt bange.

Mad. Renard. Und das alles —

Baron. (ſchnell ihre Hand faſſend) Seyn Sie ruhig Madam! wir haben gerechte Sache — der dort oben wird ihn und uns ſchützen. (kleine Pauſe, während welcher Mad. Renard zu beten ſcheint, der Baron nachdenkend ſitzen bleibt und Roſalie ans offene Fenſter tritt.)

Baron. (zu Roſalien.) Siehſt Du ihn noch nicht kommen?

Roſalie. Eine kleine Staubwolke — ganz in der Ferne —

Mad. Renard. Vielleicht iſt ers —

Baron. Vielleicht —

Roſalie. Die Wolke kömmt näher — o! daß er Flügel hätte —

Baron. Ich erwarte mit Schmerzen —

Roſalie. Jetzt ſeh' ich ihn! — Er iſts! — Er iſts! — Im fürchterlichſten Gallop reutet er aufs Schloß zu, als ob ihm der Feind ſchon auf den Nacken wäre.

Baron. Leicht möglich, daß er ihm auf dem Fuße folgt.

Mad. Renard. (voll Schmerz und Unruhe.) Herr Baron! wenn es noch Zeit iſt —

Baron. Ruhig liebe Freundin! —

Mad.

Mad. Renard. Ihre Großmuth verdient Bewunderung — meine Unbescheidenheit —

Baron. Nicht doch, Madam! —

Mad. Renard. Gern will ich mit Aufopferung meines Lebens alles wieder gut machen — erlauben Sie mir nur —

Baron. Nicht von der Stelle. —

Rosalie. (indem sie das Fenster zuwirft.) Jetzt reitet er an der Schloßmauer hin. — O Vater! ich muß ihm entgegen — die Freude, ihn an mein Herz zu drücken, ist so groß, so groß —

Baron. Geh! schaffe Deinem Herzen Luft und führe ihn herauf.

Rosalie. (küßt dem Vater die Hand und hüpft zur Thüre hinaus.)

Baron. Fassen Sie sich, Madam! mehren Sie nicht Ihren Kummer. Sie sind in Sicherheit und die Treue meiner

Unterthanen bürgt mir für die Gewißheit des Sieges über unſern gemeinſchaftlichen Feind. — Ha! mein Sohn. —

Vierte Szene.

Vorige. Albert.

Albert. (von Roſallen begleitet ſtürzt dem Baron zu Füßen.) Mein Vater!

Baron. Steh' auf mein Sohn! (umarmt ihn.) Du haſt reußirt, das ſeh' ich.

Albert. (heiter und zufrieden.) Ja! Vater!

Baron. Dießmahl hab' ich Dir Deinen Willen gethan, aber ein andermahl darfſt Du mir nicht wieder kommen; Deine Abweſenheit hat mir viel Kummer verurſacht, und ich habe es ſehr bereuet, Dir ein ſo gefährliches Geſchäft anvertraut zu haben.

Albert. Mir allein kam es zu, diesen Auftrag zu übernehmen; einen andern damit zu belästigen, wäre unbillig, ja! sogar ungerecht gewesen.

Baron. In Deinem Alter würde ich das nehmliche gethan haben; aber von mir war es unvorsichtig gehandelt. — Doch es ist geschehen; Du bist wieder bei uns und Arm in Arm können wir nunmehr die Gefahr vergessen, der Du ausgesetzt wareſt.

Albert. (zwischen dem Baron und Rosalien innenstehend beider Hände fassend und eins nach dem andern umarmend.) O! mein Vater — meine Schwester!

Rosalie. Schwester? — Bin ich nicht Deine Geliebte? Deine Braut?

Albert. Rosalie — Einzige Deines Geschlechts!

Baron. Hab' ich sie Dir nicht längst zur Gattin bestimmt? — Nährte ich nicht von jeher den heißen Wunsch in mei-

nem Busen, euch beide glücklich zu se= hen? — Schon damahls, als ih: noch in der Wiege lagt, erkohr ich Dich mir zum Eidam — und keiner von den Großen der Erde darf es wagen, sich auf die Toch= ter des Barons von Friedstern Rechnung zu machen. Ich habe sie kennen gelernt — weder Ehrgeitz, noch Eigennutz bestimmen meine Wahl; Rechtschaffenheit und Tu= gend allein können den Mann ihres Be= sitzes würdig machen, er sey vornehm oder gering, reich, oder arm, das gilt mir ei= nerlei.

Albert. Bin ich wohl dieser Großmuth, dieser Vaterliebe werth? — Ohne Stand ohne Vermögen. —

Baron. Das ist nur Tand, mein Sohn! — Deine Tugend, Deine Recht= schaffenheit befestigten mit jedem Tage den gefaßten Entschluß und noch einmahl schwö= re ich Dir vor Gott und in Gegenwart un= serer Freundin Rosalie sey Dein Weib — ich will Dein Vater seyn — Dein sollen die Besitzungen seyn, die Du schützen und vertheidigen willst, wenn —

Albert. Wenn nicht der erste Augenblick meines Daseyns in den Schleier der Dunkelheit gehüllt wäre.

Baron. Was kümmert mich das Geheimniß Deiner Gebnrt? — Dein Vater sey wer er wolle, Fürst oder Sklav, er sitze am Ruder des Staats, oder nähke sich von der Arbeit seiner Hände, auf dem Lande erzogen, oder in der Stadt, wenn er nur ein ehrlicher Mann ist. —

Albert. (feurig einfallend) Das ist er! das muß er seyn! — Wie könnte sonst dieß Herz in diesem Busen schlagen?

Baron. Wenn er das ist, Albert! dann fehlt zu Deinem Glücke nichts weiter.

Albert. Aber wo soll ich ihn suchen? — Wo werd' ich ihn finden?

Baron. Auch dazu will ich dir Mittel an die Hand geben.

Albert. O! wenn Sie das wollen mein Vater! so ist kein Mensch glücklicher, als ich. Und sollte ich ihn im äußersten Win-

kel der Erde aufſuchen müſſen, um dieſen Preis — (auf Roſalien deutend.),

Roſalie. (es mit Albert gut meinend.) Ja, Vater! der Mann, der einem ſolchen Sohne das Leben gab, muß ein ehrlicher, ein rechtſchaffener Mann ſeyn, auf ihm ruht der Geiſt ſeines Vaters, aber — vielleicht iſt er unglücklich.

Albert. Das iſt er! — dieß ſagt mir mein Herz.

Baron. Wohlan! ſo mache Dich der Belohnung würdig. Eine kurze Erzählung Deiner Geſchichte wird dir den Weg zeigen, den Du einſchlagen mußt, zu dem Ziele zu gelangen, das Dir vom Schickſale beſtimmt war. Setzt euch meine Kinder! und gönnt mir einige Augenblicke eure Aufmerkſamkeit. (ſie ſetzen ſich um ihn her.) Ich will mich kurz faſſen, und der frühern Jahre meines Lebens nicht weiter gedenken, weil mir während derſelben nichts aufſtieß, das irgend einige Erwähnung verdiente. Nach dem Tode meines Vaters kam ich in den unumſchränkten Beſitz

eines anſehnlichen Vermögens; aber all' meines Reichthums ohngeachtet war mir das Leben zur Laſt. Ich begonn auf Abenteuer auszugehen, die Töchter des Landes zu beſehen und mir eine Gefährtin des Lebens zu wählen und — ein Mädchen ſchön, wie ein Engel, feſſelte Aug' und Seele mit eins. Ich wähnte, am Ziel meiner Wünſche zu ſeyn, und machte Stillſtand; Bekanntſchaft zu ſuchen mit der Heldin, die ich in jedem Betracht für die erſte ihres Geſchlechts hielt, war meine einzige Beſchäftigung; ich erhielt ohne Widerſtand das Jawort von der habſüchtigen Mutter und führte nach wenig Wochen Cäcilien als Gattin heim. Wer war glücklicher, als ich, in dem Beſitze eines lange geſuchten Kleinods! — Wer träumte ſich ſel'gere Wonnen, als ich! — Aber eben ſo ſchnell ſtürzte ich mit einmahl vom höchſten Gipfel in die unabſehbarſte Tiefe hinab — alles war Täuſchung und Traum. — Nur wenig Wochen dauerte mein Glück und mit der äußerſten B-ſtürzung ſah ich mich von derjenigen hintergangen, die ich anbetete. Meine Liebko-

ſungen nicht achtend, entfernte ſie ſich ta-gelang von meiner Seite und kehrte oft ſpät am Abend zurück; nur die kurze Zeit über, als ſie die Wochen halten mußte, genoß ich ihre Gegenwart ununterbrochen. Sie gebahr eine Tochter. (mit Gefühl Roſaliens Hand faſſend.) Roſalie! Du warſt die Unglückliche, die ihre Mutter nie kannte. —

Roſalie. (ihm dankbar die Hand küſſend.) Mein Vater! —

Albert. Roſalie! — meine gute liebe Schweſter! —

Mad. Renard. Mein Fräulein! wie ſehr bedaure ich Ihr Schickſal.

Baron. Wie glücklich, wollen Sie ſagen, war Roſalie, dieſe Rabenmutter nie gekannt zu haben. — Doch laſt mich reden! — Kaum hatte Cäcilie das neugebohrne Kind einer Säugamme übergeben, ſo fing ſie ihre Lebensart wieder von neuem an und brachte, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande, ganze Wochen au-

ger dem Hause zu. Es gelang mir, ihr auf die Spur zu kommen, und von Wuth und Verzweiflung hingerissen, fand ich die Meineidige, in den Armen unkenscher Liebe schwelgend, in der süßduftenden Jasminlaube eines ländlichen Gartens. Aufforderung und Tod war eins. — Unvorbereitet auf diesen Augenblick hauchte der Schändliche im Taumel der Wollust sein lasterhaftes Leben aus und ohnmächtig sank die Treulose auf den Leichnahm des Buhlen, der sich an ihren Brüsten in seinem Blute badete. Eine Stunde nach dieser schrecklichen Szene erwachte Cäcilie. Anstatt sie mit Vorwürfen zu überhäufen, verstummte ich beim tödtenden Blicke ihres rollenden Auges. Barbar! Tyrann meiner Jugend! — so redete sie mit mir — würdig jener grausamen Mutter, die mich deinem Mammon opferte, wisse! sechs Jahre früher, als ich Dich kennen lernte, vereinigten mich die heiligsten Bande mit ihm, den Du Deiner Wuth opfertest, frühere Ansprüche berechtigten ihn meiner Liebe — er war mein Gemahl! — Bei dieser Erzählung standen mir die Haare zu Berge,

Heimlich war ſie mit einem gewiſſen Frickſen vermählt, und durch meinen Reichthum geblendet, zwang ihn die Mutter, mir Platz zu machen, und ſich aus ſeinem Vaterlande zu entfernen. Das einzige, was mir Cäcilie auf ihrem Todtenbette empfahl, war der Sohn ihrer erſten Liebe, den ſie der Pächterin, wo ſie täglich hinzugehen pflegte, übergeben hatte. Sie verſchied unter der Erzählung und ich zitterte bei dieſem jähen Todesfalle. —

Albert. Das war in der That ſehr ſonderbar mein Vater!

Baron. Ich warf mich über die Sterbende hin; ein blutiger Dolch hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Roſalie. Gott! — meine Mutter! — Noch hatte ſie ſo viel Gegenwart des Geiſtes, mir in den letzten Augenblicken ihres Lebens zu verzeihen. Auch mein Herz hat ihr verziehen; aber meine Lage war ſchrecklich.

Albert. Das läßt ſich denken.

Baron. Ich warf mich über sie hin, sie durch die feurigsten Küsse zu beleben; aber umsonst! — Cäcilia war tod und mit den schmerzlichsten Empfindungen folgt' ich ihrer Leiche. Ein schriftlicher Contrakt, den ich nach der Beerdigung fand, überzeugte mich von der Wahrheit ihrer Aussage und meine erste Beschäftigung war, den Knaben aufzusuchen, den ich seiner Eltern beraubt hatte, aber die Pächterin war nach diesem schrecklichen Vorfalle davon gegangen und all' meine Nachforschungen waren umsonst. Dieß setzte mich von neuem in Verzweifelung. Bald verschloß ich mich tagelang in mein Zimmer, bald irrt' ich einsam in der Gegend umher, und nur die Gelübde, die erste Vater- und Mutterlose Waise an Kindes Satt aufzunehmen, schaffte mir Linderung.

Albert. Und ich war der Glückliche, an dem sie diese wohlthätige Gelübde in Erfüllung brachten.

Baron. Ja, Albert! Du warst es, der mich für jenen schrecklichen Augenblick entschädigte.

Albert. O! könnt' ich dieſe Wohlthat Ihnen vergelten. — Möcht' es Sie nie gereuen, mich als Ihren Sohn aufgenommen zu haben.

Baron. Noch ſtieg der Gedanke nicht in meiner Seele auf — noch gabſt Du mir dazu nicht Gelegenheit — Doch höre mich noch einen Augenblick, um Dir dasjenige zu ſagen, was Dich ſelbſt angeht. Zwar iſt es wenig, was ich Dir davon zu ſagen im Stande bin, aber zu Deiner Selbſtwiſſenſchaft nothwendig.

Albert. O! wie groß iſt die Begierde, die Geſchichte meiner frühern Schickſale zu wiſſen.

Baron. So höre! — Als ich eines Tages im fürchterlichſten Zuſtande der Seele in der Gegend umher ſchweifte und mich in Dickigt des Waldes verirrte, überfiel mich ein ſchreckliches Wetter, — es war ſchon einbrechende Nacht — und nöthigte mich, in einer zwiſchen den Felſen von der Natur gebildeten Höhle Schutz und Obdach zu ſuchen. Hier war ich zwar vor Wind

und Wetter ſicher, aber nicht vor den Stürmen meiner Seele. Ich hieng meinen Gedanken nach, bis mich endlich der Schlaf überwältigte. Fürchterliche Träume beunruhigten mich, und als ich erwachte, dämmerte ſchon der Morgen heran (Mad. Renard wird aufmerkſamer und nach und nach unruhiger) Ich ſah um mich her, und befand mich in einem ungeheuren Gewölbe, in deſſen Hintergrunde ſich eine kleine Oeffnung zeigte, durch welche das Tageslicht nur ſparſam hereinfallen konnte. Ich gieng, ich weiß nicht in welcher Abſicht, darauf zu und eine Schreibtafel, die mir an einem ſo ungewöhnlichen Orte ins Auge fiel, machte meine Aufmerkſamkeit rege. —

Mad. Renard. (ſeufzt hierüber.)

Baron. (fährt, ohne darauf gemerkt zu haben, nach einer kleinen Pauſe weiter.) Ich hob ſie auf, öffnete ſie und las: „Der Zufall „führte mich in die Grotte, in der Sie „dieſe Nacht geſchlafen haben. Einige „Ausrufungen, die Ihnen mitten im Traume „entfielen, haben mir Ihren Vorſatz verrathen" — Denn ich hatte im Traume

gesprochen und geäußert, das erste beste Kind zu mir zu nehmen und als mein eigen zu erziehen.

Mad. Renard. (mit Uebereilung.) Richtig — (bemerkt ihre Unvorsichtigkeit und schweigt.)

Rosalie. Nun Vater! was stand denn weiter in der Tafel!

Baron. „Groß müthiger Mann!„ fuhr die Verfasserin fort, denn es war die Hand eines Frauenzimmers — „erbarmen Sie „sich eines unglücklichen Kindes und einer „noch weit unglücklichern Mutter. Ihnen „wird sie freiwillig Ihren Sohn, ihr einzi„ges Kind, anvertrauen, unter dem Ver„sprechen, das strengste Stillschweigen zu „beobachten, und weder nach dem Namen „des Kindes noch seiner Eltern zu fragen; „so viel sey Ihnen zu wissen genug, daß „der Vater ein Teutscher, die Mutter aber „eine Französin ist.

Mad. Renard. (während der Baron Athem holt.) Ja! Sie ist es. — Adeline. —

Baron. „Scheuen Sie keine Gefahr, „der Unschuld zu Hülfe zu kommen, „und nehmen Sie meinen Sohn als Ihr „eigen Kind an. —

Albert. (feurig dankbar ihm die Hand küssend.) Und Sie thaten es, — mein Vater! —

Baron. Geduld mein Sohn! — Ich blätterte weiter und fand einige Fragen, die man an mich that. —

Mad. Renard. (unvorsichtig neugierig.) Und was enthielten diese Fragen? —

Baron. (ihre Unruhe bemerkend.) Ob ich verheirathet wäre? — Kinder hätte? — Ob mein Stand und Vermögen mir die Erziehung des Kindes erlaubten? — Ob ich mich stark genug fühlte das seltsame Abentheuer zu bestehen und das Geheimniß nicht zu verrathen? — und was dergleichen Fragen mehr waren. Der Vorschrift gemäß beantwortete ich diese Fragen mit bündiger Kürze, legte die Tafel wieder hin, und verließ einen Ort, der vermögend gewesen wäre, mir Furcht und Schrecken einzujagen, wenn er mir nicht

die Erfüllung meiner Wünsche dargeboten hätte.

Albert. O! mancher würde an Ihrer Stelle der Furcht meine Unschuld zum Opfer dargebracht haben.

Baron. Ich nicht mein Sohn! — Der Tag verstrich unter tausenderlei Betrachtungen, mit Sehnsucht erwartete ich den Abend und um Mitternacht war ich wieder am bestimmten Orte. Alles war öde und still um mich her, und schon glaubte ich getäuscht zu seyn; aber der schwache Schein eines verborgenen Lichts, das im Hintergrunde der Höhle seithalben hervordämmerte, überzeugte mich vom Gegentheil. Ich gieng drauf los. Eine kleine magische Laterne stand in einer Vertiefung der Mauer und darneben lag die Schreibtafel. —

Rosalie. Und das Kind, Vater!

Baron. Sah ich nirgends; aber die Tafel gab mir Aufklärung und zeigte mir einen verborgenen Gang, den ich ohne die Laterne nicht gefunden haben würde,

an deſſen Ende ich meinen Pflegeſohn vorgeſetzt ſah.

Roſalie. Wie konnte es nur die Mutter übers Herz bringen, ſich ſelbſt Ihres Kindes zu berauben.

Mad. Renard. Die Unglückliche! —

Baron. Wie froh, wie glücklich fühlt' ich mich in dieſem Augenblicke, den heißeſten meiner Wünſche erfüllt zu ſehen, aber wie ſehr bangte mirs auch, mit der erhaſchten Beute davon zu kommen. — Du weinſt Albert? — Auch Du Roſalie? — Auch Sie, liebe Wolf? — Meine Erzählung hat Euch allen Thränen ausgepreßt — wohlan mein Sohn! vereinige dieſe Thränen mit den meinigen — ſie rufen mir das Andenken jener merkwürdigen Tage deiner Kindheit ins Gedächtniß zurück, jene Wonne — o! mein Sohn komm an mein Herz — (Baron und Albert ſtürzen einander in die Arme, Roſalie drückt die Hand ihres Vaters an ihre Lippen und Mad. Renard iſt während dieſer Pauſe in einer heftigen Verwirrung, jedoch ohne bemerkt zu werden!)

Albert. Welchen Gefahren ſetzten Sie ſich um meinentwillen aus — mit welcher Bereitwilligkeit nahmen Sie den verwaiſten Knaben zum Sohne an und mit welcher väterlichen Sorgfalt bildeten Sie Herz und Geiſt ihm —

Baron. Ich glaube alles gethan und den Verluſt deiner Eltern reichlich erſetzt zu haben.

Albert. Ja! das haben Sie — Bei Gott! Vater, das haben Sie. (knieend.) Voll des innigſten Dankes —

Baron. Steh' auf mein Sohn! und höre das Ende deiner Geſchichte. — Ich hob Dich auf und die Pracht deiner Kleidung zeigte mir, daß Du nicht von gemeinen, wenigſtens nicht von armen Eltern erzeugt ſeyn mußteſt; auch wollte man Dich bloß unter der Bedingung überlaſſen, Dich den Tag über ſtreng und vorſichtig zu verbergen, des Nachts aber um die nemliche Stunde in eigener Perſon an denſelben Ort zu bringen. —

Albert. Und das thaten Sie?

Baron. Nach dem Verlangen deiner Mutter, das ich in einer andern, neben Dir liegenden Tafel niedergeschrieben fand, mußte ich es durch ein lautes Ja! versprechen.

Mad. Renard. (für sich.) Er ist es! — Adeline ist seine Mutter.

Baron. Aber ich hielt nur einmahl Wort; denn ich fürchtete entdeckt und verfolgt zu werden. — Eure Neugier ist gespannt, eure Blicke heischen Befriedigung, aber die Geschichte hat hier ein Ende, und es ist mir seit dem weder von deinen Eltern noch von dem geheimen Dunkel, in welches die ersten Tage deines Lebens gehüllt waren, etwas zu Ohren gekommen. Ich vermuthe, daß deine Mutter gestorben oder vielleicht unter einem fremden Himmelsstriche — (Mad. Renard blickt laut seufzend gen Himmel.) was ist Ihnen Madam?

Mad. Renard. (mit Zerstreuung.) Nichts Herr Baron! — fahren Sie fort — (in abgebrochenen Worten.) Das Kind — man

hatte es — ohne weitere Verordnung — ohne Kennzeichen — nichts, das Sie hätte muthmaßen lassen?

Baron. Ach ja! bald hätt' ichs vergessen — In dem Kästchen, in welchem mir mein kleiner Findling übergeben wurde, lag ein Gemählde, es war das Bildniß eines Frauenzimmers. — Wie habe ich es nur vergessen können! — Es liegt in diesem Schreibtische; seit siebzehn Jahren hab' ich es nicht wieder in meine Hände genommen; Ich wills euch zeigen Kinderchen! (er langt es aus dem Schreibtische.) Hier ist es! Es ist das Bild seiner Mutter — ohne Zweifel — (Albert und Rosalie betrachten das Gemählde und küssen es abwechselnd.)

Albert. Ja! das ist das Bildniß meiner Mutter.

Rosalie. Deiner Mutter? —

Albert. O! daß es nur das Bild, nicht das Original selbst ist — (küßt es heftig.)

Baron. (während sich Albert und Rosalie mit dem Gemählde beschäftigen, sieht er in diesen

Gedanken und heftet ſeine Blicke unveränderlich auf Mad. Renard, welche erblaßt und einige Thränen fallen läßt.) Madam! Sie haben eine Kapſel? — (Mad. Renard geräth in neue Verwirrung.) Das Gemählde — ich weiß nicht — ich hab's nur einmahl geſehen — aber ich glaube, es iſt die nemliche Perſon, die nemlichen Züge — o! wollten Sie ſo gefällig ſeyn, mir das Kleinod zu zeigen, — Sie haben es ja immer bei ſich —

Mad. Renard. Herr Baron! —

Baron. (reißt Alberten das Bild weg, und hält es der Renard vor) Sehen Sie nur! — Sehen Sie nur Madam! — Iſt es nicht daſſelbe Gemählde?

Mad. Renard. (im ſchmerzlichſten Ausdruck auf das Gemählde hin und wieder weg blinkend.) Ja! ſie iſts. —

Albert. } (zugleich.) Sie iſts?
Roſalie. }

Baron. Sie haben ſie gekannt?

(Mad. Renard überläßt ſich ganz ihrem Schmerz und

weint; Rosalie hängt an Albert, und dieser verbirgt sein Gesicht in ihrem Busen; der Baron wischt sich eine Thräne von Augen.) Da stehen wir alle vier wie die Kinder und weinen — Das soll nichts gelten! Hier bedarf es Aufklärung, Madam!

Mad. Renard. Ich bin sie Ihnen schuldig; längere Vorenthaltung würde der schrecklichste Undank seyn — (will weiter reden, wird aber durch die überraschende Ankunft Herrmanns unterbrochen.)

Fünfte Szene.

Vorige Herrmann.

Herrmann. (einstürzend.) Zum Waffen! zum Waffen! — Sie kommen! —

Albert. Wer?

Herrmann. Die Räuber — Die Rogerische Bande —

Albert. Rogerische Bande?

Mad. Renard. Gott!

(allgemeines Staunen und Verwirrung.)

Herrmann. Wir haben keine Zeit zu verlieren — auch ſind die Damen hier nichts nütze.

Baron. Führe ſie aufs blaue Zimmer im Schreckenthürmchen, dort ſind ſie am ſicherſten.

Roſalie. Gott: wo ſollen wir hin? — O! mein Vater — mein Geliebter! —

Baron. Faſſe Dich meine Tochter! Der Himmel wird uns ſchützen und uns Sieg über unſere Feinde geben.

Albert. Ja! das wird er — (Roſalien mit ſeinem Arm umſchlingend.) Weine nicht, theures Mädchen! quäle Dich nicht mit unnöthigen Sorgen.

Roſalie. (ihn feſt umklammernd) Gott! wenn es das letztemahl wäre —

Albert. Nicht doch, Roſalie! — (küßt ihr eine Thräne vom Auge.) Fühle wie ruhig mein Herz ſchlägt — ſieh'! wie heiter meine Stirn iſt, wie zufrieden der Blick meines Auges — Weine nicht! — Thränen ſind jetzt nichts, der gegenwärtige Augenblick heiſcht Muth, Entſchloſſenheit

und thätig seyn. (küßt sie.) als Sieger küß' ich dich wieder — Jetzt fort! zum Kampfe — zum Kampfe für Unschuld und Tugend! (reißt sich los und eilt davon.)

Herrmann. Für Unschuld und Tugend! — welch ein edler Jüngling!

Baron. Rosalie! — (Rosalie küßt ihm die Hand.) Fasse dich! — Auch Sie meine liebe Wolf? — (Mad. Renard faßt seine zweite Hand und bedeckt sie mit Küssen.) Fort! — Fort! — oder Ihr macht mich zum Kinde — (Rosalie und Mad. Renard entfernen sich, Herrmann folgt ihnen.) Komm gleich wieder und behaupte deinen Posten!

Herrmann. (abgehend.) Es ist alles in Ordnung, alles in Bereitschaft.

Baron. Desto besser (nachdenkend.) Ja! auf Alberts Zimmer kann man den Feind am besten beobachten. (ab.)

Sechste Szene.

(Freier Platz, im Hintergrunde das Schloß des Barons, vor welchem ein breiter Graben befindlich iſt.)

Baron von Friedſtern und Albert am Thurmfenſter.

Baron. Siehſt Du Albert! wie groß die Menge deiner Feinde? — Macht Dich ihr Anblick nicht zagen? Wird auch dein Muth aushalten? — Siehſt Du, ihrer ſind mehr denn tauſend.

Albert. Deſto beſſer, mein Vater! je ſtärker und mächtiger der Feind, deſto ruhmlicher und ehrenvoller der Sieg des Schwächern.

Baron. Herrlicher Junge! werth, der Sohn eines Königs zu ſeyn.

Albert. Ha! ſie kommen — ſie kommen! — Es wird Zeit, mein Vater! mich

an die Spitze meines Häufleins zu ſtellen —

Baron. Gott ſegne Dich! — Er mache deinen Arm ſtark und ſtähle deinen Muth!

Albert. Zum Waffen! — zum Waffen! — (geht vom Fenſter; innerhalb dem Schloſſe hört man Trompeten; darnach Glockengeläute, während deſſen Roger mit ſeinen Leuten hervor kommt und ſich dem Schloſſe nähert; ſie gehen alle grün gekleidet, mit Piſtolen, Dolchen und Seitengewehren bewaffnet. Dragowitz, Morneck und Allnditz treten um ihn her und erwarten ſeine Befehle.)

Siebente Szene.

(Das Schloß des Barons.)

Roger, Parozzi, Dragowitz, Morneck, Albert.

Roger. Nun Parozzi! haſt Du die Gegend ausgekundſchaftet?

Parozzi. Ja, Hauptmann!

Roger. Von welcher Seite ist dem trotzigen Besitzer dieser Veste am besten beizukommen?

Parozzi. Von dieser Seite ist der Angriff gefährlich; Ihr müßt euch theilen. Von der Feldseite ist er leichter. Ich habe dort eine kleine Thür entdeckt, die ohne Zweifel in den Garten führt und bald gesprengt ist; sie trägt das Gepräge des Alterthums vor sich und wird den Hieben unserer Aexte nicht lange widerstehen; auch scheint mir die Besatzung mehr in diesem Theile des Schlosses sich aufzuhalten und jenen ungewöhnlichen Zugang ganz vergessen zu haben.

Dragowitz. Desto besser! — Auf diese Art werden wir ihm durch List beizukommen wissen.

Morneck. Das versteht sich — Was meinst Du Hauptmann?

Roger. Ich meine, daß keine Zeit zu verlieren ist, wir müssen sie überrumpeln, ehe sie uns zuvor kommen und den vergessenen Posten decken. Dir Dragowitz!

übertrage ich den Angriff auf die Zugbrücke; der Posten ist zwar gefährlich, aber Dein Muth und Deine Klugheit bürgen mir für die Ausführung. Morneck soll Dich von der andern Seite unterstützen. Du Allindiz! sollst mir auf dem Wege, den uns Parozzi gebahnt hat, Gesellschaft leisten, dort werden wir ohne Widerstand eindringen, den Feind überrumpeln und — siegen. — Herold! zur Aufforderung (Herold stößt in die Trompete.) keine Antwort? — Noch einmahl, Herold! (Trompete.) Teufel und Hölle noch keine?

Parozzi. Der Verwegene! — er antwortet Euch mit Verachtung. — Laßt doch die Aufforderung noch einmahl wiederhohlen.

Roger. Herold! — (Trompete.)

Albert. (am Thurmfenster.) Der Besitzer dieser Feste hat keine Gemeinschaft mit einem Räuber, wie Du — fliehe! oder Du bist des Todes (Gemurmel unter den Räubern.)

Roger. (erbittert.) Ich fliehen? — Roger fliehen? — Ha! tollkühner Schwel-

ger, fürchte meine Wuth. — Fühlt Kameraden! fühlts, wie es kocht, wie es brennt. — Auf! Auf! — Laßt uns dem trotzigen Krieger zeigen, daß auch Räuber gelernt haben, Schlachten zu führen. — Folgt mir! — (stellt sich an die Spitze seiner Leute und geht, von Alinditz begleitet, ums Schloß herum; Dragowitz und Mörneck stürzen durch den Graben und ersteigen die Zugbrücke, werden aber durch tapfere Gegenwehr von innen zurückgetrieben.)

Achte Szene.

(Saal mit Fenstern und Seitenthüren.)

Roger. Albert. Mad. Renard. Baron von Friedstern, Rosalie, Bewaffnete.

Roger. (stürzt voll Verzweiflung mit einer Pistole ins Zimmer hinterdrein.

Albert. (mit entblößtem Degen.) Steh, Böſewicht! — (Roger bleibt in der Mitte des Zimmers stehen und zielt mit der Pistole auf Al-

berken, der sie ihm aber aus der Hand schlägt, ihn bei der Brust faßt, zu Boden stürzt und mit dem Degen nach ihm haut, von Mad. Renard aber, die ihm in den Arm fällt, zurückgehalten wird.)

Mad. Renard. Unglücklicher! was willst Du thun?

Albert. (sich mit Staunen umsehend.) Madam! (will sich los machen.)

Mad. Renard. Unbesonnener Jüngling! halt ein. — (Gott! — Ich sterbe — (sie sinkt; Albert hält sie.)

Roger. (gewinnt Zeit seinen Degen zu fassen, stürzt aber beim Anblick des eintretenden Barons von Rosalien und mehrern seiner Leute begleitet, sich durch ein Seitenfenster hinab, nachdem er zuvor gesagt:) Weib! Du sollst mir nicht entgehen — ich werde Dich finden.

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

Erſte Szene.

(Zimmer.)

Mad. Renard ſitzend, Roſalie ihr zur Seite ſtehend.

Roſalie. Wie iſt Ihnen, Liebe?

Mad. Renard. Wie einer Sünderin, die zum Tode geführt werden ſoll.

Roſalie. Fürchten Sie nichts — mein Vater iſt gut.

Mad. Renard. Ja! er iſt gut, ſehr gut, mein Fräulein! — aber mein Zuſtand deſto ſchrecklicher.

Roſalie. Nicht doch, meine Theure! Sie ſind ja in den Armen Ihrer Freun-

din. — O! schütten Sie Ihr Herz in meinen Busen aus. — Vielleicht trägt es etwas zu Ihrer Beruhigung bei.

Mad. Renard. Nein, Fräulein! das kann, das wird es nie.

Rosalie. Warum nicht?

Mad. Renard. Das Geheimniß ist zu fürchterlich — und doch — ich werde reden müssen, weil ich handelte. —

Rosalie. Und was thaten Sie, das Ihnen Verantwortung zuziehen könnte?

Mad. Renard. Ein Verbrechen zu verhüten, verließ ich das Zimmer, eilte dem Sieger nach, und fand ihn, als er so eben im Begriffe war, das Verbrechen zu begehen.

Rosalie. Das Verbrechen? — Wär' es auch ein Verbrechen gewesen, einen so fürchterlichen Feind, wie Roger, in den Staub zu werfen, und das schrecklichste Ungeheuer von dieser Erde zu verbannen?

Mad.

Mad. Renard. O Fräulein! es war mehr als Verbrechen, es war — doch nein! — Ha! daß meine Zunge in diesem Augenblicke auf immer gelähmt würde, — jeder Tropfen Blut mir in den Adern erstarrte — o Fräulein — Fräulein! es wäre Wohlthat gewesen, wenn Sie mich hätten sterben lassen. —

Rosalie. Sterben?

Mad. Renard. Ja! die größte Wohlthat, die man mir auf dieser Welt erzeugen könnte.

Rosalie. Immer räthselhafter? — Immer geheimnißvoller?

Mad. Renard. Ha! ich fürchte, ich werde undankbar seyn, werde reden müssen, und — das Geständniß wird mir das Leben kosten — (weint.)

Rosalie. Fassen Sie sich.

Mad. Renard. Wie kann ich das? — Ich selbst werde meinem Wohlthäter den Dolch ins Herz stoßen müssen — ihm, dem

ich mein Leben zu danken habe. — Werde durch meine Plauderhaftigkeit die Ruhe einer Familie stören, die mich in ihren Schooß aufnahm. — Das Glück zweier Personen — Gott! —

Rosalie. O! mein Vater — Albert!

Zweite Szene.

Vorige. Baron v. Friedstern, Albert.

Rosalie. (Geht dem Baron entgegen, küßt ihm die Hand, und stürzt sodann in Alberts Arme.) Zum erstenmahle als Sieger, nicht wahr, Albert?

Albert. Rosalie! (küßt sie.)

Baron. (mit Ernst und Würde sich der Rosard nähernd) Madam! es thut mir leid — aber ich muß —

Mad. Renard. (mit einer demüthigen Verbeugung und gesenkten Blicken) Ich kenne die Absicht, in der Sie gekommen sind. —

Baron. Desto besser! — Sie werden selbst einsehen, daß längeres Schweigen hier nicht Statt finden kann; ich fordere ein offenherziges Geständniß.

Mad. Renard. Herr Baron! —

Baron. Friede und Ruhe herrschten allenthalben in dieser Burg; aber seit Ihrem Hierseyn sind beide daraus gewichen. —

Mad. Renard. Beide! — o Gott!

Baron. Ein fürchterlicher Feind steht Ihnen nach dem Leben, er überfällt uns, kömmt in unsere Gewalt und — Sie entreißen ihn unsern Händen — ?

Mad. Renard. Gnädiger Herr —

Baron. Reden Sie! Antworten Sie Madam! — Sind Sie vielleicht eine Mitschuldige? — Oder die Vertraute? — oder wohl gar das Weib dieses

fürchterlichen Böſewichts, für den Sie ſo eine bewunderungswürdige Anhänglichkeit bezeigen? — Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mir augenblicklich das Geheimniß zu enthüllen. —

Albert. (dringend) Um Gottes und aller Heiligen willen bitte ich Sie, Madam! mich aus dieſer tödtenden Ungewißheit zu reißen. — Aus welcher Urſache hielten Sie meinen Arm zurück, als ich meinen Gegner beim Schopf hielt und im Begriff war, ihm den Lohn ſeiner Schandthaten zu zahlen?

Mad. Renard. (mit Entſchloſſenheit.) Unbeſonnener, unglücklicher Jüngling! hätte ich es wohl zulaſſen ſollen, den Vater von den Händen ſeines eigenen Sohnes zu morden?

Albert. Mein Vater —?

Baron. } (zugleich.) Sein Vater?
Roſalie. }

Albert. Mein Vater? — Gott! — (ſteht wie ein Verworfener, ſchwankend und mit ge-

ſenkten Blicken! der Baron verbirgt ſein Geſicht in beide Hände, Roſalie allein, unwiſſend, was ſie thut, ſucht beide zu unterſtützen und nöthigt Alberten, ſich zu ſetzen) Grauſames Schickſal! — ſchreckliche Auflöſung! — (zu Mad. Renard) Unvorſichtiges undankbares Weib! was haben Sie geſagt?

Mad. Renard. Was Sie zu wiſſen verlangten.

Albert. Verlangten —?

Mad. Renard. Sie haben mirs abgenöthigt, das ſchrecklichſte aller Geheimniſſe und — ich kann mir nicht helfen — leider! iſt es nur zu wahr, daß dieſer tugendhafte Jüngling der Sohn des laſterhafteſten Verbrechers iſt, mit einem Worte Rogers Sohn —

Albert. Gott was ſoll mir das Leben? — Hinabgeſtürzt von der ſchwindelnden Höhe zum tiefſten Abgrunde, verlohren ohne Rettung, hinabgeſunken unter die Menſchheit im erſten Augenblicke meines Daſeyns, das mir ein Böſewicht gab. —

Mad. Renard. Edler bedaurenswürdiger Jüngling! fordere all' Deine Standhaftigkeit auf, und versuche es mit allen Kräften der Seele diesem unglücklichen Streiche eines widrigen Schicksals zu entgehen.

Albert. (in vollem Schmerz.) O! was hab' ich Ihnen gethan? — Warum wollen Sie sich so fürchterlich an mir rächen? — Können Sie mir wohl meine glückliche Unwissenheit wiedergeben, oder mich mein Daseyn vergessen machen? — Ha! erst achtzehn Jahre gelebt und schon tod, für ein ganzes Menschenleben?

Rosalie. (sich an ihn schmiegend) Nein Albert! nicht tod — leben sollst Du. —

Albert. Leben? — O Gott! was soll mir das Leben? — Gebrandmarkt mit dem Schandflecken eines schimpflichen Herkommens, vermag ichs nicht zu leben —

Baron. (aufstehend) Komm meine Tochter! folge mir.

Albert. (dem Baron zu Füßen ſtürzend.) O! mein Va — gnädiger Herr! auch Sie wollen mich verlaſſen? — Meinen Anblick meiden? — Ha! ſo bin ich denn in Ihren Augen nichts, als ein Gegenſtand des Schreckens und der Verachtung. —

Baron. (ſeine Hand faſſend.) Ein Unglücklicher, den ich beklage. — Steh' auf, Albert! — (ihn hart anſehend.) Gott! dieß ſind wahrlich die Züge jenes Ungeheuers, jenes Auswurfs der Natur. —

Roſalie. Aber nicht ſein Herz, mein Vater! — Rein und ſchuldlos. —

Albert. Ja bei Gott! rein und ſchuldlos. — Das wiſſen Sie ſelbſt, gnädiger Herr! — das haben Sie mir ſelbſt zu ſagen die Gnade gehabt. —

Baron. (mit Gefühl) Ja! das hab' ich geſagt — und ich wiederhohle es noch einmahl, daß ich keinen tugendhaftern mir zum Eydam wählen konnte. — Doch was ſprach ich für ein Wort da? — Ich ſollte

meine Tochter dem Sohne eines — Rogers geben? — Nein! — (gezwungen kalt.) mit der Hoffnung ist's vorbei.

Rosalie. O mein Vater! wollen Sie zwei Herzen auf einmahl tödten?

Baron. Komm, Rosalie! — (hart.) Soll ich den Befehl, mir zu folgen, noch einmahl wiederhohlen?

Rosalie. (weinend) Gott! — Ich soll ihn verlassen. — In diesem Zustande? — (der Baron nimmt sie bei der Hand und führt sie mit sich ins Seitenzimmer.)

Albert. (nach einer kleinen Pause ihnen nachsehend.) Warum rettete ich mich nicht durch die Flucht? — Warum verließ ich nicht diesen Aufenthalt, wo nichts als Jammer und Elend meiner wartete? — Warum mußte ich gerade in der unglücklichen Nacht es wagen? — — Warum verhehlte man mir nicht den Ursprung meines Daseyns? — Warum gab mir die Natur ein Herz, das mich bei dem Gedanken, aus einem unkeuschen Ehebette entsprossen zu seyn, erröthen macht? —

Baron. (öffnet die Thüre und bleibt an derselben stehen) Madam! ich empfehle Ihnen Ihren Zögling, suchen Sie ihn durch Ihre Freundschaft zu trösten. — (mit einem schmerzlichen Blick auf Albert) Unglücklicher Jüngling!

Mad. Renard. Ha! gnädiger Herr! bin ich wohl im Stande diese Forderung zu erfüllen?

Albert. (im Tone der Verzweiflung dem Baron zu Füßen fallend) Ich folge Ihnen allenthalben — o! haben Sie Mitleid — oder ich sterbe zu Ihren Füßen. (Rosalie reicht ihm die Hand, aber der Baron zieht sie zurück.)

Baron. Ich und meine Tochter bedürfen der Ruhe; ich hoffe Du wirst sie uns nicht mißgönnen.

Albert. (will antworten, aber die Worte ersterben ihm auf der Lippe und ein einziger ausdrucksvoller Blick auf den Baron und Rosalien ist alles, was er vermag; Rosalie bemerkt es, und giebt ihm mit gleicher Theilnahme einen Wink aufzustehen und sich ruhig zu verhalten.)

Baron. (in einem ſanften Tone.) Ich werde Dich rufen laſſen, Albert! denn ich habe mit Dir zu ſprechen. (macht die Thüre hinter ſich zu.)

Mad. Renard. Albert! Sie ſind nicht der einzige Unglückliche. —

Albert. Iſt das der Troſt, den Sie mir geben wollen? — Der Balſam, den Sie mir in die Wunde gießen wollen, die Sie mir ſelbſt geſchlagen haben? — Grauſames Weib! —

Mad. Renard. Edler bedaurenswürdiger Jüngling! — O! daß ich Dir Deine Wohlthat ſo ſchrecklich belohnen mußte — (weinend) aber ich hatt' es vorher geſagt. (ab.)

Dritte Szene.

Albert allein.

Da ſteh' ich nun, einſam und verlaſſen, verachtet von aller Welt, gaffe die

vier Wände an; und weiß weder aus noch ein. Wo ich hinblicke, ſehe ich nur ihn, den ſcheußlichen Urheber meines Daſeyns und verfluche den Augenblick, der mir das Leben gab. Gebrandmarkt durch ihn und beſtimmt zu einem ehrloſen Handwerke, fühle ich mich jetzt vom höchſten Gipfel des Glücks, zu dem ich durch die Tugend empor gehoben zu ſeyn ſchien, hinabgeſchleudert in den Abgrund des Verderbens, wo kein mitleidig Ohr meinen Jammer hört, kein Vorübergehender mir die Hand bietet. — Wo mich der Peiniger meiner Tage, wenn er mich in ſeiner Gewalt hätte, mit kalten Lächeln würde in der Blüthe meines Frühlings verſchmachten ſehen und über meinen Schmerz triumphiren, wenn ich ihn flehte ſein Bubenſtück zu enden und ein Weſen zu vernichten, das — (wie in Betäubung fallend) Ha! Tugend — Tugend! was warſt du mir ſonſt? — Was biſt du mir jetzt? — Eine Buhlerin, die um meine Locken ſpielte und mich nur zum Beſten hatte. — (ſich beſinnend) Doch nein — nein! das biſt du nicht ſchönſte Tochter des Himmels! das biſt du

nicht. — Tugend war das Eigenthum meiner Mutter, dieß ſagt mir mein Herz — und das Einzige, was ſie mir zum Erbtheil hinterließ — das einzige, was der Räuber ihrer Unſchuld mir doch nicht aus dem Herzen reißen konnte. — (im Nachdenken vertieft.)

Vierte Szene.

Albert. Roſalie.

Roſalie. (in der Seitenthüre ſtehend, mit leiſer Stimme.) Albert!

Albert. (wie aus einem Traume erwachend) Roſalie?

Roſalie. (ihm freudig entgegen hüpfend.) Mein Vater ſchickt mich zu Dir.

Albert. Dein Vater —?

Roſalie. Er will, daß das unglückliche Geheimniß unſrer aufgenommenen Freundin ganz unter uns bleibe, daß kein Menſch im ganzen Hauſe, ſelbſt Herrmann nicht, etwas davon erfahre.

Albert. Iſt das ſein Befehl?

Roſalie. Dieß iſt ſein Wille — und er hat wichtige Urſachen.

Albert. O! der gute Mann. —

Roſalie. Sey auf Deiner Huth, Albert! — Nicht wahr, Du willſt vorſichtig ſeyn? — Dich faſſen? — Sieh! mein Vater war müde, von dem Vorfall dieſer Nacht erſchüttert — die überraſchende Entdeckung der Madam Wolf hatte ihn zu ſehr beſchäfftiget, ſein ganzes Weſen in Aufruhr gebracht, aber er iſt jetzt ruhiger und ein erquickender Schlaf hat ſich ſeiner bemächtiget. — Höre, Albert! wenn Du mich lieb haſt, nicht willſt, daß ich ſterben ſoll, ſo faſſe Dich, unterdrücke Deinen Schmerz und — hoffe!

Albert. Hoffe? — Was könnte mir zu hoffen übrig bleiben?

Roſalie. Viel — ſehr viel.

Albert. Roſalie! mit der Hoffnung iſts vorbei. — Nie wird der Baron Friedſtern ſeine Tochter einem —

Roſalie. (ihm die Hand auf den Mund legend.) Schweig! — Mein Vater iſt jetzt ruhiger, als vorhin und er ſcheint in der That etwas großes im Sinne zu haben. — Er iſt gut, ſehr gut! — Er liebt Dich — hat Dich von jeher geliebt, wie ſeinen Sohn, Dich mit väterlicher Sorgfalt erzogen, und — er ſollte Dich von ſeinem Herzen verbannen? — Dein Unglück wollen? — das meinige? — — Nein, Albert! er weiß es nur zu gut, daß er mich unglücklich machen würde, wenn er uns trennte. Ich würde ſterben — Albert! Du auch, nicht wahr?

Albert. Himmliſches Mädchen! wie fühl' ich die Macht Deiner Liebe — aber wie groß iſt auch der Kummer, den mir Deine Zärtlichkeit verurſacht. — Scheuſt Du Dich nicht, Deine Hand dem Sohne eines Verbrechers zu geben?

Roſalie. Eines Verbrechers? — Sprich: welchen Einfluß können die Handlungen Deines Vaters auf Dich haben? — Oder iſt das vielleicht Dein Verbrechen, daß Dein Vater ein Böſewicht iſt. —

Albert. (im Ausbruch des heftigſten Schmerzens.) Ach! — Roſalie —

Roſalie. (tröſtend.) Iſt es nicht das Werk einer höhern Fügung? — Stand es in meiner Gewalt, mir einen Vater zu wählen, wie der meinige iſt? —

Albert. (ihr mit Inbrunſt die Hand drückend) Ha! Dein Vater — er iſt gerade das Gegentheil von dem meinigen.

Roſalie. Das iſt er! — (ihm eine Thräne vom Auge wiſchend) Weg mit dieſer Thräne! — Dem unerſchrockenen Jünglinge, der ſich vor Legionen nicht fürchtet, ſteht dieſe Kleinmuth nicht an. — Auf! raffe all' Deine Standhaftigkeit zuſammen und verſuche es, dem Toben des Schickſals Trotz zu bieten. —

Albert. (fürchterlich.) Verdammt. —

Rosalie. Pfui! schäme Dich Albert! — Wie wolltest Du das Schicksal verdammen, das Dir diesen Streich spielte.

Albert. O! er ist hart — er ist grausam —

Rosalie. Vielleicht nur Prüfung (Albert kämpft mit sich selbst) Vermögen die Zusedungen eines Mädchens, das Dich liebt, nichts, gar nichts über dein Herz? — Sind meine Liebkosungen, meine Versicherungen, meine Schwüre nicht im Stande, Deinen Muth aufrecht zu halten?

Albert. (mit Gefühl und Entschlossenheit.) Rosalie! göttliches Mädchen! über jede Deines Geschlechts erhaben — Ja! um Deinet willen, um der Liebe willen zu mir, will ichs versuchen, den Kampf zu bestehen, den ein unerbittliches Schicksal mir auflegte.

Rosalie. So war es recht Albert! — Diese Seite Deines Herzens zu berühren, war meine Absicht und ich habe sie erreicht. O! möchte es Dir ewig und immer

mer genug seyn, zu wissen und zu fühlen, wie zärtlich Dich Rosalie liebt. — Wie sehr die Tochter des Barons von Friedstern die erhabenen Eigenschaften eines großen Geistes und einer tugendhaften Seele in Dir zu schätzen weiß. —

Albert. (zwischen Schmerz und Zufriedenheit) Möchte Dein Vater auch so denken. —

Rosalie. Das wird er, das muß er!

Albert. Weißt Du das gewiß?

Rosalie. (ihn feurig küssend) Sagt es nicht dieser Kuß, daß ich es weiß? — O Albert! mein Vater ist gut — und ich weiß was er mir gesagt hat.

Albert. (schnell einfallend) Was hat er Dir gesagt?

Rosalie. Davon zu einer andern Zeit. Jetzt muß ich eilen, den Befehl meines Vaters zu vollenden, und Madam Wolf zu einer Unterredung mit ihm einzuladen. — Adieu Albert! — Vergiß

nicht, was ich Dir wegen des Geheimniſſes geſagt habe, hörſt Du? — (ihm einen Kuß zuwerfend) Adieu! ich werde gleich wieder da ſeyn. (durch die Hinterthüre ab.)

Fünfte Szene.

Albert. bald nachher Baron von Friedſtern.

Albert. (Roſalien nachſehend.) Welch ein Meiſterſtück der Natur! — Welch eine Zierde ihres Geſchlechts! — Mein Vater hat etwas groſſes im Sinne — faſſe dich und — hoffe! — Waren das nicht die Worte, die aus dem Munde dieſes Engels floſſen? — Ja! ich will ihren Verſicherungen trauen, ihren Bitten Gehör geben und — hoffen, ſo lange noch ein Strahl der Hoffnung mir blinkt! — Doch ſtill! ich höre den Baron — (tritt auf die Seite und macht gegen den Baron, der aus dem

Seitencabinet kömmt, eine ehrerbietige Verbeugung.)

Baron. Ich habe Madam Renard zu mir beſcheidrn laſſen, uns wegen Deiner Geburt Aufſchluß zu geben; ſie wird gleich hier ſeyn. Indes bitte ich Dich, ruhig zu ſeyn und mir, als Deinem Freunde, dein Zutrauen zu ſchenken.

Albert. O! was wär' ich ohne Sie, wenn Sie mir Ihre Zärtlichkeit entziehen wollten!

Baron. (ſeine Hand faſſend.) Albert! noch kannſt Du glücklich ſeyn, noch kannſt Du hoffen, die Hand meiner Tochter zu erlangen, wenn das Projekt, das ich im Sinne habe, ausgeführt wird, und ich mich in meiner Hoffnung nicht betrogen finde. (Madam Renard und Roſalie, treten durch die Hinterthüre ein.) Sieh! da kömmt ſie — Näher Madam!

Sechste Szene.

Vorige, Mad. Renard, Rosalie.

Mad. Renard. (mit anständiger Verbeugung.) Sie haben mich rufen lassen, Herr Baron!

Baron. Ja, Madam! — Setzen Sie sich! — (nachdem sie sich gesetzt haben.) Ich kann nicht leugnen, daß das schreckliche Geheimniß, dessen einzige Vertraute bisher Sie waren, uns alle in Staunen und Unruhe versetzt hat. Haben Sie die Güte, liebe Freundin! uns weitern Aufschluß über der Geburt dieses unglücklichen Jünglings zu geben.

Mad. Renard. Ich fühle mich zur näheren Aufklärung dessen, was mir nun kein Geheimniß mehr ist, verbunden und ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, daß ich bis jetzt bloß unter einem untergeschobenen Namen vor Ihnen auftrat, mein eigentlicher Name ist: Renard (sich an Albert

wendend.) Wiſſe! edler Jüngling! würdig der Sohn einer Heiligen zu ſeyn. — Wiſſe! daß ich diejenige bin, die in jener fürchterlichen Nacht Dich den Händen deines Wohlthäters übergab —

Baron. Sie Madam? — (alles ſtaunt.)

Mad. Renard. Ja, Herr Baron! aus meinen Händen empfingen Sie Ihren Zögling und ich weiß, daß ſeine Aufnahme Sie nie gereuet hat.

Baron. Nie — nie! Weiter Madam!

Mad. Renard. Adeline — ſo hieß deine Mutter — war ein Kind der Liebe und lernte nach funfzehn Jahren erſt ihren Vater kennen. Julius von Roſange, aus einer der erſten Familien Frankreichs, vom König ſchon in der Wiege zu einer unglücklichen Heirath beſtimmt, lernte auf ſeinen Reiſen von Kalais nach Paris eine junge Wittwe kennen, deren Schönheit ihn feſſelte und in ein geheimes Liebesverſtändniß verwickelte, das er, ſo lange ſeine erſte Gemahlin lebte, verborgen zu

halten wußte. Nach dem Tode derselben aber, welche kurz vor ihrem Ende diese Liebschaft entdeckt und verfolgt hatte, verband er sich mit Adelinens Mutter und gewährte ihr alle Rechte einer Gattin. Aber nur wenig Wochen genoß sie dieses Glück, sie starb und Adeline blieb meiner Aufsicht überlassen.

Baron. Also waren Sie ihre Hofmeisterin?

Mad. Renard. Das Zutrauen des Marquis von Rosange hatte mich ihr zur Führerin bestimmt.

Baron. Nun weiter!

Mad. Renard. Mit allen Reitzen und Vollkommenheiten der Seele und des Körpers ausgerüstet, erschien nunmehro Adeline, als die Tochter des Marquis von Rosange und wurde allenthalben vorgezogen und angebetet. Ganz das Ebenbild Ihrer Mutter, die sie aber an Schönheit und Grazie, wie an Talenten des Geistes noch weit übertraf, besaß sie einen stillen ernsthaften Karakter, war aber nie

traurig, nie furchtsam. Sie kannte ihre Vorzüge und nie verrieth sie in Anwendung derselben Eitelkeit, oder irgend eine Schwäche, um sich über ihre Zeitgenossinnen zu erheben; rein und für jedes Gefühl der Tugend empfänglich war ihr Herz, aber allzugroße Freimüthigkeit und Zutrauen waren ihre Fehler, und diese machten mich für sie zittern.

Baron. (mit einem frohen Blick auf Albert.) Ha! das sind Züge, die nur in dem Karakter eines Albers fortgepflanzet werden konnten — Nun, Madam?

Mad. Renard. Die häuslichen Einrichtungen des Marquis von Rosange nöthigten uns, noch einige Monate in Dreux zu verweilen. Hier lernten wir auf einem einsamen Spaziergange einen Mann kennen, der unsere Bekanntschaft suchte, durch mancherley bestandene abentheuerliche Schicksale um unsere Aufmerksamkeit warb und Adelinen bald die schwache Seite ihres Herzens abzugewinnen wußte. Er wagte es ihr Liebe zu gestehen; und sie gab ihm um so mehr Gehör, da seine äußer

re Bildung bereits ihr Auge geblendet hatte, und sein angenehmer Umgang sie glauben machte, in ihm einen Mann zu finden, dessen Herz der Tugend gewidmet und ganz zur Liebe geschaffen sey.

Albert. (hastig einfallend.) Aber sie fand sich betrogen, nicht wahr?

Mad. Renard. Leider! — Roger, Baron von Wallstein, wie er sich nannte, war keineswegs gesonnen, sie zu ehelichen, sondern zu verführen.

Albert. Der Verwegene!

Mad. Renard. Täglich erwartete ich die Ankunft des Marquis ihres Vaters; denn der Umgang mit Rogern mißfiel mir, und hätte fast Adelinen zu Kälte und Zurückhaltung gegen mich veranlaßt. Ich wünschte die Bekanntschaft abzubrechen und Adelinen in die Arme ihres Vaters zu führen, wozu mir eine von ihr selbst auf den kommenden Morgen veranstaltete Spazierfahrt in die Waldungen von Anet Gelegenheit gewährte. Aber ach! wir hatten kaum eine Meile zurückgelegt, so wurden

wir mitten im Walde von einem Haufen Räuber überfallen, aus dem Wagen gezogen und fort geschleppt. Zum Schein kam der Betrüger selbst herbei gesprengt, als wollte er uns den Händen der Räuber entreißen, bemächtigte sich Adelinens, mich aber überließ er meinen Henkern.

Baron. Das ist abscheulich!

Mad. Renard. Nach dreien Tagen erst, die ich in einem unterirdischen Gefängnisse zugebracht hatte, sah ich Adelinen wieder und erfuhr — o Gott! zu meiner größten Betrübniß — daß sie Rogers Gemahlin sey —

Rosalie. Rogers Gemahlin?

Mad. Renard. In einer Dorfschenke hatte der Gottlose sich erfrecht, die priesterliche Einsegnung durch einen seiner Kammeraden verrichten zu lassen und Adelinen gedroht, sich selbst zu morden, oder ihm ihre Hand zu geben. Umsonst waren auch hier meine Bemühungen, Adelinen aus diesem Aufenthalte des Schreckens und der Verführung zu retten; und mit ein-

mahl mußten wir zur Nachtzeit aufbrechen, unſern Tyrann nach Teutſchland zu begleiten. In Wien, wo wir uns einige Zeit aufhielten, erweckte Rogers Betragen, und ſeine Geſellſchaften auch bei Adelinen Verdacht und erſt dann, als wir acht Tage in Prag verweilt hatten, kündigte er uns mitten in der Nacht eine neue Lebensart an. Wir mußten uns ankleiden, in einen Wagen ſteigen und von einem Haufen bewaffneter Menſchen, an deren Spitze er ſich ſtellte, begleitet, ihm in die Wälder von Kingratz folgen und in unterirdiſchen Gewölben unſere Wohnung aufſchlagen, wo es unmöglich war, daraus zu entkommen, weil der Ausgang derſelben mit Wachen beſetzt war. Hier erklärte Roger der betrogenen Gattin, daß er zum Oberhaupt der Unabhängigen erwählt worden, und Adeline beſaß Kühnheit genug, ihn mit zitternder Stimme, um die Auslegung dieſes Worts zu fragen. Lachend befriedigte er ihre Wißbegierde und mit einmahl fiel der Vorhang, der ſeine Verbrechen deckte, vor Adelinens Augen herab.

Albert. Das iſt ſchrecklich!

Mad. Renard. Wir ſahen uns in einen Abgrund geſtürzt, aus dem uns ſelbſt das Anſehen des Marquis von Roſange, wenn er gegenwärtig geweſen wäre, nicht retten konnte. Wir mußten zur Geduld unſere Zuflucht nehmen und einen günſtigen Augenblick erwarten, der uns vielleicht unſerm Elend entreißen konnte.

Baron. Aber er trat nicht ein, dieſer Augenblick?

Mad. Renard. Leider! harrten wir umſonſt. Seit funfzehn Monaten war Adeline Mutter, und ihr Kind das einzige, was ihr dieſe Gefangenſchaft erleichterte. (Roſalie weint und Albert wiſcht ſich ſeine Thräne vom Auge.) Wahr iſt es, Roger betete Adelinen an, und liebte ſeinen Sohn, aber bloß in der Abſicht ihn zum Nachfolger des ehrloſen Poſten zu erziehen, den er behauptete.

Albert. (Des Barons Hand faſſend) Das war eine ſchändliche Vaterliebe. —

Baron. (mit Gefühl.) Ruhig, mein Sohn.

Mad. Renard. Faſſe Dich edler Jüngling! und höre das Ende dieſer Geſchichte. — Von Rogers fürchterlichen Plänen unterrichtet, gerieth die leidende Dulderin oft in Verzweiflung, und eben ſo oft ſtand ſie auf dem Punkte, dem unſchuldigen Säugling das Leben zu nehmen, um ihn ſeinem grauſenden Schickſale zu entreißen. Von dieſer Zeit an litt ihre Geſundheit täglich mehr und mit jedem Augenblick befürchtete ich ihren Tod — deshalb beſchleunigte ich meinen Plan, das Kind dem erſten beſten Wanderer zu übergeben. Adelinen ſelbſt war die Ausführung unmöglich. Roger bewachte ſie aufs ſtrenaſte, jeder Räuber kannte ſie, und überdieß hatte ſie kaum noch Kräfte genug ſich auf einem Stuhle zu halten. Endlich trat der Augenblick ein, der mein Vorhaben begünſtigte. In jener ſchrecklichen Nacht traf ich in einer der finſterſten Höhlen, welche mit unſerer Wohnung in Verbindung ſtanden, einen Mann, deſſen Ge-

sichtszüge Großmuth und Rechtschaffenheit waren, schlafend und mit sich selbst sprechend. Seine Leiden fühlend, sprach er vom Verlust einer Gattin, eines Kindes — und schwur ohne Zeugen, dem ersten Kinde, das er finden würde, Vater zu seyn. —

Baron. (hastig.) Ja! das schwur er. —

Mad. Renard. (mit Nachdruck.) Ja! das schwur er — (allgemeine Stille.) Und dieser edle großmüthige Mann waren — Sie!

Albert. (mit Ueberraschung dem Baron zu Füßen fallend.) Sie — ha! Sie waren dieser edle großmüthige Mann, der mich in der Wiege dem Verderben entriß — (ihm die Hand küssend.) O! mein Vater — mein Wohlthäter! — lassen Sie mich diese Knie umfassen — lassen Sie mich dankbar seyn.

Baron. Steh auf mein Sohn! und komm an mein Herz. (umarmt ihn.)

Albert. O mein Vater! (der Mad. Renard die Hand küssend.) Meine zweite Mutter.

Rosalie. (mit thränenden Auge.) Dank! Millionen Dank, edle Freundin! Für die Rettung meines Bräutigams (umarmt sie.)

Albert. (heischend.) Aber — wo ist meine Mutter? — Was ist aus ihr geworden? —

Mad. Renard. Eine Heilige — Sie vermocht' es nicht, die Trennung auszuhalten und sank durch Rogers Drohungen beschleunigt, dem Tode in die Arme.

Baron. (theilnehmend.) Wohl! sie hat überwunden.

Rosalie. Sieh! dort oben, unter den Engeln wohnt deine Mutter.

Albert. Rosalie! (sie sinken einander in die Arme.)

Baron. Ja! Albert! Dort wohnt die Verklärte und blickt mit Seraphs Lächeln auf Dich herab — Aber nun ist die Reihe

an mir. (Alberts Hand faſſend.) Sieh mich an, Albert! rede mit mir wie mit deinem Wohlthäter und fürchte nichts. — Du haſt Dein Unglück nicht verſchuldet und Deine Geburt kann Dir nicht zum Verbrechen angerechnet werden. Du biſt von edlem Herkommen — Die Familie derer von Roſange iſt mir bekannt — und Deine Tugend allein ſoll mir hinreichend ſeyn, Dich Sohn zu nennen; aber zuvor bedarfs noch einer Prüfung, ehe Du den Preis erhältſt, nach dem Du ringſt.

Albert. Von welcher Art ſie auch ſeyn mag, ich habe Muth, ſie auszuhalten.

Baron. Ich kenne deinen Muth, deine Entſchloſſenheit und deine Tugend; aber ich kenne auch den Karakter deines Vaters, ſeine Art zu denken. Seine männliche Standhaftigkeit deinem jugendlichen Feuer entgegen geſtellt, könnte bald meinen Plan zernichten.

Albert. Und wenn die Ausführung mit der äußerſten Gefahr meines Lebens verbunden wäre. —

Baron. Das ist sie. — Roger ist fest und unerschütterlich in seinen Grundsätzen; unternehmend thätig und sogar fähig zu guten Handlungen, wie zu bösen; wie — wenn er Dich nicht aus seinen Händen ließe?

Albert. Ha! wenn er das wagen könte — Albert hat siegen oder sterben gelernt.

Baron. Schweig! — Die Belehrung eines vom Wege der Tugend verirrten ist das Opfer, das ich von Dir fordere. Getrauſt Du Dich, Albert! es über Dich zu nehmen, einen Lasterhaften zu bessern, ihm den Weg zur Tugend zu zeigen und ihn würdig zu machen —

Albert. O! mein Herz sagt mir, daß noch nicht alles Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit in dem Herzen desjenigen erloschen ist, der mir mein Daseyn gab, das ich um der Tugend willen, die Sie mich lehrten, nicht verdamme.

Baron.

Baron. So eile — und beſchleunige Dein Glück. — Suche deinen Vater auf; gieb ihm ſeinen Sohn auf einen Augenblick, oder auf immer wieder — ſage ihm, daß Du Roſalien liebſt, aber ihre Hand nicht eher erhalten könnteſt, als bis er ſein ſchändliches Handwerk verlaſſen und ſich zu einer ſtillen ehrvollen Lebensart bequemen würde — Sag' ihm, daß ich auf dem Fall eines meiner Landgüther ihm einzuräumen gemeint ſey, wo er, ohne den mindeſten Verwürfen ausgeſetzt zu ſeyn, den Herbſt ſeines Lebens beſchließen könne. (aufmunternd) Eile, Albert! meinem Verlangen Gnüge zu leiſten, denn ich brenne für Begierde, Dich Eidam zu nennen. (umarmt ihn.)

Albert. O! was iſt gewiſſer, als mein Glück —

Roſalie. (ſchmeichelnd) Nicht wahr! Albert! wir werden glücklich ſeyn?

Albert. Ja, Roſalie! das werden wir — Ich werde ſein aufrühriſches Herz beſänftigen, er wird erröthen und mir folgen.

Baron. Wie aber, wenn deine Bemühungen fruchtlos wären? Wenn er Dich in ſeiner Gewalt behielte?

Albert. (ſeines Siegs gewiß Roſalien feurig umarmend) Roſalien oder den Tod, mein Vater! (ſie bleiben alle in ihrer Stellung, bis der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Erſte Szene.

(Wald, im Hintergrunde ein kleiner Hügel, auf welchem eine Eremitage befindlich.)

Albert, hernach ein **Eremit**, zuletzt einige **Räuber**.

Albert. Bin ich hier recht? — War es nicht hier, wo ich zum erſtenmahle auf die Vorpoſten der Räuber ſtieß? — Sollt' ich mich irren? — Oder ſollten vielleicht die Unglücklichen dieſen Ort verlaſſen und ſich in einer andern Gegend geſetzt haben? — Ihr Verluſt von voriger Nacht war nicht gering, und es iſt leicht möglich, daß ſie ſich zurück gezogen haben.

(ſetzt ſich unter einen Baum und der Eremit ſteigt mit einem irdenen Waſſerkruge in der Hand vom Hü-

gel herab.) Laß ſehen, ob vielleicht jemand hier vorbei kommen dürfte. (der Eremit bleibt im Hintergrunde ſtehen, und betrachtet ihn ernſthaft; Albert erblickt die Eremitage.) Ha! glücklicher Bewohner des friedlichen Hütt-leins, dort oben, wer Du auch ſeyn magſt — doch was ſeh' ich? — Dort ſteht er, der heilige Mann, der ſein Leben der Einſam-keit widmete, und ſchöpft aus der Quelle, die ſo lauter dahin fleußt — Er ſcheint mich zu bemerken — Ob ich es wohl wag-te, Kundſchaft von ihm zu nehmen? — Doch nein! ich könnte ihm verdächtig ſchei-nen — aber einen Trunk wird er mir nicht verſagen. — Heda, guter Freund! gieb mir doch einmahl zu trinken; es iſt ge-waltig heiß.

Eremit. (ſich ihm nähernd.) Von Her-zen gern! (reicht ihm den Krug.)

Albert. (nachdem er getrunken) Habt Dank Ehrwürdiger! der dort oben lohn' es euch hundertfältig.

Eremit. Amen! — (kleine Pauſe während derſelben beide unſchlüſſig ſcheinen zu ſpre-

chen.) Was bringt Euch wohl in diese Gegend? — Verzeiht meiner Neugier, edler Jüngling! — Ihr habt vielleicht schon einen weiten Weg gemacht? — Seyd müde? — Wollt ihr nicht ein wenig ausruhen? — (auf die Hütte zeigend.) Seht! dort ist meine Wohnung; freilich nicht prachtvoll und glänzend, wie die Palläste der Großen, aber Einfalt und Gastfreundschaft herrschen drinnen und ich hoffe, es soll Euch bei mir gefallen. —

Albert. (für sich.) Ob ich ihm wohl trauen darf? — Meint Ihr?

Eremit. Gewiß! — Gott! — (erschreckt und entfärbt sich.)

Albert. Himmel! was ist Euch?

Eremit. Ich bin verlohren — er hat uns gesehen —

Albert. Wer denn? — so sprecht doch! — Was ist euch denn?

Eremit. (sich fassend) Nichts mein Sohn! — Wollt ihr mich nicht begleiten? (Albert sieht

ihn hart an.) Ihr seyd mißtrauisch; aber — (furchtsam umherblickend) saht Ihr nicht den Reuter?

Albert. Was kümmert mich der?

Eremit. Es war ein Räuber. —

Albert. (hastig.) Ein Räuber —

Eremit. Wißt ihr nicht, daß sich eine Räuberbande in diesen Waldungen versteckt hält?

Albert. So sagt man —

Eremit. Und Ihr wollt reisen? —

Albert. Nun ja!

Eremit. Allein reisen? — Hm! wenn ich Euch rathen soll, so kehrt wieder um, denn Ihr seyd hier nicht sicher. Ich glaubte Anfangs, den Rest meines Lebens hier in diesem Winkel der Erde beschließen zu können; aber ein Fall, der sich vor einigen Tagen ereignete und mir viel Kummer verursachte, setzt auch mich den Verfolgungen der Gottlosen aus. Ich weiß nicht, ob

ſie mir nach dem Leben trachten, oder was ſie im Sinne haben; aber ſo viel weiß ich, daß ich hier nicht mehr ſicher bin — und auf meinen Knieen will ich den Himmel bitten, mir das traurige Gelübde zu erlaſſen, das ich ihm that. Allenthalben verfolgt mich ein unglückliches Schickſal, und ich vermag nicht länger, es zu tragen. Wer ihr auch ſeyn möget, junger Fremdling! ihr ſcheint mir von edlem Karakter zu ſeyn — ich bitte Euch: retter mich! — nehmt mich mit Euch! — Wo ihr hingeht, will ich Euch folgen Euch bedienen — Rettet mich aus den Klauen dieſer Ungeheuer! — Um Gotteswillen! — (die Maske abziehend.) Ich bin noch jung — aber ach! wie viel, wie mancherlei ſind meine Schickſale. —

Albert. (mit Verwunderung.) So jung? — das hätt' ich nicht vermuthet. (für ſich nachdenkend.) Was ſoll ich ihm ſagen? — Sagen, daß ich den ſuche, den er flieht? — Nein! das kann ich nicht — Oder wär' er vielleicht ſelbſt einer von den Verbündeten meines unnatürlichen Vaters? — Oder iſt er es nicht, könn-

te er nicht leicht ein Opfer ſeiner Grauſamkeit werden. — (mit Schmerz ſich wieder an ihn wendend.) Ich kann Dich nicht retten, Jüngling! ich bin ſelbſt unglücklich, mehr noch als Du. — ich muß allein ſeyn, mit meiner Schande und mit meiner Reue. — (ihn auf die Schulter klopfend.) Ja! Du haſt wohl recht, ich bin ein ehrlicher Mann, deiner Freundſchaft, deines Zutrauens würdig; aber das Schickſal, das mich verfolgt, kann ich nicht mit Dir theilen. — Suche Dir einen Glücklichern, als ich bin, der deine Wünſche befriedige. — Entlaß mich! — Verlange nicht mein Geheimniß zu wiſſen; ich entlockte Dir das deinige nicht — (der Eremit betrachtet ihn ſtaunend und wiſcht ſich die Augen.)

Räuber. (hinter der Szene.) Ergebt Euch! — oder Ihr ſeyd auf der Stelle kaput. (brechen hervor.)

Albert. (muthig vor ſie hintretend.) Wer ſeyd Ihr?

Räuber. Brüder des Bundes der Unabhängigen.

Albert. Die nemlichen, die ich ſuche.

Räuber. Du?

Albert. Führt mich zu Eurem Hauptmann!

Räuber. Was willſt Du bei ihm?

Albert. Das werdet Ihr Zeit genug erfahren. Jetzt begnüg' es Euch, zu wiſſen, daß er mein Freund iſt, und daß Ihr ihm einen groſſen Gefallen erzeugen werdet, mich zu ihm gebracht zu haben (bleibt ruhig und ſtandhaft. Die Räuber ſehen bald ſich untereinander, bald Alberten mit Verwunderung an, entwaffnen und umringen ihn.)

Eremit. (indem ihn die Räuber feſſeln.) Ein Freund von Roger? — Ha! haſt Du mich ſo hintergangen?

Albert. (indem ſie fortgeführt werden.) Fürchte nichts, Jüngling! Du ſollſt mich genauer kennen lernen.

Zweite Szene.

(Freier Platz, in dessen Hintergrunde der Eingang einer Höhle zu sehen ist.)

Albert von Räubern begleitet, von welchen einer in die Höhle geht. Eremit, Dragowitz.

Albert. (indem einige Räuber den Eremit hinweg führen.) O Ihr Unmenschen! warum reißt Ihr ihn von meiner Seite? — Er ist mein Freund! — laßt mir ihn! — Laßt mir ihn! —

Ein Räuber. Das geht nicht an, wir kennen ihn besser, als Du. Der Bube ist uns entlaufen, und es ist billig, daß er wieder zu seinem Handwerk zurücke kehrt.

Albert. (für sich, mit Unwillen und Verachtung) Schändliches Handwerk!

Dragowitz. (tritt mit rollenden Blicken aus der Höhle und erkennt Alberten.) Bist Du es

unbesonnener Jüngling; welch ein glücklich Ohngefähr hat Dich in unsere Hände gespielt? — Oder willst Du Dich selbst aufopfern und freiwillig für die unglücklichen Kameraden büßen, die Du in der Nacht mit Feuer und Schwerdt tödtetest? — Ich weiß nicht, was mich noch zurück hält — Dein stolzes Ansehen — ich sollte Dich den Augenlick — (dringt mit dem Säbel auf Alberten ein, wird aber von den Räubern zurückgehalten.)

Ein Räuber. Laßt das, Hauptmann! laßt das.

Albert. (mit Verachtung.) Es ist ganz Deinem Karakter angemessen, einen Unbewaffneten zu überfallen. Es bedarf nur ein Wort und Du sinkst in Staub — Roger selbst wird meine Rache auf sich nehmen. In meinen Augen bist Du viel zu gering, Dir die Ursache anzuvertrauen, die mich veranlaßt, Deinen Hauptmann aufzusuchen — (zu den Räubern.) Den Augenblick führt mich zu ihm. — (Auf Dragowitz deutend.) Erblassen soll der Bube, wenn er meinen Namen hören wird.

Dragowitz. (mit verbiſſener Wuth.) Führt ihn fort! der Hauptmann wartet ſein. (Albert geht, von den Räubern begleitet, in die Höhle, Dragowitz folgt ihnen.)

Dritte Szene.

(Wald, im Hintergrunde ein Felſ, unter demſelben der Eingang einer Höhle, an welchem zwei Mann Wache ſtehen; vor derſelben Kanonen.)

Roger raucht Toback und hat ſich nachläſſig an eine Kanone gelehnt, um ihn her Morneck, Alinditz, Parozzi, Mehrere Räuber gehen ab und zu, Albert von Räubern begleitet, Dragowitz.

Roger. Ein ſchöner Morgen Kammeraden! einladend zum Genuß der Freude und auffordernd zur Anbetung eines höhern Weſens.

Alinditz. Für uns aber ein Tag des Schmerzes.

Roger. Laßt's gut seyn Kammeraden. — Sormoneck hat vollendet, er starb auf dem Bette der Ehre als Held, und als Männer werden wir mit Rührung seiner Leiche folgen zur ewigen Ruhestätte. — (nachdenkend.) Ewig? Was meint Ihr Kammeraden? wird wohl unsere Ruhe ewig seyn? — Oder werden wir einst erwachen, in einer bessern Welt zu wandeln? — Erwachen, Rechenschaft zu geben, von dem, was wir hier thaten? — Ich weiß nicht, wie mir ist, meine Laune ist sonderbar. — Ich habe Ahndungen mir selbst unerklärbar — ich fühle mich heute zu geistigen Betrachtungen aufgelegt, fähig zu großen Thaten, es muß mir etwas besonderes vorstehen. —

Parozzi. So eben bringt man den jungen Fremdling, der mit Euch zu sprechen begehrte.

Roger. Nur näher! — (Albert wird vorgeführt. Roger erkennt ihn.) Was ist das? — Unglücklicher! was unterstehst Du Dich? — Sprecht Kammeraden! wie kam er in Eure Hände?

Ein Räuber. Wir fanden ihn und den kleinen Fritz auf dem Kreuzwege nach Kingratz.

Roger. Ha! Triumph — Triumph Kammeraden! wir haben den jungen Löwen, der unsere Brüder mordete., — Haltet ihn fest! bindet ihn! —

Albert. Zurück! —

Roger. Verwegener! wer bist Du? daß Du es wagst, Dich zu widersetzen?

Ein Räuber. Mit Gunst Herr Hauptmann! er sagte, Ihr wäret sein Freund, und darum schonten wir sein.

Roger. Sein Freund? Pah! wie kann ich das seyn? — Unbesonnener! meinst Du, das Andenken von der gestrigen Nacht sey meinem Gedächtnisse schon entwischt? — Warst Du es nicht, in dessen Händen ich das Schwerdt über meinem Haupte zucken sah? — Und ich sollte Dein Freund seyn? —

Dragowiſt. Was zauderſt Du noch Hauptmann! ihn zu nichten? — Er iſt Dein Feind. — unſer aller Feind!

Roger. Das iſt er! — und büßen ſoll er für ſeinen Frevel — Auf Kammeraden! bindet ihn und laßt ihn ſchmachten drei Tage im finſterſten Abgrunde der Erde.

Albert. (indem man ihn binden will.) Zurück! —Sieh, Ohnmächtiger! wie ſie da ſtehen Deine Helden, wie feige Memmen und keiner wagt es, Hand an mich zu legen.

Roger. Teufel und Hölle! — Biſt Du ein Zauberer? — oder ein Hexenmeiſter?

Albert. Keins von beiden.

Roger. Sprich! was iſt Dein Begehr?

Albert. Ich will mit Dir allein ſprechen.

Roger. Mit mir?

Albert. Mit Dir allein, ſag' ich.

Roger. Was haſt Du denn ſo nothwendig mit mir zu ſprechen?

Albert. Das ſollſt Du hören.

Roger. Ich habe vor meinen Freunden und Waffenbrüdern kein Geheimniß; ſprich frei oder ſchweige.

Albert. Weder das eine noch das andere. — (ihm das Bildniß ſeiner Mutter zeigend.) Kennſt Du dieß Portrait?

Roger. Gott! — (ſinkt den um ihn ſtehenden in den Arm.)

Dragowitz. Ums Himmelswillen! was fehlt Dir?

Morneck. Was iſt das?

Alinditz. Hauptmann!

Mehrere Räuber. Ach! unſer Hauptmann.

Parozzi. Wie iſt Euch Roger? Wirds nicht bald beſſer.

Roger. (ſich die Stirn wiſchend.) Es iſt vorbei

vorbei — eine kleine Anwandlung — Ich weiß nicht, Kammeraden. Welche Theilnahme dieser Jüngling mir einflößt. Laßt mich mit ihm alleine — (er geht mit Albert vorwärts und sämmtliche Anwesende verlieren sich in die Höhle.) Hier sind wir allein, niemand kann uns hören; sprich, was hast Du mir zu sagen? — Wer bist Du? — Wie kommt das Portrait in Deine Hände?

Albert. (ernsthaft.) Kennst Du mich Roger?

Roger. Ich kenne Dich, wie einen Feind, den man in der Schlacht kennen lernte.

Albert. Weißt Du nicht, wer ich bin?

Roger. Nein!

Albert. Nun! so wisse, daß ich Dein Sohn bin. —

Roger. Mein — mein Sohn?

Albert.. Dir hab ich mein unglückliches Daseyn zu verdanken, grausamer Mann! Du bist mein Vater. — Siehst

Du nicht die Schande, die meine Stirn überzieht, bei dem Namen e Vater?

Roger. Du wärst mein Sohn?

Albert. Adelinens Sohn! — Der Sohn eines tugendhaften Weibes, das Du verführteſt — Das Du entehrteſt und mordeteſt.

Roger. Adeline —!

Albert. Kennſt Du dieß Portrait, das einſt in meiner Wiege lag?

Roger. Himmel! ſie iſts — ſie iſts — Dieß iſt das Bild, das ſie mir einſt als Pfand ihres Zärtlichkeit ſchenkte.

Albert. Und wofür Du ſie auf eine ganz Dir eigene Art belohnteſt.

Roger. Knabe! ſchone - meiner — (unruhig.) Ha !ſo viel Schläge auf einmahl — (ſich faſſend.) Du ſprichſt mit mir in einem Tone —

Albert. Den Deine Schandthaten verdient haben.

Roger. Kann es der Sohn wagen, ſo mit ſeinem Vater zu ſprechen?

Albert. Deine Verbrechen haben die Bande der Natur getrennt und uns nichts gemein gelaſſen, als Schande und Verzweiflung.

Roger. Verwegener! vergißt Du, daß Du in meiner Gewalt biſt?

Albert. Ein Verbrechen mehr, oder weniger, was thut das? — Sie kommen ja alle auf eine Rechnung. — Nun! was zauderſt Du denn, Feigherziger? — Vollende Deine Drohung! — Morde mich auch; wie Du Adelinen mordeteſt — ſtoß zu! — (öffnet ihm die Bruſt.)

Roger. (mit Rührung.) Mein Sohn! — Mehr noch, als dieß — komm an mein väterliches Herz! (ihm um den Hals fallend.) Glaubſt Du wohl daß ich gegen die Stimme der Natur fühllos ſeyn könnte? —

Albert. Wie? — Sollte ein ſo laſtervolles Leben —

Roger. Noch kennst Du mich nicht Jüngling! und Du beurtheilst mich bloß nach dem Räsonnement einer lügenhaften Welt, die gewiß noch weit verderbter ist als diese Braven — (auf seine Leute deutend.)

Albert. Unbesonnener! was sagst Du?

Roger. Du sollst mich und Sie kennen lernen und erfahren, daß ich nicht zum Verbrecher gebohren war, und daß ich in jeder meiner Handlungen Muth und Seelengröße blicken ließ.

Albert. Wie? — sprächst Du im Ernst?

Roger. (mit Gefühl.) Albert! Sohn meiner Adeline — o! laß mich die Gefühle meines Herzens, auf Deinen Lippen aushauchen — komm in meine Arme! (umarmt ihn.) Als Knabe konnt' ich Dich meine Zärtlichkeit nicht fühlen lassen: denn es war mir nicht vergönnt, Dich groß werden zu sehen. — Aber sage mir, Albert! sage mir: Wer gab Dich mir wieder? — Wem hab' ich Deine Erhaltung, Deine Erziehung, deine Bildung zu danken?

Albert. Mad. Renard entriß mich der Gefahr, die meiner Wiege drohte, übergab mich dem Baron von Friedſtern, und er iſt der Einzige, dem ich alles zu danken habe.

Roger. Und ich wußte das nicht?

Albert. Wir wußten es ſelbſt nicht; aber in jenem fürchterlichen Augenblicke, als ich im Begriff ſtand, einen Vatermord zu begehen, zernichtete dieſe unbarmherzige Frau mit einem einzigen Worte mein ganzes Glück, die Ruhe meines Lebens und all' meine ſchönen Hoffnungen.

Roger. Ich verſtehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher.

Albert. Roger! wenn nicht Trug und Liſt in deiner Seele brüten, wenn ich Dir trauen darf, ſo wiſſe! daß kein Menſch außer Dir, das Glück mir wieder geben kann, das der fürchterliche Ausruf Deines Vaternamens mir raubte. — Daß es von Dir allein abhängt, mich bis zum höchſten Gipfel des Glücks zu erheben oder

in den unabsehbarsten Abgrund des Verderbens hinab zu schleudern.

Roger. Von mir? — O Sohn! wie könnt' ich das letztere wollen? — Nein, Albert! was es mich auch kosten mag, kein Opfer soll mir zu theuer seyn, selbst mein Leben nicht, wenn ich Dir dadurch das Unheil vergüten kann, das ich Dir zufügte.

Albert. War das auch aus dem Herzen gesprochen?

Roger. Albert!

Albert. Roger!

Roger. (ihn umarmend.) Mein Sohn!

Albert. Roger! gieb mir meinen Vater wieder — Sey Du mein Vater, wenn Du es seyn willst. — Ja! ich fühle es, tief im Innersten meines Herzens fühl' ich es, daß es mir ohnmöglich ist, die Stimme schweigen zu machen, die für Dich spricht.

Roger. (ihn fest an sich drückend) Geist meiner Adeline! blick herab von der Höhe, auf der Du wandelst und lächle mir Ver-

gebung. — O! wie ſüß, wie überſchwenglich ſüß ſind die Ergieſſungen menſchlichen Herzens (ſich losreißend im heftigſten Ausbruche des Gefühls.) Nein! Nein! der Mann iſt kein Ungeheuer, kein Böſewicht, der ſich ſolchen Empfindungen überlaſſen kann. — (ſanfter.) Welch ein ſeliger Augenblick! — Nur der Tugendhafte vermag es, ſeinen Werth zu fühlen. — Albert! Du ſtaunſt — O mein Sohn! möchte ich in deinen Augen ſcheinen, was ich bin und nicht ſeyn, was ich zu ſeyn ſcheine. — Doch! wir kennen uns nur kurze Zeit; aber einige Tage, die Du bei mir —

Albert. Mein Auftrag ſchrenkt ſich nur auf wenig Stunden ein.

Roger. Wie? — Du wollteſt mich ſchon wieder verlaſſen?

Albert. Ich muß —

Roger. Warum?

Albert. Die Luft, die man hier athmet, iſt vergiftend.

Roger. (zwischen den Zähnen.) Albert! — Willst Du nicht mit mir reden?

Albert. Was ich zu sagen habe, kann ich in diesem Augenblick mit Dir reden?

Roger. Grausamer — unerbittlicher Jüngling, so schnell willst Du die Wunde wieder aufreißen, die seit achtzehn Jahren unheilbar war und erst vor wenig Augenblicken verharschte? — Nicht diesem Auge vergönnen, sich an Deinem Anblick zu weiden? — Albert! Du schweigst?? — Schweigen ist auch Antwort — (schmerzlich.) Ha! ich fühl' es, Dein Blick ist Unwille, Verachtung. — Wohlan! vollende Deinen Auftrag und rede.

Albert. Laß sehen Roger! wie weit die Gewalt geht, die mir über Dein Herz gegeben ist.

Roger. Albert: mein Sohn — möchte Dein Herz weniger vom Vorurtheil eingenommen seyn, Du würdest nicht mit solcher Kälte vor Deinem Vater stehen; ihn nicht verdammen. —

Albert. Verdammen? — Sprich mein Urtheil! — Von ihm allein wird es abhängen, mein Daseyn zu verdammen, das Du mir gabst, oder mich auszusöhnen mit dem Schicksal, das seit deiner Erscheinung in jener fürchterlichen Nacht seinen ganzen Zorn über mich ausschüttete.

Roger. Spanne meine Neugier nicht aufs höchste. — sprich: was verlangst Du?

Albert. Freiheit für einen unschuldig in Ketten schmachtenden und Ersatz des Glücks, das Du mir raubtest.

Roger. Das ich Dir raubte? sieh mir ins Auge, Jüngling! und Du siehst mir ins Herz. — Ohne zu untersuchen, ob Deine Forderung gerecht ist oder nicht, verspreche ich Dir beides, wenn es in meiner Gewalt steht.

Albert. So ertheile den Augenblick Befehl den jungen Einsiedler, der bei meiner Ankunft im Walde von Deinen Leuten gefesselt wurde, los und ledig zu lassen.

Roger. Morgan!

Morgan. (aus der Höhle heraustretend) Hauptmann!

Roger. Fricksy soll frei seyn.

Albert. (mit Verwunderung.) Fricksy? — Fricksy ist sein Name? — (für sich.) Himmel! er ist es, den ich suche. — (zu Rogern.) Wird der zweite Punkt meiner Forderung zu erfüllen, Dir so leicht werden, wie der erste, so hab' ich gesiegt. — Roger! Du gabst mir das Leben und bestimmtest mich in der Wiege schon zu Deinem Nachfolger aber eine höhere Fügung vereitelte diese Absicht. Auferzogen und gebildet von einem der Edelsten und Vornehmsten des Landes, wandelte ich unter dem Namen seines Sohnes auf dem Wege der Tugend und geleitet an der Hand der Liebe meinem Glück entgegen. Rosalie, die Tochter des Barons von Friedstern, war das Ziel meiner Wünsche und von ihm heimlich mir zur Gemahlin bestimmt, aber Deine Erscheinung nichtete mit einmahl alle meine Aussichten —

Roger. Und wie?

Albert. Was kümmert mich das Geheimniß Deiner Geburt, ſagte der Baron — Dein Vater ſey, wer er wolle, Fürſt oder Sklav, ſitze am Ruder des Staats, oder nähre ſich von der Arbeit ſeiner Hände, wenn er nur ein ehrlicher Mann iſt. —

Roger. (beleidigt) Ein ehrlicher Mann? — Wer ſagte denn dem alten Strudeler, daß Roger kein ehrlicher Mann ſey?

Albert. Deine Lebensart — Das Handwerk, dem Du oblagſt —

Roger. Unbeſonnener, unerfahrner Jüngling! ganz das Echo eines alten von Vorurtheilen geblendeten Mannes — wer hat ihm geſagt, daß mein Stand und meine Handthierung niedriger und entehrender ſey, als die Seinige, da er noch General war?

Albert. Roger! wenn es Dir ein Ernſt iſt, um das Glück Deines Sohnes, ſo höre den Antrag des Barons — folge der Stimme der Natur, und kehre zurück auf die Bahn

der Tugend — verlaß das Handwerk, zu dem Du Dich bekennſt, wirf Dich in die Arme der Freundſchaft und — (dringend.) gieb mir meinen Vater wieder — (Roger ſieht ihn hart an.) Der Baron iſt reich; freiwillig wird er Dir eines ſeiner Landgüter abtreten, wenn Du Dich in ſeine Wünſche fügeſt — (bittend) Röger! reiße Dich los von der Bande, an deren Spitze Du ſteheſt — vertauſche den Namen, vor dem die Welt zittert, gegen einen andern, der ihren Ohren unbekannt iſt — bereue die Ungerechtigkeiten, die Du übteſt, beſchließe Dein Leben in Ruhe und befeſtige das Glück zweier Liebenden, die ohne einander nicht leben können.

Roger. Tollkühner, vermeſſener Jüngling! wüßte ich nicht, daß Du mein Sohn wäreſt, ich könnte Dichs fühlen laſſen, mich beleidigt zu haben. — Wer hat Dir geſagt, daß mein Name Dich entehrt? — Wer hat Dir das Recht gegeben, den Orden, der mich zum Oberhaupt erwählte, eine Bande und meine Handlungen Ungerechtigkeiten zu nen-

nen? — Stehe ab von deiner Forderung, ich kann ſie nicht erfüllen. —

Albert. Auch dann nicht, wenn Du Gefahr liefeſt, der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen?

Roger. Welch ein kindiſcher Einfall! — Deine Unerfahrenheit und weichliche Erziehung entſchuldigen Dich.

Albert. Harter, unbiegſamer Mann. —

Roger. Der Vorwurf iſt ſo ungerecht, als unüberlegt. — Ich glaubte in Dir einen Sohn gefunden zu haben, der ſich glücklich ſchätzen würde, mir anzugehören. —

Albert. (verächtlich.) Dir?

Roger. (verbeiſſend.) Aber ich habe mich geirrt — Meine Verbindung mit dem Orden, deſſen Grundſätze und Tagesordnungen für Deinen unerfahrnen Geiſt zu hoch ſind, machen mirs unmöglich, Deiner Forderung zu willfahren. — (ſeine Hand faſſend.) Albert ich möchte Dich gern glücklich ſehen. — verſuche, ob Du es nicht

auch in den Armen Deines Vaters ſeyn kannſt. —

Albert. Ich kenne dieſen Vater nicht, der mich auf eine ſo überliſtende Weiſe von ſeinem Buſen ſtößt. — Gieb mir meinen Abſchied.

Roger. (zornig.) Nun ſo geh; Undankbarer! wandle hin, in Deiner Blindheit und fliehe einen Ort, wo man nach Grundſätzen, nicht aber nach Vorurtheilen handelt — einen Ort wo Du Nahrung für Deinen Geiſt gefunden und gelernt haben würdeſt, groß und erhaben zu denken und zu handeln, Deinen Muth, und Deiner Tapferkeit Opfer zu bringen, Dich Deinen Feinden furchtbar zu machen und würdig Kronen zu tragen im Umgange edler Männer, Dich zum höchſten Gipfel Deines Glücks empor zu ſchwingen.

Albert. Roger! —

Roger. Du biſt frei und kannſt vor jedem Unfall ſicher Deinen Rückweg antreten — Leb' wohl! — (zieht ſich langſam zurük)

Albert. Roger! —

Roger. (bleibt ſtehen.) Albert — leb' wohl! — (beide gehen unwillkührlich auf einander zu und umarmen ſich.) Leb' wohl! — (ab)

Albert. Leb' wohl! (bleibt nachdenkend.)

Vierte Szene.

Albert. Fricſy.

Fricſy. (bleibt im Hintergrunde ſtehen) Iſt er mein Wohlthäter? — Oder wem hab' ich ſonſt meine Freiheit zu danken? — Freiheit? — Wie? wenn es ein bloßer Betrug wäre? — Noch bin ich in der Gewalt dieſer Unmenſchen — noch bin ich dieſem Aufenthalte des Schreckens nicht entronnen, und träume ſchon Freiheit?

Albert. (ihn bemerkend.) Sey mir willkommen glücklicher Jüngling!

Fricſy. Glücklich?

Albert. Ja, Fricksy! das bist Du.

Fricksy. Wer hat Euch meinen Namen gesagt?

Albert. Roger.

Fricksy. Ihm hab' ich also meine Freiheit zu danken?

Albert. Es galt mir ein Wort und er gehorchte.

Fricksy. Er gehorchte?, — Roger gehorchte?

Albert. Quäle Dich nicht mit der Lösung dieses Räthsels, das Dir die Zukunft Zeit genug enthüllen wird. Jetzt vertraue Dich mir, sey aufrichtig und rede: Wer war Dein Vater? — Wie hieß Deine Mutter? — Und wie kamst Du in die Gewalt dieser Furchtbaren? —

Fricksy. Die Geschichte meines Lebens ist kurz: Mein Vater hieß Fricksy und war Sekretair eines böhmischen Grafen, meine Mutter hieß Cäcilie. Bis in mein fünf-

tes Jahr ſah ich meine Eltern täglich nur einmahl, eine Pächterinn, die mich bis dahin erzogen hatte, ſoll wegen eines traurigen Ereigniſſes ihre Heimath verlaſſen und mich an dieſelbe Ungeheuer verkauft haben.

Albert. (freudig.) Du biſt es, den ich ſuche, ja Fricksy! Du biſt es — Folge mir! — Meine Wohnung iſt nicht weit und der Mann, dem Du angehörſt, mein Wohlthäter. Ihm bin ich Dank ſchuldig — und ich allein kann Dir wiedergeben, was Du bis jetzt entbehren mußteſt. Komm! — (nimmt ihn bei der Hand und reißt ihn mit ſich fort.)

Fricksy. Wohin?

Albert. Zu Deinem Vater. (beide ab)

Fünfte Szene.

Roger. Mancko.

Roger. (kömmt aus der Höhle, bleibt im Mittelpunkte ſtehen und ſieht den abgehenden Jünglingen nach.) Dort geht er hin — Würdigt

dieſe ſchöne Gegend nicht eines einzigen Rückblicks, — mag die Stimme der Natur nicht hören und — flieht. — Undankbarer, grauſamer Jüngling! warum machteſt Du durch Deine Gegenwart Gefühle in mir rege, die Du nicht befriedigen konnteſt? Sind es nicht die heiligen Gefühle, die mich ſo unwiderſtehlich an Dich zogen, mich bei Deinem Anblick zum Weibe machten und Deiner Halsſtarrigkeit ohngeachtet meinen Arm zurückhielten, Dich zu ſtrafen? — Vermeſſener Knabe! wie konnteſt Du es wagen, von einem Mächtigern zu verlangen, daß er Deinem Rufe folgen ſollte, dem thörichten Rufe unerfahrner Jugend? — (nachdenkend.) Doch war es nicht auch Stimme der Natur? — Bin ich nicht in ſeinen Augen, wie in den Augen des ganzen Menſchengeſchlechts ein monſtröſer Auswuchs der Natur! — War ſeine Abſicht nicht edel? — Was konnte er dafür, daß Unerfahrenheit und Nichtkenntniß des Ordens, den ich bekenne, die Quellen ſeiner Forderung waren? — Doch warum quäle ich mich ſelbſt? — Iſt mein Gewiſſen nicht rein? — Darf ich mir nur

einen Vorwurf machen, je ungerecht gehandelt zu haben? — (bleibt im Nachdenken.) He! Mancko!

Mancko. Hauptmann! was wollt Ihr?

Roger. Wein! (Mancko ab.) Der Wein iſt das edelſte Getränk, das die wohlthätige Natur uns giebt. — Wein erheitert die Sinnen und erfreut das Herz. — Laß ſehen, ob er auch dießmahl ſeine Wirkung thun wird. (Mancko bringt einen Römer Wein.) Gieb her! (den Becher an die Naſe haltend.) Vom beſten?

Mancko. Vom beſten, Hauptmann!

Roger. Wohlan! (ſetzt den Becher an den Mund ohne zu trinken.)

Mancko. Halt!

Roger. Was willſt Du?

Mancko. Iſt Euch Euer Leben lieb?

Roger. Warum?

Mancko. Einen Augenblick ſpäter hättet Ihr mir dieſe Frage nicht beantworten können.

Roger. Unglücklicher! was ſagſt Du?

Mancko. In dem Becher iſt Gift. —

Roger Gift? — Wer that es drein?

Mancko. (kniend.) Verzeiht Hauptmann, ich war nur die Katze.

Roger. (wirft den Becher weg.) Nichtswürdiger! (greift nach dem Säbel.) Nein! ich will Dich nicht verdammen; die Brüder des Bundes ſollen Dich richten.

Mancko. Nicht über mich allein.

Roger. Sprich! wer war der Niederträchtige, der Dich zum Werkzeuge brauchte?

Mancko. Morneck?

Roger. Morneck!

Mancko. Er ſelbſt.

Roger. Steh auf! — In welcher Abſicht that es der Schändliche?

Mancko. Zu werden, was Ihr ſeyd.

Roger. Der Bube! — War er der Ausführung ſo gewiß!

Mancko. Er glaubt es, und hat schon mehrere auf seine Seite gebracht.

Roger. Mehrere? (mit Entschlossenheit.) Befiehl dem Herold augenblicklich, sein Amt zu verrichten. (Mancko ab.) Morneck! Du, ein Abtrünniger? — Und mehrere mit Dir? — Was hab ich Euch gethan? (Herold trompetet hinter der Szene.) Auf! die Ihr noch treu seyd, dem Oberhaupte Eures Bundes, richtet den Gottlosen, er hat den Tod verdient! (Trompete.) Ist dieß nicht auch Stimme der Natur? — Ist dieser zertrümmerte Becher nicht eine Warnung für den sicher sich glaubenden? — Roger! sey standhaft — zeige Dich als Mensch — handle als Vater. (Herold trompetet zum drittenmahle.)

Sechste Szene.

(Die Räuber versammlen sich, sammt ihren Anführern von beiden Seiten.)

Dragowitz, Morneck, Alinditz, Parozzi, vorne an Roger, Mancko seithalben.

Roger. Tretet näher! — (Die Räuber kommen in zwei Gliedern vorwärts, und schließen

einen halben Zirkel über den ganzen Platz.) Seyd ihr alle da.

Mehrere Stimmen. Alle!

Roger. So höret, Freunde und Waffenbrüder! es ist das letztemahl, daß ich als Hauptmann des Bundes zu Euch rede, (Gemurmel unter den Räubern.) Zwanzig Jahr her sind es, als Ihr mir den Posten übertrugt, auf dem ich stehe und den ich mit Ehren verwaltet zu haben glaube. Ich berufe mich auf die allgemeine Zufriedenheit des Ordens. Allein mehrere Verhältnisse nöthigen mich zu quittiren, und Euch hiermit für Eure Freundschaft, Liebe und Zutrauen zu danken. —

Morneck. Du kannst nicht quittiren, Hauptmann!

Roger. Schweig! daß nicht am letzten Tage meines Amts, Dich dieser Arm zerschmettere.

Parozzi. Aber seht nur Hauptmann! Welche Unzufriedenheit unter den Brüdern des Bundes herrscht.

Roger. Gemach, Kammeraden! hört meine Gründe und dann urtheilt. — Ich trenne mich ungern von Euch, die Ihr mit einstimmiger Anhänglichkeit mir zugethan seyd, aber die heiligen Bande der Natur heischen eine gänzliche Trennung zwischen mir und Euch. (Gemurmel.) Saht ihr nicht vor wenig Augenblicken einen Jüngling daher kommen, wie einem Gott, bewaffnet mit herkulischer Stärke ohne Schwerdt und Schild — und wieder rückwärts, unangetastet vom Furcht erweckenden Arm der Independenz durch die Gebirge dahin wandeln?

Alinditz. Wir sahen ihn.

Roger. Ihr saht ihn —! (faßt unwillkührlich die Hand des ihm zunächst stehenden Dragowitz.) Ha! dieser Jüngling — Dragowitz! Morneck! Alinditz! Berezzi! Freunde und Brüder! — dieser Jüngling ist mein Sohn?

Mehrere Stimmen. Dein Sohn? Euer Sohn!

Roger. Albert, der Sohn meiner Adeline (allgemeines Staunen.) In ihm hab ich

gefunden, was ich mit dem Dahinſcheiden meiner verewigten Adeline verlohren zu haben glaubte. —

Mehrere Stimmen. Heil! dem braven Sohne unſers guten Hauptmanns.

Roger. Dank! Herzlichen Dank für Eure Freude, für Eure Theilnahme. — Aber nun urtheilt ſelbſt Kammeraden! ſoll mein Herz ſich nicht nach Ruhe ſehnen, nachdem es gefunden, was es ſo lang' entbehren mußte? — Und kann ich wohl dieſe Ruhe beſſer und vollkommener genießen, als in den Umarmungen ſtiller Freundſchaft, durch die heiligen Bande der Natur erzeugt.

Dragowitz. Das kannſt Du hier auch. —

Parozzi. Wer wehrt es Euch, dieſe Ruhe im Zirkel derer zu genießen, die ihr Leben für Euch zu laſſen bereit ſind?

Roger. Ich für mein Theil, würde es können, nicht aber mein Sohn.

Alindis. So iſt er nur Dir ähnlich, nicht aber Dir gleich.

Roger. (enthuſiaſtiſch.) Bei Gott! er iſt mir gleich — er iſt mehr — er iſt noch beſſer als ich.

Dragowitz. Wohlan! wenn er das iſt, ſo führe ihn in unſern Kreis, wir wollen ihn weihen zum Bruder des Bundes, wollen ihn ehren wie Dich und wenn Du einſt nicht mehr biſt, ſoll er unſer Hauptmann ſeyn! (allgemeiner Beifall.)

Roger. Das wird, das kann er nie werden.

Dragowitz. Warum nicht?

Roger. Das Glück ſeines ganzen Lebens verbietet ſeine Verbindung mit dieſem Orden und heiſcht meine Losreißung von Euch.

Mehrere Stimmen. Nun und nimmermehr!

Roger. Kammeraden! zum letztenmale: Entlaßt mich! — (tiefes Schweigen.) Steht ab von Eurer Forderung, ich kann ſie nicht erfüllen. — Gebt mir meinen Abſchied! — Wo nicht, ſo ſchwöre ich bei dem, der über uns waltet, daß mit meinem Tode

der Bund, zu dem Ihr Euch bekennt, mit einmahl aufhören und vernichtet seyn soll.

Mehrere. Hauptmann! —

Alindiß. Was soll aus uns werden, wenn dann Du uns verlassen willst? — Steht Vernichtung unserm Orden nicht um viele Jahre früher bevor?

Roger. O! daß er heute seine Endschaft erreichen möchte. — Kammeraden! fordert keine Unmöglichkeit — Folgt meinem Beispiel! — Reißt Euch los von dem Gewerbe, das Ihr bis jetzt betrieben habt, theilt den Gewinnst, Eurer Siege, nehmt eine andere Gestalt an und — fliehet!

Alindiß. Wo sollen wir hin? — Was sollen wir anfangen?

Roger. Die Welt ist groß, und des Thuns und Lassens drinnen mancherlei. Werdet Menschen! — Sucht Euer Unterkommen durch Arbeit Eurer Hände oder im Dienst des Vaterland's, immer einerlei, wenn Ihrs nur redlich habt. — Feiert heute, jetzt in diesem Augenblicke, die letzte

Zuſammenkunft des Bundes und urtheilt zum letztenmahle über einen Sünder, der in Eurer Mitte ſteht und es wagte, Gift in den Becher zu miſchen, den Ihr zertrümmert vor Euch liegen ſeht. —

Dragowitz. }
Alindiz. } (zugleich.) Wer that das?
Parozzi. }

Roger. Tritt vor, Mancko! und nenne den Frevler, Der Dich zum Werkzeug ſeiner Bosheit brauchte und ſeinem Hauptmann nach dem Leben ſtand — nenne ihn! — Nie ſoll ſein Name wieder über meine Zunge ſchlüpfen.

Mancko. Morneck gab mir das Gift.

Mehrere. Morneck?

Morneck. (auf Mancko eindringend) Verwegener —

Dragowitz. }
Alindiz. } (zugleich.) } Halt ein!

Roger. Nach den Geſetzen des Bundes hat er den Tod verdient; doch ich will die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch bin, nicht mit Blute färben; Euch ſey ſein Urtheil überlaſſen.

Dragowitz. Wehe über Dir Morneck! Du mußt ſterben!

Alle. Wehe! Wehe! Wehe!

Roger. Sterben? — Ich verzeih ihn — Kammeraden! folgt meinem Beiſpiel. —

Mehrere. Wir folgen ſeinem Beiſpiel.

Roger. Bravo! Bravo, Kammeraden! und nun zur Theilung!

Mehrere. Zur Theilung! (ſie gehen alle in die Höhle.)

Siebente Szene.

(Vorzimmer.)

Baron von Friedſtern, Herrmann, nachher Albert zuletzt Fricksy.

Baron. (kömmt, von Herrmann begleitet, aus dem Seitenzimmer) Iſt Albert noch nicht zu Hauſe?

Herrmann. Noch iſt er nicht da, Herr Baron! ich weiß gar nicht wo er zugegangen ſeyn mag.

Baron. (ſeufzt.) Ich weiß es wohl —

Herrmann. Sie wiſſen —?

Baron. Ja, Herrmann! — Faſt wird mir um ihn bange.

Herrmann. (ſieht ihn ſtaunend an.) Bange?

Bäron. Glück und Unglück, Leben und Tod vielleicht ſind die Folgen —

Herrmann. Ich verſtehe nicht —

Baron. Seinen Vater aufzuſuchen, ihn auf den Pfad der Tugend zu bringen, iſt die Prüfung, die ich ihm auflegte.

Herrmann. In welcher Abſicht?

Baron. Den Preis zu verdienen, nach dem er ringt.

Herrmann. Fräulein Roſalien?

Baron. (ſchweigt.)

Herrmann. Iſt er denn weit weg?

Baron. In die Waldungen von Kitzgratz.

Herrmann. Himmel! — Wenn er nun den Räubern in die Hände fällt?

Baron. Das iſt er. —

Herrmann. Er iſt —?

Baron. Das muß er! — Der Hauptmann der Unabhängigen iſt ſein Vater. —

Herrmann. Roger?

Baron. Leider!

Herrmann. Himmel! was ſagen Sie? — Herr Baron! was haben Sie gethan? — Warum haben Sie das gethan? — Hätten Sie mir nur ein Wort davon geſagt, ich hätt' ihn nicht von der Stelle gelaſſen. — Hat das der gute Albert um Sie verdient?

Baron. Schweig! (Herrmann weint, der Baron bleibt im düſtern Nachdenken.)

Herrmann. (für ſich) Das war wohl recht nothwendig. — Hat er in ſeinem Leben keinen dummen Streich gemacht ſo hat ers dasmahl gethan.

Albert. (tritt ein.)

Baron. (dieſen wahrnehmend) Albert! — Biſt Du es, oder iſts Dein Schatten?

Herrmann. Himmel! — Albert! — Gott ſey Lob und Dank!

Albert. Mein Vater —

Baron. Willſt Du nicht näher kommen?

Albert. Herr Baron —

Baron. Haſt du reüßirt?

Albert. Geben Sie mir Ihren Segen! — laſſen Sie mich fliehen.

Baron. Ums Himmelswillen! — Was ſagſt Du?

Albert. Mein Geſchäft iſt vollendet. Der Hauptmann der Unabhängigen ſpottete meines Antrags, lachte meiner Forderung und überließ mich meinem Schickſal.

Baron. Gott!

Albert. (dringend) Herr Baron! —

Baron. Albert! —

Albert. Geben Sie mir Ihren Segen!

Baron. (blickt ihn ſchweigend und wehmuthsvoll an.)

Albert. (niederfallend) Laſſen Sie mich dankbar ſeyn für Ihre Güte und für Ihre Vaterliebe! Zeit und Umſtände werden mich eine Leidenſchaft vergeſſen machen, die Sie ſelbſt in mir unterhielten und mich zum Glücklichſten der Sterblichen erhob; ein anderer ſoll Ihnen meine Stelle erſetzen. —

Baron. Ein anderer?

Albert. Der Sohn Ihrer Cäcilie. —

Baron. Wo iſt er?

Albert. (ſpringt auf, geht an die Thüre und ruft.) Frickſy!

Frickſy. (tritt mit einer anſtändigen Verbeugung ein.)

Baron. Himmel!

Albert. Dieß iſt Dein Vater.

Frickſy. (küßt dem Baron die Hand) Mein Vater!

Baron. Gott! — Mein Sohn! Cäciliens Sohn?

Albert. Ich fand ihn, als er den Händen der Räuber zu entrinnen gedachte und durch mich wieder in ihre Gewalt kam. Seine Freiheit zu erbetteln, war das einzige, was ich über den tollkühnen Räuber vermochte.

Baron. Und ich ſollte undankbar ſeyn? — Nein, Albert! nun darfſt Du um ſo weniger reiſen.

Albert. Und ich kann um ſo weniger bleiben. —

Baron. Nicht doch Albert! — Du warſt der Glücklichſte unter der Sonne und biſt nun zur Waiſe geworden durch mich. — Nein, Albert! — dieſer da iſt mein Sohn, Cäciliens Sohn — und doch nur Roſaliens Bruder — Albert!

Albert. (niederfallend) Herr Baron —

Achte Szene.

Vorige, Roſalie, Roger in ordentlicher Kleidung.

Roſalie. Vater! Vater!

Baron. Nun was giebts?

Roſalie. Es iſt ein Fremder draußen.

Baron. Führe ihn herein!

Roſalie. (läßt den in einen Mantel gehüllten Roger ein.)

Albert. (aufſpringend.) Gott! — Mein Vater —

Frickſy. Roger —?

Baron. Himmel! was ſeh ich?

Roſalie. Gott!

Herrmann. Um Gotteswillen! — Der Räuberhauptmann?

Roger. (unter ſie tretend) Iſt das Stimme der Natur? — (den Mantel von ſich werfend.) Baron!

Baron. Wach' ich oder träum' ich?

Herrmann. Welch' eine Erſcheinung!

Roger. Ihr ſtaunt mich an, wie ein Wunderwerk der Natur und wißt nicht, ob ihr Euren Augen trauen ſollt.

Baron. Bei Gott Roger, — In welcher Abſicht?

Roger. (ihm die Hand bietend.) Als Freund — bei Dir zu bleiben, mit Dir zu leben und zu ſterben.

Baron. Iſt das dein Ernſt?

Roger. Bedürft' es wohl dieſer Metamorphoſe? — Vergeſſen und vergeben ſey jeder Haß und Groll — Laß uns Freunde ſeyn!

Baron. Ohne Argliſt?

Roger. Baron! die Stimme der Natur hat gesiegt. Ich nehme Dein Erbieten an und werfe mich in Deine Arme, dankbar zu seyn für die Aufbewahrung eines Kleinods, das ich seit dem Tode meiner Adeline für verlohren hielt.

Rosalie. (mit offenen Armen) Albert, unser Glück ist vollkommen.

Albert. Rosalie!

Roger. (den jungen Fricksy erblickend.) Fricksy, — Wie kam dieser hieher?

Baron. Ist er nicht mein Sohn? — der Sohn meiner Cäcilie? — Rosaliens Bruder?

Roger. Wie führt doch der Himmel seine Heiligen so wunderlich, — (zu Albert) Seine Freiheit und meine Bekehrung sind Dein Werk, Albert! — (ihn umarmend) Mein Sohn, — Fehlt nun noch etwas zu Deinem Glücke, so rede!

Albert. Mein Vater!

Roger. (Rosaliens Hand fassend.) Bist Du es zufrieden, Baron?

Baron. Das war ſchon längſt meine Abſicht.

Roger. Deſto beſſer! (führt Alberten und Roſalien zuſammen.) Wohlan, meine Kinder! ſeyd glücklich. — Hüllt das Andenken des Vergangenen in den Mantel der Vergeſſenheit und vergönnt es demjenigen, der ſich Euch in den Arm wirft, unter einem fremden Namen Augenzeuge Eures Glücks zu ſeyn. (dem Baron in die Arme ſtürzend.) Baron — o! daß ich auch eine Tochter hätte, für den da (auf Fricky deutend.)

Baron. War das auch Stimme der Natur? (ſie umarmen ſich, Herrmann ſteht von Ferne in ſtaunender Betrachtung und Fricky weidet ſein Auge am Anblicke Roſaliens und Alberts, die ſich umſchlungen wechſelſeitig küſſen.)

Ende.

Gedichte

von

J. J. Brückner.

Leipzig,
auf Kosten des Verfassers
und in Kommission
bei Johann Gottlob Heinrich Richter.
1805.

Ex
Bibliath. Regia
Berolinensi

Verzeichniſs

der resp. Pränumeranten und Subscribenten.

Sr. Durchl. des Herrn Erbprinzen Paul Friedrich August, von Holstein-Oldenburg.

Sr. Durchl. des Herrn Prinzen Peter Friedrich Georg, von Holstein-Oldenburg.

Sr. Erl. der Herr Erbgraf Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Herr Adam in Leipzig.
— Dr. Apel auf Costewitz und Groitzsch.
— Dr. Apel auf Ermelitz in Leipzig.
r. Magnific. Herr Prof. Arndt, d. Z. R. in Leipzig.
Herr Dr. Bahrdt in Leipzig.
— Bartholigs in Leipzig.
— Bürgermeister Bescheerer in Forste.
— Lieut. v. Belzig, auf Prossendorf.
— Amts-Rent-Verw. Beyer in Leipzig.
— O. H. G. Ass. Dr. Biener in Leipzig.
— Boccius, Kaufmann in Leipzig.
— Bodemer, Kaufmann in Leipzig.
— Bohme, Buchhandl. in Leipzig.
— Protonot. Böhmer in Bautzen.
— Act. Böhn in Leipzig.
— Stadtschreiber Böhn in Eisleben.
— Böttcher in Leipzig.

Herr

Herr Dr. Brehm in Leipzig.
— Brückner, Kaufmann in Leipzig.
— R. Q. Mstr. Lieut. Büschel in Leipzig.
— B.... in ...
— D. Carl in Leipzig.
— Prof. Clodius in Leipzig.
— Adv. Conradi in Leipzig.
— Croll, Kaufmann in Leipzig.
— Acc. Insp. Adv. Dahne in Leipzig.
— Drewitz, Hofschauspieler in Dresden.
— M. Dyck in Leipzig.
— Dr. Eberhardt in Leipzig.
— Prof. Eck in Leipzig.
— Eckhardt, Kaufmann in Leipzig.
— O. H. G. Ass. Dr. Ehrhardt in Leipzig.
— Cr. St. Einnehm. Einert in Leipzig.
— Adv. Eisenhuth in Leipzig.
— Erckel, Kaufmann in Leipzig.
— Felfs, Chirurgus in Leipzig.
— Landst. Einn. Ferber in Leipzig.
— Fickert in Leipzig.
— Fiedler, Kaufmann in Prag.
— Fischer, Buchdrucker in Leipzig.
— Gerh. Fleischer, Buchhändl. in Leipzig.
— M. Forbiger, Rector zu St. Nicolai in Leipzig.
— Frana in Leipzig.
— Kammerrath Frege in Leipzig.
— Frühauf in Leipzig.
— Gangloff in Leipzig.
— Stadtrichter Dr. Gehler in Leipzig.
— C. Geisler in Leipzig.

Herr

Herr G. Geisler, Kupferstecher in Leipzig.
— A. Geisler in Leipzig.
— M. Geyer in Leipzig.
— Geyer in Leipzig.
Fräul. G... in E...
Herr Graffé, Buchhändl. in Leipzig.
— Grosser, Kaufmann in Hohenstein.
— Grune in Frankfurt am Main.
— Günnel, Kaufmann in Leipzig.
— Günther, Kupferstecher in Dresden.
— Guttig in Leipzig.
— Obrist. v. Haake in Leipzig.
— Acc. Insp. Adv. Haase in Leipzig.
— Baumeister Hahnel in Leipzig.
— Haffner, Holschauspieler in Dresden.
— Halberstadt, Kaufmann in Leipzig.
— J. Hansen, Kaufmann in Leipzig.
— L. Hansen, Kaufmann in Leipzig.
— O. H. G. Ass. Dr. Haubold in Leipzig.
— Hecker, Kaufmann in Leipzig.
— Hecker, Kaufmann in Chemnitz.
— Heinrich in Leipzig.
— Insp. Hennicke in Leipzig.
— Hennig, Kaufmann in Leipzig.
— Dr. Herrmann in Leipzig.
— Fr. Heucke, Kaufmann in Leipzig.
— G. Heucke, Kaufmann in Leipzig.
— Heyl, Kaufmann in Leipzig.
— Heyme in Leipzig.
— H...d in [illegible].
— Hinrichs, Buchhändler in Leipzig.
— Höpfner in Leipzig.

Herr

Herr Domherr v. Hollenfer in Merseburg.
— Hofmann, Kaufmann in Leipzig.
— Stadtrichter Dr. Hommel in Leipzig.
— Capitain v. Jagemann in Leipzig.
— Pastor Janke in Hochkirch.
— Jauch, Kaufmann in Pulsnitz.
— Ihle in Leipzig.
— Joachim, Buchhändler in Leipzig.
— Jordan, Kaufmann in Leipzig.
— Stadtschreiber Kaiser in Chemnitz.
— Dr. Kaulfufs in Leipzig.
— Kistner in Leipzig.
v. Kleefeldsche Buchhandlung in Leipzig.
Herr Kleinert, Kaufmann in Leipzig.
— Dr. Klose in Leipzig.
— Proconsul Dr. Koch in Leipzig.
— König auf Pitschwitz.
— A. Köhler in Leipzig.
— A. G. F. Köhler, Kaufmann in Leipzig.
— Köhler, Fechtmeister in Leipzig.
— Korn, Buchhandler in Fürth.
— Hauptmann Kreller in Leipzig.
— Kreukel, Kaufmann in Furth.
— Registr. Küpper in Leipzig.
— Dr. Küster in Leipzig.
— Küster in Leipzig.
— Contr. Einnehm. Kunze in Leipzig.
— Lähne in Leipzig.
— Laminit, Kaufmann in Leipzig.
— Lampe, Kaufmann in Leipzig.
— Adv. Lange in Leipzig.
— Hauptmann Lattermann in Leipzig.

Herr

Herr Brautenschläger, Kaufm. in Burgstädt.
— Gleits-Commiss. v. Leipziger in Leipzig.
— Leonhardt in Leipzig.
— Liebeskind in Leipzig.
— Dr. Lincke in Leipzig.
— Linke, Pr. Gel. in Leipzig.
— Lincke, Kaufmann in Leipzig.
— Löwe, Kaufmann in Leipzig.
— Dr. Lorenz in Leipzig.
— Lücke, Kaufmann in Leipzig.
— Baron v. Maltzahn, Herzogl. Holstein-Oldenburgischer Reisemarschall.
— M. Martini in Leipzig.
— O. Amts-Adv. Mittag in Bautzen.
— du Menil, Kaufmann in Leipzig.
— Hauptmann Möbius in Eulenburg.
— Möbius, Kaufmann in Leipzig.
— M. Mosch in Leipzig.
— Mühlich, Kaufmann in Leipzig.
— Act. Müller in Leipzig.
— Adv. Muller in Leipzig.
— Rathsmeister Muller in Leipzig.
— Müller, Kaufmann in Leipzig.
— Müller, Pr. Gel. in Leipzig.
— Müller in Leipzig.
— Nauwerck, Student in Leipzig.
— Ochsenheimer, Hofschauspieler in Dresden.
— Oehme, Kaufmann in Leipzig.
— Oelsner, Kaufmann in Hohenstein.
— Opitz, Hofschauspieler in Dresden.
— Orell, Buchhändler in Zürch.

Herr

Herr Amts-Insp. Petzsch in Kliecken.
— Hofr. Dr. Plattner in Leipzig.
— Ploss, Kaufmann in Leipzig
— Symd. D. Pohl in Leipzig.
— M. Pohle in Leipzig.
— Kriegsr. Quand in Berlin.
— Ramsthal d. aeltr. Kaufmann in Leipzig.
— Ramsthal d. jüngr. Kaufmann in Leipzig
— Domhr. u. O. H. G. Ass. D. Rau in Leipzig.
— Rau in Leipzig.
— Secr. Rausch in Leipzig.
— Reinike, Buchhandler in Leipzig.
— Reisig, Kaufmann in Furth.
Mad. Richter in Leipzig.
Herr Stallmstr. Richter in Leipzig.
— Roeder, Kaufmann in Leipzig.
— Rosche in Leipzig.
— Rosentreter, Kaufmann in Leipzig.
— St. Procdr. Adv. Rossberger in Leipzig.
— Stadtsynd. Roux in Bautzen.
— Ruger in Leipzig.
— S....l. in ...
— Sandvos, Kaufmann in Leipzig.
— Schieg, Buchhändler in Leipzig.
— Schalle, Kaufmann in Leipzig.
— Scharre, Kaufmann in Leipzig.
— Musik. Dir. Schicht, in Leipzig
— Sch.... in....
— Schladebach, Buchhändl. in Leipzig.
— Act. Schmidt, in Leipzig.

Herr

Herr M. Schmidt, in Lutitzsch.
— Schmidt, Buchhandl. in Leipzig.
— Rath Schmiedtgen in Leipzig
— Dr. Schneider, in Leipzig.
— Schneider, in Leipzig
— Schnuphaase, Buchh. in Altenburg.
— Schretnert, Kaufmann in Leipzig.
— Hauptm. Schroter, in Leipzig.
— Schröter, Kaufmann in Leipzig.
— Schurich, Oeconom in Grolszschocher.
— Seconda, Hofschauspieldir. in Dresden.
— Seidenschnur, in Leipzig.
— S....n in L....
— Seyfferth, Kaufmann in Leipzig.
— Hauptm v. Sichard, in Eulenburg.
Dem. Sonmer. in Leipzig.
Mad. Sommer, in Leipzig.
Herr Sommer, Kaufmann in Leipzig
— Sommerfeld, Hofschausp. in Dresden.
— Hofr. Spazier, in Leipzig.
— v. Spoerl, Student in Leipzig.
— Stauffer, Universitats-Oecon. in Leipzig.
— Stelzner, Kaufmann in Leipzig.
— Baumeister D. Stieglitz in Leipzig.
— Hauptm. v. Stieglitz, auf Salpeterhutte bei Weisenfels.
— Dr. Stockmann, in Leipzig.
— Stoll, Kaufmann in Leipzig
— Straub, Kaufmann in Leipzig.
— Sussmilch, Kaufmann in Leipzig
— Licut. Teller, in Leipzig.
— Thering, Hofschauspieler in Dresden.

Herr

Herr Dr. Treuckmann in Chemnitz.
— [illegible]
— Tuchscherer, Kaufmann in Bautzen.
— Umbach, in Leipzig.
Eine Gesellschaft Ungenannter.
17 Ungenannte.
Herr Vogel, Pr. Gel. in Leipzig.
— Vogel, Kaufmann in Leipzig.
— Vollsack, Kaufmann in Leipzig.
— Senat. Vollsack, in Leipzig.
— C. H. Wappler, Kaufmann in Leipzig.
— T. H. Wappler, Kaufmann in Leipzig.
— St. Ein. Wappler, in Langensalze.
— Stadtschr. Weiner, in Görlitz.
— Weinrich, Kaufmann in Leipzig.
— Cr. St. E. Weise in Leipzig.
— Werner, in Leipzig.
— Wieland, Kaufmann in Burgstadt.
— Adv. Wilgenroth, in Leipzig.
— Dr. Winckler, in Leipzig.
— Dan. Winckler, Kaufmann in Lepizig.
— G. Winckler, Kaufmann in Leipzig.
— Winckler, Kaufmann in Rochlitz.
— Lieut. Wolff, in Leipzig.
— Wolf, Kaufmann in Leipzig.
— Act. Zeis in Leipzig.
— Zill, Kaufmann in Hohenstein.

Erste Abtheilung.

P ä a n.

Zum Helikon! — Zum Helikon
In hallenden Päanen!
Am Helikon — am Helikon
Ward zu Apollos Palmen
Durch einen hochgestobten Eid
Minervens Günstling eingeweiht.

Des jauchzt er dir, o Göttersohn!
Apollo! Schutz der Musen!
Als Knabe huldigt' er dir schon
Und schwelgt' an deinem Busen,
Als Jüngling zog die Liebe ihn
Zu deinen Subalternen hin.

In deinen Hainen weilte er
Mit lüsterner Begierde;
Denn alles, alles um ihn her
War Seligkeit — und führte
Ihn bald zum wonnigsten Genufs,
Beim Göttermahl zum Götterkufs.

Da fühlt' er sich so hoch, so hehr.
Zum Halbgott aufgeschwungen —
Von Wonn' zu Wonne taumelt' er,
Von Grazien umschlungen,
Im heiligen Jungfrauenchor
Zum hocherleucht'ten Sternenthor.

Du tranktest ihn mit eigner Hand
Aus deinen Weisheitsbächen
Und lehrtest selbst ihn mit Verstand
Aus deinen Kelchen zechen,
Du legtest Kraft und hohen Sinn
In jedes seiner Worte hin.

Du öfnetest voll Glanz und Pracht
Ihm deines Tempels Pforten
Und weihtest ihn in jener Nacht
In deinem Priesterorden
Zum Diener deines Heiligthums,
Zum Allverkünder deines Ruhms.

Laut tönt darob sein Jubel dir
In diesem frohen Liede
Hab' Dank Apoll! — Hab' Dank dafür,
Und werde nimmer müde,
Zu fördern seine Wissenschaft,
Zu rüsten ihn mit Götterkraft.

Damit

Damit er einst am Sternenzelt
Noch einen Namen preise,
Wenn's Vater Zevsen wohlgefällt,
Ihn nach vollbrachter Reise
Zu heben, wo ihm Bodmers Geist
Im Lichtgewand willkommen heist.

An die Freude.

Lieblicher, als Philomele,
Tönet, holde Freude, dein Gesang.
Alles forscht mit ganzer Seele
Deiner Winke Machtbefehle,
Strömt herbei im Jubelsang.

Du magnetisirst die Herzen
Durch der Freundschaft goldnes Zauberband,
Ladest sie zu frohen Scherzen —
Alle Sorgen, alle Schmerzen
Schwinden unter deiner Hand.

Du versüs'st des Lebens Bürde,
Die oft schwer den Erdenpilger drückt;
Du erhöhst des Mannes Würde;
Du verschönst den Kranz der Myrthe,
Der die Braut am Altar schmückt.

Du

Du verjüngst die Stirn dem Alten,
Der sich, wankend, in den Arm dir wirft;
Du verscheuchst die düstern Falten,
Sorg' und grämlichen Gestalten,
Wenn er deinen Becher schlürft.

Knaben huldigen dir, Freude!
Und zum Gott erhebst den Jüngling du;
Und, stolzierend ihm zur Seite,
Lächelst du im Engelskleide
Ihm des Himmels Wonnen zu.

Bettler, die in Hütten wohnen
Und mit Sclavenkost sich sättigen;
Fürsten, die auf Golde thronen —
Unter allen Himmelszonen
Darf dir alles huldigen.

Und herab vom Sternenhimmel
Steigest du zum blut'gen Waffentanz;
Folgst dem Krieger im Gewimmel,
Windest unterm Schlachtgetümmel,
Ihm des Sieges Lorbeerkranz.

Und beim kleinen Göttermahle,
Wo man zwanglos unter Freunden
zecht,
Bist die erste du im Saale,
Reichst den Gästen selbst die Schaale,
Uebend der Gastfreundschaft Recht.

Drum, o Göttin, holde Freude!
Komm und tritt in unsern Zirkel ein.
Laſs uns, frei vom falben Neide,
In der Unschuld Rosenkleide
Deines Tempels Priester seyn.

Vaterlandslied.

Auf! Auf, ihr Lieben! hocherfreut —
Für Fürst und Vaterland
Ertöne heut' aus Herz und Mund
Ein hoher Schwur zu dieser Stund'!
Für Fürst und Vaterland!

Als Brüder reicht euch Mund und Hand
Und schwöret treu zu seyn,
Dem Fürsten und dem Vaterland,
Dem allgemeinen Bruderband,
Dem Herzenhochverein.

Dem Fürsten und dem Vaterland
Gehöret unser Blut,
Und was wir haben, was wir sind
Und jeder Tropfen Schweifs gewinnt,
All' unser Hab' und Gut.

Defs sind wir froh und freuen uns
Und trinken auf das Wohl
Des Fürsten und des Vaterlands,
Des allgemeinen Bauderbands —
Auf! schenkt die Gläser voll.

Fern sey von unsers Fürsten Thron
Der Schmeichlerzungen Brut!
Lafst haften uns für seine Kron',
Für Sicherheit um seinen Thron
Mit unsrer Kinder Blut!

Er lebe lange! Uns zum Heil,
Uns und dem Vaterland!
Sein Leben ist uns allen Heil —
An seinem Leben haben Theil
Wir und das Vaterland

Er schützet uns mit seinem Arm,
Uns, unser Hab' und Gut —
Von heifsem Danck erfüllt für ihn,
Rollt schneller durch die Adern hin
Uns jeder Tropfen Blut.

Auf, Brüder! trinckt — der Wein
hat Geist,
Er stärckt und giebt uns Kraft.
Wir schlürfen ihn aus Gottes Hand,
Aufs Wohl für Fürst und Vaterland
Den edlen Rebensaft.

Seyd brav und gut, der Pflicht getreu!
Seyd froh, beglückt und reich! —
Es lebe Fürst und Vaterland!
Dereinst im Sternenvaterland
Sind wir uns alle gleich.

Zum neuen Jahre 1800.

Dir, holder Jahreserstling! tönt
Ein Lied in unserm Kreifs.
Wir segnen dich und ehren tief
Die Macht, die dich ins Werde rief,
Und bringen Lob und Preifs.

Du führst der Tage lezte Reih'
In diesem Säkulum —
Mit Heldenmuth und Adlersflug
Verderbter Zeiten List und Trug
Zu enden, sey dein Ruhm.

O!

O! möchtest du mit jedem Tag'
Uns bringen Heil und Glück;
So würde jeder Tag ein Jahr
Und, wie der Tage schönster war,
Uns jeder Augenblick.

Gesegnet sey durch dich das Land!
Der Fürst, der uns regiert!
Streu' Wonne ihm auf seinen Pfad
Und segne jede gute That,
Die er so gern vollführt.

Sey uns willkommen, schöner Tag!
Wenn du dich neu verjüngst
Und deinen Jahreslauf vollbracht
Und ausgeschmückt mit neuer Pracht,
Uns Freuden wiederbringst.

Laut töne, Jahreserstling! dir
Ein Lied in unsrer Zunft.
Wir segnen dich beim vollen Glas
Und trinken heut ohn' Unterlafs
Auf deine Wiederkunft.

Frauenlob.

Des Mannes Zierde ist das Weib,
Ein Glied an seinem Leibe,
Sein Stolz, sein liebster Zeitvertreib,
Der einzig ihm verbleibe,

Doch nicht zum blofsen Zeitvertreib
Ward ihm das Weib gegeben;
Gehülfin seyn soll ihm das Weib
Und glücklich mit ihm leben.

An ihrem Liebeflammenblick
Soll sich sein Auge weiden;
In ihr soll finden er sein Glück
Und seines Lebens Freuden.

Dazu schuf Gott zu seinem Ruhm,
So schön, so rein, so milde,
Das Weib, dem Mann zum Eigenthum,
Nach seinem Ebenbilde.

Er nahm den Thon so fein, so zart,
So weislich auserlesen,
Und bildete nach seiner Art
Das schönste aller Wesen.

Dank, ewig Dank, Unendlicher!
Erhaben, hehr und mächtig;
Kein Wesen ist dir ähnlicher,
Und keins so schön, so prächtig.

Laut soll mein Jubel, Meisterstück
Der Schöpfung! dir ertönen —
Ha, Mysogyn! dein schnöder Blick
Kann nicht mein Urtheil höhnen

Dem Seraph ähnlich, wiegst du dich
Auf eitel Himmelswonnen:
In deiner Augen Strahl darf sich
Des Mannes Auge sonnen.

Du leichterst durch der Liebe Macht
Ihm seines Lebens Bürde;
Erhebst durch deines Glanzes Pracht
Sein Ansehn, Rang und Würde.

Du machst ihn froh — und Nektar fliefst
Von deinem Rosenmunde;
Du linderst seinen Schmerz und giefst
Ihm Balsam in die Wunde.

Trägst Last und Mühen, pflegest sein
Am Abend, wie am Morgen;
Sich wiegend an dem Busen dein,
Fühlt er sich wohl geborgen.

O Weib! du bist des Mannes Ruhm,
Du glänzest, wie die Sonne;
Du bist sein Stolz, sein Eigenthum
Und seines Lebens Wonne.

In dir nur findet er sein Glück
Und fühlt sich, heils durchdrungen
Durch deinen Liebeflammenblick,
Zum Halbgott aufgeschwungen.

O Weib! du schöner Wiederglanz
Von aller Himmel Jugend!
Im Jubel und im Wonneglanz,
Das Abbild hoher Tugend.

Ich will dich preisen — und kann nicht
Der Hoheit Glanz erreichen —
Nur fallen auf mein Angesicht —
Nur staunen kann ich — schweigen.

Männerwerth.

Des Mannes Werth ist grofs und hehr
Und wichtig seine Würde;
Sein Stand ist mannichfach und schwer
Und schwerer seine Bürde.

Er sey Gelehrter, sey Soldat,
Geschäftsmann, oder Bürger,
Der Mann gehöret für den Staat,
Dem Fürsten, wie dem Burger.

Auf seinem Thun und Lassen ruht
Das Glück so vieler Seelen,
Die seiner Fürsorg' und Obhut
Sich unbedingt empfehlen.

Der Mann ist Oberhaupt und Herr
In seinem kleinen Staate,
Erhaben, oder klein sey er
In seinem Rang und Grade.

Als Gatt' und Vater sorget er
Für Gattin und für Kinder,
Und fühlt sich um so glücklicher,
Und fühlet sich gesünder.

Wenn er, gleich Fürsten, mimiglich,
Nach langen Tagsgeschäften,
Im Kreise seines Völkchens sich
Erholt zu neuen Kräften.

Dem Weibe giebt er Ruhm und Ehr'
Und Namen, Rang und Würde:
Dess trägt sie um so williger
Die Hälfte seiner Bürde.

Mit seinem Arm und Ansehn schützt
Er Weib und Kind und Knechte;
Und alles steift und alles stützt
Sich auf des Hausherrn Rechte.

Dafür gebührt ihm Ruhm und Ehr'
In jedem Stand und Grade;
Denn er ist Oberhaupt und Herr
In seinem kleinen Staate.

Heil!

Heil! Heil dem Weibe, das mit Lust
Den Gatten liebt und ehret
Und nur für ihn in ihrer Brust
Der Tugend Triebe nähret.

Nie seinen Werth als Mann verkennt,
Nie seinen Namen schändet;
Nur für die Pflicht als Gattin brennt,
Ihm ganz ihr Herz verpfändet:

Mit heil'ger Rührung Thränen weilt,
Wenn einst im Seraphsfluge
Sein Geist der Erdenhüll' enteilt,
Bei seinem Aschenkruge.

Aufmunterung.

Ueber unsern Zirkel her
Schwebe, holde Freude!
Freundschaft leistet uns Gewähr,
Dafs uns nicht zum Leide
Werde dieser Augenblick,
Der vom günstigen Geschick
Uns vergönnt zur Freude.

Männer! stopft zum Zeitvertreib
Euch ein Pfeifchen Knaster.
Es erhält den offnen Leib
Und wird nie zum Laster,
Wenn man es nicht übertreibt
Und hübsch bei der Stange bleibt
Mitten auf dem Pflaster.

Weibchen mit dem Engelsherz,
Uns zur Lust geboren,
Amüsirt durch muntern Scherz
Teutscher Männer Ohren!
Frohe Laun' und feiner Witz
Haben sich zum Lieblingssiz
Euer Hirn erkoren.

Und von eurer Hand kredenzt,
Schmeckt der Wein uns besser:
Und mit euer Lieb' umkränzt,
Dünken wir uns gröfser;
Gröfser, als der Grossultan,
Der den Wein nicht trinken kann,
Ohne Burg und Schlosser.

Weg mit faden Trämmerein!
Weg mit Gram und Sorgen!
Heute lafst uns lustig seyn!
Heute ist nicht Morgen!
Nuzt die Zeit, eh' sie entflieht!
Weil uns noch die Wange glüht,
Sind wir wohl geborgen.

Nehmt das Glafs und stofset an:
Alle sollen leben!
Mann für Weib und Weib für Mann,
Herzlich sich ergeben!
Leben soll, was athmen kann!
Schmecken müssen Weib und Mann
Kufs und süfse Reben!

Denn der Wein macht frohen Muth,
Liebe macht uns glücklich;
Beide meinen's herzlich gut,
Scheuchen augenblicklich
Schmerz und Gram aus unsrer Brust,
Spenden Wonne, Götterlust,
Für einander schicklich.

Nun so kommt zum Rundgesang,
Männerchen und Weibchen!
Trinkt und küfst mit heisem Drang,
Schnäbelt, wie die Täubchen —
Trinkt und küfst! — Und trinkt euch nafs;
Denn das ist der beste Spafs,
Sich benebelt sehen.

Der Frühling.

Aus ihrem Schlaf erwachet
Von neuem die Natur —
Seht! wie die Sonne lachet
Herab auf unsre Flur.

Sie wärmet uns nun wieder
Mit ihrem goldnen Stral;
Der Hirten Flötenlieder
Ertönen in dem Thal.

Und Wiesenblümchen dringen
Aus ihrem Keim hervor;
Und von den Saaten schwingen
Die Vöglein sich empor.

Das fleifs'ge Bienchen bietet
Uns seinen Honig dar;
Der muntre Lenz vergütet,
Was uns genommen war.

Er meint's so gut und bieder,
Theilt neue Freuden aus,
Und lockt nun alles wieder
Ins freie Feld hinaus.

Drum hascht am Rosensaume
Sein Kleid, eh' es verblüht
Und hin zum leeren Raume
Der Nichtigkeiten flieht.

Denn kurze Zeit nur weilet
Sein Fufs auf unsrer Flur;
Ist er einmal enteilet,
Weg — weg ist jede Spur.

Rebe und Weib.

Ich küsse so gerne ein liebendes Mädchen
Mit fröhlichem Muthe; im reizenden Städtchen
Da giebt es der Mädchen die Hüll' und die Fülle,
Blond' oder Brunette, das gilt mir gleichviel.

Und sollt' ich das Meine auf einmal verzehren —
Wer will mir das Küssen und Lieben verwehren?
Ich küsse, ich liebe, frag' nichts nach der Welt,
Ein andrer mags halten, wie ihm es gefallt.

Ich trinke so gerne ein schäumendes Gläschen;
Ich lache und scherze und treibe mein Späschen —
Gebt Wein mir zu trinken, aus Ungarn, vom Rhein,
Aus Franken, aus Sachsen, wenn's nur sieht wie Wein.

Und sollt' ich das Meine auch damit verzehren —
Wer will mir das Trinken und Lachen verwehren?
Ich trinke, ich lache und bleibe in Ruh;
Giebt doch mir kein andrer ein'n Heller dazu.

Was nuzt mir das Mädchen, wenn ichs nicht soll brauchen?
Was nuzt mir das Gläschen, wenn es soll verrauchen?
Ich küsse, ich trinke und pflege den Leib;
Das beste Vergnügen ist Rebe und Weib.

An

An Laura.

Mädel! ist es wohl erlaubt,
Mir so einen Streich zu spielen? —
Du hast mir mein Herz geraubt! —
Mädel! du — ach! von so vielen
Nur die Einz'ge — konntest das? —
Mädel, nein! das ist kein Spaß.

Ruh und Rast hab' ich nicht mehr —
Mich im Nezze so zu fangen,
Ha! das wurde dir nicht schwer.
Mädel mit den Rosenwangen!
Mädel mit dem Zauberblick,
Gieb, ach! gieb mir's Herz zurück.

Giebst

Giebst d' mir nicht
Nun! so hab'

Fühl' ich doch be
Heil'ge Trieb
Mädel, ach! um
Nehm' ich nicht

Blick und Kufs u
Tauscht' ich

Nicht ums gröfste
Liebe könnt'
Blick und Kufs,
Wünsch' ich mir

Froher leb' ich d
Froher, Mäd
Hab' ich dich, w
Alles andre
Hab' ich dich un
Ich der Erde Kö

mein Herz zurück? —
es — Lafs uns tau-
schen! —
ei jedem Blick
be in mir rauschen.
solch ein'n Blick
mein Herz zurück.

nd Kufs und Blick
nicht um Gold und
Kronen —
e Kaiserglück!
es mir nicht lohnen.
ein Hüttchen nur
auf stiller Flur.

dann mit dir —
lel! als ein König.
as fehlet mir?
acht' ich wenig!
nd frohen Sinn,
önig bin.

Husch!

Husch! ins Nez — auf einen Ritt
War mein armes Herz gefangen —
Lache nur! — Ich lache mit. —
Du mit deinen Rosenwangen
Warfst das Nez und locktest mich,
Fiengst im Nezze selber dich.

Ob dem Vorwiz hilft kein Schrein —
Juchhei! nun kannst du dich labe
Fielst nicht in die Grub' hinein,
Hättest du nicht selbst gegraben
Holla! gleich mir einen Blick,
Zieh ich dich an Bord zurück.

Aber nicht um diesen Blick,
Nicht um deine Rosenwangen
Geb' ich dir dein Herz zurück.
Was gefangen, ist gefangen —
Und um diesen Zauberblick
Nehm' ich nicht mein Herz zurü

An den Sommer.

Seltener, als deinen Brüdern,
Singen Dichter dir ein Lied,
Obgleich sie bei Scherz und Liedern
Deine Sonne heifs umglüht.

Aber eben darum schelten
Dich die superklugen Herr'n —
Und doch seim das Licht der Welten
Sie am Horizonte gern.

Pflegen oft sich zu verstecken,
Wenn du, liebe Sonne! scheinst,
Hinter Busch und grünen Hecken,
Wenn du es am besten meinst.

Neu-

Nennen dich wohl gar zuweilen
Eine grofse Feuerglut —
Das heifst doch: sich übereilen —
Dieser Tadel ist nicht gut!

Nein! in unsern frohen Kreisen
Wagt es keiner, dich zu schmähn;
Alles eilt, dein Lob zu preifsen
Und in Liedern zu erhöhn.

Ha! wir fühlen tausend Wonne,
Fühlen, wie du gut es meinst,
Wenn du, liebe, goldne Sonne!
Unsre stille Flur bescheinst.

Drum soll dich und deine Brüder
Unser Jubel laut erhöhn;
Denn du bist so gut und bieder,
Bist, wie deine Brüder, schön.

Beim Vogelschiefsen.

Freunde! schliefset einen Kreis —
Mit vereinten Herzen
Lafst uns nach der Väter Weifs'
Küssen, trinken, scherzen!
Freut euch nach teutscher Art!
Zum Genufs der Freude ward
Uns ein Herz gegeben.

Darum lafst uns fröhlich seyn!
Brüder! eilt mit Schnelle,
Eure Herzen ihr zu weihn,
Zu des Altars Schwelle.
Haschet jeden Augenblick!
Auch nicht einer kehrt zurück,
Einmal uns entschwunden.

Last den Sorgen ihren Lauf,
Schmerz und Gram dahinten!
Alles ruft zur Freude auf!
Kränze uns zu winden,
Sammelt von der bunten Flur
Uns die spendende Natur
Blumen in ihr Füllhorn.

Gleichen Sinnes strebten wir
In dem Frohgewühle
Nach dem Lorbeer, der uns hier
Grünt am hohen Ziele
Und, von Madchenhand kredenzt,
Nur den Einzigen bekränzt,
Der den Sieg erfochten.

Diesen einen sollen wir
Unsern König heisen,
Ihm, als unsers Ordens Zier,
Königsehr' erweisen. —
Er nur soll der erste seyn
In der Schützenbrüder Reihn,
Dem die Gläser schallen.

Auf sein Wohlseyn trinken wir —
Unser König lebe! —
Dir, o Lieber! bringen wir —
Beim Genufs der Rebe
Dieses Kränzchen, das für dich
Ohne Kunst, so meisterlich
Die Natur gewunden.

Dieses Gläschen, König! dir —
Dies den Schützenbrüdern! —
Wirst uns doch — so hoffen wir —
Gern den Scherz erwidern?
Brüder! Auf! beim Freundschaftskufs
Zu der Freude Hochgenufs —
Stofset an — und trinket!

Trinket! Trinket! — Dieses Glas
Unserm lieben Städtchen!
Dieses da und dies und das
Allen guten Mädchen!
Leben, leben, leben soll,
Was, von hohen Trieben voll,
Herzlich küfst und trinket.

Nun noch eins zu guter Lezt:
Unser Wirth soll leben!
Weil er uns so brav ergözt,
Darum soll er leben,
Daß wir bald, wenn's uns vergönnt
Und der Knochler uns nicht trennt,
Wiederkommen mögen.

Der

Der Dichter.

Ein Madchen von fröhlichen Herzen,
Geschaffen zu Wonne und Schmerzen,
Der süfs'ten Empfindungen voll,
Durchwebte mit schmachtenden Blicke
So künstlich die güldenen Stricke
Und lockte den Dichter hinein.

Kaum sah er das sammetne Haarlchen,
Am Arme das flatternde Bandchen,
Gleich wagt' er ein Küfschen darauf;
Ihm ward um sein Iun'res so bange,
Erblickend die rosige Wange,
Die Lippe von purpurnem Roth.

Bald sah er, hoch schwingend im Tanze,
Wie, flimmernd im festlichen Glanze,
Das niedliche Füfschen sich hob;
Bald schmolz er in Wonnegefühlen,
Wenn unter geselligen Spielen
Das Mädchen zur Seite ihm safs.

Bald spiegelt' beim nächtlichen Mahle,
Begierig, im sonnigen Strale
Des funkelnden Auges er sich;
Bald lobt' er die marmornen Zähnchen;
Bald hascht' er ein perlendes Thränchen
Vom lüftenden Schweitüchlein auf.

Ihm dünkten die bräunlichen Locken
Noch weicher, als seidene Flocken,
Lang wehend den Nacken hinab;
Da sang er oft trauliche Lieder
Vom zartesten Baue der Glieder,
Der Mädchen zu Göttinnen macht.

So lächelte Phöbus ihm heller;
So schwanden die Tage ihm schneller
Im Arme der Liebe dahin:
So fühlt' er sich glücklich am Abend,
Wenn kühlend ein Lüftchen, ihn labend,
Zum murmelnden Bächlein ihn rief.

In Lunas hellfunkelndem Scheine,
Beim liebenden Mädchen alleine,
Genofs er der Wonnen so viel;
Da trank er die silbernen Töne,
Worinn'n die gefällige Schöne
Von Freundschaft und Liebe begann.

So dankt' er sein Schicksal den Musen
Und schlürfte am wallenden Busen
Die Fülle der Seligkeit ein —
Doch eines noch blieb ihm verborgen;
Einst aber erblickt' ers am Morgen,
Vom günstigen Zufall entblöfst.

Umgeben vom leichten Gewande,
Lag, schlummernd, das Mädchen am Rande
Des Ufers und — wußte es nicht.
O, Leser! verzeihe dem Dichter —
Jezt ward das Geheimniß ihm lichter;
Er sah es und — brannte für Glut.

An einen Mahler.

Mahler! — Gröfsester der Mahler!
Mahle mir ein schönes Kind.
Sieh mir! — Sieh die Hand voll Thaler —
Setze dich — und mahl' geschwind!
Wirst du mir mein Mädchen mahlen,
Will ich dir die Thaler zahlen.

Mahle, wie ich dich es lehre,
Mir ihr lockigt blondes Haar —
Tauch' den Pinsel, Mahler! — Höre!
Tauch' in Safbol ihn sogar.
Mahl' die Stirne, dafs sie scheine
Weifser, als von Elfenbeine.

Da —

Da — den Zwischenraum der Augen —
Nicht zu breit und nicht zu schmal.
Jetzt mußt du behutsam tauchen,
Lieber Mahler! hörst du? — Mahl',
Gleich als ob er sich verlore,
Als ob sie es selber wäre.

Spute, Mahler! dich und tauche
Hier in dieses Himmelblau
Deinen Pinsel. — Mahl' das Auge
Blau, wie Pallas Auge blau —
Wie Zytherens Auge reizend —
Schmachtend schön, nach Wollust geizend.

Und ein Thränchen auf die Wange
Mahle gleich hier, Mahler! — hier;
Als wär's in dem Herzchen bange
Um den trauten Liebling ihr —
Mische Milch und rothe Rosen —
Charitinnen, die sich kosen.

Und

Und die Lippen — ach! zu Küssen
Ladend, Mahler! mahl' sie hin' —
Ja! die Lippen — wirst's schon wissen —
Hier ins Grübchen unterm Kinn
Lauter kleine Liebesgötter,
Tausend süfse Herzensspötter.

Und wie Marmor Hals und Busen —
Und die Schulter voll und rund —
Und den Arm, wie junge Musen,
Schlank und nervigt und gesund —
Zart und mild die kleinen Hände —
Mahler! mahle sie behende.

Willst du weiter etwas mahlen,
Hüll' in Purpurg'wand es ein. —
Tausend Thaler will ich zahlen! —
Wirst du nicht bald fertig seyn? —
Mahler, ach! — willst du mich todten? —
Sieh das Bild — jezt wird es reden.

Bei einer Gondelfahrt.

Muthig eingestiegen!
Schiffer! stolse ab,
Sanft uns hinzuwiegen.
Wellen auf und ab.
Muthig eingestiegen!
Sanft uns hinzuwiegen.
Schiffer! stolse ab.

Setzet euch geschwinde,
Reihenbund gepaart!
Keine falschen Winde
Hemmen unsre Fahrt.
Setzet euch geschwinde!
Keine falschen Winde
Hemmen unsre Fahrt.

Wellenlautes Platschern
Folgt uns Stromentlang;
In ihr sanftes Klatschern
Töne Jubelsang!
In der Wellen Platschern,
In ihr sanftes Klatschern
Töne Jubelsang!

Silbermondenschimmer
Leitet unsre Fahrt,
Goldnes Sterngeflimmer
Tausendfach geschaart.
Silbermondenschimmer,
Goldnes Sterngeflimmer
Leitet unsre Fahrt.

Wohliges Behagen
Stählt uns Muth und Sinn;
Ohne Furcht und Zagen
Rudern wir dahin.
Ohne Furcht und Zagen
Und mit Wohlbehagen
Rudern wir dahin.

Rudern fort mit frohen
Heiterm Angesicht;
Denn dem Schiffchen drohen
Stein und Klippe nicht.
Rudern fort mit Freuden;
Schiffchen! dir zur Seiten
Droht Gefahr uns nicht.

Ist die Fahrt zu Ende,
Kommen wir an Strand
Steigen wir behende,
Frisch und froh, ans Land.
Ist die Fahrt zu Ende.
Steigen wir behende,
Frisch und froh, ans Land.

Letzen dann bei Küssen
Uns und frohen Scherz;
Schmecken und geniefsen,
Herz gelehnt an Herz.
Schmecken und geniefsen:
Letzen uns bei Küssen
Und vertrautem Scherz.

Röfschen.

Ein Blümchen steht in meinem Garten,
Das duftet weit und breit.
Diefs Blümchen will ich täglich warten
Mit Lust und Thatigkeit;
Denn nicht ein einzig Blümchen mehr
Streut solchen Wohlduft um sich her.

Nur dir allein, geliebtes Röfschen!
Der Blumen Königin,
Dir gleicht ein Mädchen, holdes Röfschen!
Voll Laun' und Biedersinn;
So schön, wie du, so zart und mild,
Ja, Röfschen! ganz dein Ebenbild.

Wie? — Soll ich dir den Stengel brechen? —
Nein! — Blühe, Röfschen! Blüh! —
Was würde denn mein Röfschen sprechen,
Brach' ich dich schon so früh? —
Doch, Röfschen! jezt – jezt brech' ich dich;
Denn Röfschen kommt und küsset mich.

An meinen Ganymed.

Schäckern will ich, küssen, trinken —
Mich kann nichts so sehr erfreun,
Als ein Kufs, ein Gläfschen Wein;
Wenn die vollen Flaschen winken,
Schlafen alle Sorgen ein.
Ei! wer wollte fühllos seyn.

Drum, o Knabe! füll' den Becher —
Denn der edle Rebensaft
Giebt mir Muth und Riesenkraft —
Reiche ihn dem frohen Zecher!
Schon fühl' ich die Wunderkraft
Von dem edlen Rebensaft.

Schäckern, lachen, küssen, trinken
Soll mein ganzes Leben seyn. —
Knabe! schenk' von frischen ein —
Werd' ich einst ins Grab hinsinken,
So soll eine Flasche Wein
Meines Grabsteins Motto seyn.

Der Herbst.

Der Herbst! der Herbst das ist ein Mann,
So edel, brav und gut,
Der, was er hat und schaffen kann,
Uns giebt und gütlich thut.

Die schönsten Früchte bringet er
Zur vollen Reife gar,
Und bietet sie, von Segen schwer,
Uns zum Genusse dar.

Wär' nicht der Herbst, ja! wär' er nicht,
Wer gäb' uns Wein und Most?
Wer gäbe denn, so wahr und schlicht,
Uns Brod und Obst zur Kost?

Der Frühling und der Sommer sind
Auch gut; doch lange nicht
So gut, wie du, du Himmelskind!
Dir töne mein Gedicht.

Die Gärten hast du ausgeschmückt
Mit Früchten überall,
Und Pans' und Böden vollgedrückt
Mit Körnern ohne Zahl.

Zwar welkt allmählig die Natur,
Des Blumenflohrs beraubt,
Und hier und da steht auf der Flur
Schon mancher Baum entlaubt.

Doch spendest du uns immer noch
Der schönen Tage viel,
Und alles freut sich hehr und hoch
Bei Tanz, Gesang und Spiel.

Denn du hast uns mit eigner Hand
Gekeltert Wein und Most,
Und aller Welt und allem Stand
Gegeben Brod und Kost.

Dels sagen wir mit Herz und Mund
Dir Lob und Preis und Dank,
Und schlürfen rein, bis auf den Grund,
Den Götterlabetrank.

Aufforderung zum Tanz.

Auf! zum Tanz — zum Reihentanz!
Auf! Trommeten schallen —
Auf! bei hellem Fackelglanz —
Diese Ladung allen!
Hört's ihr edlen Gäste!
Weiht des Tages Reste
Diesem frohen Feste.

Chor.

Auf zum Tanz — zum Reihentanz!
Auf! bei hellem Fackelglanz.

Fol-

Folgt der Stimme, die euch ruft;
Sie verkündet Freude —
Dreimal tönet's durch die Luft:
Freude allen heute!
Eilet, zu genieſsen!
Laſst bei Tanz und Küssen
Arm in Arm sich schlieſsen!

Chor.

Auf! zum Tanz — zum Reihentanz!
Auf! bei hellem Fackelglanz.

Tänzer! nehmt die Tänzerin,
Schön geschmückt mit Bändern;
Tretet auf den Tanzplaz hin
Und hebt an zu ländern.
Hüpft in leichten Tänzen,
Schön geschmückt mit Kränzen,
Weil die Fackeln glänzen!

Chor.

Tanzt und walzt hindurch die Nacht!
Ländert, bis der Tag erwacht!

Tanzt und walzt in bunten Reihn!
In den Ton der Flöte
Tönt die Klarinette drein,
Waldhorn und Trommete.
Tanzet wach und fröhlich!
Tanzet euch allmählig
Müd' und ruheselig!

Chor.

Tanzt und walzt in bunten Reihn,
Bis der Morgen bricht herein!

Und wenn ihr beim lezten Tanz
Eure Lust gestillet,
Und der hellen Fackeln Glanz
Sich in Dunkel hüllet,
Dann — dann machet Pause!
Gehet froh nach Hause!
Ruhet aus vom Schmause!

Chor.

Und wünscht euch, wenn Schicht gemacht,
Eine sanfte gute Nacht.

Aufmunterung zur Freude.

Laſst uns, weil wir jung noch sind,
Uns des Lebens freuen!
Zeiten rauschen, wie der Wind,
Augenblicke streuen
Glück und Freuden um uns her
Und von keiner Sorge schwer
Ist das Herz belastet.

Darum weihet Herz und Sinn
Unbescholtner Freude!
Sie nur ist uns Hochgewinn!
Ungestört vom Neide,
Schlürfen wir, mit Wonn' umkränzt
Und von ihrer Hand kredenzt,
Den gefüllten Becher.

Brüder! schaut — mit frohem Sinn
Hüpft am Martinsreigen
Die geschmückte Tänzerin;
Alles mufs ihr weichen.
Ihr zur Seite mimiglich
Schwingt der kühne Tänzer sich
Reihen auf und nieder.

Lafst sie tanzen! — Brüder! gönnt
Ihnen ihre Freuden.
Scherzt und trinkt, so lang' ihr könnt —
Seht! auf allen Seiten
Winkt der Becher — Schenkt ihm voll! —
Bachus lebe! — Bachus soll
Immer uns ergötzen.

Denn er hegt ja immerdar
Wein in seinem Keller,
Unverfalscht und hell und klar,
Rein und oftmals heller,
Als die Sonne — Muth und Kraft
Giebt er uns im Traubensaft,
Den er uns gekeltert.

Darum lafst uns dankbar seyn!
Mafsig froh geniefsen!
Blumen um den Altar streun
Und bei Scherz und Küssen,
Aug' an Auge, Mund auf Mund,
Und an Seel' und Leib gesund,
Diesen Tag beschliefsen!

Rund-

Rundgesang.

Herbei! Herbei zum frohen Mannerreihen!
Es weiche Sorg' und Harm!
Wir sind ja hier, des Lebens uns zu freuen,
Zu freuen Arm in Arm.

Wenn dort der Reiche seine Krösusschätze
Auf Marmorplatten zählt —
Wenn früh und Abends ihn sein strenger Götze
Und Durst und Hunger quält;

So trinken wir aus glänzenden Pokalen
Und athmen Nektarduft,
Und schmecken, was auf hochgethürmten Schalen
Zur vollen Tafel ruft.

Wenn

Wenn unter Sturm und Wetter der Verliebte
Auf seine Donna lau'rt —
Wenn er, weil sie durch Kaltsinn ihn betrübte,
Um ihre Liebe trau'rt:

So trinken wir und lachen seiner Schwäche,
Die er für Hochsinn hält,
Und freuen uns — und zahlen für die Zeche
Blank unser baares Geld.

Wenn für das Vaterland der tapfre Krieger
Hinzieht zur blut'gen Schlacht
Und, süfsen Wahns, er kehr' zurück als Sieger,
Der Feinde Heer verlacht;

So trinken wir, befreit von den Gefahren,
Die seinem Nacken drohn,
Und erndten hier im Kreise froher Schaaren
Der Arbeit süfsern Lohn.

Wenn einsam sich der fühllos strenge Richter
In seine Klause bürgt,
Die Feder spizt, als unpartheischer Schlichter
Den Angeklagten würgt;

So trinken wir und schwingen froh den Becher
Im Jubel hoch empor —
Denn jeder Laut ertönt mit Kraft dem Rächer
Der Unschuld in das Ohr.

So töne denn in jubelvollen Chören
Beim Silberbecherklang
Dir, Weinerfinder Noa! dir zu Ehren
Heut' unser Frohgesang.

Hinweg! Hinweg mit Sorgen und mit Grämen —
Der Wein macht frohen Muth —
Kein Dämon soll uns unsre Freuden nehmen;
Denn unser Wein ist gut.

Wie wär'ers auch, wenn nicht aus seiner Fülle
Ihn gäb das Vaterland —
So voll von Kraft, so edel und so stille,
Von Gottes Meisterhand.

Es lebe! wer im Kreise froher Zecher
Nicht Rang und Würden mifst —
Es lebe! wer beim angefüllten Becher
Nicht seinen Gott vergifst.

Und seiner Pflicht getreu, in jedem Stande
Nach Licht und Wahrheit strebt —
Dem Fürsten nur und seinem Vaterlande
Und seinen Brüdern lebt.

Hohnlächelnd nicht auf den hernieder blicket,
Der unter ihm sich biegt —
Den Dürft'gern nicht mit kaltem Blute drücket,
Der sich im Staube schmiegt.

Nicht über seinen Nächsten triumphiret,
Den Finsternifs umhüllt —
Nein! liebevoll ihn auf den Pfad hinführet,
Wo Licht und Wahrheit quillt.

Es lebe! wer im harten Kampf der Leiden
Nicht strauchelt, lebenssatt —
Sich nicht erhebt im Vollgenufs der Freuden,
Die diese Erde hat.

So sey der Mann, willkommen uns — mit Liebe
Uns allen zugethan!
Er schliefse sich mit unverfalschtem Triebe
An unsern Zirkel an.

Sey unser Freund! — Auf! lafst uns ihm kredenzen
Den vaterländ'schen Wein —
Mit Freundschaft und mit Liebe ihn bekränzen,
Uns seines Kusses freun,

So lafst uns denn aufs Wohl der Freund-
schaft zechen —
Es lebe Freund für Freund!
Nie wollen wir das Band der Freund-
schaft brechen,
Das Herz in Herz vereint.

So lafst uns auch den edlen Necktar
trinken,
Der uns entgegen glänzt,
Bis wir einst hin in Staub und Moder
sinken,
Wo man nicht mehr kredenzt.

An Korilla.

Blauäugiges Mädchen! was lächelst du mir?
Wo gleicht wohl ein Mädchen auf Erden noch dir?
Du Schöne! Du Holde! Du Ein'zge für mich,
Ich lebe, ich sterbe alleine für dich.

Ach! reich mir zum Bunde der ewigen Treu'
Die purpurnen Lippchen mit kosiger Scheu.
Ach! thu nicht so spröde, ach! thu nicht so schaam;
War ich's nicht, der tändelnd dein Herzchen dir nahm?

Ach!

Ach! lafs mirs zum Pfande der herzigen Treu' —
Nimm dafür das meine und denke dabei:
Tausch ist ja kein Raub — das geht doch wohl noch an! —
Und werde mein Weibchen, so werd' ich dein Mann.

Der verliebte Alte.

Warum fliehst du, junge Schöne!
Bin ich denn so furchtbar dir?
Warum bürgst du diese Thräne,
Deine holden Blicke mir?

Zwar zähl' ich schon sechzig Winter,
Sechzig Sommer an der Zahl;
Aber sieh! ich bin geschwinder,
Als der Trofs im Fürstensaal.

Stehe noch auf einem Beine,
Drehe mich wohl zehnmal um;
Tummle mich noch ganz alleine
Mit sechs feisten Knappen rum.

Weifs aus meinen jungen Jahren,
Wie man scherzt und Küsse giebt;
Hab' es allzu gut erfahren,
Wie man auch im Alter liebt.

Drum, o schönste aller Schönen!
Komm mit mir zum Hochgenufs;
Oeffne mir der Wollust Szenen
Durch der Lippe Zauberkufs.

Zwar liefs ich mich nie berücken,
Alles war nur Tändelei;
Bei den wärmsten Liebesblicken
Blieb mein Herz doch immer frei.

Aber ach! bei deinen Blicken
Staunt diefs Aug', das Herz wird
matt —
Und in deinen Liebesstricken
Strauchelt selbst ein Goliath.

An eine Rose.

Hättest du der Lerche zarte Schwingen
Flattern, Röschen! solltest du;
Sanft und lieblich durch die Lüfte singen
Flattern meiner Lilla zu.

Könntest du in diesem Spiegel sehen,
Röschen! deiner Schönheit Bild,
Würdest du mir willig zugestehen:
Lilla sey dein Ebenbild.

Würdest dichnah ihren Blicken sehne
Nach der Lippe Zauberkufs,
Nach dem Druck der Hand, nach ih
rem Stöhnen,
Nach der Liebe Vollgenufs.

Ab

Aber nein! wenn's dem so wär', was
bliebe
Dem mir armen Jüngling hier?
Sonder Hoffnung fleht' ich dann um
Liebe,
Raubtest du die Huldin mir.

Bleibe, Röschen! was du warest; immer
Bleib', wie vormals, mild und zart;
Blüh', wenn Lilla's sanfter Busenflimmer
Sich mit deinem Wohlduft paart.

Dieser Busen, wo zum ersten Male
Ich in süßen Taumel sank,
Wo ich, schmerzvergessend, aus der
Schaale
Unbescholtner Liebe trank;

Dieser Busen — dieser Thron der
Scherze,
Röschen! sey dein Aufenthalt —
Dufte, Röschen! wenn aus Lillas Herze
Laut ein tiefer Seufzer hallt.

Das glückliche Landmädchen.

Bei meinem Spinnerädchen
Bin ich beglückt und reich,
Mir ist im ganzen Dörfchen
Kein Mädchen gleich.

Erzogen in dem Städtchen
Wär' ich nicht so beglückt;
Da hätte längst die Liebe
Mein Herz berückt.

Ihr Mädchen in den Städten,
Ich tausche nicht mit euch;
Ihr seyd bei euren Moden
Mir doch nicht gleich.

Noch schlägt mir in dem Busen
Ein schuldlos frohes Herz;
Mich drücken keine Sorgen,
Kein banger Schmerz.

So hüpfe ich am Morgen
Ins bunte Feld hinaus,
Und so kehr' ich am Abend
Vergnügt nach Hauſs.

Mich lobt das ganze Dörfchen,
Die Burſche lieben mich
Und sagen — doch bescheiden —
Ich liebe dich.

Doch hat mein Herz von ihnen
Noch keinen sich gewählt;
Wenn sie mich küssen wollten,
Derb ausgeschmält.

Dem einen Mann zu nehmen,
Ist noch für mich zu früh;
Der Wirthschaft vorzustehen,
Macht Sorg' und Müh'.

Und oftmals spricht der Vater:
„Hör: Mädchen! werde klug:
„Zur Liebe ist es immer
„Noch Zeit genug."

Erst vierzehn Sommer schwanden
In seinen Armen mir;
Mir ist das Wörtchen: Liebe —
Ein Wunderthier.

Doch wenn des Vaters Wille
Mir einen Mann erkiefst,
Wohlan! wenn er nur liebet
Und feurig küfst.

Drum sag' ich, Städterinnen!
Ihr seyd mir doch nicht gleich —
Ich bin' bei meinem Rädchen
Beglückt und reich.

Abschied,

oder: Letzte Worte einer Ehestands Novize an ihre Gespielinnen, am Abend vor der Einkleidung in den Weiberorden.

Gute Nacht, geliebte Schwestern!
Die ihr jetzt noch Mädchen seyd —
Morgen ist nicht heut' und gestern:
Alles wahrt nur kurze Zeit.

Aber nicht von euren Herzen,
Nicht von eurer Küsse Macht,
Nur von euren Mädchenscherzen
Trennt mich diese eine Nacht.

Morgen wird es anders heißen,
Werd' ich Frau und Gattin seyn —
Morgen wird man hoch mich preisen
In beglückter Weiber Reihn.

Drum betrübt euch nicht, ihr Schwestern!
Die ihr euch noch Mädchen nennt,
Wenn ihr morgen so, wie gestern,
Mich nicht mehr als Mädchen kennt.

Mor-

Morgenlied einer jungen Ehefrau.

Gott Lob und Dank! es ist nun überstanden —
Ich bin nunmehr sein Weib!
Auf ewig ihm durch süfser Liebe Banden
Vereint mit Seel' und Leib.

Ich bin beglückt durch meines Gatten Liebe
Und fühle dieses Glück —
Es mehren sich die heiligsten der Triebe
Mit jedem Augenblick.

An seinem Arm wall' ich auf Rosenauen
Und gehe stolz einher;
Ich bin die glücklichste von allen Frauen,
Ich trage Ruhm und Ehr',

Mein

Mein ist sein Name! — Mein sein Stand
und Würde! —
Ich kenne meine Pflicht
Und trage nun die Hälfte seiner Bürde
Mit heiterm Angesicht.

Zwar spricht man oft: der Wirthschaft
vorzustehen,
Ist keine Kleinigkeit —
Doch, was kann mehr der Frauen Werth
erhöhen,
Als Fleifs und Thätigkeit? —

Der Mädchen Stand ist schön — doch
Stand der Frauen
Mufs wahrlich! schöner seyn —
Das Recht auf eines Mannes Allvertrauen
Schliefst gröfsre Rechte ein.

Blicke eines Mädchens in die Vergangenheit.

Du bist dahin, o schöne Zeit!
Wo in der niedern Hütte,
In nie getrübter Lauterkeit
Und wahrer Freunde Mitte
Mir meine Tage flohn.

Da schwebte goldner Friede nur
Um jeden meiner Tritte
Und auf der ganzen weiten Flur
War meine kleine Hütte
Der reinen Unschuld Thron.

Da hatt' ich immer frohen Muth
Am Abend, wie am Morgen:
Da war ich fromm, mein Herz war gut
Und keine bangen Sorgen
Entstiegen meiner Brust.

Noch kannt' ich nicht das Wonngefühl
Der Lieb' und ihre Schmerzen,
Und bublerisches Gaukelspiel
Verkappter Schlangenherzen
War mir noch unbewufst.

Gelassen wandelt' ich im Hain
Umher und ohne Grauen;
Vergnügt, bei frühem Sonnenschein
Die Himmel zu durchschauen,
Sang ich mein Morgenlied.

O, schöne Zeit! du bist dahin
Und kehrest nimmer wieder —
Hin ist mein froher Madchensinn
Und von dem Echo wieder
Tönt klagend jezt mein Lied.

Sehn-

Sehnsucht nach Lina.

Ich sehne mich zu dir zurücke;
Denn ohne dich wird mir die Zeit so lang —
Ich fühle jeden deiner Blicke,
Der in das Innerste mir drang.

Ich seh' und sehne mich zurücke
Und fühle noch den sanften Druck der Hand,
Der in dem ersten Augenblicke
Das Band der Freundschaft um uns wand.

Noch schallen jene süfsen Worte
Mir in das Ohr, die du beim Abschied sprachst.
Durch welche du die enge Pforte
Des nie verschenkten Herzens brachst.

Ha!

Ha! wie entrann mit Riesenschritten
Die Langeweile jeden lieben Tag —
Wie folgte mir auf allen Tritten
Die herrlichste der Freuden nach.

Wie fühlte ich bei jedem Kusse
So unaussprechlich froh, so glücklich
mich!
Wie schwebte da im Allgenusse
Der Wonne Genius um mich.

Jezt aber fühl' ich die Beschwerde
Der Einsamkeit — dein Blick verfol-
get mich —
Zu klein ist mir die ganze Erde.
Ein finstrer Kerker ohne dich.

Was wär' das rosige Zythere
Mir ohne dich? — Was Daphnens
Wollusthain?
Der aromat'sche Hybla wäre
Mir ohne dich nur Qual und
Pein.

Da siz' ich nun hier eingeschlossen
In stiller Klause — seufze laut nach dir
Nach dir, Geliebte! — Sanfter
flossen
Nie Thränen von dem Auge mir.

Lied der Freundschaft

am Kirmesfest zu singen.

In diesem lichten Saale
Heischt alles Freude nur;
Beim frohen Kirmesmale
Folgt alles ihrer Spur,
Hier, wo auf Freundes Arm gelehnt,
Kein Aug' der Kirmessitte höhnt.

Hier, wo kein feiger Spötter
Uns den Genufs mifsgönnt,
Wo uns die Stirne glatter,
Kein Schmerz im Herzen brennt,
Wo Jüngling sich und Mann und Greifs
Erlabet nach der Väter Weis'.

Hier, Brüder! lafst uns weilen
Bei Tanz, Gesang und Kufs,
Und brüderlich uns theilen
Der Freude Hochgenufs;
Denn nichts erfreut so sehr das Herz,
Als Harmonie bei Lust und Scherz.

Lafst uns mit Freuden trinken
Den edlen Gerstentrank,
Und Herz zu Herzen sinken
Im Wonnehochgesang!
Drauf schenken wir die Gläser voll
Und bringen, Freundschaft! unsern Zoll.

Dir ton' aus unserm Munde
Ein herrlich Lobgedicht!
Blick' her auf unsre Runde
Mit fröhlichem Gesicht.
Und lächle Harmonie und Lust,
Zufriedenheit uns in die Brust.

Schweb' über unserm Kreise
Und hälte gute Wacht,
Dafs jeder hoch dich preise,
Wenn dieser Tag vollbracht.
Dann wändeln wir bei Nacht und Graus
An deiner Hand vergnügt nach Haus.

Rundgesang

für teutsche Mädchen.

Schwestern! schliefset einen Kreifs,
Widmet euch der Freude!
Lächelnd winkt sie, holden Blicks,
Euch im Rosenkleide.

Lafst bei vollen Humpen sich
Männer Fürsten dunken
Und, des Lebens sich zu freun,
Ihren Gram vertrinken.

Ist denn nur für sie allein
Kufs und Wein gegeben?
Sollen nicht wir Mädchen auch
Schmecken Kufs und Reben?

Muthig, Schwestern! freuet euch
Eures jungen Lebens;
Tausend Freuden blühen euch —
Keine blüht vergebens.

Lafst uns, weil wir Mädchen sind,
Jede Freude schmecken
Und, so lang' die Freiheit währt,
Scherzen, küssen, necken.

Wenn des Ehstands hartes Joch
Uns den Nacken drücket,
Ist's auch mit der Freiheit aus,
Die uns so beglücket.

Denn dann mufs zu Sorg und Gram
Sich das Herz bequemen
Und des Mannes Uebellaun'
Nicht so böse nehmen.

Und an Kindern mufs sich dann
Unser Auge weiden
Und um ihre Tändelein
Sie das Herz beneiden.

Drum geniefst, so lang' ihr könnt,
Schwestern! Kufs und Freuden,
Dafs, weil wir noch Mädchen sind,
Weiber uns beneiden.

Der Winter.

Versilbert sind die Bäume,
Mit Eis und Schnee bedeckt,
Leer sind die bunten Räume,
Die uns zur Lust erweckt.

Die kalten Winde brausen
Von Norden zu uns her,
Und fürchterlich ist's drausen
Zu Land und auf dem Meer.

Zur Winterruhe gehet
Die spendende Natur,
Und wie verlassen stehet
Die hingewelkte Flur.

Und

Und bunte Blümchen streuen
Uns keinen Wohlduft mehr;
Und alles drängt in Reihen
Sich um den Ofen her.

Doch nicht ohn' alle Freuden
Ist er, der kalte Mann;
Er lachet — und bescheiden
Sehn wir ihn staunend an.

Denn Furcht und Achtung flöfset
Sein Silberhaar uns ein,
Tritt er, schon halb entblöset,
In unsern Zirkel ein.

Er fordert uns im Saale
Zu Tanz und Küssen auf
Und tischt beim frohen Male
Uns volle Schüsseln auf.

Er läuft hinab zum Keller,
In ungehemmten Lauf
Und bringt die Flaschen schneller,
Als zehn Lackeien rauf.

Denn er hat eingetragen
Obst, Bier und Brod und Wein,
Und was für unsern Magen
Nur mag ersprieslich seyn

Drum lafst uns ihm zu Ehren,
Nach teutscher Sitt' und Brauch,
Die vollen Gläser leeren —
Die Alten thatens auch!

An den Mond.

Sanftes Mondlicht! scheinst so milde
Auf mein kleines Hüttchen hin.
Redlichkeit in deinem Schilde
Führest du und Biedersinn.
Freundlich lächelst du mir zu,
Lullst mich ein in süfse Ruh.

Lieber, als die liebe Sonne,
Seh' ich dich am Horizont,
Weil mit eitel Lieblingswonne
Jeder deiner Blicke lohnt.
Schau' ich dir ins Angesicht,
Schreckt dein Glanz mein Auge nicht.

Blick' herab von deiner Höhe,
Wenn, vom Glück nicht mehr geneckt,
Ich dereinst am Ziele stehe,
Das vom Schicksal mir gesteckt,
Mein' es gut! — und blick' herab
Auf mein einsam stilles Grab.

Mein Mädchen.

Mein Kätchen ist ein drollig Ding
Ja! schneller, als ein Schmetterling,
Hüpft sie in ihrem Gärtchen.
Und komm' ich dann, gleich küfst sie mich,
Und küfst und lacht herzinniglich
Und streichelt mir mein Bärtchen.

Dem Mädchen kommt nicht eines gleich. —
Nein! — Warlich! um kein Königreich
Wollt' ich diefs Mädchen geben. —
Ich bin ihr auch so herzlich gut!
Sie schaft mir immer frohen Muth
Und leichtert mir mein Leben.

Zwar ist sie noch die schönste nicht;
Doch jedermann im Dörfchen spricht:
Das hat nichts zu bedeuten. —
Ihr Aug' ist blau, klein ist ihr Mund
Und ihre Wange voll und rund,
Drum kann ich sie wohl leiden.

Die andern mag ich alle nicht,
Und wenn sie auch ein Angesicht,
Wie eine Venus hätten.
Ich bleibe meinem Mädchen treu!
Und will mich, kömmt der holde May,
Bei meinem Kätchen betten.

Linas Worte.

Wandle hin und wandle her
Unter Lilien und Rosen!
Komm, o mein Geliebtester!
Deine Lina liebzukosen;
n dem Thal, am stillen Bach
Seufz' ich deinen Küssen nach.

Weit von hier, wohl überm Meer
Unter fremden Himmelszonen
Wohnest du, wo wenig mehr
Solche gute Menschen wohnen;
Komm zurück ins Vaterland,
Reiche Lina deine Hand!

Harren, wie ich dir versprach,
Harren will ich, treu dir bleiben,
Denken unsrer Liebe nach;
Süfse Briefchen will ich schreiben;
Schwören, dafs von Küssen voll
Jedes Briefchen wimmeln soll.

An

An Minna.

Verspotte mich im Schoofse
Des Buhlers um dein Herz!
Ergreif' den Dolch und stofse
Ihn selbst mir in das Herz!

Geh'! suche Lieb' und küsse
Und büfse deine Lust,
Und kreuz'ge dich und büfse
Für deiner Sünden Wust.

Der Jüngling, den du liebest,
Treib' mit der Liebe Scherz!
Und wenn du dich betrübest,
Lach' er bei deinem Schmerz!

Ein schleichend Gift verzehre
Der Wange Purpur dir!
Und schnöde Lieb' erschwere
Den Rest des Lebens dir!

Die Blume, die dir blühte,
Werd' Moder in dem Sand!
Der Bäume schönste Blüthe
Fall' hin auf dürres Land!

Und Garten, Teich und Wiese
Sey dir zur Last und Pein!
Und im're Qual ergiese
Dir in das Herz sich ein!

Dir singe in dem Haine
Nicht mehr der Vögel Chor!
Der Eulen Klaglied weine
Dir schrecklich in das Ohr!

Wenn sich die Wolken hüllen
In furchtbar schwarze Nacht
Und grause Donner brüllen
Im Blizstral, voller Pracht;

So bebe deine Seele
Bei jedem Donnerschlag,
Und Furcht und Unruh quale
Dich bis zum Sterbetag!

Zur Stunde der Gespenster
Verlasse dich die Ruh'!
Und dreimal heul' am Fenster
Mein Geist dir: Hu, hu, hu!

Und schreie laut um Rache
Und foltre deinen Leib!
Dann, Minna! Minna! lache
Und rette deinen Leib.

Mit blutbefleckten Händen
Ergreif' er dich im Bett',
Noch eh' du mögst vollenden
Den Spruch: Es ist zu spät!

Dann fluche mein und lache,
Wenn Leib und Seel' sich scheid't!
Und spotte, wenn um Rache
Mein Blut zum Ew'gen schreit!

An Minna.

Könnt' ich, Minna! deinen Worten
trauen —
Mädchen! wie — du weinst?
Könnt' ich — könnt' ich in das Herz
dir schauen,
Ob du's auch so meinst?

Ha! vergessen all' die Lästerungen —
Nein! das kann ich nicht —
Doch, vergeben die Beleidigungen,
Das ist Menshenpflicht.

Geh' zur Kirch' und bete! — denn der
Sünden
Hast du viel gehäuft.
Bete! dafs du mögst Erbarmung finden,
Eh' die Knospe reift.

Ich verzeihe, Minna! — Doch vergebens
Lacht dein Auge mir —
In der lezten Stunde meines Lebens
Noch verzeih' ich dir.

Lebe wohl! — Bald werd' ichs überwinden
Dieses Schreckensloofs —
Bald, bald werd' ich meine Ruhe finden
In der Erde Schoofs.

Lebewohl! — Leb' wohl! — Zum lezten Male
Stamml' ich dieses Wort;
Und schon wagt der Richter auf der Schaale
Meine Liebe dort.

Der Vorsaz.

Ich will, so lang' ich lebe,
Auf dieser schönen Welt,
Genieſsen Kuſs und Rebe
Und was mir sonst gefällt:
Denn zum Genuſs der Freude
Winkt jeder Augenblick,
Und einzig diese beide
Sind meiner Tage Glück.

In teutscher Freundschaft Kreisen
Und braver Zecher Reihn
Will ich dich, Bachus! preisen
Für deinen Zyperwein:
Stets soll der Saft der Reben
Mein bestes Labsal seyn
Und, weil ich werde leben,
Mir Herz und Sinn erfreun.

Auf deinen Hochaltären
Will ich, Freund Zypripor!
Nur dir und Frau Zytheren,
Umringt vom muntern Chor
Der Grazien und Musen
Die schönsten Blumen streun
Und mich an ihrem Busen
Des Erdelebens freun.

Mit seinen Ueberflüssen
Soll Bachus mich erfreun,
Mein schönstes Ruheküssen
Ein Mädchenbusen seyn;
Entgegen soll mir schäumen
Am Tag der Flaschen Dunst
Und schlafend will ich träumen
Von Mädchenlieb und Gunst.

Was kannst du schönres spenden,
Wohlthätige Natur!
Aus deinen milden Händen
Als Wein und Mädchen nur? —
Den Weinstock wärmt die Sonne
Und bringt zur Reife ihn —
Ha! tausend — tausend Wonne,
Wo Wang' und Lippen glühn.

Drum will ich, weil ich lebe
Auf dieser schönen Welt,
Genießen Kuss und Rebe
Und was mir sonst gefällt.
Bei meines Glases Scherben
Scheid' ich dann von der Welt
Und lasse frohen Erben,
Was mir nicht mehr gefällt.

Das Mädchen, das ich liebe.

Ich liebe ein Mädchen, so sittsam, so gut,
Das keinem zu Last und zu Leide was thut.
So habt ihr wohl, Leutchen! noch keines gesehn,
An Seele und Körper gleich herrlich und schön.

O, wüfstet ihr, Leutchen! wie lieb sie mir ist;
Wie zartlich die Holde, wie feurig sie küfst,
Wie freundlich ihr himmelblau Auge mir lacht,
Welch innig Vergnügen ihr Umgang mir macht.

Mein

Mein Morgen- und Abendgedanke
ist sie
Die Gute, die Einz'ge — so sah ich
allhie
Der Mädchen noch keines, das so mich
entzückt
Und Auge und Herz mir mit einem
entrückt.

So liebte noch keiner sein Lieb-
chen, als ich;
So liebte Feinliebchen noch keinen,
wie mich —
Drauf leb' ich, drauf sterb' ich mit
lachendem Muth
Und thu' mir drauf — sicher nicht we-
nig — zu gut.

Summum bonum.

Freude ist das höchste Gut
Dieses Erdenlebens!
Freude jeder Tropfen Blut —
Keiner rinnt vergebens.
Brüder! eilt mit Schnelle
Zu des Altars Schwelle,
Zu der Freuden Quelle.
Unsre Herzen ihr zu weihn,
Brüder! das muſs Wollust seyn.

Freu-

Freude ist des Schöpfers Werk!
Noch eh' Menschen waren,
Wars sein liebstes Augenmerk,
Freud' und Glück zu paaren.
Dank dem Schöpfer, Brüder!
Welten! hallt ihn wider —
Singet Jubellieder!
Erd' und Himmel, weit und breit,
Freude schon von Ewigkeit!

Uebern Sternen wohnet sie,
Wo die Gottheit thronet —
Unter Menschen wandelt sie,
Scherzet und belohnet.
Singet, ihr zu Ehren!
In vereinten Chören
Singet ihr zu Ehren:
Freude übern Sternenzelt!
Freude durch die ganze Welt!

Freude athmet jeder Wurm,
Jedes Pflanzchen Freude —
Freudig hüpft das Reh im Sturm
Ueber Busch und Haide.
Alles athmet Wonne!
Unter Gottes Sonne
Athmet alles Wonne!
Zum Genufs der Freude schuf
Uns des grofsen Bildners Ruf.

Selbst dem Sklav' in Ketten zeigt
Sie ihr Antlitz lachelnd;
Macht ihm seine Ketten leicht,
Kühlung sanft ihm fächelnd.
Gönnt ihm seine Freuden!
Ach! um seine Leiden
Ist er zu beneiden.
Sklav und Fürsten, arm und reich,
Alles wird dereinst sich gleich.

Freude hier und Freude dort!
Freude! weil wir leben —
Freude! bleibt das lezte Wort
Auf der Zunge kleben.
Freude allen! — Allen,
Die hinieden wallen —
Gut' und Bösen — Allen!
Freude hier und Freude dort!
Freude an der Himmelspfort'!

Freude uns bei jedem Glas!
Brüder! nehmt und trinket,
Eh' das karge Stundenglas
Uns zum Abschied winket
Eines dem dort oben,
Den die Engel loben,
Uebern Sternen droben!
Eins für uns und unsern Bund!
Kufs auf Kufs von Mund zu Mund!

Brü-

Brüder! trinkt — Auf Gut und Blut!
Unser Ziel ist Freude!
Freude ist das höchste Gut!
Weg mit bangem Leide!
Auf! zum Feuerkusse,
Handedruck und Grusse
Auf! zum Hochgenusse
Brüder! der Genufs ist schön —
Kann das Herz wohl widerstehn?

Lafst dem Thoren seinen Tand —
Unser Ziel ist Freude!
Freude krönt der Freundschaft Band;
Hand in Hand gehn beide.
Weg, ihr armen Schächer! —
Weinbelaubte Zecher!
Greift den vollen Becher.
Brüder! trinkt — Auf Gut und Blut!
Freude ist das höchste Gut!

Beim Jahreswechsel.

Begrüßt das Jahr, ihr Völker! — In lautem Jubel tone
Ein Halleluja hoch empor!
Die Vorsicht hält so gütig, euch, biedre Erdensöhne!
Ihr Gnadenfüllhorn vor.

Von Jahr zu Jahren sorget mit göttlichem Bemühen
Sie für die Welten, die sie schuf!
Ihr Mund gebeut: Es werde! — und Mond und Sonnen glühen
Durch ihrer Allmacht Ruf.

Auf! Auf zum Hochgenusse! — Schöpft aus der Freuden Quelle
Die aus der Vorsicht Händen fleußt —
Hascht jegliche Minute, eh' sie auf kühner Welle
Der Zeiten Strom entreißt.

Ein

Ein neues Jahr beginnet und mit ihm neue Freuden —
Des hingestorbnen Jahres Pracht
Sinkt in des Meeres Tiefe mit aller Menschen Leiden
Hinab in schwarze Nacht.

Und überall stromt Wonne und Glück und Heil und Segen
Und die Natur fühlt sich verjüngt —
Und Rosen blühn dem Pilger auf dieses Lebens Wegen,
Von Dornen nicht umringt,

Auch uns umstromt mit Wonne am ersten Jahrestage
Der Freuden Harmonienchor,
Und streut mit holdem Lacheln in dieser frohen Lage
Uns nichts, als Seegen, vor.

Kommt, Brüder! kommt und eilet zum Wonnehochgenusse,
Der uns mit Himmelslust umfliefst;
Geniefst des Lebens Schone beim raschen Feuerkusse,
Wie ihn die Freundschaft küfst!

Dorinde.

Ich weifs ein Mädchen, hübsch und
fein —
Ach! war' das liebe Mädchen mein —
Auf bunten Blumenwiesengrün
Das schmucke Füfschen hüpft bei-
hin.

In seidnen Locken, kraus und klar,
Wohl um den Nacken wallt das Haar
Und hell und rein ist, wie Kristall,
Der blauen Augen Sonnenstral.

Ein Röschen auf der Wange glüht,
Das gleich den Wand'rer an sich zieht
Und durch den Wohlduft, den es
streut,
Ihm lieblich Götterwonnen beut.

Ein leichtes Mousselingewand
Mit einem Rosaschleifenband,
Vom Wehen kühner Luft durch-
wallt,
Bedeckt die niedliche Gestalt.

Und einen Arm, wie Schnee, so weifs,
So quatschblicht rund, so glühend heifs,
Dafs es durch Mark und Adern
dringt,
Wenn Arm in Arm sich fest ver-
schlingt.

Und wo es geht und wo es steht,
Ein Hauch von Mund und Lippen weht,
So rein und mild, wie Maienluft,
So süfs, wie Hiazinthenduft.

Und von dem Busen, prall und rund,
Um Schwanenhals und Rosenmund,
In Reihentänzen hüpft ein Chor
Der schönsten Amoretten vor.

Und

Und ach! ein Kufs — ein Druck der
Hand
Ist schier das beste Unterpfand
Vom Trieb', der in dem Innern
thront
Und teutsche Zartlichkeit belohnt.

Am Bächlein dort seh' ich es gehn —
Ich mufs hinzu, ich mufs es sehn!
Noch heute, schwör ich, mufs es
mein,
Mein Glück und meine Wone seyn.

Lied der Freundschaft.

Umschlungen von der Freundschaft Arm,
Auf ihrem Schoos' gewieget,
Im Busen frei von Sorg' und Harm,
Von keinem Schmerz besieget,
Wallt man an seinem Pilgerstab
Das Thal des Lebens froh hinab.

In ihrem Blumengärtchen blühn
Vergifsmeinnicht und Rosen;
Ihr Balsamduft, ihr heises Glühn,
Ihr unaufhörlich Kosen,
Erweckt zum frühen Morgenkufs,
Zur Freundschaft seligsten Genufs.

Wer

Wer willig ihrem Dienst sich weiht
Und ihrer Huld vertrauet.
Auf ihrem Altar Blumen streut,
Von Grazien erbauet,
Der eilt, weil er sich Rosen brach,
Dem Glück der süfsen Liebe nach.

Denn Lieb' und Freundschaft sind verwandt
Durch hochgepriefs'ne Tugend.
Und beide gehen Hand in Hand,
Im Liebreiz froher Jugend.
Mit gleicher Müh' und gleichem Blick
Zu einem Ziel, zu einem Glück.

Diefs, lieben Brüder! ist das Glück,
Das uns im Herzen thronet;
Das uns mit Götterliebesblick,
Nur durch uns selbst belohnet
Und so durch seine Zaubermacht
Uns Engeln hier schon ähnlich macht.

Von holden Genien umschwebt,
Auf Winden leicht geschaukelt,
Geniefst dies Glück, so lang' ihr lebt,
Von Freuden sanft umgaukelt,
Und wandelt so mit frohem Sinn
Zu einem bessern Leben hin.

Burschenlied.

Es trete ein in diese frohe Runde,
Was braver Bursche ist,
Und reich' die Hand zum brüderlichen Bunde
Und üb' nicht Trug und List.

Voll Biedersinn, nach teutscher, edler Sitte,
Komm' er zum Hochgenufs,
Und schmecke hier in unsers Bundes Mitte
Den Brudergrufs und Kufs.

Durch Zügellosigkeit entehre keiner
Der Freundschaft goldnes Band:
Wagt, 's zu verleizen, unter uns nur einer,
Der sey von uns verbannt.

Nein! Heilig — heilig sey uns diese Stunde,
Die wir der Freude weihn!
Nichts darf in dieser feierlichen Runde
Des Burschen Stand entweihn.

Mit Höflichkeit dem Musenlei begegnen,
Wenn's seyn muſs, Rede stehn,
Sey uns Gesez: damit uns alle segnen,
Die uns hier jubeln sehn.

Erhebt mit Jugendkraft die vollen Flaschen
Und trinket burschikos!
Doch laſst euch nicht vom Dampfe überraschen
Und werfen in den Schoofs.

Zwar ist's kein Wein, der falsch bekleibt, bekleistert
Mit Schwefeldampf und Gift —
Kein Wodansmeth, der Dichter hoch begeistert
Und Tokkei übertrift;

Nur

Nur Gerstentrank ist's, Brüder! was
wir schlürfen
Und unserm Schuzgott weihn —
Doch auch bei diesem Trunke, Brü-
der! dürfen
Wir uns des Lebens freun.

So habt denn Acht! und fasst mit ei-
nem Male
Das edle Trinkgeschirr —
Und stofset an, dafs es im lichten Saale
Vom Rückhall widerklirr'.

Der erste Trunk dem guten Landes-
vater,
Der Leipzigs Musen schüzt!
Auf dessen Szepter sich, als Freund
und Rather,
Der brave Sachse stüzt.

Der zweite unserm Bund! — Miner-
vens Söhnen
Gebühret Ruhm und Ehr'! —
Denn uns kredenzt die schönste der
Kamönen
Den Becher — Trinkt ihn leer!

Den

Den schönen — nicht doch, nein! den edlen Männern,
Erfüllt mit Götterkraft,
Die Weisheit predigen; den grofsen Kennern
Der Kunst und Wissenschaft.

Den Brüdern unsers Bunds, die vor uns waren
Der hohen Schulen Prunk,
Als wir uns noch mit klassischen Barbaren
Rumzankten, diesen Trunk!

Und nun der Holden, die, uns zu belohnen,
Und einst mit Lieb' erfreut —
Den Schönen, die in Leipzigs Mauern wohnen,
Sey dieses Glafs geweiht!

Und diesem Trunk, euch, unpartheiʼsche Richter!
Die ihr uns Beifall lacht —
Und einen Trunk dem guten lieben Dichter,
Der dieses Lied gemacht.

Zulezt dem braven Wirth, der uns beschieden,
Was er im Keller hat;
Der wohl mit uns und wir mit ihm zufrieden,
Wenn wir des Jubelns satt.

An Laura.

bei Uebersendung eines Blumenstrauſses, in welchem eine Sternblume befindlich war.

Mich ziert kein Stern, kein Domherrnorden;
Ich trage weder Gold noch Borden
Auf meinem Kleid;
Mein Herz kennt nicht die Schmeichelein
Des Höflings, der mit Gaukelein
Den Hof erfreut.

Und doch trug ich vor tausend andern,
Die so gepuzt die Welt durchwandern,
Den Preis davon.
Kaum daſs mich deine Lippe nannte,
So freute sich der süſsen Bande
Dein Herzchen schon.

Es war geschehn; und Stern und Orden
War mir durch den Besiz geworden,
Den Liebe reicht.
Bei Rosen zwar sein Bild hier blühet;
Doch in dem Herz das Urbild glühet,
Dem keiner gleicht.

Bei einer Schlittenfahrt.

Rolle, Schlittchen! rolle
Ueber Eis und Schnee;
Ueber Stein und Scholle
In der Tief' und Höh'.
Lafs die Winde brausen!
Durch der Lüfte Sausen
Rolle glücklich fort
Zum bestimmten Ort.

Die

Die daheim wohl lachen
Ueber unsre Fahrt
Und Randglosen machen,
Streichend sich den Bart,
Mögen immer sitzen,
Hinterm Ofen schwitzen
Und mit Grübelei'n
Leib und Seel' kastei'n.

Wir sind frisch und munter
Hier in freier Luft,
Fühlen uns gesunder,
Als im Stubenduft;
Fliegen hin und rollen
Ueber Eis und Schollen,
Achten — wenn's auch bricht —
Wind und Wetter nicht.

Und wenn wir dann kommen
Zum bestimmten Ort,
Sind wir schön willkommen
Und es gilt ein Wort.
Fühlen uns geborgen;
Denn des Wirthes Sorgen
Hat, darauf bedacht,
Feuer angemacht.

Sitzen dann zur Stunde
Um den Ofen her
In vertrauter Runde
Ueber Kreuz und Quer;
Schlürfen unter Scherzen,
Mit vereinten Herzen
Kaffee und Taback,
Schweizerdoppelback.

Wenn wir ausgewärmet
Und uns aufgethaut,
Dann wird eins geschwämet
Und umhergeschaut,
Wer mit Salz und Würze
Uns die Zeit verkürze
Und uns, ungefragt,
Neuigkeiten sagt.

Wenn die Schellen hallen
In der kalten Luft
Und der Peitsche Knallen
Uns zum Aufbruch ruft,
Hüpfen wir hinunter,
Steigen, froh und munter,
In den Schlitten — hopp!
Geht's fort im Galopp.

Fliegen hin und rollen
Ueber Eis und Schnee,
Ueber Stein und Schollen
In der Tief' und Höh';
Kommen dann mit kalten
Wangen, wohlbehalten,
Wiederum nach Haus,
Reiben lachend aus.

Zuruf

an alle gute Mädchen.

Mädchen! wollt ihr glücklich seyn,
Widmet euer Herz der Tugend —
Wollt ihr euch des Lebens freun,
O! so lernt in früher Jugend
Kennen eures Daseyns Werth,
Fühlen, was euch Tugend lehrt.

Ohne sie genießt ihr nicht
Eures Lebens schönste Freuden —
Ohne sie bekämpft ihr nicht
Dieser Erde kleinstes Leiden —
Sie nur hält im Kampfe euch;
Sie nur macht euch Engeln gleich.

Hand

Hand in Hand zum hohen Ziel
Führt sie euch durchs Thal des Lebens,
Spendet euch der Wonnen viel
Zur Vergeltung eures Strebens;
Scheuet weder Sorg' und Müh',
Wacht und sorget spat und früh.

Lehrt euch, selbst im Frohgewühl,
Heil'ger Freundschaft süfse Triebe,
Und das selige Gefühl
Göttlich reiner, keuscher Liebe;
Lehret euch mit jedem Blick:
Liebe nur ist euer Glück.

Von Natur schon liegt der Quell
Dieses Glücks in euren Seelen,
Unverfälscht und silberhell
Lieb' und Tugend zu vermählen.
Mädchen! suchet auf der Spur;
Folgt den Trieben der Natur.

Unverfalscht und gut sind sie,
Wie des grofsen Schöpfers Werke,
Engelreine Symphonie,
Jeder Ton voll Kraft und Stärke:
Jede Lockung Engelsang,
Engelrein im Widerklang.

Mädchen nur zu seyn, seyd ihr
Nicht vom Schicksal auserkohren —
Nein! des Mannes höchste Zier,
Ihm und euch zum Glück gebohren —
Ihm und euch! — Drum folgt der Spur!
Folgt den Trieben der Natur!

Liebe nur ist euer Glück! —
Lieb' ist euch ins Herz geschrieben —
Säumet keinen Augenblick!
Folgt der Tugend heil'gen Trieben!
Lieb' und Tugend sind verwandt
Durch des Himmels Rosenband.

Rund-

Rundgesang.

Hier in der Freundschaft Tempel,
Wo man nie Falschheit kennt —
Hier, wo der Wahrheit Stempel
Auf jeder Silbe brennt; —

Hier, wo man nicht nach Würden,
Nach Rang und Titteln mißt;
Wo man des Lebens Bürden
Und Rang und Stand vergißt; —

Wo man im Arm der Liebe
Die schönsten Rosen bricht,
Und stets, mit gleichem Triebe,
Gleich handelt, denkt und spricht: —

Hier, Brüder! laßt uns weilen;
Denn hier ist's göttlich schön —
Und dann zur Stelle eilen,
Wo heil'ge Odem wehn.

Und, Freundschaft zu erwiedern,
In ungezwung'nen Reihn
Des Bundes fernen Brüdern
Am Altar Blumen streun.

Die ihr am Schreibtisch' sitzet,
Mit Staube hart bepanzt,
Bei Kontroversen schwitzet,
Mit Büchern rings umschanzt:

Verlafst auf eine Stunde
Die öde Dintenburg
Und kommt zur frohen Runde
Auf Charitinnenburg.

Lafst eure Jungens schmieren —
Wozu wär' sonst die Brut? —
Denn immer zu studieren,
Ist wahrlich auch nicht gut.

Das Leben zu geniefsen,
Gebeut uns die Natur —
Das Leben uns versüfsen,
Kann Lieb' und Freundschaft nur.

So kommt dann, traute Brüder!
Und freut euch eures Seyns —
Singt frohe Jubellieder
Beim Rausche süfsen Weins.

Und schmecket, weil ihr lebet,
Was Herz und Sinnen nährt —
Das Ziel, nach dem ihr strebet,
Ist mühsam und beschwert.

Eilt! Eilt herbei zur Runde
Mit Händedruck und Gruſs —
Zum Siegel unserm Bunde
Noch einen Feuerkuſs!

Meine Forderungen.

Das Mädchen, das ich lieben soll,
Muſs seyn aus teutschem Blut,
Ihr Herz der reinsten Triebe voll
Und voll von hohem Muth.

Nicht reich sey sie, auch vornehm nicht —
Dieſs macht nur Uebermuth —
Auch nicht zu schön von Angesicht,
Schön ist kein dauernd Gut.

Von andern rede nie ihr Mund,
Als mit Bescheidenheit;
Und heilig sey zu jeder Stund'
Ihr die Verschwiegenheit.

Durch übermafsigen Genufs
Der Freuden, die ihr blühn.
Werd' nie ihr Daseyn ihr Verdrufs,
Wenn trübe Wolken ziehn.

Verschwendrisch nicht biet' sie die Hand,
Dem Dürft'gern beizustehn;
Doch auch nicht sparsam — je nach Stand
Und Kraft mufs es geschehn.

Durch Uebermuth verrath' sie nie
Unedle Denkungsart;
Zu dienen Jedermann, sei sie
Bereit nach teutscher Art.

Doch niemals zu vertraut mit dem,
Den sie als Freund sich denkt —
Erst prüfe sie und schaue, wem
Sie ihre Freundschaft schenkt.

Zu Zorn und Rache reize nie
Sie fremde Uebelthat;
Grofsmüthig nur verzeihe sie
Dem, der ihr Unrecht that.

Zu häuslichen Geschäften geh'
Sie unverdrossen hin,
Damit die Wirthschaft wohl besteh'
Und Segen sey darinn.

So sey das Mädchen, anders nicht,
Das mich zum Mann begehrt;
Durch Allbefolgung jeder Pflicht
Ganz meiner Liebe werth.

Gegenforderungen.

Der Jüngling, den ich lieben soll,
Muſs seyn aus teutschem Blut,
Sein Herz von reinen Trieben voll
Und voll von hohem Muth.

Ein Gott zu seyn, bedarf er nicht —
Schön ist nur Eitelkeit —
Ein froher Blick, der Wahrheit spricht
Und Aug' und Herz erfreut.

Gerader Wuchs und edler Gang
Und Wangen, voll und rund,
Erfüllt mit liebeheisem Drang,
An Seel' und Leib gesund.

So geh' er ohne Stolz einher,
Die Stirne ungetrübt,
Von Jedermann mit Ruhm und Ehr'
Beschenkt und hoch geliebt.

Er

Er prahle nicht, von Golde schwer,
Mit irrdischem Gewinnst,
Und rechne nicht nach Ahnen her
Sein Glück und sein Verdienst.

Nur eines braven Mannes Sohn
Und, wie sein Vater, brav,
Sey er; einst meiner Liebe Lohn,
Ein Bürger, oder Graf.

Er fliehe jede Leidenschaft,
Die Mannerstand entehrt
Und Thätigseyn und Jugendkraft
Ihm vor der Zeit verzehrt.

Er liebe Gott und Vaterland,
Sey seinem Fürsten treu,
Und stehe gern in jedem Stand
Dem ärmern Bruder bei.

Er übe treulich jede Pflicht
Als Vater und als Mann;
So hängt mit fröhlichem Gesicht
Ihm Kind und Gattin an.

Zu seinem Taggeschäfte geh'
Er unverdrossen hin,
Dafs es im Hause wohl hergeh'
Und Segen sey darinn.

So sey der Jüngling, anders nicht,
Der mich zum Weib begehrt;
Durch Allbefolgung jeder Pflicht
Ganz meiner Liebe werth.

Wiegenlied.

Schlumre, kleines Püppchen!
Schlumre hübsch und fein!
Schlag' dir noch ein Schnippchen
Und schlaf' ruhig ein.
Eiapopeia!

Eh' wir dich noch hatten,
Gieng ich, Hand in Hand,
Mit dem trauten Gatten
Ueber Wies' und Land.
Eiapopeia!

Jetzt muſs ich dich wiegen —
Schlaf, mein Kindchen, schlaf!
Keine garst'gen Fliegen
Stören deinen Schlaf.
Eiapopeia!

Werde grofs und freue
Deines Lebens dich!
Lohne einst mit Treue
Und Gehorsam mich!
Eiapopeia!

Sey des Vaters Freude,
Wenn du gröfser bist —
Meiner Augen Weide!
Sey von mir geküfst.
Eiapopeia!

Schlafe, trautes Schmeckchen!
Jetzt wiegt Mutter dich,
Streichelt dir die Bäckchen,
Meint's recht mütterlich.
Eiapopeia!

Bist du dann ein Jährchen,
Bist nicht mehr allein,
Haben wir ein Pärchen,
Wiegt dich Vater ein.

Beim Schlusse des Jahres.

Zum lezten Male sind wir hier,
Zum Jahresabschiedskufs!
Und froh und friedlich feiern wir
Den Jahresfrohbeschlufs,

Wir sind vergnügt und wünschen heut'
Dem Jahre: Gute Nacht! —
Und denken der entflohnen Zeit,
Die wir' allhie vollbracht.

Auf Adlersschwingen flieht die Zeit
Und Freud' und Lust mit ihr
Ins Meer der Allvergänglichkeit
Und mit ihr einst auch wir.

Drum, träute Brüder! zaget nicht;
Noch sind und leben wir,
Und freuen uns beim grofsen Licht
Der Welt des Lebens hier.

Und fragen nichts nach Jahr und Tag,
Wenn Scherz und Freude winkt;
Und jagen diesem Ziele nach,
Bis einst der Vorhang sinkt.

Fahr'

Fahr' immer hin, du altes Jahr!
Auf Charons morschem Kahn:
Ein neues bietet, rein und wahr,
Uns neue Freuden an.

Wir segnen dich und sagen dir
Noch einmal: Gute Nacht! —
Und sind vergnügt und feiern hier
Die lezte Jahresnacht.

Zwote Abtheilung.

Am

ersten Jahrestage des neunzehnten Jahrhunderts.

Willkommen, Tag! dir jauchzen Millionen
Im Nord, Ost, Süd und West,
Und aller Erde Nationen
Bist du ein Freudenfest

Ein Säkulum von segensreichen Tagen
Folgt dir, Sohn der Natur!
Der Wohlfahrt Unhold zu verjagen
Von uns und unsrer Flur.

Du bist der Herzog, der die Reihen führet
Und Glück und Heil uns bringt
Und, mit der Palme schön gezieret,
Hindurch die Sphären dringt.

Wir segnen dich und deiner Brüder
Reihe:
Uns fliehet Furcht und Schmerz —
Wir bringen dir mit Lust zur Weihe
Ein freudetrunknes Herz.

Denn neue Hoffnung, neue Freuden
spendest
Du allen, reich und arm;
Du bringst uns Frieden und vollendest
Dein Werk mit mächt'gem Arm!

Heil dir! — Heil uns und allen frem-
den Zonen!
Heil! Heil der ganzen Welt!
Dem Bande, das der Erde Kronen
In sich umschlungen hält!

Heil Ihm, dem Theuren, der mit Va-
termilde
Uns liebt und wohl regiert —
Ihm, unter dessen Schuz und Schilde
Uns keine Klage rührt.

Heil Ihm, dem guten Fürsten! lange
webe
Am Faden seiner Zeit
Die Parze! Seinen Thron umschwebe
Glück und Zufriedenheit!

Heil uns und unserm teutschen Va-
terlande,
Das sich der Ruhe freut,
Wo süfser Freundschaft goldne Bande
Kein falscher Wahn entzweit.

Romanze.

Das Mädchen von Pirna

oder:

die Keuschheitsprobe.

Ein Städtchen liegt in Sachsenland
Hart an der Elbe Strande,
Durch Treu' und Redlichkeit verwand
Dem lieben Vaterlande.
Diefs Städtchen ist gar wohl bekannt;
Mit Namen Pirna wird's genannt —
Viel Jammer unverschuldet
Diefs Städtchen hat erduldet

Es wütheten und tobten sehr
Die mörderischen Schweden —
So haufste noch kein Kriegesheer
In grofs und kleinen Städten.
Kein Mensch des Lebens sicher war;
Der Mordsucht Opfer wurden gar
Die Kinder in der Wiege
Im blut'gen Schwedenkriege.

Sie

Sie zeigten sich nur allzubald,
Geübt in losen Streichen;
Denn grofs und klein und jung und alt
Mufst' ihren Schwerdtern weichen
Was männlich war, das mordeten
Sie ohne Gnad' und schändeten
Die Weiber und die Mädchen
Noch obendrein im Städtchen.

Ach, Jesus! Jesus! Gott erbarm!
Schrien mit zerrauften Haaren
Die Mütter mit dem Kind im Arm —
Ach! schonet, ihr Barbaren!
Ach! schonet unsrer Kinder nur. —
Ist denn von Mitleid keine Spur
In eurem Herz zu finden?
Vergeb' euch Gott die Sünden!

Ohn' Gnade und Barmherzigkeit
Ergriffen die Barbaren
Die Jammernden, zum Tod bereit,
Und trieben sie zu Paaren;
Und Weib und Mädchen schleppten sie,
Gleich Henkern, wie das liebe Vieh,
Ohn Anselm ihrer Jugend,
Zur Schlachtbank hoher Tugend.

Was ihren Lüsten widerstand,
Ward mit Gewalt gedungen,
Gebunden über Kreuz die Hand,
Zur Unzucht doch gezwungen.
Kein Jesus! half, kein Gotterbarm'! —
Dem schwelgerischen Gauch im Arm,
Sank Unschuld hin und Tugend
In Blüthenreiz der Jugend.

Und was der Ford'rung sich ergab
Aus unkeusch schnöder Liebe,
Das lohnten schier die Buben ab
Mit thierisch geilem Triebe.
Zulezt für diesen Minnescherz
Noch einen Dolch ins feile Herz:
Da, fahre hin, Kanaille! —
Auf, Brüder! zur Bataille.

Doch einem Mädchen es gelang,
Der Schande zu entgehen
Und, troz der Lieb' Sirenensang,
Im Kampfe zu bestehen, —
„Viel lieber sterben, als entweiht
„Zu treten, kommt dereinst die Zeit,
„Vor Gottes Hochgerichte
„Mit heuchelndem Gesichte.

So

So sprach Maria und entwand,
Verzweifelnd, sich den Händen
Der Bubenschaar, die um sie stand,
Die Schandthat zu vollenden —
Und furchtsam, wie ein Reh entflieht
Dem Mordgewehr des Jägers, sieht
Maria von den Dolchen
Der Räuber sich verfolgen.

Und wie auf Winden schnell entrückt,
Stand auf des Berges Gipfel
Sie unwillkührlich da und blickt'
Hoch durch der Bäume Wipfel
Hinab in's schauerliche Thal;
Und ach! — die mörderische Zahl
Verfolgte sie, zu würgen
Das Lamm in den Gebürgen.

Und kalter Schauer faßte sie,
Durchbebend ihr die Glieder;
Da schwankten unter ihr die Knie —
Und auf den Boden nieder
Sank, händeringend, sie dahin
Mit wildem, halb verkehrten Sinn
Und schier zerrauften Haaren,
Verfolgt von den Barbaren.

„Er-

„Erbarm' dich mein, o Herre Gott!"
„Sey gnädig meiner Seele!
„Ich fürchte nicht den bittern Tod —
„In deine Hand befehle
„Ich meinen Geist." — So betete
Die fromme, schon geheiligte,
Und stürzt' am Felsen nieder,
Zerschmetternd sich die Glieder.

So rettete Maria sich
Auf Kosten ihres Lebens —
Der Anblick war gar jämmerlich
Und Hülfe war vergebens,
Am Felsen rann das Blut hinab —
Und zwischen Steinen fand sein Grab
Das keuscheste der Mädchen
Im hart bedrängten Städtchen,

Heil jedem braven Mädchen, Heil!
Das seine Unschuld schützet
Und sich, für keine Summen feil,
Auf reine Tugend stützet.
Weh euch! die ihr Marien straft
Und fühllos, ohne Wissenschaft,
Ob ihrer Handlung tadelt
Und ihren Werth entadelt,

Sie ist verklärt und steht vor Gott:
Der Körper ruht im Schoose
Der Erde, frei von Schand' und Spott,
Bedeckt mit leichtem Moose.
Die Lüftchen wehn so schaurig dort;
Und um den Hügel fort und fort
Tanzt um die zwölfte Stunde
Verklärter Geister Runde.

Ein Kreuz noch heut'ges Tages steht
Im Felsen eingehauen,
Wo man zum Diebeskeller geht, *)
Gar deutlich anzuschauen.
Wer dahin kommt, der rühmt und preist
Die Auserwählte. — Jezt noch heißt,
Zu dieses Mädchens Lobe,
Der Stein: die Keuschheitsprobe.

---

*) Der kleine Diebskeller: eine von der Zeit vorwitterte Felsenmasse auf dem Ziegenrück ohnweit Thürmsdorf im Meißnischen Kreise.

Epistel an W...;

Am Hof? — Im prächtigsten Pallast? —
Von falschen Heuchlern rings umgeben,
Die nur dem Redlichen zur Last,
Dem Lande zum Verderben leben? —
Sich brüsten, wenn, durch sie gedrückt,
Umsonst die Armen Hülfe suchen,
Und lachen, wenn, im Staub gebückt,
Der Bürger Herzen ihnen fluchen? —
Wo fromme Tugend nur verbannt
Und grausenvolle Laster glänzen,
Da sollt' ich, von der Welt gekannt,
Mit eitler Ehre mich bekränzen?
Da sollt' ich Unschuld würgen sehn
Und mich an ihren Schmerzen weiden?
Da feigen Schurken huldigen
Und thränend den Geringern neiden? —

Nein!

Nein! Nein, das will ich nicht, mein Freund!
In deinen blumenvollen Gründen
Will ich, auf ewig dir vereint,
Des Lebens Freuden ganz empfinden.
ins stille Thal, wohin auch du
Einst flohst und, fern von dem Gepränge
Der Stadt, jezt lebst in süfser Ruh,
In dieses Thal eil' ich und dränge
Mich in den kleinen Zirkel ein,
Den du regierst mit Vatermilde.
„Lafst mich auch euer Mitglied seyn!"
Ruf' ich dann: „Selige Gefilde!
Ja! selig ganz allein durch dich
„Und selig die Bewohner drinnen." —
O Freund! O Vater! nur für dich
Soll dankbar eine Thräne rinnen,
Wie sie die Freude rinnen läfst,
Wenn ich an deinem Busen hange,
Dich halt' in meinen Armen fest,
Von deiner Hand den Lohn empfange,
Den Lieb' und Freundschaft mir gewährt.

O

O Sophie — sie, der Mädchen Beste,
Dein Kind, vom Schicksal mir beschcert —
Mit ihr eil' ich zum Wonnefeste
Zwar ohne Prunk und Schwelgerein,
Doch heiter, Arm in Arm geschlungen
Und von der Dörfler frohen Reihn
Beim freundschaftlichen Mahl umrungen.
Wenn dann um dich beim Dankgebet
Dein kleines Völkchen, deine Freude,
Mit kindlichem Gehorsam steht,
Dann schmieg' ich mich an deiner Seite
An meine holde Sophie an;
Dann segnen wir beim heil'gen Bunde,
Den keine Zeit je trennen kann,
Die längst gewünschte frohe Stunde.
Wenn dann der erste Tag erwacht
Im jungen Lenz und wir uns freuen;
Wenn der azurne Himmel lacht
Und blaue Veilchen Wohlduft streuen;

Wenn

Wenn zaubervoll sich die Natur
Fest an den Reiz der Liebe kettet
Und auf der segensvollen Flur
Zunächst der Freundschaft Freuden bettet;
Dann, Vater! wallen du und wir
Aufs neu' umher auf grünen Auen
Und freun uns, sehen wir mit dir
Dann jeden schönen Morgen grauen,
Wenn sich die junge Lerche schwingt,
Ihr Lied beginnt in frühen Lüften,
Der muntre Knabe muthig springt
Und auf den buntgeblumten Triften
Der frohen Hirten Flötenklang
Ertönt, wenn sie die Heerden weiden
Und lieblich ihn im Rundgesang
Die braunen Schäferinn'n begleiten.
Wenn dann dem Meer die Sonn' entsteigt
Und liebreich jedes Pflänzchen wärmet,
Vom frühen Morgenthaue feucht;
Wenn jedes Bienchen sumst und schwärmet
Und jedes Blümchen lacht uns an,
Dann eilen wir mit frohen Blicken

Zum

Zum Wonnegärtchen, Mann für Mann,
Mit diesen Blumchen uns zu schmücken.
Und so umschwebt der Blüthen Duft
Uns, wenn zum kleinen Mittagsmahle
Die häusliche Matrone ruft
Und eine hochgethürmte Schaale
Mit frischem Obst uns aufgetischt,
Lyäus sich im goldnen Becher
Geheim in unsre Freuden mischt
Und schalkhaft lacht, wenn frohe Zecher
Der nectarvolle Kelch besiegt;
Indefs sich dort der muth'ge Schnitter
Im Bett' von weichem Grase wiegt
Und, ungetäuscht durch eitlen Flitter,
Die muntre Dirn' an ihn sich schmiegt
Und beide, ganz mit sich zufrieden,
Ein Stücklein trocknes Brod begnügt,
Da uns ein vollres Maas beschieden.

So wird der Sommer uns entfliehn —
Des kühlern Herbst's Erquickungs-
stunden
So schön, wie er, vorüberziehn
Und nimmer, nimmer unempfunden
Dann jeder Augenblick uns seyn.
Und trauert schon im weifsen
Kleide,
Kehrt Hyems wieder bei uns ein,
Natur an ihrer Schwestern Seite,
So wird uns doch der kahle Greis,
Wenn er am Feuerheerd sich
wärmet
Und um ihn her der bunte Kreis
Von Jünglingen und Mädchen
schwärmet
Und seiner Kutte schäckernd lacht,
Gern manche süfse Freude schaffen.
Indefs nach städtscher Jungfern Pracht
Die jungen Gecken weidlich gaffen,
Bei Ball, Konzert und Assamblé
Schon in Elisium sich fühlen,
Wenn, an der Liebespanáze
Im Nebensaal' sich abzukühlen,
Des Weibes buhlend Auge blinkt,
Das, mit entblofstem Reiz sie täu-
schend,

Zum

Zum Sopha schmachtend niedersinkt
Und, ehr vergessend, Laster heischend,
Die einst gelobte Treue bricht,
Die Teutschlands Töchtern sonst so theuer
Und ganz für ihre Gröfse spricht.
Zwar lebt man da schon um so freier,
Seit Göttin Mode thronisirt;
Doch hier — was kümmert uns die Mode,
Wo Lieb' und Eintracht nur regiert
Und uns der sanftre Friedensbothe
Zu freundschaftlichern Freuden winkt?
Wo Jahre schnell, wie Augenblicke,
Die Flur ein Paradies uns dünkt?
Drum eil' ich hin, dafs ich dich drücke,
Dich, Vater! an mein fühlend Herz —
Bei dir soll mir mein künftig Leben
Entfliehn und unschuldsvoller Scherz
Und inn're Ruhe uns umschweben,
Wenn sich das Aug', von Schlaf bedeckt,

Am

Am Abend schliefst, zu neuem Glücke
Ein lichter Morgenstral erweckt.
Dann ruf' ich laut: Wohin ich blicke,
Ist Kette, Ordnung, Harmonie
Und Abglanz all' der Herrlichkeiten
Des Weltbeherrschers; ohne sie
Wär' diese Erde sonder Freuden
Und ew'ger Schlaf des Menschen Loos.
Und wär' diefs nicht, so wär' das Ganze
Ein unvollkomm'ner Bau. Nein! Grofs,
Grofs ist der Herr und seinem Glanze
Entspricht das Werk, das er gemacht.
Wer wagt's, zu ihm sich aufzuschwingen?
Er, dessen Auge schlaflos wacht,
Vermag allein, hindurchzudringen,
Wo Menschenblick im Dunkel irrt. —
Was ist der Mensch? — Sein ganzes Wissen
Ist Stückwerk nur! — Sein Blick verliert
In unendbaren Finsternissen

Sich allzu oft, wenn er es wagt,
In ferne Zukunft einzudringen.
Anbetend steht er still und sagt:
„Bis hieher!“ — Sich hinaufzuschwingen
Zu dem, der einst! Es werde! — rief,
Ist keines Menschen Werk. Der Mächt'ge,
Dem schon, als noch das Chaos schlief,
Von Ewigkeit enthüllt, das Prächt'ge
Der Ewigkeit im Lichte stand,
Umhüllte sie aus weisen Gründen,
Die wir mit menschlichem Verstand
Zu schwach, gehörig zu ergründen.

Doch, Freund! in welch ein Labirinth
Verlier' ich mich? — Schon bin ich wieder
Bei dir, wo meine Freuden sind —
Bei dir, wo süfser Freundschaft Lieder
Mein lauschend Ohr begierig trinkt
Und Sophiens liebevolles Auge
Mir schuldlos froh und lächelnd winkt.
Bei dir bin ich nach altem Brauche —

Doch

Doch nur im Geiste. — Dein zu seyn,
Dieſs ist mein innigstes Bestreben.
Mein Herz, mein ganzes Herz sey dein! —
Was hab' ich sonst, dir hinzugeben? —
Schon fühl' ich jene Freuden ganz,
Die mir, in Sophiens Arm geschlossen,
Bei Sang und Spiel und frohen Tanz
Auf deiner Flur entgegensprossen.
Im Geiste seh' ich schon, wie du
Zur kleinen Gartenthüre eilest
Und, bis im Hafen sanfter Ruh'
Mein Schifflein Anker wirft, verweilest;
Bis ich am Bord mit frohen Sinn
Dir, Vater! um den Hals mich schlinge
Und hin, zum lieben Mädchen hin,
Auf Fittigen der Liebe schwinge.
Und hab' ich dann, was längst mein Herz
Gewünscht, so schwindet Gram und Leiden;
Bei dir allein blüht Lust und Scherz —
Bei dir des stillern Lebens Freuden!

Nicht der Tartüffe Heuchelein
Verbittern uns die ächtern Freuden,
Und unbezahlter Schmauserein
Darf uns kein stolzer Prasser neiden.
Wir leben froh und ungestört
Und nehmen gut' und trübe Tage,
Wie sie der Himmel uns gewährt,
Gelassen an und ohne Klage.
So leben wir und fürchten nicht
Den lezten Seigerschlag, der näher
Mit jedem Schritt uns kommt. — Zwar bricht
Die welke Knospe hier der Mäher,
Doch mäht er sie nur darum ab,
Weil ihre Lebensgeister fliehen —
Und mäht sie in das kühle Grab,
Um dort einst wieder aufzublühen.

Drum lafs uns, Freund! in stiller Ruh
Des Lebens Schöne ganz geniefsen,
Und schliefst sich unser Auge zu,
Auch ruhvoll unsre Laufbahn schliefsen.

An

An

Herrn K. R. F . . .

bei der Anlegung eines

Gesundbrunnens.

Dank dem grofsen Bildner der Natur!
Dank dir, glücklicher Besitzer dieser Flur!
Ohne Rührung weicht von dieser Stelle
Nicht mein Fufs. — Gelabt an deiner Quelle,
Freund der Menschheit! tret' ich in dein Eigenthum,
Sehe mich auf allen Seiten um;
Wandle einsam und betrachte,
Was mit schöpferischer Hand
So Natur, als Kunst erfand
Und, was Wildnifs war, zu einen Tempe machte.

In-

Innigen Gefühls, mit forschend frohen Blicken
Geh' ich vorwärts; ruh' im kühlen Schatten,
Wo sich Freundschaft, Lieb' und Treue gatten.
Wonneseliges Entzücken
Bebt mir durch die Glieder
Und — schon seh' ich mich am Ausgang wieder?—
Ach! noch einmal — könnt' ich länger weilen!—
Doch auf kühnem Fittig flieht die Zeit
Und ich mufs nach meiner Heimat eilen —
Nimm indefs zur Dankbarkeit,
Edler Mann!
Dieses kleine Opfer an.
Möchte keiner, der an dieser Quelle
Weilet, ungerührt vorüber gehn! —
Wehe! dem Entweiher dieser Stelle —
Ihn erquicke nicht der lauen Weste Wehn!
Ihn erwärme nicht der Sonne Mittagsstral! —
Nur dem Redlichen sey es ein leckres Mal,
Hier

Hier zu ruhn und sich zu laben
An der Quelle milden Gaben,
Die hier, von der Bäume Wipfeln sanft umrauscht,
Ungetrübt im Stillen lauscht.

Der Kuſs.

Man sagt, daſs Mädchen spröde sind,
Wenn sie uns küssen sollen —
Ha! glaubts doch nicht — schnell, wie der Wind,
Wenn sie nur küssen wollen.

Zwar ist ein Kuſs nur Tändelei —
Doch wenn's dabei auch bliebe;
Denn in dergleichen Schäckerei
Mischt sich gar bald die Liebe.

Von Anbeginn zu Anbeginn,
Auf diesem Rund der Erden,
Wars jedem Mädchen Hochgewinn,
Recht oft geküſst zu werden.

Daſs dieſs die blanke Wahrheit sey
Ist auſser allen Zweifel —
Vor Alters schon trieb frank und frei
Sein Spiel der leid'ge Teufel.

Denn

Denn Mutter Evchen hat fürwahr!
Schon diesen Trieb empfunden
Und, eh' sie Kain noch gebar,
Das Küssen schier erfunden.

Jezt spricht man öffentlich und frei
Mit jedem schönen Kinde
Und scherzt und küfst, wenn auch dabei
Die liebe Mutter stünde.

Gesezt auch, dafs es Sünde wär',
Ein schönes Kind zu küssen —
Hat man nicht schon von Alters her
Sich dieser Kunst beflissen?

Man sehe doch die Vorwelt an
Und werf' in die Geschichte
Nur einen Blick, so findet man
Gar mancherlei Gesichte.

Dort kofst ein Vater Abraham
Mit seiner trauten Sare;
Da schwelgt ein Prinz aus Davids Stamm
Auf Venus Hochaltare.

Dort wiegt der dicke Wenzel sich
Bei Frau Susann' im Bade,
Hier buhlt der Fufsknecht brünstiglich
Um Mädchenhuld und Gnade.

Selbst Götter hielten's Mühe werth,
Vom Thron herabzusteigen
Und am gemeinen Nymphenheerd
Den Mund zum Kufs zu beugen.

Frau Luna gar, die keuscheste,
Erniedrigt' sich zum Schäfer,
Und buhlt' und küfst aufs zärtlichste
Den unbefangnen Schläfer.

So war es sonst, so ist's noch jetzt —
Der Erde Fürsten betten
Beim Kufs sich ein, ein Kufs ergözt
Den Skiav in seinen Ketten.

Was lebt auf Erden, scherzt und küfst,
Es sey Christ', oder Heyde —
Wenn's Mädchen nur kein Teufel ist,
Sonst küssen sicher beide.

Doch

Doch auch die Teufel küssen sich —
Allein der Kufs ist Sünde —
Sich küssen recht herzinniglich,
Das ist doch keine Sünde?

Und wenn's auch ein Gesez verböt' —
Ist's nicht schon längst verjähret? —
Denn vornehm und gering vergeht
Sich und — denkt aufgeklaret.

Doch welch Gesez kann wohl das Recht
Des Küssens je verbieten? —
Ist nicht dem menschlichen Geschlecht
Der Trieb ins Herz beschieden?

Der ohne Küsse nicht besteht —
Der heiligste der Triebe,
Dem keine Seele widersteht,
Der Trieb der süfsen Liebe?

Viel lieber hätt' ich nicht geliebt,
Hätt' ich nicht küssen sollen —
Wer sich in dieser Kunst nicht übt,
Der mufs nie lieben wollen.

Ich

Ich lieb' und küsse oft mein Weib,
Ich küsse meine Kinder;
Ich küsse sie zum Zeitvertreib,
Und keines mehr, keins minder.

Und dieser Kufs ist Hochgenufs —
Die Zeit nur kann ihn stören,
Die alles stört — und diesen Kufs
Soll mir kein Teufel wehren.

Ich lieb' und küsse, wenn ich will —
Und will mein Weib mich küssen,
So halt' ich unverdrossen still,
Den Kufs ihr zu versüfsen.

Mich weckt ein Kufs, nicht Hahngeschrei —
Ist Luzifer hinunter,
Schleicht auf den Zah'n mein Weib herbei
Und küfst mich wach und munter.

Kann solch ein Kufs wohl Sünde seyn? —
Er macht mich ja so glücklich —
Er schmeckt so süfs, wie Gold so rein
Und ist nur augenblicklich.

Drum

Drum sag' ich frei und offenbar:
Ein Kufs ist keine Sünde — !!!
Und wenn die halbe Welt sogar
En fronte vor mir stünde.

Ich küsse doch — und selbst in Noth,
Will ich den Schmerz verküssen;
Und sollt' ich einst auch nach dem Tod'
Für diese Sünde büfsen,

Das Liedchen vom Schäferskneeht,

Ein Mährchen.

Romanze.

Schön klingt das Liedchen vom Schäfersknecht
Im sammt und seidnen Kleide.
Der schönste war er, der reichste im Gau;
Oft fuhrte er selber auf biumiger Au'
Die fettesten Lämmer zur Weide.

Und als er über die Brücke trieb
Am Bächlein hin und wieder,
Da trabte vom Berg ein stattlicher Zug
Von Rossen und Mannen im eiligsten Flug
Zur Tiefe des Tiales hernieder.

Und

Und mitten drunter ein Rittersmann
That auf dem Zelter sitzen;
Der hatte ein Schwerd, drei Ellen wars lang,
Von Silber und Golde die Rüstung gar blank
In Strahlen der Sonne thät blitzen.

Der Ritter nahte dem Schäfer sich
Und thät ihm freundlich grüfsen.
Da lachte der Bub'. — „Was grüfset ihr mich?
„Gestrenger Herr Ritter! ein Schaafsknecht bin ich;
„Das mochtet ihr freilich nicht wissen."

„„Wie? Was? — Du wärest ein Schaafsknecht nur,
„„Und trägst doch Sammt und Seide?
„„Wie räumet sich das? — Tritt näher hieher!
„„Und löse mir eiligst die seltsame Mähr:
„„Defs bin ich begierig anheute."

Muth-

Muthwillig lachte der Schafersknecht
Ob dieses Ritters Fragen.
„Gestrenger Herr Ritter! was gehts euch an?
„Wenn es nur mein Vater bezahlen noch kann,
„So habt ihr nichts darnach zu fragen.“

Darob ergrimmte der Rittersmann —
Mit zorniger Gebehrde
Ergriff er beim Schopf den lumpichten Wicht —
So nannt' er ihn selber — aufs platte Gesicht
Warf er ihn darnieder zur Erde.

„„Im Thurm bei Brod und Wasser soll
„„Sein Leben er verschmachten,
„„Bey Kettengeklirr und Schlangengezicht
„„Mag weiden sein Auge der lumpichte Wicht —
„„Wie? sollt' ich des Bubens wohl achten? ““

Als dies der Vater des Knaben hört,
That er sein Rofs besteigen;
Und trabte zur Burg des Ritters hinzu,
Wohl über die Graben im schnellesten Nu,
Dem Unhold die Wahrheit zu zeigen.

„Einhundert Thaler in euern Schoofs,
„Die zahl' ich euch mit Freuden
„Zum Lösegeld. — Gebt den Jungen mir los!
„Mit Mühe und Sorgen erzog ich ihn grofs —
„Ach! endet, Herr Ritter! mein Leiden. "

„„Einhundert Thaler ist mir kein Geld ""
Erwiderte der Ritter —
„„Den Frevel könnt ihr nicht büfsen mit Geld;
„„Zur Strafe mufs hangen der Schäfer im Feld
„„Am Galgen bei Sturm und Gewitter. ""

Da schlich der Vater sich von der Burg
Mit schwer beklomm'nem Herzen.
Er kehrte daheim mit bänglichem Sinn,
Und Mutter und Tochter fiel über ihn
hin
Und wollte vergehen für Schmer-
zen.

Und als die Mutter es wohl bedacht,
Rang klaglich sie die Hände.
Kein Wörtchen sprach sie — sie gür-
tet den Leib —
Was Männer nicht schlichten, vermag
oft ein Weib —
Und eilte zum Wagen behende.

Sie stieg mit Zittern und Zagen ein
Und trieb noch lange ihr Wesen —
Und rollte zur Burg des Ritters hinzu
Wohl über die Felder im schnellsten
Nu,
Den Sohn ihrer Liebe zu lösen.

„Zwei-

„Zweihundert Thaler in euerm Schoofs —
„Ach! lafst euch doch erbitten —
„Erbarmet euch doch und höret mein Flehn!
„Gestrenger Herr Ritter! ihr solltet nur sehn,
„Was Vater und Mutter gelitten.“

„„Zweihundert Thaler ist mir kein Geld —
„„Erwiderte der Ritter —
„„Den Frevel kömt ihr nicht büssen mit Geld;
„„Zur Strafe mufs hangen der Schafer im Feld
„„Am Galgen bei Sturm und Gewitter.““

Die Mutter weinte und klagte sehr
Ob dieser harten Rede;
Sie kehrte daheim mit klaglichem Sinn —
Und Vater und Tochter fiel über sie hin.
Keins wufste für Angst, was es thate.

Und Töchterlein schwang vom Lager sich
Und gürtete die Lenden;
Sie suchte hervor die seidenen Schuh
Und eilte zur Veste des Ritters hinzu,
Die Leiden des Bruders zu enden.

„Dreihundert Thaler in euern Schoofs
„Und zehn der besten Schafe,
„Die bring' ich euch jetzt zum Lösegeld her —
„Ach! martert und peinigt den Bruder nicht mehr,
„Und schencket ihm gnädig die Strafe."

„„Dreihundert Thaler ist mir kein Geld,
„„Noch weniger die Schafe —
„„Den Frevel könnt ihr nicht büssen mit Geld
„„Zur Strafe mufs hangen der Schäfer im Feld
„„Am Galgen bei Sturm und Gewitter.""

Ver-

Vergeblich war auch der Schwester Bitt',
Ihr Sehnen und ihr Stohnen —
Sie kehrte daheim mit ängstlichem Sinn,
Und Vater und Mutter fiel über sie hin
Und weinten die bittersten Thränen.

Und als Feinliebchen zu Ohren kam
Die fürchterliche Kunde,
Da sank sie für Schreck zur Erde dahin
Und wähnte, zu sterben das wäre Gewinn
In dieser unseligen Stunde.

Doch wie es immer zu gehen pflegt,
Wars nur von kurzer Dauer.
Sie faßte sich Muth — mit eigener Hand
Ward eiligst der Wagen mit Rossen bespannt,
Wie's Sitte beim reichsten der Bauer.

Sie nahm die Peitsche wohl in die Hand
Und führte selbst die Zügel —
Wohl über den Sand, wohl über die Stein
Entrollte der Wagen, zum Burgthor hinein,
Als hatten die Rader gar Flügel.

„Gestrenger Ritter! mein Bräutigam
„Hat euern Zorn verschuldet;
„Gebüfset hat er bei Wasser und Brod,
„Bei Schlangen und Kröten erwartet den Tod,
„Wo mancher die Hunde kaum duldet.

„Ein'n Perlenkranz leg' in euern Schoofs
„Ich zur Versöhnung nieder. —
„Verachtet doch nicht mein bittendes Flehn!
„Und lafst nicht vergebens von dannen mich gehn,
„Ach! gebt mir den Bräutigam wieder. "

Da

Da wandt' der Ritter sein Angesicht,
Die Thräne zu verbergen,
Die unverhoft ihm ins Auge sich stahl,
Und neugte sich wieder zur Dirn' und befahl,
Den Buhlen zu lösen, dem Schergen.

„„Ein Perlenkranz ist mir wohl ein Geld,
„„Das liebste schier von allen.
„„Schön Dirnchen! sey drob zufrieden gestellt —'
„„Der Schäfer soll treiben die Lämmer ins Feld,
„„Zu seines Feinliebchens Gefallen.""

Da schwang auf Flügeln der Liebe sich
Die Dirne zum Gegitter
Und rufte! Komm, mein Geliebter! hervor —
Dein harret mein Wagen am offenen Thor;
Die Schuld hat verziehen der Ritter.

Da

Da trat mit bleichem Gesicht hervor
Der Buhl' aus seiner Kammer,
Und wagte es kaum, mit offen erStirn
Zu schauen ins Auge der listigen
Dirn';
Ihm pochte das Herz, wie ein
Hammer.

Doch wer war froher, als Liebchen
nur —
Von ihren Schwanenhanden
Umschlungen, entrann dem grausen
Gemach
Der Buhle und folgte der Führerin
nach,
Die Reise bald möglichst zu enden.

Und als sie stiegen im Wagen ein,
Entschwand der Unmuth beiden —
Drei Küfschen, so heifs, wie glühender Wein,
Gewährten dem Buhlen Entschadigung
fein
Ob aller bestandenen Leiden.

Und schneller flogen die Rosse nie
Noch über Stein und Kiesel —
Und über sie hin und über sie her
Da fuhren am Himmel die Kreuz und die Quer
Die goldenen Sternlein, wie Wiesel.

Und als sie kamen um Mitternacht
Zu ihrer Heimat wieder,
Da schlugen mit eins die Hunde wohl an
Und drangten sich, bellend, am Wagen hinan
Und sprangen bald auf und bald nieder.

Und Vater, Mutter und Schwester sahn
Sie staunend an für Freuden,
Das Liebchen geschlichtet den fahrlichen Kauf —
Erzählen mufst' Liebchen den ganzen Verlauf
Und sitzen dem Vater zur Seiten.

Da

Da hub die Dirne denn also an:
„Der Ritter war zwar strenge —
„Doch als sich mein Mund zum Sprechen aufthat,
„Da war auch vollführet die kühnliche That:
„Er fühlte sich bafs im Gedränge.

„Er wandte von mir sein Angesicht
„Und wischte sich vom Auge
„Ein Thränchen — „Nun sey zufriedengestellt!“
So sprach er: — „der Schafer soll treiben ins Feld
„Die Lämmer nach altem Gebrauche.““ —

„So treibe“ — tonte mit einem Mal
Laut von des Greises Munde —
„Die Lämmer hinaus ins offene Feld!
„Ein Pärchen zu werden, wenn es euch gefallt,
„Bestell' ich, noch heute die Runde.“

Das

Das war dem liebenden Paar ein Spruch
Aus ihres Vaters Munde —
Sie trieben hinaus ins offene Feld:
Am Abend war herrlich die Tafel bestellt —
So saget die rostige Kunde.

Sie afsen, tranken und thäten sich
In heifsen Küssen üben —
Der Morgen brach an, noch währte der Schmaufs;
Es blöckten die Lämmer und wollten hinaus
Und weckten vom Rausche die Lieben.

„Ihr lieben Thierchen, ach! bleibt daheim
„Und kommt zum Hochzeitreigen.
„Wenn morgen es tagt, so weckt uns gleich,
„Nur heute noch nicht! — Dafür füttern wir euch
„Mit Zuckerbrod, Mandeln und Feigen.

So

So sprach die Dirne, und schmiegte sich
Mit glühend heifser Wange
Dem Buhlen ans Herz. Zu enge ward's ihr
Wohl unter dem Mieder; mit Küssen dafür
Belohnte der Holde die Bange.

Und als es nun zu dämmern begann,
Da weckten sie die Schaafe.
Sie trieben hinaus; kein Unhold mehr kam,
Der Liebchen den Buhlen vom Arme wegnahm
Und zöge zur bübischen Strafe.

Schwärmereien der Freundschaft,

an meinen Freund — o — a —

als er heirathete.

Wenn ich aus Erfahrung spreche,
Freund! wirst du mirs wohl verzeihn? —
Jeder Mensch hat seine Schwäche —
Wenn ich mir ein Röschen breche,
Wirst du darum böse seyn? —
Nein! gewifs nicht — was ich spreche,
Ist ja Wahrheit, ächt und rein —
Fern von allen Schmeichelein
Mufs des Freundes Lippe seyn.

Treu-

Teutsche Freundschaft, teutsche
Treue —
Lieber! sieh mir ins Gesicht —
Sind die Blümchen, die ich streue
An des Altars Stufenreihe
Und als ein Vergißmeinnicht
Dir zum Angedenken weihe,
Freundschaft schwingt sich im Gedicht,
Das von Liebe, Kuß und Pflicht,
Von dem Glück der Ehen spricht.

Liebe ist uns allen eigen —
Liebe ist des Menschen Glück!
Fürsten, die den Thron besteigen,
Sklaven, die in Ketten schleichen,
Fühlen ihren Zauberblick. —
Ihre Wonnen zu erreichen,
Welch ein göttliches Geschick! —
Und aus ihrem Feuerblick
Strahlt der Gottheit Bild zurück.

Und

Und auf ihrem Schoose wieget
Sich der Jüngling und der Mann;
Und an ihrem Busen schmieget
Sich, von ihrer Macht besieget,
Lächelnd froh das Mädchen an;
Und auf ihrem Fittig flieget
Herz an Herz zum Himmel an —
Liebe! wer dich liebgewann,
Ist ein überreicher Mann.
Liebe ist das Glück der Ehen —

Trete auf, wer's leugnen will! —
Ist ein göttlich Einverstehen
Guter Seelen, die sich sehen,
Die sich finden, im Gefühl
Reiner Freuden hinzugehen
Zum gewünschten frohen Ziel —
Liebe schafft der Wonnen viel,
Ist des Himmels Vorgefühl.

Gehst du durch die goldne Pforte
In des Tempels Vorhof ein:
Hörest du am heil'gen Orte
Des Geweihten Segensworte,
Lieber! o, so denke mein —
Präge dir der Freundschaft Worte
Tief in deine Seele ein!
Athme ungetrübt und rein,
Heifser Liebe Wonnen ein!

Athme Wonnen und geniefse!
Liebe ruft dich zum Genufs —
Seligkeit sind ihre Küsse!
Ihre zärtlichen Ergüsse
Spendet sie beim Morgengrufs —
Auf! vollende und geniefse!
Ruft der Liebe Genius —
Und bei ihrem Zauberkufs
Schwindet Unmuth und Verdrufs.

Wer

Wer kann ohne sie bestehen?
Freund! wer fühlt nicht ihre Macht?
Wer kann ihrer Macht entgehen?
Sprich! wer kann ihr widerstehen,
Wenn sie tändelt, scherzt und lacht?
Ha! ihr Flüstern, Rauschen, Wehen
Stählt des Helden Muth zur Schlacht,
Und das schwärz'ste Dunkel macht
Sie zur schönsten Götternacht.

Liebe — Liebe, Freund! besiegte
Auch mein Herz — ich sprech' als Mann —
Und auf ihrem Schoose wiegte
Mich die Liebe — und ich schmiegte
Mich an ihrem Busen an. —
Hätt' ich, als sie mich bekriegte,
Wohl ihr Widerstand gethan? —
Nein! ich fand Behagen dran,
Ward durch sie ein froher Mann.

Liebe ist das Glück der Ehen —
Noch einmal: wer's leugnen will,
Trete auf! — Ich will ihn sehen!
Will mit ihm den Kampf bestehen —
Liebe! Liebe! dein Gefühl
Hebt mich zu Olympus Höhen —
Reine Liebe, sanft und still,
Leitete bei Tanz und Spiel
Mich zum frohen Gotterziel.

Liebe lehrte mich geniefsen;
Lehrte mich, was leben heifst —
Fern von grofsen Ueberflüssen,
Bin ich froh bei frohen Küssen,
Und empor schwingt sich mein Geist. —
Mich durch Liebe glücklich wissen,
Ist mein Reichthum allermeist;
Und ich weifs, was leben heifst —
Holde Liebe! sey gepreifst.

Mann

Mann zu seyn, o! welch Vergnügen.
An des trauten Weibes Hand
Seinen Pflichten obzuliegen;
Jeden Unfall zu besiegen;
Treuer Liebe Unterpfand
So im Vaterarm zu wiegen,
Ist gewifs ein schöner Stand —
Freund! wer diefs Geheimnifs fand,
Ist dem Himmel schon verwandt.

Konntest du wohl widerstehen.
Als die Liebe dich umschlang? —
Nein! du konntest nicht entgehen;
Denn ihr Säuseln, Rauschen, Wehen
Ist ein süfser Wonneklang —
Und du lerntest sie verstehen —
Liebe färbte dir die Wang'
Lieb' erzeugte heifsen Drang,
Tonte dir wie Engelsang.

Und du forschtest ihre Tritte,
Folgtest ihrem Zauberton:
Suchtest aus der Mädchen Mitte
Dir ein Mädchen, teutscher Sitte,
Und — Erfüllung ward dein Lohn.
Heitern Blicks, mit raschem Schritte
Giengst du hin und nanntest schon
Dich der Erde ersten Sohn,
Schwangst dich auf zum Götterthron.

Lächelst als ein Gott hernieder,
Fühlst und freust dich königlich —
Hörst der Freundschaft Wonnelieder,
Lohnst on Liebe Liebe wieder,
Wiegst auf ihrem Schoose dich.
Und durch alle deine Glieder
Rollt ein Feuer mächtiglich,
Theilt durch all Sennen sich
Und erhebt zur Freude dich.

All' der Erde Seligkeiten,
Alle, Lieber! sind nun dein —
All' der Liebe Süßigkeiten,
An der Freundschaft Wonnefreuden
Angekettet, sind nun dein —
Alle Wonnen, alle Freuden,
Alle — alle sollen dein!
Nur der einz'ge Wunsch ist mein:
Deiner Freundschaft mich zu freun.

Bei

Bei der

Wiedervereinigung im Sommer,

der W...schen Gartengesellschaft

in E... gewidmet.

Auf, Brüder! Auf! Ergreift das Band,
Das euch die Freundschaft bindet.
Auf, alle! reichet euch die Hand
Als Freunde; denn ihr findet
Durch Harmonie und Fröhlichkeit
Im Tempel der Genügsamkeit
Die wahre Freundschaft nur.

Hier, wo so mancher Sommer floh,
So manche schöne Stunde,
Hier, Brüder! sind wir glücklich, froh
Beim heil'gen Freundschaftsbunde;
Denn Freuden bieten uns sich dar —
Drum lafst uns auch für dieses Jahr
Den schönen Bund erneun.

Er-

Ergreift das Glafs und schenkt es voll
Und führt es rasch zum Munde,
Und bringt der Freundschaft einen Zoll
In hochvertrauter Runde!
Befestiget der Freundschaft Band!
Versiegelt es mit Mund und Hand
Und lafst uns fröhlich seyn!

Denn Fröhlichkeit ward uns gesandt,
Gesandt ward uns die Freude
Ab vom Olymp — und Hand in Hand
Geniefsen wir sie beide.
Wir huldigen der Weisheit hier —
Und froh und friedlich dienen wir
Der wahren Freundschaft nur.

Drum noch einmal das Glas zur Hand
Mit hocherfülltem Triebe!
Befestiget der Freundschaft Band
Durch Eintracht und durch Liebe!
Es lebe und sey hochgepreifst,
Was Mitglied unsers Zirkels heifst
Und wahre Freundschaft übt!

Es lebe jeder brave Mann,
Der unsern Jubel ehret!
Es lebe, was sich freuen kann
Und unsre Freuden mehret!
Es lebe, wer in unserm Kreis'
Das Leben zu genießen weiß
Und mit uns froh zu seyn!

Es leben auch die Schönen hoch,
Die wir zu ehren wissen,
Und die, entfernt vom schnöden Joch
Des Vorurtheils, uns küssen;
Die, zu des Lebens Zeitvertreib
Bestimmt, als Mädchen, oder Weib,
Uns Herz und Sinn erfreun!

So laßt uns denn beim Glase Wein,
Bei Scherz und frohen Küssen
Des Erdenlebens uns erfreun
Und froh den Tag beschließen.
Und nicht allein für dieses Jahr —
Nein! für die Ewigkeit sogar
Den alten Bund erneun!

Ro-

Romanze.

Regner Lodbroek.

Zu jener alten Fabelzeit,
Da man Othinen *) ehrte:
Da man Ansgarium**), so weit
Ganz Norden war, nicht hörte:
Da man die jungen Helden noch
Im Zaubertrunk bewährte hoch,
Zu halten die Gelübde;

Da

*) Othin: ein asiatischer Fürst, dem man als Stifter der nordischen Reiche göttliche Ehre erwies.

**) Ansehar: der erste, welcher im Norden das Christenthum predigte.

Da war auch in der Yuker *) Land
Der Fürstentochter eine,
Den nord'schen Prinzen wohlbekannt,
Die oft bei Mondenscheine
Wohl Leib und Leben dran gewagt
Und nicht nach der Gefahr gefragt,
Die sie dabei bedrohte.

Grofs war zwar dieser Prinzen Schaar,
Die sich um sie bemühten;
Doch keinem von den allen war
Prinzessin noch beschieden.
Ein Drache schlung sich um das Haufs,
Liefs keinen ein und keinen aus
Und hütete die Schöne **).

Auch

---

*) Yuker: oder Danen, von Yuk, dem Stammvater der Nation.

**) Die Prinzessin soll ungerathene Söhne gehabt haben und von ihnen sehr gemifshandelt worden seyn; doch die Fabel vom Drachen hat sich länger erhalten, als die Geschichte.

Auch Regnern Lodbrok *) sie gefiel —
Er war ein Skioldunger **) —
Er achtete nicht Tanz und Spiel
Und weder Durst noch Hunger,
Nur Regnern es allein gelang:
Den Drachen er gar bald bezwang
Durch Hülfe seiner Hosen.

So sehr der Drache widerstand
Auch Regners rauhen Hosen,
So ward er doch von ihm gebannt
Und mußt' die Schätze losen.
Er sprengte schnell die Pforten auf
Und trabte so in vollem Lauf
Hinein zu der Prinzessin.

Da

*) Lodbrok: Rauchhose. Beiname von einer Art rauchlederner Hosen, welche Regner getragen und ihm zu Bändigung des Drachen gute Dienste geleistet haben sollen.

**) Skioldunger: Schweden.

Da staunte die Prinzessin sehr
Ob dem, was jezt geschehen;
Doch freute sie sich drum so mehr,
Den Prinz so nah zu sehen. —
„Prinzessin! komm und folge mir —
„Ich hab' in meiner Wohnung dir
„Ein Besseres bereitet.

So sprach er — und gleich schwang sie sich,
Halb Freude und halb Zagen,
Auf seine Schultern rüstiglich. —
„„Wohin willst du mich tragen? —
„„Ach rette aus dem Kerker mich,
„„Wo alles ist so fürchterlich
„„Und Kanzlein schrein und
Eulen.““ —

„Sey ruhig! sprach er — jenes Schlofs,
„Wohin der Weg uns leitet,
„Ist mein und tapfrer Manner Trofs,
„Zum Dienste wohl bereitet,
„Beschützet es: die Zahl ist grofs —
„Nie war so schön ein Prinzen Schlofs
„Im Skioldunger Lande.“

Der

Der Drache ward durch mich gebannt,
„Durch mich die Pforten offen:
Nun kannst du, frei durch meine Hand,
„Ein bessres Schicksal hoffen.“—
e zogen hin ins Damenland;
ur Dankbarkeit mit Herz und Hand
Den Prinzen sie belohnte.

Bei der Einweihung meines Landhauses.

Freund und Freundin, seyd willkommen
In der Freundschaft Heiligthum.
Freude macht mein Herz beklommen,
Hat die Sprache mir genommen:
Zeiht mich keiner Schwachheit drum!
Seht! von Thränen überschwommen,
Sieht dieſs Aug' in jeder Blum'
Sich in seinem Eigenthum
Nur nach eurem Beifall um.

Hier

Hier, wo ich im stillen Kreise
Meines Völkchens glücklich bin;
Wo ich meinen Schöpfer preise
Und nach guter Väter Weise
Blick' auf Weib und Kinder hin —
Sehe, wie in seinem Schweise
Hier der Landmann den Gewinn
Ruhig und mit frohem Sinn
Nimmmt für seine Arbeit hin;

Hier, ihr Lieben! lafst euch nieder,
Ruhet von der Reise aus —
Trinkt! und stärkt die matten Glieder;
Dann erhebt euch lächelnd wieder
Und besehet Hof und Haus,
Pferde, Kühe und Gefieder,
Alles, was hier ein und aus
Geht und flattert; einen Strauſs
Sucht euch dann im Gartchen aus.

Man-

Manner! macht euch was zu schaffen:
Hier sind Pfeifen und Taback. —
's sieht so schön, wenn Manner paffen!
Trinkt! und füttert eure Affen,
Hier ist Kuchen, Doppelback.
Lafst indefs die Weiber scheifen,
Was der Strickstrumpf nur vermag —
Stricken ist ja Weiberplack:
Manner! euch gehört Taback.

Von gelehrten Dingen sprechen,
Dazu ist auch morgen Zeit.
Heute, Manner! lafst uns zechen;
Heute, Rosen uns zu brechen,
Weihen uns der Frohlichkeit!
Weg, mit Steckenpferd und Schwächen
Freude und Geselligkeit,
Freundschaft und Vertraulichkeit
Laden zum Genusse heut'.

Lafst

Lafst uns nach dem Ziele ringen.
Das beim goldnen Becher blinkt!
Lafst den vollen Becher klingen!
Mächtig euern Jubel dringen
Durch die Wolken! — Männer! trinkt —
Scherzen, lachen, küssen, singen
Sollt ihr, bis ihr taumelnd sinkt,
Bis der lezte Tropfen blinkt
Und der Tag zum Aufbruch winkt.

Jezt zur Tafel! — Bunte Reihe!
Mann bei Weib und Weib bei Mann —
Alles, alles hoch sich freue!
Keiner eines Fehls mich zeihe! —
Füllt die Gläser! — Stofset an! —
Küsst! und bringt dem Mann zur Weihe,
Der das grofse Werk ersann,
Saft der Rebe abgewann,
Diesen Becher. — Stofset an!

Alle Mamer sollen leben!
Alle Frauen, hoch und hehr,
Die uns beim Genufs der Reben
Küssend Küsse wiedergeben!
Keine minder, keine mehr!
Auch die Madchen sollen leben!
Von dem Saft der Trauben schwer,
Schwingt den Becher hoch und hehr!
Stofset an und trinkt ihn leer!

Nun so füllet eure Magen!
Efst und trinket und geniefst,
Was die Wirthin aufgetragen.
Mamer! lafst's euch wohl behagen;
Füllt den Becher! Trinkt und küfst! —
Weg! mit Ordensband und Kragen,
Wenn uns Freundes Arm umschliefst,
Liebe uns den Trunk versüfst,
Der in Strömen uns umfliefst.

Zollt,

Zollt, wenn ihr euch satt gegessen,
Auch dem grofsen Geber Dank,
Der uns reichlich zugemessen,
Was wir trinken, was wir essen;
Preis ihm, Ehre, Lob und Dank!
Lafst uns seiner nicht vergessen!
Grofser Geber! grofsen Dank
Sagen wir für Speis und Trank
Dir mit Klang und Jubelsang.

Nun zur Freude in den Garten.
Die für euch Natur gespart,
Und bei Kegelbahn und Karten
Euch im Wiesengrün erwarten.
Folget! Arm an Arm gepaart,
Zu den Freuden in den Garten,
Gleich den Blumen mancher Art,
Manner! für euch hingescharrt,
Von der Freundschaft aufbewahrt.

Nehmt vorlieb und seyd zufrieden!
Schmeckt, von Weibes Hand kredenzt,
Was euch Freundschaft hat beschieden
Und vermag, euch darzubieten.
Schmecket! — Schmecket, wonnum-
kränzt,
Männer! ohne zu ermüden,
Jede Freude, die euch glänzt!
Was noch fehlet, das ergänzt
Lieb' und Freundschaft, unbegrenzt.

Eilet hin zu frohen Tänzen
Bei der hellen Fackeln Strahl!
Tretet hin, mit Blumenkränzen
Schön geschmückt, zu Reihentänzen
Und eröffnet stracks den Ball!
Sehet! wie die Fackeln glänzen,
Also glänzen, ohne Zahl,
Freuden euch beim frohen Mahl
Unter lautem Pauckenschall.

Tan

Tanzt und küsset, bis der Morgen
Durch den grauen Aether dringt!
Küfst und tanzet, heut und morgen!
Und vertanzet Gram und Sorgen,
Bis der Seiten Ton verklingt.
Heute sind wir wohl geborgen!
Mammer! tanzet, küfst und trinkt,
Bis der Tag zum Aufbruch winkt
Und ihr taumelnd niedersinkt.

Mein und Dein.

Mein ist Lina! mein,
Was du nennest dein,
Dieses blond gelockte Haar,
Dieser blauen Augen Paar,
Dieses Näschen, dieser Mund,
Diese Wangen, voll und rund,
Diese Stirne, glühend heifs,
Dieser Halfs, wie Schwanen weifs,
Dieser Busen, leicht bedeckt
Und was drinnen ist versteckt;
Dieser Arm und diese Hand,
Sammt dem Rosaschleifenband;
Dieser Schenkel, dieses Bein,
Dieses Füfschen, neit und klein.
Alles das ist mein,
Lina! mein und dein.

Dein ist, Lina! dein,
Was ich nenne mein.
Was ich hab', ist alles dein,
Was ich bin und werde seyn;
Was ich thu' und hab' gethan
Und noch ferner schaffen kann;
Was mein Fleifs, der mit mir stirbt,
Hier auf dieser Welt erwirbt;
Was ich wünsche Tag und Nacht
Und mir sonst Vergnügen macht;
Was ich um kein Königreich
Tauschen möchte, wär's auch gleich
Mehr, als Gold — mein froher Blick,
Meine Ruhe und mein Glück.
Alles das ist dein,
Lina! dein und mein.

Dieses Mein und dieses Dein
Soll uns beide nur erfreun!
Keinem andern kann es seyn!
Keinen andern soll's erfreun.
Ach! um Gold und Edelstein

Gab'

Gab' ich nicht dirs Mein und Dein.
Möchte dieses Mein und Dein
Unvergänglich, ewig seyn!
Ewig, Lina! bist du mein.
Ewig bin ich, Lina! dein.
Mein und dein und dein und mein,
Ohne Trug und Heuchelschein!

Wenn des Priesters Segenshand
Knüpft das himmlisch schöne Band,
Das sich Seel' um Seele wand,
Als mein Blick den Blick verstand,
Der, von Liebe heifs entbrannt,
Mir dein Herzchen zugewandt,
Steck' ich dir zum Unterpfand
Diesen Ring an deine Hand,
Gebe Namen dir und Stand
Und verschlungen ist das Band,
Herz in Herzen, Hand in Hand,
Durch des Priesters Segenshand.

Ich

Ich und du und du und ich
Sind dann eins. Was kümmert mich
Gut und Geld und hoher Stand?
Gut und Geld ist eitel Tand!
Du nur, Lina! kannst allein
Herz und Sinnen mir erfreun.
Deiner Augen Sonnenstrahl
Ladet mich zum Liebesmahl:
Deiner Lippen Flammenkuss
Zu der Wonne Hochgenuss,
Und ich gebe, Zauberin!
Ganz mich dir zu eigen hin.

Zauberin! mir fern und nah,
Nektar und Ambrosia
Nur von deinem Munde fleusst,
Ach! mir schwindelt — ach! es kreisst
Rund um mich die ganze Welt —
Und zum lichten Sternenzelt
Fühle ich mich dann entrückt,
Gleich dem Seraph hoch beglückt.
Erd' und Himmel schwinden mir.

Süsse

Süsse Lina! nur bei dir.
Süsser wüßt' ich keine mehr,
Keine, die dir ähnlich war'.

War' auch eine, Lina — Nein!
Keine kann dir ähnlich seyn.
Keine, die so reizend ist;
Keine, die so feurig küßt,
Die so treu, so zärtlich liebt,
Lieb' um Liebe wiedergiebt —
Keine andre nenn' ich mein!
Du nur, Lina! bist allein
Mir im Himmel und auf Erd'
Mehr als Gold und Kronen werth;
Du alleine, ganz allein,
Lebend und im Tode, mein!

Rosen blühen; durch die Luft
Wehet Hiazinthenduft,
Wo du wandelst, lebst und webst
Und auf lauen Westen schwebst;

Dei

Deiner Stimme Silberton!
Tonet, wenn der Morgen graut,
Schon vom Nachhall Lina zurück;
Sonnen glühn im Strahlenblick
Deiner Augen, Zauberin!
Meines Herzens Königin!
Solltest nicht die Meine seyn,
Herz und Sinn mir zu erfreun?

Ja! die Meine — Wort ist Wort! —
Ewig, Lina! hier und dort
Sollst du doch die Meine seyn,
Herz und Sinnen mir erfreun.
Erd' und Himmel wohl vergehn;
Aber immer soll bestehn
Dieses Wort, das, rein und wahr,
Sonder Falsch, am Hochaltar,
Lina! meine Lippe sprach.
Willig sprachst du mir es nach. —
Konntest du wortbrüchig seyn? —
Weg, Gedanke! — Lina, nein!

Straft mich, Furien! wenn ich
Untreu werde. — Tödte mich,
Lina! mit dem Strahlenblick
Deiner Augen — nimm zurück,
Was du mir mit hohen Schwur
Zugesaget, wenn ich nur
Einmal, Lina! einmal nur
Brächʼ der Liebe hohen Schwur,
Gäbe einer Buhlerin
Mich zu Lust und Willen hin —
Lina! Lina! du allein
Bist die Meine — ewig mein!

Weh! dem Unhold, der es wagt
Und, wärst nicht die Meine, sagt,
Deiner Unschuld Schlingen legt,
Trug und Falsch im Herzen hegt.
Er vergehe, wie der Wurm
Von des Rächers Arm im Sturm;
Falle nieder in den Staub,
Wie der Bäume dürres Laub;
Sonne nie sein Angesicht

In dem grofsen Weltenlicht,
Trink' und esse nie sich satt
Büsse seine Freveltat!

Lina! Lina, Zauberin!
Meines Herzens Königin!
Wenn ich auch kein König bin,
Hab' ich doch wohl Königssinn.
Lina! Lina! du allein
Bist die Meine, ich bin dein.
Was ich hab' und bin ist dein
Und die ganze Welt ist mein!
Mein und dein und dein und mein,
Herz und Sinnen zu erfreun.
Dieses Mein und dieses Dein
Wird uns beide nie gereun.

Welt und Lina, mein!
Alles, Lina! dein.
Dein und mein zum Hochgenufs!
Zauberin! dein Zauberkufs,

In Won-

Wonnerauschend, honigsüls,
Zaubert mich ins Paradies.
Erd' und Himmel schwinden mir,
Süfse Lina! nur bei dir.
Tausend Wonne, tausend Glück
Strahlet mir dein Strahlenblick.
Ueber alles, hoch und hehr,
Lieb' ich keine, keine mehr;
Lina! du, nur du allein
Bist und bleibst auch sterbend mein
Welt und Lina, mein!
Lina! mein und dein.

Vergifsmeinnicht

an — k — und — n —

Wären noch Blümchen zu finden,
Eilends enthüpft' ich auf Winden
Ins Feld hinaus;
Pflückte sie sicher mit Freuden,
Bände sie, Liebe! euch beiden
In einen Strauſs.

Aber die Winde von Norden
Wehen so grämlich und morden
Die Pracht der Flur;
Alles ist öde und stille;
Schlummernd in trauernder Hülle
Liegt die Natur.

Doch

Doch auch der Winter hat Freuden,
Die uns mit Lächeln zur Seiten
Schwesterlich stehn —
Wer sie nur suchet, der findet
Sicher die Spur und empfindet,
Was gut und schön.

Haschet, o Liebe! nach ihnen —
Schmecket, so lange sie grünen,
Von Lieb' entzückt!
Denket mit fröhlichen Herzen
Meiner bei kosenden Scherzen
Und seyd beglückt!

Kehret der Frühling einst wieder,
Tönen die ländlichen Lieder,
Dann hüpf' ich gleich,
Liebe! nur euch zu gefallen —
Pflücke mir Blumen — von allen
Die schönsten euch.

Laßt mir indessen die Freude,
Liebe! am Feste euch Beide
So froh zu sehn,
Wie ihr, von Wonnen umgeben,
Wollet zum glücklichen Leben
Den Pfad bestehn.

Daß ihr den treuen Gefährten,
Die euch geleitet auf Erden,
Einst ähnlich seyd;
Daß euch das Alter erfreue;
Niemals der Saame euch reue,
Den ihr gestreut.

Wallet dann, Liebe! zum großen
Ziele des Lebens auf Rosen. —
Ein froh Gesicht
Sagt mir: im fröhlichen Kreise
Blüht noch ein Blümchen, das heiße:
Vergißmeinnicht,

An

meinen Freund — ls —

als er heirathete.

Freund! den über alles
Meine Seele liebt,
Der für treue Freundschaft
Freundschaft wiedergiebt,
Dir zu Ehren tönet
Heute mein Gesang.
Lafs es mich bekennen,
Welcher heifse Drang
Mich nach deiner Freundschaft
Warmen Handdruck zieht —
Wie bei deinen Küssen
Mir die Wange glüht.

Nimm daher, o Lieber!
Zur Erwiederung
Meines Herzens Wünsche,
Zur Beglaubigung
Inniger Gefühle,
Die im Hochgenufs'
Unser Herz durchströmten,
Als beim ersten Kufs
Wir den Bund errichtet,
Der so schön bestand
Und zu ew'ger Dauer
Seel' in Seele wand.

Ruh' und inn'rer Friede
Sind es, die uns hier
Glücklich machen können.
Fühlest du in dir
Beide fest verbunden,
O! so bist du, Freund!
Hier auf Erden glücklich
Und mit Gott vereint:
Ganz, von Lieb' durchdrungen.

Rein

Rein und ungetrübt,
Schmeckst du alle Wonnen,
Die dir Liebe giebt.

Was mein Herz empfindet,
Freund! bei deinem Glück,
Das dich heut' umarmet,
Sagt dir jeder Blick.
Wörtlich auszudrücken,
Ist der Mund zu schwach,
Und die Lippe stammelt's
Kaum nur hörbar nach;
Doch in wenig Tagen
Soll ein warmer Kufs,
Freund! dir deutlich zeigen,
Was man fühlen mufs.

Rundgesang

am Geburtstage eines Freundes.

Einer.

Evan, Evan, Evohe!
Lafst uns heute singen!
Hoch die Gläser in die Höh'!
Lafst sie hell erklingen!
Trinkt, ihr edlen Gäste!
Schlürft die goldnen Reste!

Alle

Evan, Evan, Evohe!
Hoch die Gläser in die Höh'!

Einer.

Ihm, dem Vielgeliebten, gilt
Diese Freundschaftsweihe,
Und aus vollem Herzen quillt
Aechte teutsche Treue.
Singet, ihm zu Ehren,
In vereinten Chören!

Alle.

Evan, Evan, Evohe!
Hoch die Gläser in die Höh'!

Einer.

Lebe, teutscher Ehrenmann!
Lebe, küsse, trinke!
Halt' dich an den Keltrer an,
Folge seinem Winke!
Freut euch, edle Zecher!
Ruft beim vollen Becher:

Evan, Evan,
Hoch die Gl

Lebe, teutsch
Redlich, gut
Freundschaft,
Lohnet zehnf
Freunde!
Denn ihr

Evan, Evan,
Hoch die Gl

Lebe, teutsch
Lebe, trinke,

Al-

Alle.

, Evohe!
liser in die Höh'!

Einer.

lier braver Mann!
und bieder —
, wen sie liebgewann,
fach wieder.
! singt ihr Lieder;
r Druck ist bieder.

Alle.

Evohe!
iser in die Höh'!

Einer.

er Biedermann!
küsse!

Lie-

Liebe, Freund! ist wohlgethan
Und ihr Kufs ist süfse —
Und an ihrem Herzen
Lafst sichs weidlich scherzen.

Alle.

Evan, Evan, Evohe!
Hoch die Gläser in die Höh'!

Einer.

Ist das Flämmchen aufgezehrt,
Matten sich die Glieder,
Und der Kelch ist ausgeleert,
Müssen wir dann wieder
In dem Schoos' der Erden
Staub und Asche werden.

Alle.

Evan, Evan, Evohe!
Hoch die Gläser in die Höh'!

Ei-

Einer.

so lebe! — Rosen stehn
m Weg' des Lebens —
e sie, eh' sie verwehn;
blüht vergebens.
flücke und genieſse!
ebe, trinke, küsse!

Alle.

, Evan, Evohe!
die Gläser in die Höh'!

Einer.

ehr' dir der Tag zurück,
nd! so schön, wie heute.
Morgensonnenblick
le dir mit Freude,
Und kein Wölkchen trübe
Dir das Glück der Liebe!

Alle.

, Evan, Evohe!
die Gläser in die Höh'!

Einer.

Und wenn er dann wiederkehrt,
Nun! so denk' der Freuden —
Denk' der Freunde, treu bewährt,
Wie sie Blumen streuten —
Wie sie, wonnetrunken,
Dir ans Herz gesunken.

Alle.

Evan, Evan, Evohe!
Hoch die Gläser in die Höh'!

Auf

Auf den

Unerbittli

Ueber

Julie, wie

Los

Ach! ent

Die ih

Tod der Demoiselle C . . .

ich schwang der Engel seine
Hippe
r ihrem Haupt. — Zum Stau-
be sank
e eine Rose von des Nord-
sturms
sem Wüthen sinkt.

rissen euren Armen ist die
Holde,
hr unaussprechlich hoch geliebt.
Ist

Ist nicht mehr. — Nicht mehr! —
Zu euren Füfsen lieget
Nur die Hülle da.

Und ihr weinet nun bei ihrem Aschenkruge —
O ihr Lieben! weinet länger nicht. —
Lachend floh der Rauber mit dem kühnen Raube
Charons Nachen zu.

Und aus Lethes heilenden Gewässern schlürfte
Sie Vergessenheit der Dinge ein,
Schwankte auf den Fluthen Acherons hinüber
In Elisium.

Und

am Sternenhimmel, wo die Gu-
ten wandeln,
Wandelt Julie und blickt herab—
t herab auf euch mit Seraphslä-
cheln, Liebe!
Die ihr um sie weint,

net nicht! — Sie lebet! — Lebt —
und ihre Seele
Steht vor Gott, geheiligt und ver-
klärt —
auf ihrem Haupte pranget schon
die Krone
Der Gerechtigkeit.

t! dort wandelt sie im Glanze höh'-
rer Tugend,

Eh-

Ehret Gott und preiset ihr Geschick —
Weinet nicht! — Ihr alle kommt ja
einst hinüber —
Kommt zu Julien.

E

zur ländlic

Ich lade
Der Freud
Ihr sollt n
Und alle s
Zwar kam

Als meine
Doch hoff
Und o! —

Ein-

Einladung

chen Feier meines Geburtstages.

euch hiermit zum Feste
le und der Freundschaft ein;
nir alle liebe Gäste
schön willkommen seyn.
n ich euch nicht mehr ver-
sprechen,
e kleine Küche reicht;
ich, Rosen mir zu brechen
- dann ist mein Wunsch er-
reicht:

Denn

Denn ein Gerichtchen Gemüsehn
Wird auf der kleinen Tafel stehn.

Zwo Schüsseln nur — nicht mehr,
nicht minder —
Ein gutes Stück hausbacknes Brod
Und quantum sat — um so gesünder —
Ein froher Scherz, ein lieber Gott,
Ein gut Glas Wein aus meinem Keller
Und zum Desert ein warmer Kuss,
So hoff' ich, soll euch um so schneller
Die Zeit entfliehn im Hochgenuss:
Denn Freundschaft macht den Wirth
dabei
Und Freude spielt den Lohnlakei.

Das Sprichwort sagt ja: Landlich,
sittlich!
Drum kommt! und stellt euch bei mir ein.
Ich

Ich weifs: Ihr seyd nicht unerbittlich:
Drum sollt ihr auch zufrieden seyn —
Sollt mir — ich schwör's mit Herz und
Munde —
Mit Sack und Pack willkommen seyn.
Drum stellt euch früh zu rechter Stunde
Mit Weib und Kindern bei mir ein.
Das Frühstück ist für euch bereit;
Mit Rosen ist der Weg bestreut.

Galathe

an Hiazinthens Grab

Hiazinth, du holder Knabe!
Blühtest gestern noch so
Ach! hier in dem finstern G
Werd' ich dich nicht lach

Du nur warst der Eltern Fre
Und des Dörfchens Pra
Zier;
Meiner Augen liebste Weide
Und der schon Verlobte

Gieng ich Morgens, dir zur Seite,
Unser kleines Thal hinab,
Waren Blumen mein Geschmeide,
Wie sie uns die Wiese gab.

Ohne dich schien jede Stunde
Mir ein langes Jahr zu seyn,
Und die frohste Schäferrunde
War mir ohne dich nur Pein.

Und die Rosen und die Nelken,
Die du jüngst mit eigner Hand
Noch gepflanzet, stehn und welken
Kraftlos nun im dürren Sand.

Und der Hirtenflöten töuet
Keine mehr vom Widerhall;
Und nach deiner Flöte sehnet
Sich jezt Wiese, Berg und Thal.

Gieng

Je

Jedes Lämmchen deiner Heerde
Blöckt und spaht im Gräschen dich;
Und dein treuer Wachtgefährte,
Philax, heult und ängstet sich.

Und auf deinem Grabe liegend,
Trauert deine Galathe;
Sich im Thränenbade wiegend,
Streut sie Blumen dir und Klee.

Wird nun förder nicht mehr deine
Liebevollen Blicke sehn,
Bis die modernden Gebeine
In die Wandlung übergehn.

Wachst, Zipressen! um den Hügel,
Dicht umpflanzt mit Immergrün;
Und auf leicht gespanntem Flügel
Flattre, Zephyr! durch sie hin.

er die Rose — da die Nelke —
Und du, o mein Hirtenstab!
ke, wenn auch einst ich welke,
Mit in Hiazinthens Grab.

Maxens Klagen.

Ich armer Mann! — so klagte Max —
Wer trinkt nun meinen Wein?
Da liegt mein bester Freund, Herr Stax,
Regt weder Arm noch Bein.
Um acht Uhr war er schon im Hauſs'.
Stach selbst ein Duzzend Flaschen aus
Und sammelte der durst'gen Brüder
Viel um sich her und um sich nieder —
Doch, ach! nun kommt Herr Stax nicht mehr;
Drum ist es auch bei mir so leer.

Glückskinder.

Ein Gegenstück

zu

den Kabalen des Schicksals

von

demselben Verfasser.

Leipzig, 1808

bei Carl Gottlob Schmidt.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Wen zum Liebling ſich das Schickſal auserkohr,
Bauer, Bürger, Staatsmann, Held,
Der kommt ſicher durch die Welt.
Er ſey Dummkopf, ſey der größte Thor:
Er ſey brav und gut — nicht gut, nicht brav:
Niedrer Leidenſchaften blinder Sklav,
Immer eins! — Ein Kind des Glücks,
Danket er des günſtigen Geſchicks
Heitern Laune jeglichen Genuß,
Lebt in Jubel und in Ueberfluß.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Einfalt und Sorgloſigkeit. Eine Alltags-geſchichte.

II. Je gröſſer der Scheim, je gröſſer das Glück.

III. Naturverdienſt.

IV. Schürzenglück.

V. Fürſtengunſt.

„Der Junge muß ſtudieren!„ — So pflegte mütterliche Liebe oft über das Schickſal des an ihren Brüſten hangenden Säuglings zu entſcheiden, und ihm mit Gewalt eine Lebensart aufzudringen, zu der er nicht gebohren war. So decidirte ſelbſt der Vater blindlings der Meinung folgend, die ſeine liebe Hausehre ihm von dem rüſtigen Stammhalter ihrer beiderſeitigen, mehr oder weniger glänzenden Familien beygebracht hatte, und Onkel, Pathen und wer die Umſtehenden alle ſeyn mochten, traten dieſem barbariſchen Ausſpruche bei und ſahen, das Gepräge der Dummheit auf der Stirn des kleinen Familienabgotts nicht bemerkend, oder nicht bemerken wollend, dieſen zum höchſten Gipfel der Ehre ſich emporſchwingen. Vor Alters war das freilich für den Bürger der eigentliche und faſt könnten wir ſagen, der einzige Weg, Karriere zu machen: ſonſt keiner. Heut' zu Tage denkt man anders. —

Ein größer Mann zu werden, ist keine Kunst, man darf nur lesen und schreiben und höchstens ein wenig rechnen können, so hat man alles, was man braucht, hat Geld — und das ist das einzige, was den Mann geltend macht, Titel, Rang, Wissenschaften und wie die Allfanfereien alle heißen, sind nichts gegen dies allein herrschende, die ganze Menschheit aufs fürchterlichste tirannisirende Ungeheuer, das den geschäftlosesten Kommerzianten zum ersten im Staate erhebt, in allen Gesellschaften den Ton anzugeben und den Mann von Verdienst, Einsicht und Rang tief unter seiner Würde erniedriget.

„Der Junge muß studieren!“ so sprach Madam Zeising, als die Zeit heranrückte, die den, den Jahren der Mannbarkeit sich nähernden Liebling ihres Mutterherzens von ihrer Seite hinwegzureißen drohte.

„Nein, sag ich, entgegnete der gestrenge Herr Inspector, auf seine ehrlichen und väterlichen Rechte pochend — mit meinem Willen soll er nicht studieren.

„Nicht? Was soll er denn, daß ich fragen mag? — Doch nicht etwa ein Handwerk lernen? —

„Das nicht! — Zwar ist ein Handwerk, das seinen Mann nährt, eine feine Sache, aber nicht der Weg, Karriere zu machen —

„Also! — Wozu hätten wir ihm auch Hauslehrer, Französin, Tanz- und Musikmeister gehalten? —

„Narrheiten! — der Minister Hammelmann hat auch nicht studiert —

„Was denn?

„Er war Schreiber.

„Du willst doch nicht gar aus deinem Sohne einen Bedienten machen?

„Hm! Bedienten — Was kann's dem Buben schaden — Sieht mans dem Geheimenrath ** wohl an, daß seine erste Ausflucht die Schuhbürste war? — Seine Hände sind so glatt, so rein wie die unsrigen — und wer hat das Herz des Fürsten mehr in seiner Gewalt, als er? — Lacht er sie nicht alle aus?

„Daß dem's so glückte —

„Je nu! — Wenn ers auch nicht zum Minister bringt, so weiß er doch gewiß, daß er in Zukunft sein Brodt hat.

Herr Zeising kalkulirte nicht falsch, um so mehr, da er wohl wußte, daß er, des Glanzes seiner Familie ohngeachtet, seinem Sohne kein so großes Vermögen hinterlassen würde, von welchem dieser als Gelehrter standesmäßig leben konnte; mithin handelte er sehr klug, wenn er den Knaben selbst den Weg zeigte, auf dem er am sichersten zu Ehre und Ansehen gelangen mußte.

Zwar sträubte sich Madam Zeising aus allen Kräften darwider; wenn sie aber zurückdachte und die Sache im Stillen ernstlich überlegte, so mußte sie sichs selbst gestehen, daß der Inspector Recht hatte, um so mehr, da er auf demselben Wege sein Glück gemacht hatte und Vater und Onkel derselben Schutzgöttin das ihrige verdankten.

Eine günstigere Gelegenheit hätte sich wohl nicht finden können, den Knaben an den Mann zu bringen und dem Ziel seiner Wünsche entgegen zu führen. „Adolf! sagte der Vater — wie, sichts aus? Wozu willst du dich entschließen?

„Wozu Sie wollen! erwiederte dieser und unterwarf sich blindlings dem väterlichen Willen, indem es ihm gleichgültig war, wozu dieser ihn bestimmen

würde und er sich von Jugend auf gewöhnt hatte, in allen Stücken den pünktlichsten Gehorsam zu leisten, ohne zu untersuchen, ob es ihm gut sey oder nicht.

Ob die Schuld an der Erziehungs lag, oder ob der Knabe von Natur vernachlässiget war, wollen wir nicht untersuchen, kurz! Adolf that, was man von ihm verlangte, es mochte ihm Schaden oder Vortheil bringen, Ehre oder Schande machen, das war ihm gleich viel. Mancher andere würde an seiner Stelle bei einer so zweckmäßigen Erziehung und in der That natürlich guten Anlagen gewiß einen andern Weg eingeschlagen haben, sein Glück zu machen; aber Adolfen fehlte es an der gehörigen Beurtheilungskraft. Sein ganzes Wissen war nichts, als Gedächtnißsache. Er sprach französisch und konnte ganze Seiten aus Moliern und Lafontaine ohne Anstoß hersagen, wie das liebe Vaterunser; er schrieb meisterhaft und ahmte die schwersten Züge nach, aber er war nicht im Stande, einen Brief zu schreiben, oder seine Gedanken auf eine zusammenhängende Weise vorzutragen. Er that niemanden was zu Leide und hing steif und fest an den strengen Lehrer der

Religion und war mit der Bibel so bekannt und vertraut, daß er jeden Spruch, jedes Kapitel, jede Seitenzahl auswendig wußte.

Hofrath Treuwerth, den der Inspector ehedem selbst bedient und als den Beförderer seines zeitlichen Glücks anzusehen hatte, war Adolfs Taufpathe und — vielleicht aus besondern Ursachen — dem Knaben gewogen. Er erbot sich selbst, seinen Pathen in sein Haus zu nehmen und für sein dereinstiges Wohl und Unterkommen Sorge zu tragen. Mit beiden Händen ergrif Zeising diese Gelegenheit um so begieriger, je mehr er seinem Mäzen dies Opfer schuldig zu seyn glaubte und sich schmeicheln durfte, das Glück seines Sohnes begründet zu haben.

Ohne Weigerung folgte Adolf der Leitung seines Schicksals und betrat mit dem sechszehnten Jahre das Haus seines vielvermögenden Gönners, der einen der ersten Posten des Staats bekleidete und vermöge desselben allenthalben eine entscheidende Stimme hatte. Was konnte er mehr versichert seyn, als nach einigen Jahren in einem festen Brode angestellt zu werden?

Adolf war treu, rechtschaffen und pünktlich in

seinen Verrichtungen; der Hofrath hatte Ursache, vollkommen mit ihm zufrieden zu seyn und übertrug ihm bald die geheimsten Angelegenheiten seines Hauses, dergestalt, daß er alles in allem galt und gleichsam die alleinige Pforte war, durch die man gehen mußte, um an den Hofrath selbst zu kommen. Das brachte ihm denn manchen Vortheil und bereicherte seine Kasse so ansehnlich, daß er in kurzem ein Kapital auf das andere häufte und auf Zinsen lieh, die er, da er zu seinen Bedürfnißen wenig oder nichts brauchte, von Jahr zu Jahr zum Kapitale schlug und manchen über die Achsel ansah, der um die Hälfte zehn Stunden des Tags unterm Drucke des Jochs schmachtete. Doch das meiste trug ohnstreitig die Gunst der Hofräthin zu seiner glücklichen Lage bei.

Adolf spielte keine üble Figur. Er wuchs von Jahr zu Jahr, wurde groß und stark, und schien, sich gleichsam mit Gewalt aus sich selbst heraus gearbeitet zu haben. Ein glatt Gesicht, breite Schultern und ein paar dicke, fette Waden machten keinen geringen Eindruck auf das Frauenzimmer im Hause und fesselten vor allen das Auge seiner Gebieterin, dem die schlotterige Gestalt des Hofraths

Ekel und Langeweile verursachte, daher es allenthalben nach solchen Gegenständen forschte, deren Anblick es sattsam entschädigte. In Adolfen fand die Wollüstige was sie suchte.

Schon hatte sie ihm manchen freundlichen Blick zugeworfen, manche kleine Gefälligkeit erwiesen, manchen Beweis ihrer Zuneigung durch Geschenke gegeben, aber er schien es nicht zu verstehen, und es kostete ihr in der That Mühe, ihn auf ihre Seite zu bringen, indem er würklich mit ganzer Seele an dem Hofrath hieng und aus diesem Grunde schon es als achtungswidrig angesehen haben würde, sich mit seiner Gebieterin in einen vertrautern Umgang einzulassen, als seine Verhältniße zu ihr es erlaubten. Eben diese waren es, die ihn immer in einer gewissen Entfernung von ihr abhielten und ihre Wünsche und Hoffnungen oft vereitelten, wenigstens erschwerten; um so mehr, da er bereits mit dem Stubenmädchen der Frau Hofräthin einverstanden war und dasselbe im Geiste schon die Gefährtin seines Lebens nannte.

Vielleicht würde die nach der strotzenden Mannheit des blühenden Jünglings lüsterne Gebieterin

ihre Absicht nie erreicht haben, wäre nicht Charlotte, so hieß das Mädchen, selbst ihr dazu behülflich gewesen. Diese merkte es nur zu bald, was die Hofräthin im Sinne hatte, machte Adolfen aufmerksam und brachte es, da ihr eignes Interesse ins Spiel zu kommen schien, würklich so weit, daß er das Abentheuer begann. Sie that das nicht ohne Ursache, denn sie hatte selbst Vortheil davon, sah ihrer Eitelkeit gehuldigt und sich in der Gunst ihrer Gebieterin fester gesetzt.

Eines Morgen, als sie im Negligee an der Toilette saß und ihre Reize musterte, trat Adolf unvermuthet ins Zimmer und entledigte sich seines Auftrags, den ihm der Hofrath ertheilt hatte. Er staunte, sie in dieser Attitüde überrascht zu haben, trat ehrfurchtsvoll zurück und bat, ihm schleunige Antwort zu geben; der Hofräthin aber war er der willkommenste Gast. Absichtlich zögerte sie mit der Antwort, ließ die Scheere auf die Erde fallen und nöthigte auf diese Weise den keuschen Joseph, sich ihr zu nähern und ihr zu Diensten zu seyn. Adolf that seine Schuldigkeit, sprang hinzu, bückte sich und wollte die Scheere aufheben, war aber weil die Hof-

räthin ſelbſt darnach griff, und ſie ihm faſt aus der Hand riß, ſo unglücklich, ſie zu verwunden. Für ihn war es Zufall, auf Seiten ſeiner Gegnerin aber beabſichtiget.

Er bat tauſendmal um Verzeihung und wußte ſeinem Leibe keinen Rath, als die Hofräthin eine Ohnmacht affektirte, zurück ſank und im Fallen ſeine Hand faßte und ſo feſt hielt, daß ſie ihn faſt neben ſich nieder zog. Noch ahndete er nichts weniger als Verſtellung und war blos darauf bedacht ihr empor zu helfen, ſie aufs Sopha zu bringen und ſodann ihre weibliche Bedienungen herbeizurufen. Dazu aber ließ es die Hofräthin nicht kommen. Kaum hatte er ſeine Abſicht ſo weit erreicht und ſie ſo ſanft als möglich, aufs Sopha niedergelegt, ſo überraſchte ſie ihn aufs neue, durch ein jähes Erwachen, hielt ſeine Hand feſter und blickte ihm mit einem heiſchenden, allen Muth des Jünglings feſſelnden Blicke ins Auge. Er ſtand, wie verſteinert, ſah und wußte nicht, ob er gehen, oder bleiben ſollte, denn der Anblick, der jezt zum erſtenmale vor ſeinen Augen hintrat, erſchütterte ſein ganzes Weſen mit ſolcher Allgewalt, daß er ſich ſeiner ganzen Be-

ſinnungkraft verluſtig fühlte. Zufällig, oder durch eine erkünſtelte Wendung im Sinken, war das Buſentuch, das ſie nur nachläßig übergeworfen hatte, verſchoben und enthülte ſeinem Auge namenloſe, noch nie geſehene Reize, die ſeinen Blick um ſo mächtiger feſſelten, je mehr der Druck ihrer Hand ihm Mark und Bein durchdrang.

Er wagte es nicht den ungetreuen Flor auf ſeinen Standpunkt zurückzuweiſen, aber auch eben ſo wenig, ſeine Hand von der ſeiner Gebieterin loszuwinden, und unwillkührlich entſchlüpfte ſeiner Zunge die Frage: iſt Ihnen wieder beſſer?

„Mir iſt wohl, Adolf! wohl, wie einer Heiligen.“

Mit dieſen Worten zog ſie ihn ſanft neben ſich aufs Sopha nieder, ohne die Blöße zu decken, oder nur bemerken zu wollen, die ſie gegeben hatte.

„Setze dich Adolf! ſagte ſie

„Frau Hofräthin —

„Ohne Umſtände! — Du wirſt dich doch nicht ſchämen, bei mir zu ſitzen?

„In der That! — Dieſe Ehre — ich weiß nicht —

„Still! — ohne deine Unterſtützung hätte ich leicht Schaden nehmen können; ich bin in deiner Schuld —

„Ich that bloß meine Pflicht —

„Kein Wort davon!

„Vielleicht wäre es nicht geſchehen —

„Wenn dich der Zufall nicht zu mir geführt hätte, nicht wahr?

„Eben das meine ich.

„Adolf! du wirſt doch deshalb nicht zürnen?

„Ich? —

„Ich geſtehe; ſchon längſt wünſchte ich, daß der Fall kommen ſollte

„Sie wünſchten?

„Kommt dir das ſo wunderbar vor? — Adolf! du biſt kein Bedienter vom gemeinen Schlage; du biſt der Vertraute deines Herrn — Die Verwundung war Folge meiner Unvorſichtigkeit; du hatteſt kein Theil daran. — Adolf! könnteſt du mir gut ſeyn?

„Ich? — Frau Hofräthin — Sie vergeſſen —

„Nein! ich vergeſſe mich nicht; wohl aber das

Verhältniß, das bis jetzt zwischen uns obzuwalten schien —

„Sie sprach viel und lange noch im belehrenden Tone über diesen Gegenstand, wegte seine Hand in der ihrigen und drückte sie fest an ihr Herz, um das Schlagen ihrer Pulse ihm fühlbar zu machen und lenkte allmählich das Gespräch von der allgemeinen Menschenliebe auf die Liebe ins besondere. Adolf wußte nicht, wie ihm zu Muthe war. Ihm begannen die Sinne zu schwindeln; jedes Wort, das von den Lippen der verliebten Gebieterin tönte, drang tiefer und immer tiefer ihm ins Inn're; hörbar schlug der Hammer seines Herzens und höher und immer höher stieg die Röthe seiner Wangen. Das hatte er noch nie gefühlt, was er zu fühlen glaubte, obgleich Charlotte schon, so manchmal ihm dem Honig ihrer Küsse gespendet hatte.

Doch zwischen beyden war ein himmelweiter Unterschied. Die Hofräthin war weniger genügsam, als das liebende Mädchen, das auf die Gegenliebe des feurigen Jünglings aus mehr als einer Ursache gegründetere Ansprüche zu machen berechtiget war — und mochte es bei bloßen Küssen nicht bewenden las-

sen. Sie heischte Genuß, benutzte den gegenwärtigen Augenblick und zog, als sie den Vogel im Garne zu haben glaubte, die Schlingen zu.

Jetzt oder nie galt die Loosung.

Wir ziehen einen Vorhang über diese Szene und stellen es der Willkühr des Lesers auch in sich selbst die Freuden und Annehmlichkeiten dieses Augenblicks zu denken, der an der jugendlicher Unbefangenheit unsers Adolfs zum Räuber wurde. Lachend triumphirte die Sirene und freuete sich des Siegs über männliche Unschuld, indeß der Hofrath auf seinem Studierzimmer saß, über die Bestrafung mehr oder weniger schuldiger Ehebrecher und Ehebrecherinnen kaltblütig aburtheilte und es nicht gewahr wurde, daß die Zierde seines Hauptes sich um ein Paar derbe Zacken vermehrt hatte.

Adolfen behagte der Genuß; er war unersättlich und wogte sich, sinnebetäubt und Himmel und Erde vergessend, auf einem Meere von Wonnen, in dem so mancher brave Jüngling vor und nach ihm sein Grab fand. Aber er hatte eine erfahrene Wegweiserin, die seiner Unerfahrenheit zu Hülfe kam und eigenhändig jedes sich ihm entgegenstellende

Hinderniß aus dem Wege räumte, daß er ohne Anstoß darüber hin glitt und, ehe er sichs versah, am Ziele seiner Wünsche stand.

Auf diese Art nun eingeweiht, wurde Adolf mit den Geheimnissen der Liebe von Tage zu Tage bekannter. Er suchte selbst Gelegenheit, das Bedürfniß zu befriedigen, das seine Gebieterin in ihm erweckt hatte und kam ihr fast selbst auf halbem Wege entgegen; denn nur zubald vermochte die Leidenschaft so viel über ihn, daß er den Abstand von der Hofräthin zum Bedienten vergaß und in den Stunden des Alleinseyns mit ihr im Tone der höchsten Vertraulichkeit sprach, wie sie je unter Liebenden statt finden konnte.

Indeß bemerkte Charlotte mit nicht geringer Zufriedenheit die kühnen, glücklichen Fortschritte, die Adolf machte und in mancher Hinsicht auch zu ihrem Vortheil gereichten. Er war der Vertraute seines Herrn, der Liebling seiner Gebieterin, die alleinige Pforte, durch die man gehen mußte, um zu beiden zu kommen und die Klip-

pe, an der man scheiterte, wenn man nicht zuvor bei ihm angeklopft hatte. Auf diese Art war er denn auch ihr Schutzgott, und ohne ihn würde sie nicht gewesen seyn, was sie war — Vertraute der Hofräthin, Theilnehmerin ihrer Freuden und Leiden. Dafür aber regalirte auch sie ihn auf die uneigennützigste Weise und brachte ihm bald ihre Unschuld, die sie fast ganz allein für ihn aufbewahrt zu haben schien, zum Opfer dar.

Sie hatte ein feuriges Temperament und fühlte mehr und immer mehr ein inneres Sehnen und Stöhnen nach der strotzenden Mannheit des blühenden Jünglings, mit dem sie in einem Hause lebte und an einer Tafel speiste, ohne sich jedoch selbst ihm antragen zu wollen und es war ihr daher kein unwillkommener Streich, die Binde, die bis jetzt noch über seinem Gesicht gezogen war, gelöst zu sehen. Die Freiheiten, die seine Gebieterin ihm verstattete, machten ihn kühner und immer kühner und er erlaubte sich nach und nach auch ähnliche bei Charlotten, brach den Rosen ihrer Unschuld den Stengel

und saugte aus ihren Kelchen das Honig der Liebe.

Niemand dünkte sich wohl glücklicher, als Adolf. Aber er dachte nicht an die Zukunft, und an die Folgen eines steten Genusses und Liebetaumels, lebte einen Tag wie den andern herrlich und in Freuden und überließ es einzig und allein dem günstigen Schicksal, für seine dereinste Bestimmung Sorge zu tragen. Er hatte, die Befriedigung des Naturtriebes ausgenommen — und diese mangelte ihm nicht — wenig oder gar keine Wünsche; mithin kein Wunder, wenn das, was ein anderer emsig sucht und alle Kräfte anstrengt, es zu erhaschen, ihm, gleichsam wie eine gebratene Taube, ins Maul flog.

Anders dachte Charlotte. Sie liebte Adolfen mit voller Seele; aber sie mochte nicht gern das Weib eines Bedienten werden. Ihr Sinn stand höher; mithin war es um so nothwendiger, auf irgend eine Standeserhöhung des Geliebten bedacht zu seyn, je weniger Adolf selbst sich darum kümmerte. Es kostete ihr freilich einige Ueberwindung; aber der Weg,

den sie einschlug, war der sicherste. Jedoch durfte sie die Intricke nicht eher beginnen, als bis sie ihrer Sache vollkommen gewiß war.

Zufällig, oder nicht; kurz! Charlotte fühlte sich schwanger. Das war's, was sie wünschte; das der Weg zu ihrem und Adolfs Glücke. Ohne diesem ein Wort zu sagen, gieng sie vor die rechte Schmiede, klopfte an und — siehe! es ward ihr aufgethan.

Der Hofrath, der, seiner Verschrumpftheit ohnerachtet, zuweilen doch, wenn er unbeobachtet zu seyn glaubte, nach dem verschobenen Halstuche einer feistwangigen Wasserträgerinn schielte, oder wohl gar mit der Hand sich unter dem Schürzenbande zu verirren pflegte, war das Stichblatt, auf welches sie ihre Pfeile richtete. Schon hatte er mehrmals, wenn sie, ihn beym Frühstück zu bedienen, auf sein Zimmer gekommen war, freundlich gelächelt, ja! wohl gar durch ein wiederhohltes Backenkneipen ihr sein Wohlwollen zu verstehn gegeben. Um so leichter ward es ihr, ihre Absicht zu erreichen.

Sich ihm immer gefälliger zu machen, ſuchte ſie ihm alles an den Augen abzuſehen, ſeinen Wünſchen nud Bedürfniſſen mit der größten Bereitwilligkeit und Schnelle zuvor zu kommen und ſeinen Schmeicheleien und Liebkoſungen nicht abzuwehren. Ihre Dienſtverrichtungen wußte ſie ſo herrlich einzutheilen, daß ſie ſtatt einem male, zwey, dreymal kam und eben ſo ihre Nachfragen um dies, oder das, verdoppelte. Gemeiniglich brachte ſie die Zeit, die Adolf an der Toilette ihrer Gebieterinn vertändelte, auf dem Studierzimmer des Hofraths zu und ſo ſpielten beide, eben ſo vorſetzlich, als unwiſſentlich, die verkehrte Welt.

Der Streich gelang. Der alte Narr fiel in den Schlingen, die ihm gelegt waren und fand bald nachher Urſache es zu bereuen, daß er ſich hatte von einem Mädchen überliſten laſſen. Er machte große Augen und kratzte ſich gewaltig hinter den Ohren, als Charlotte mit Thränen und ſcheinbarer Schaamröthe ihm das Geheimniß ihrer Schwangerſchaft offenbarte und ihn den Räuber ihrer Unſchuld nannte.

Er mochte wollen, oder nicht, so mußte ers doch glauben und gerieth, seiner Manneskraft mehr zutrauend, als er würklich zu leisten vermochte, nicht auf den Gedanken, daß ein anderer den Raub begangen haben könnte. Auf Adolfen hatte er am wenigsten Verdacht; und aus Furcht vor seiner Gemahlin, die er sogar im mindesten nicht ehelicher Untreue fähig hielt, bat er die Entehrte, zu schweigen und gegen Niemand, wer es auch seyn mochte, deshalb laut zu werden, oder ihn als den Vater ihres Kindes zu nennen. Durch einige Goldstücken, die er ihr in den Schooß warf, glaubte er, ihre Verschwiegenheit erkauft zu haben; aber damit war es nicht gethan. Die Schlaue forderte mehr und — er willigte in alles. Nur er war es, nach ihrer Behauptung und seiner eigenen Ueberzeugung einzig und allein, der sie des erlittenen Verlusts vergessen machen und ihr Ehre, Glück, und Ruhe wiedergeben könnte. Er hielt redlich Wort.

„Ruhig, Lottchen! sagte er, Hand und Wange ihr streichelnd. — Was geschehen ist, ist geschehen! —

„Ein ſchöner Troſt! —

„Ich will alles wieder gut machen,

„Wenn Sie das könnten!

„Warum nicht?

„Heirathen können Sie mich doch nicht —

„Das kann ich freilich nicht, du Närrchen! — Aber dich mit Ehren unter die Haube bringen. — Würdeſt du Adolfen wohl deine Hand geben?

„Adolfen?

„ Kannſt du ihn leiden?

„Je nu! —

„Er iſt ein guter Junge —

„Aber er hat keinen Rang und ich kein Vermögen —

„Das wird ſich alles finden, wenn du nur erſt Ja! geſagt haſt."

Bis hieher hatte Charlotte die Intricke vortreflich geſpielt, denn ſie hatte den Hofrath auf dem Flecke, wo ſie ihn haben wollte und mußte, wenn ſie anders ihren Zweck erreichen wollte. Sie gieng nicht unbefriedigt von dannen und ſchickte, weil ſie es für

Regel der Klugheit hielt, das Eisen zu schmieden, weil es warm war, — Adolfen augenblicklich zu ihm, um ihn beim Worte zu halten; denn er hatte ihr versprochen, sie mit tausend Thaler auszustatten und Adolfen eine gute Bedienung zu sichern.

Da er in die Vergebung der Polizei- und Stadtbeamtenstellen einen besondern Einfluß hatte, so wurde ihm das letztere eben so leicht, als die Auszahlung der ersteren, die schon abgezählt in der Schatulle lagen.

Adolf kam und war, wie aus den Wolken gefallen, als ihn der Hofrath fragte: Ob er einen Dienst haben wollte? — Er hätte ganz dumm seyn müssen, wenn er nicht hätte Ja! sagen wollen. —

„Adolf! begann der Hofrath von neuem — ich habe so etwas für dich; aber unter einer Bedingung —

Adolf stutzte.

„Es ist nichts Böses —

„Wie Sie befehlen.

„ Ei! warum nicht gar; ich könnte dir wohl sonst was befehlen. — Nein! Nein, Adolf! — Die Be-

dingung, die Ich von dir fordere, soll zugleich Belohnung für deine treu geleisteten Dienste seyn —

„Herr Hofrath —

„Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so heirathe Charlotten —

„Charlotten?

„Nun! — Hast du was darwider einzuwenden?

„Nein, Herr Hofrath!

Ob du sie leiden kannst, oder nicht, das geht mich nichts an —

„Warum sollt' ich sie nicht leiden können? — Charlotte ist ein liebes, gutes Mädchen —

„So! —

Fast hätte der Hofrath Blöße gegeben; aber er besann sich, zog zurück und sagte zu sich selbst: Hat der Gelbschnabel auch schon die Bemerkung gemacht, daß sie ein hübsches Mädchen ist? —

Adolf küßte seinem Mäzen die Hand und wollte auf sein Zimmer gehen, aber Charlotte trat ihm in den Weg und nöthigte ihn ihr zu folgen. Sie führ-

te ihn auf das ihrige und sagte: Nun, Adolf! bist du mit mir zufrieden?

„Mit dir?

Der einfältige Mensch wußte nicht, daß er seinem Mädchen sein Glück zu verdanken hatte. Würde er außerdem wohl diese Worte so in dem Tone der Verwunderung wiederholt haben? Charlotten wollte es fast das Herz abdrücken, ob sie es gleich sich vorgenommen hatte, auch gegen ihn die Verschwiegene zu spielen, weil sie glaubte, daß seine Unvorsichtigkeit gegen die Hofräthin an ihr zur Verrätherin werden könnte. Aber die Liebe ließ ihr keine Ruhe und es war, als ob ihr ein Stein vom Herzen fiel, als sie ihm den Schwank erzählte und ihn fragte: Was der Hofrath gesagt hätte?

Adolf staunte über die Kühnheit des Mädchens und war schon im Begrif, ihr einen Verweis zu geben, aber Charlottens Gründe waren überwiegender, als die seinigen und die Aussicht in eine lachende Zukunft machte ihn schweigen.

Indeß setzte er ununterbrochen seinen Dienst und sei-

ne Zusammenkünfte mit der Hofräthin fort. Sie war die erste, die ihn zu seiner Standeserhöhung Glück wünschte, ob sie gleich dadurch seines Umgangs, wo nicht ganz, doch zum Theil, beraubt wurde und tröstete sich mit dem Gedanken, seine Stelle durch ein neues Subject ausgefüllt zu sehen.

Kaum waren acht Tage vergangen, so sah Charlotte ihren Adolf in einer öffentlichen Bedienung angestellt, der er im Grunde weniger gewachsen war, als die Beschaffenheit derselben erheischte. Doch darum kümmerte sie sich so wenig, als der Hofrath, und das Prädikat: Frau Inspektorin — war ihren Ohren eine wohlklingende Musik.

Adolf trat seinen Dienst mit derselben Unerschrockenheit und Simplizität an, mit der er bei allen seinen Handlungen zu Werke gieng und, ob er gleich Anfangs manchen unverzeihlichen Fehler begieng, so hatte er sich doch in der Gunst seines Mäzens zu fest gesetzt, als daß er hätte einen Rückfall befürchten dürfen. Er fand sich nach und nach in sein Fach und ein Jahrgehalt von 600 Rthlr. sicherte ihn die nothwendigsten Bedürfnisse. Er blieb nach wie vor der Liebling seines ehemal gen Dienstherrn, der aus

beſondern Urſachen zuweilen noch manchen Beitrag lieferte und das Kapital der Charlotten zur Ausſtattung gegebenen Tauſend Thaler immer vollzählich machte, indeß Adolf ſeiner ſeits ebenfalls bei der Hofräthin, ſo lange ſie lebte einen Stein im Brette behielt und es als einen Theil ſeines Glücks anſah, ihr alle Wochen zweimal ſeine Aufwartung machen zu dürfen.

Cetera quis noscit.

II.

Je größer der Schelm, je größer das Glück.

Unbekümmert und Sorglos saßen Baum und Räthel, zween der unzertrennlichsten Universitätsfreunde, beisammen auf ihrem Zimmer — wie das der Fall schon oft gewesen war — und verzehrten eben die letzten Ueberreste ihres Mundvorraths welche aus nichts, als einem Stückchen trocknen Brodts bestanden, das kaum hinreichend war, den Hunger eines Einzigen zu stillen, viel weniger zween so rüstige Jünglinge, wie unsere beiden Musensöhne, satt zu machen. Geld hatten sie auch nicht; denn ihre Kasse war bereits seit dreien Tagen total gesprengt, obgleich Räthel immer noch für den Schwank gehalten und zu den geringen Bedürfnissen, die ihre Burschenökonomie heischte, hergegeben hatte, was er vermochte; denn er besaß eine außerordentliche Geschicklichkeit, Billard zu spielen und wagte, wenn er zuweilen auf diese Art einen Schlag gemacht hatte, wie er sich auszudrücken pflegte — einen Theil seines Gewin-

ſes an der Farobank der Göttin des Glücks, die ihm wenig Minuten vorher wohlgewollt zu haben ſchien, gleichſam vor die Füße zu werfen, ſein Glück zu forciren und die Oberhand über daſſelbe gewinnen zu wollen. Dafür aber ſah er ſeine Ungenügſamkeit oft mit dem Verluſt ſeiner ganzen Baarſchaft beſtraft und an ſich ſelbſt die Wahrheit: wie gewonnen ſo zerronnen — beſtätiget. Doch befand er ſich dabei immer noch um einige Prozente beſſer, als ſein pflegmatiſcher Kontubernal, der weder Geſchicklichkeit, noch Neigung beſaß, ſich durch das Spiel etwas erſchwinden zu wollen und luſtig und guter Dinge war, wenn Räthel nur immer ſo viel beim nächtlichen Nachhauſekommen in der Taſche hatte, als ſie für den künftigen Tag bis zu ihrer Reiſe aufs Kaffehaus bedurften.

Sie ſaßen einander gegenüber und lachten hell auf, daß es ihnen ſo gut ſchmeckte, obgleich ſie nicht wußten, wo ſie für morgen etwas hernehmen wollten; denn Räthel lebte gerade in einer unglücklichen Spielepoche und hatte wenig, oder kein Zutrauen zu ſeiner Geſchicklichkeit. Und doch mußte er, nach der Meinung ſeines Freundes, ob er es gleich ſich

vorgenommen hatte, einige Tage auszusetzen, auf den Abend sein Heil versuchen; bis dahin aber mußten noch viele Stunden vorübergehen, denn es war erst Mittag — und dieser Gedanke machte ihnen fürchterliche Langeweile. Diese zu vertreiben, füllten sie ihre Pfeifen und waren eben im Begriff, die Aufwärterin zu rufen und sie, unter dem Vorwande, daß Räthchen eine kleine Unpäßlichkeit überfallen habe, um einige Tassen Kaffe zu bitten, die sie gewöhnlich nicht anders, als gegen baare Bezahlung erhielten. Für diesmal nun mußte sie pumpen — ein Ausdruck, dessen sich die edlen Musensöhne zu bedienen pflegten, wenn sie nicht bezahlen konnten — sie mochte wollen oder nicht.

Lange hatte ihnen der Trank nicht so gut geschmeckt, denn sie hatten ihn um einen wohlfeilern Preis, als gewöhnlich, sich zu verschaffen und die Hartherzigkeit der geldhungrigen Wirthin durch eine Lüge zu bestechen gewußt. Das machte ihnen viel Spas. Noch machten sie ihre Glossen und lachten sich fast halb todt darüber, als es an der Thüre klopfte und ein altes Mütterchen eintrat, das tausendmal um Vergebung bat und sich mit seinem An-

bringen an Herrn Baum wendete, der ſich außerdem mit alten Weibern nicht gern einzulaſſen pflegte, diesmal aber eine Ausnahme von der Regel machte und der Einladung, zu Herrn Bärmann zu kommen, um ſo williger Gehör gab, je mehr er augenblicklich, als die Matrone ihm die Veranlaſſung ihrer Einladung mitgetheilt hatte, glaubte, eine gute Speculation machen zu können. Eine einzige Frage: Warum? — hatte die geſchwätzige Zunge der plauderhaften Alten ſogleich in Bewegung geſetzt und ihn mit der Abſicht des Beſuchs, den er daſelbſt abſtatten ſollte, bekannt gemacht. Er ſäumte keine Minute, kleidete ſich ſchnell an und folgte ſeiner Führerin auf dem Fuße.

Bei ſeinem Eintritte in die Bärmanniſche Wohnung, die mehr im gothiſchen, als modernen Geſchmacke, aber nett und reinlich möblirt war, kamen ihm ein paar Leutchen entgegen, die ſich eins um das andere entſchuldigten und mehr und immer mehr, je länger ſie ihn von unten bis oben hinaus betrachteten, an ſeiner Perſon, Stellung und Geſichtsbildung diejenige Aehnlichkeit zu finden glaubten, die er mit ihrem verſtorbenen Sohne haben ſollte und mußte.

„Ja, wahrhaftig! unſer Heinrich, wie er leibte und lebte.“ — So ſprach die Frau und der Mann fand im geringſten nicht Urſache, ihr zu widerſprechen.

Baum mußte ſich zwiſchen beide ſetzen und vor ihnen ſtand ein runder Kaffeetiſch mit einer geſtickten, aber altfränkiſchen Kaffee-Solvette bedeckt und einem Teller Zwieback, Taſſen und Kaffeezeuge von Delfter Porzellain beſetzt. Herr Bärmann nahm das Wort und bat ſeinen Gaſt um Verzeihung, daß er ihn hatte zu ſich rufen laſſen.

„Wahrhaftig! ſagte er, — Sie haben außerordentliche Aehnlichkeit mit unſerm Sohne, den der liebe Gott zu ſich genommen hat. Wir konnten's der Alten gar nicht glauben. Sie ſpannte unſere Neugier aufs Höchſte und wir konnten's kaum erwarten, bis ſie Ihre Wohnung ausgekundſchaftet hatte.“

Hier erzählte er ihm, wie die Frau, die täglich bei ihnen aus- und einzugehen pflegte, ihn zuerſt geſehen hätte und auf den für ſie ſo wohlthätigen Gedanken gerathen wäre, ſie von ſeiner Exiſtenz zu benachrichtigen und zu überreden, daß ihr Sohn nicht geſtorben, ſondern noch am Leben ſey.

Die alte Frau hatte sich das würklich so ausgedacht: denn die Bährmannschen Eheleute waren über den Verlust ihres Sohnes untröstlich und mochten vielleicht mehr, als einmal, schon gegen sie geäußert haben, daß sie recht herzlich wünschten, an seiner Stelle einen Freund zu haben, der ihnen diesen Verlust ersetzte. Sie war ihm nach gegangen, hatte sich nach seinem Namen erkundiget und den betrübten verlassenen Aeltern sogleich Nachricht davon gegeben.

Baum gratulirte sich deshalb und faßte sogleich den Entschluß, sich in der Gunst dieser braven Leute fest zu setzen, der an sich sehr edel, bei ihm aber mit einem niedrigen Interesse verknüpft war; denn er spielte den Heuchler auf die unverschämteste Weise, richtete sein Abzielen bloß auf ihre Wohlhabenheit, die allenthalben hervorleuchtete und wußte gleich beim ersten Besuche beider Herzen zu erobern.

Er mußte versprechen, über den andern Tag wiederzukommen und seinen Besuch täglich zu wiederholen und zu verlängern. Dazu ließ er sich nun um so bereitwilliger finden, je vortheilhafter für ihn die Aussichten waren, womit ihm seine neue Bekanntschaft schmeichelte, denn schon beim erstenmale gieng

er nicht hinweg, ohne einen Beweis von der Gewogenheit seiner Freunde, die ihn völlig liebgewonnen hatten, empfangen zu haben.

Er wußte den Mantel vortrefflich nach dem Winde zu hängen, lies den Schwächen und Thorheiten seiner Wohlthäter Gerechtigkeit wiederfahren und lenkte absichtlich, jedoch mit Klugheit und Bescheidenheit das Gespräch auf die traurige Verfassung seiner ökonomischen Umstände.

Desto besser waren die des alten Bärmanns. Ob er gleich kein vornehmer Mann war und nicht einmal das Bürgerrecht besaß, so hatte er doch Vermögen genug, gemächlich leben und andern, die es bedurften, helfen zu können. Er prahlte nie mit seinem Reichthume; aber er sprach und hörte gern davon sprechen und beklagte sich oft über die Härte des Schicksals, das ihn so bald die Stütze seines Alters beraubt hatte und ihn nöthigte, den sauer gewordenen Lohn seines Schweißes lachenden Erben zu überlassen, die es ihm nicht danken würden. „Halt! dachte Baum, hier ist ein Schlag zu machen" — und er kalkulirte richtig und schritt eben so schnell zur Ausführung des gefaßten Gedankens.

Die Mineralogie war ſeine Lieblingswiſſenſchaft. Schon als Knabe hatte er darinnen einige Kenntniſſe und da ſeine Geburtsgegend an dergleichen Naturerzeugniſſen reich war, ſich eine ſo anſehnliche Quantität geſammelt, daß er, als er auf die Univerſität gieng, damit einen kleinen Handel trieb, der ihn zuweilen für Mangel ſchützte und in den Stand ſetzte, ſich immer äußerlich gut zu halten und vor den Leuten ſehen zu laſſen. Dieſen Vorrath preis er dann ſeinem alten Freunde und Wohlthäter als ein Zinſentragendes Kapital an und äußerte nicht allein ſeinen Wunſch, ſondern bewies auch dem guten Manne, der von dieſer Wiſſenſchaft wenig, oder nichts verſtand die Möglichkeit, es mit leichter Mühe und Koſten verbeſſern und gemeinnützniger machen zu können. Dazu bedurfte er denn eines Vorſchuſſes, den er an ſich unbedeutend nannte im Verhältniſſe des Gewinſtes, den ihm ein Zeitraum von zehen Jahren ſicherte; und er brachte es durch allerlei Vorſpiegelungen bald ſo weit, daß der leichtgläubige Mann ihm einige hundert Thaler auf Treue und Glauben hingab und ſichs zum Verdienſt anrechnete, ihm unter die Arme zu greifen und zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände etwas

beizutragen. Frau Pärmann hatte bei der ganzen Sache das Beste gethan. Ihr mißfielen, den Abstand ihrer Jahre zu den seinigen nicht gerechnet, keineswegen die schmeichelnden Reden ihres Lieblings, der sich so ganz hinter der Larve des Heuchlers zu bergen und ihre schwache Seite zu fassen wußte; warum sollte sie sich nicht für ihn verwenden? Warum nicht ihm das Wort reden? —

Und wenn er der größte Schurke gewesen wäre, so hätte sie es thun müssen. Baum reußirte; mußte reußiren, denn es war einmal im Buche des Schicksals so bestimmt. Dreistigkeit unter der Larve der Offenherzigkeit, Prahlerei im Gewande der Wahrheit, waren die Gefährten, die ihn ans Ziel geleiteten, zu welchem der bloße Zufall ihn führte — und dieser war seine Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Sohne seiner Wohlthäter.

So war der erste Schritt gethan; aber damit war er nicht zufrieden. Er dachte weiter hinaus und befolgte, obgleich nicht auf die edelste Weise, den Grundsatz: Man muß das Eisen schmieden, weils warm ist.

Einige hundert Thaler konnten ihn nicht glück-

lich machen; die Loosung galt: Das Ganze. Auf die eigenen Herauslassungen der Bärmannschen Eheleute sich stützend, machte er nun mancherlei Versuche, drang weiter und immer weiter vor und bediente sich solcher Mittel, die ihm die Erfüllung seiner Wünsche nicht verfehlen ließen und brachte es nach Verlauf von einigen Wochen bald so weit, daß sie ihn in aller Form Rechtens für ihren Sohn anerkannten und durch gerichtliche Dokumente des Besitzes ihres sämmtlichen Vermögens sicherten.

So lange nun die treuherzigen Alten lebten, hatte er freilich keinen Genuß weiter, als freyen Tisch, freye Wohnung und ein gutes Taschengeld, wovon er seine luxuriösen Ausgaben sehr gemächlich bestreiten konnte. Dabei trieb er seinen Handel mit Stufen und Versteinerungen immer fort und befand sich sehr wohl; machte zuweilen mit Kleinigkeiten einen ansehnlichen Gewinn und sich kein Gewissen daraus, dem Nichtkenner seiner Seltenheiten das auf die gekaufte Waare zu schlagen, was der Klügere ihm abzuhandeln vermochte.

Diese Periode dauerte ohngefähr zwei Jahr. Er fieng an, ungeduldig zu werden und sehnte sich nach

dem unbeschränkten Besitze des nach dem Tode seiner Wohlthäter ihm zufallenden Vermögens. Der Wunsch gieng bald in Erfüllung über. Frau Bärmann segnete das Zeitliche zuerst und wenig Wochen darauf folgte auch ihr lieber Gatte ihr in die Ewigkeit nach.

Nun war unser Bäumchen Hahn im Korbe. Vettern und Muhmen kamen herbei und wollten erben; aber sie mußten mit langen Nasen abziehen und wohnten nicht einmal dem Leichenbegängniße bei, als Baum Testament und Adoptationsurkunde vorzeigte und lachend erklärte, daß er titulo institutionis honorabile, einzig und allein, mit Ausschluß aller andern, der rechtmäßige Erbe der Bärmannschen Eheleute sey.

Mit welcher Begierde er über den Geldkasten seines Erblaßers herfiel, kann man sich leicht denken und er hatte in der That! Ursache, über die Größe des Schatzes zu staunen, den er unter dem Nachlaße eines Mannes fand, bei dem er, nach dessen Stande, Gewerbe und Einkünften zu urtheilen, weniger vermuthet hätte. Das war ihm denn um so willkommener. Demohngeachtet zeigte er sich bald von derjenigen Seite, auf welcher man in ihm den schändlich-

ſten Geitzhals und Betrüger erkennen mußte; keiner ſeiner ehemaligen Freunde und Bekannten durfte es wagen, ihn um einen Thaler anzuſprechen und wem er eine Rechnung zu bezahlen hatte, der mußte lange warten und ſichs am Ende wohl gefallen laſſen, mit der Hälfte verlieb zu nehmen und das übrige in den Rauchfang zu ſchreiben, denn er entblödete ſich ſogar oftmals nicht, zu behaupten, daß er ſeine, oder jene Schuld bereits bezahlt habe.

Immer kam er mit einem blauen Auge weg, ob er manchmal höchſt unrechtlich handelte. Mehr, als tauſend andere, beſaß er die Gabe, ſeine Waare herauszuſtreichen und ſie dem unerfahrnen Käufer für einen ungeheuern Preis aufzuhängen; oder auch, wenn er ja einmal in puncto laesionis ultra dimidium in Anſpruch genommen zu werden bedroht wurde, das Köpfchen mittelſt einer unverſchämten Lüge aus der Schlinge zu ziehen und entweder die Waare zurück zu nehmen, oder den Schaden gutwillig zu erſetzen.

Von dieſer Zeit an lebte er nun ein gemächliches Leben, weder zu ausſchweifend, noch zu filzig; aber er that ſich etwas auf ſeinen Leib zu Gute, fieng an,

einige Figur zu machen, erweiterte seine Bekanntschaften und war so glücklich, in einer der ansehendsten Familien der Stadt Zutritt zu finden und sogar durch eine gewisse Vorliebe, die Herr F. ..., durch den äußern Anschein geblendet, für ihn faßte, in ihren häuslichen Zirkel und als Hauslehrer aufgenommen zu werden.

Das entfernte ihn denn mehr und immer mehr von Freunden und Bekannten, so wie von seiner vorherigen Lebensweise; er dachte nicht an die Vergangenheit und hatte bloß für das Gegenwärtige Sinn und Gefühl, seine Umstände beßerten sich von Tage zu Tage, er hatte weniger Bedürfnisse, weniger Sorgen.

So gieng er auch in seinem Charakter mit Riesenschritten vorwärts. Seiner Plumpheit, die den Anschein teutscher Gerahdheit und Biederkeit gewann, ohngeachtet, spielte er die Rolle des Heuchlers meisterhaft, schmeichelte dem Stolze des begüterten Mannes und seßte sich in der Gunst und Freundschaft desselben so fest, daß man hätte glauben sollen, ihn dereinst als Eidam der F. ... schen Familie in der großen Welt auftreten zu sehen.

Aber das waren eitel Hirngespinnste, so gewiß er auch seiner Sache zu seyn wähnte. F. ... war der redlichste Mann von der Welt, gefällig und wohlthuend, ohne Trug und Falschheit; aber auf der andern Seite eben so hart und unerbittlich, ja! fast unversöhnlich. Wer ihn einmal beleidigte, mit dem war's vorbei; den duldete er keine Stunde länger in seinem Hause. Gleiches Schicksal widerfuhr auch unserm Baum.

F. ... machte eine Geschäftsreise nach England, Frankreich, Italien und einen Theil der Schweiz. Auf dieser mußte ihn Baum begleiten und, um ihn dieselbe zu erleichtern, unter den Namen eines Sekretairs, alle Zahlungen über sich nehmen und, mit Vollmacht von ihm versehen, dieses und jenes Geschäft an seiner Stelle verabhandeln und vollziehen.

Mit dem höchsten Grade dieses Zutrauens, das F. ... seinem vermeintlichen Hausfreunde schenkte, erreichte auch die Rolle ihr Ziel, in welcher Baum bis hieher glänzte. Die Erlaubniß, unbeschränkt schalten zu können, verleitete ihn zur Untreue gegen seinem Wohlthäter; er mißbrauchte seine Güte und

entblödete sich nicht, zu seinem Nachtheil zu handeln und sich durch Bestechungen bereichern zu wollen. Ein Zufall entdeckte seine Betrügereien und entlarvt stand der Böswicht auf dem Gipfel des Glücks, den er erreicht zu haben schien, und wirklich erreichen konnte, wäre er anders redlich und mit Treue in der Besorgung seiner Geschäfte zu Werke gegangen.

Von diesem Augenblicke an zog F. ... seine Hand von ihm ab, gab ihm den Abschied und untersagte es ihm ausdrücklich, jemals wieder sein Haus zu betreten und auf die Erfüllung seiner Wünsche und Hofnungen, mit welchen er sich bisher geschmeichelt hatte, im mindesten einige Rechnung zu machen.

Für jeden andern wäre dieser jähe Rückfall ein Donnerschlag gewesen; aber unsern Baum erschütterte er nicht, um so weniger, da der Großmüthige F. ... ihm noch dazu ein ansehnliches Reisegeld auf den Weg gab und der angethanen Beleidigung ferner nicht zu gedenken versprach.

„Hier, oder dort, gleichviel! — Verstopft sich die Quelle auf der einen, so findet sie ihren Ausfluß auf der andern Seite.“ — So dachte Baum; und

mit diesem Gedanken kam er glücklich in seiner Heimath wieder an.

Ob es nun gleich einiges Aufsehen machte, daß er allein zurück kam und sogar der F. ... schen Familie bei seiner Wiederkunft nicht einmal seine Hochachtung bezeugte, so war man doch so bescheiden, ihn nicht um die Ursache zu fragen, um so weniger, da er so viel, als möglich, auszuweichen suchte und dem Dinge ein Mäntelchen anzuhängen wußte. Die Sache kam in gänzliche Vergessenheit und F. ... selbst dachte ihrer mit keinem Worte; Baum aber entschädigte sich für jenen Verlust in glänzenden Gesellschaften, spielte seine Rolle nach wie vor und galt in den vornehmsten Häusern für einen Mann von Stand und Ansehen.

Als dieser war er den auch so glücklich, Eroberungen zu machen. Und da er überhaupt jedem Frauenzimmer ohne Unterschied des Standes, des Alters und äußerlichen Bildung die fadeste und abgeschmacktesten Schmeicheleien vorzusagen pflegte, so gelang es ihm auch Julien, die Tochter eines der ersten Kapitalisten, für sich zu gewinnen.

Julie Reimond war ein gutes Mädchen, aber

nichts weniger, als schön. Ihr Körperbau war zwar regelmäßig und makellos, aber ihr Gesicht durch die Blattern so ganz verdorben, daß sie vor sich selbst erschrack, wenn sie vor den Spiegel trat, mit dem sie weniger vertraut war, als ihre Zeitgenoßinnen. Dieser Mangel weiblicher Vollkommenheit, den sie selbst zu sehr an sich bemerkte, verursachte ihr manchen Kummer, manches Leiden und drohte sogar ihr das Gehirn zu verrücken, wenn sie ihre Freundinnen und Jugendgespielinnen um sich her versammelt und von mehr, oder weniger glänzenden Anbetern umringt sah. Der Verlust ihrer schönen Gesichtsbildung war irreparabel; das fühlte sie zu tief — und daher glaubte sie, vor der Zeit vergessen zu seyn und das Glück ehelicher Liebe nie theilhaftig zu werden. Ihren Stand, das Ansehen ihrer Familie, den Reichthum ihres Vaters, den sonst so schönen, wollüstigen Bau ihres Körpers berücksichtigte sie nicht; ein schönes Gesicht, glaubte sie, wäre das einzige Mittel, zu gefallen und einen Mann zu fesseln.

Baum war der Glückliche, dem sich Julie — fast könnte man sagen: freywillig — in die Arme warf.

Er tändelte um sie her, sie nahm seine Schmeicheleien für baare Münze und hielt ihn beim Worte. Baum war mit der gemachten Eroberung nicht ganz unzufrieden, denn ihm war mehr um das durch sie dereinst zu gewinnende Vermögen, als um ihre Person zu thun.

Da er jetzt in einer Lage sich befand, die ihn berechtigte, als Brautwerber an den Thüren der vornehmsten Häuser anzuklopfen — denn er ächzte nicht mehr am breternen Busen der hohläugigen Themis hungrig und durstig nach Labsal und Speise, sondern er war Kaufmann, hatte ein offenes Gewölbe und trieb einen freyen Handel — so wagte er es auch bei Herrn Reimond sich melden zu lassen und um seine Tochter anzuhalten; aber er erhielt abschlägliche Antwort. Die Ursache derselben war ihm ein Räthsel; dem rechtschaffenen Vater aber, der sein Kind nicht muthwillig zur Schlachtbank führen wollte, war sie kein Geheimniß.

Daß Väter in diesem Falle oft eben so hart, als delikat sind, lehrt die tägliche Erfahrung. Herr Reimond war beides, aber nicht ohne gegründete Ursachen. Baum war ihm zu bekannt, als daß er,

ſ' mir nichts, dir nichts, ſein Kind ihm hätte hingeben ſollen und, offenherzig zu geſtehen, ſo konnte er ihn faſt nicht leiden. Baum war nichts weniger, als geneigt, die Urſache dieſer väterlichen Weigerung in ſich ſelbſt zu ſuchen; vielmehr ſchrieb er ſie auf Rechnung eines gewiſſen Stolzes, mit dem man in ſolchen Fällen oft zu kämpfen hat, und dachte: er will gebeten ſeyn. Einen zweiten Verſuch zu machen, darauf ließ er ſichs nicht ankommen, zumal, wenn ſein Intereſſe dabei ins Spiel war; mithin fragte er zum zweitenmale an, erhielt aber dieſelbe Antwort.

Das brachte ihn nun einigermaßen in Aufruhr und, faſt hätte er dem rechtſchaffenen Manne, nach ſeiner gewöhnlichen Art, eine derbe Grobheit geſagt; doch er hielt an ſich und nahm, als die Hitze verraucht war, die Sache bei kälterm Blute in reiflichere Ueberlegung.

„Wärs nicht möglich," ſagte er zu ſich ſelbſt, als er allein war — „den alten Starrkopf mürbe zu machen und ſeinen Stolz zu demüthigen? — Ich dächte doch; in der Welt iſt ja nichts unmöglich. — Ja, Vater Reimond: ich weiß ein Mittel; und das muß gehen, ſo wahr ich Baum heiße! — Ich will

dem alten Narren einen Streich ſpielen, den er mir nicht zutraut, und er muß mir ſeine Tochter geben, er mag wollen oder nicht.“

Mit dieſen Gedanken gieng er zu Julien. Er fand ſie allein. Abſichtlich nahm er gegen ſie eine andere Geſtalt an, als diejenige war, in der er ihr bisher erſchienen.

„Julie! ſagte er — aus unſrer Heirath kanns nichts werden.

Julie erſchrack, ſah ihn an und war nicht vermögend, ihn um die Urſache zu fragen.

„Ihr Vater, fuhr er fort — wills nicht zugeben. Und damit Sie ſehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, ſag' ichs Ihnen rund heraus, daß es bloß auf Sie ankommt. —

„Auf mich? —

„Ja! — Iſt's Ihnen im Ernſt darum zu thun mich zu heirathen, ſo müſſen Sie das Ihrige ſo gut dazu beitragen, als ich —

„Was meinen Sie?

„Gutwillig giebt Ihr Vater ſein Wort nicht von ſich; wir müſſen einen Trumpf darauf ſetzen.“

„Welchen?

„Wenn Sie das nicht verstehen! — Sie sind ja sonst nicht so dumm, Julchen!

Julie verstand den Wink, erschrack abermals, schlug ihre Augen nieder und seufzte tief.

„Lieben Sie mich, Julie? begann Baum von neuem und faßte eine ihrer zitternden Hände.

„Ja! erwiederte Julie mit halblauter Stimme und einem hörbaren Seufzer.

„Wollen Sie, daß ich Sie heirathe?

„Ich wünsche es —

„Gut! — Dieser Augenblick entscheide über uns beide —

„Ich verstehe Sie nicht —

„Aber Sie werden, Sie müssen mich verstehen! — Ihr Vater ist halsstarrig, Gott weiß, warum? — Wir müssen seinen Stolz beugen.

„Mein Vater ist nicht stolz; er ist ein guter Mann — ein seelenguter Mann." —

„Das hat er an mir nicht bewiesen. — Aber lassen Sie's gut seyn, Julie! Es ist so manche Ehe ohne des Vaters Einwilligung geschlossen worden —

„Um Gotteswillen! —

„Na! fahren Sie nur nicht gleich zur Decke hinaus. — Als ob das ſo ein Bubenſtück wäre! — Wenn der Vater nicht will, ſo wird ihn das Konſiſtorium ſchon zwingen —

„Himmel! — Nein! ſo tief mag ich meinen guten Vater nicht kränken —

„ Na! ſo haben wir nur geſpaßt —

„Baum!

„Alſo kann aus unſerer Sache nichts werden?

„Auf dieſe Art —

„Julie!

„Baum!

„Was wollen Sie?

„Dein Weib werden, Baum!

Mit dieſen Worten ſtürzte ſie ihm in die Arme, ſchlang ihre Schwanenhände ihm um den Hals und überdeckte ihn mit brennenden Küſſen. Thränen floſſen über ihre Wangen.

„Was meinen Sie, Julie? fragte er und wollte mit dem Schnupftuche ihr das Geſicht trocknen.

„Laß das! erwiederte ſie — dieſe Thänen müſſen meinem Herzen Luft machen.

„Was fehlt Ihnen, Liebe?

„Mann! deine Forderung iſt hart. Ich habe ſie verſtanden und es wird mich Ueberwindung koſten, ihr Genüge zu leiſten —

„Aber doch wirſt du —

„Ja ich werde — ich will. — Baum! was konnt ich nicht Dir aus Liebe thun?

„Mädchen! dieſer Augenblick gießt Balſam über mein ganzes Weſen aus. Ich fühle mich über mein Daſeyn erhoben und bin nicht, der ich ſonſt war. — Komm, Julie! laß uns das Bund unſrer Seelen knüpfen; werde mein Weib!“

Er zog ſie aufs Sopfa nieder und — von dem Gedanken: verachtet zu werden unterſtützt, ſiegte die Leidenſchaft über die Vernunft. Julie kredenzte ihm den Becher und brachte ihm das Kleinod ihrer Unſchuld zum Opfer dar.

Die Roſe war gebrochen. Aus ihrem Kelche ſchlürfte der Böſewicht der Liebe ſüßeſten Honig in unaufhaltbaren Zügen hinab und that ſich bloß etwas darauf zu gute, den gordiſchen Knoten gelößt

zu haben, den ihm Juliens schöne Weiblichkeit vorgelegt hatte. Jetzt glaubte er seiner Sache gewiß zu seyn und derselben noch gewisser zu werden, wiederhohlte er den Genuß und schwelgte fast täglich an dem durch keine fremde Hand entweihten Busen des betrogenen Mädchens, den er von Stund an für sein Eigenthum anzusehen sich nicht entblödete. Demohngeachtet verspürte er die Folgen seines unermüdeten Fleißes nicht so schnell, als er wünschte; Julie blieb unfruchtbar und ihre Natur schien seine Absicht nicht begünstigen zu wollen.

Er nahm seine Zuflucht zu dem Hausarzte der Reimondschen Familie; aber umsonst. Dieser sagte es ihm rund heraus, daß alle seine Bemühungen vergeblich wären, bevor er nicht seinen Charakter und seine Lebensart bessere. Baum lachte und nannte den alten Reimond einen bigotten Heiligen, dem es mehr ums Zeremoniel zu thun wäre. Demohngeachtet überlegte er sich die Sache genauer und fand es denn doch der Klugheit gemäß, wollte er anders seinen Zweck erreichen, nichts unversucht zu lassen, es möchte auch kosten, was es wolle.

Der Beichtvater — ja! der Beichtvater, das ist der rechte Weg. Die Herren Schwarzröcke haben ja von jeher den meisten Einfluß gehabt, so manches Gute gestiftet — aber auch so manches Unheil — Staaten und Völker beherrscht, ohne den Scepter zu führen, Tirannen zu Weichlingen umgeschaffen und den gestrengsten Ritter seiner Zeit biegsam gemacht.“ — so sprach und dachte Baum und bestimmte den nächsten Sonnabend zur Ausführung seines glücklichen Einfalls.

Doktor Y . . ., einer der würdigsten Geistlichen des Orts, staunte, als er in den Beichtstuhl trat und Herrn Baum unter den, Vergebung der Sünden heischenden Anwesenden, obenanstehen sah. Es war ihm gewissermaaßen auffallend, denn er kannte Baums leichtsinnige Denkart und Gleichgültigkeit gegen die Religion und seine Absichten auf Julie Reimond; kannte die Abneigung ihres Vaters gegen ihn und errieth fast, was er im Sinne hatte. Dagegen fühlte sich Baum, indem er dem Geistlichen näher trat und mit bündiger Kürze das Bekenntniß seiner Sünden ablegte, von keinem Gedanken kräftiger beseelt, als von dem, dessen Wahrheit man leider! —

aber doch nicht an allen — Dienern der Kirche bestätiget findet.

Des Doppeldukaten ohngeachtet, den Baum in der Westentasche besonders verborgen und dem Beichtiger pro studio et labore bestimmt hatte, fiel die Absolution nicht zu seiner Befriedigung aus und gern hätte er das Goldstück in einen halben Gulden umgewandelt; denn Doktor Y . . . hielt ihm, obgleich mit möglichster Kürze, eine derbe Vermahnung und sagte ihm Wahrheiten, durch die er sich getroffen fühlte; aber er mußte seinem Gedanken doch treu bleiben, denn Y . . . war in seinen Augen ein Schwarzrock, wie jeder andere und ein Doppeldukaten von mehrerem Gehalt und Nachdruck, als ein einfaches Achtgroschenstück.

Nach vollendetem Beichtakt entblödete er sich nicht, seine Worte anzubringen, den Geistlichen mit seiner Heirathsgeschichte genauer bekannt zu machen und, um nähere Verabredung deshalb mit ihm zu nehmen, ihn auf einen der folgenden Tage zu sich zu Gaste zu bitten.

Y . . . nahm das Anerbieten um so bereitwilliger an, je mehr er glaubte, hier etwas Gutes zu

ſtiften, ſtellt ſich am beſtimmten Tage ein und verſprach beim Hinweggehen ſein Möglichſtes zu thun, und Vater Reimonds Einwilligung zu bewürken. Aber auch er war's nicht im Stande, ſo viel er ſonſt über die Herzen ſeiner Beichtkinder vermochte; Reimond blieb beharrlich bei ſeinem Satze und Doktor Y . . . ſah ſich genöthiget, von der Sache gänzlich abzubrechen, wollte er im Beſitz der Freundſchaft eines ſo redlichen Mannes bleiben, wie Reimond war.

Indes ſetzte Baum ſeine heimlichen Zuſammenkünfte mit Julien ununterbrochen fort und das günſtige Schickſal fügte es, daß ſich nach wiederholtem Beiſchlafe die Folgen eines unerlaubten Umganges zeigten. Julie war ſchwanger. Das war ihr eigener Wunſch; denn es war das einzige Mittel, ihr Ziel zu erreichen.

Wer war froher, als Baum, als Julie ihm entdeckte und ſagte, daß ſein Saame nicht auf dürres Land gefallen wäre.

Den Augenblick zu benutzen gewöhnt, ſobald er ſeinen Vortheil wahrzunehmen glaubte, eilte er ohne Anſtand zu Herrn Reimond und verlangte, unter vier Augen mit ihm zu ſprechen. Verleugnen ließ er

ſich nicht; aber merken lies ers ihm, daß ſein Beſuch ihm läſtig war. Doch daran kehrte ſich Baum nicht und hätte er einen ganzen Tag warten ſollen.

„Na! ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen Dummdreiſtigkeit, als er eintrat und Herrn Reimond allein im Zimmer traf — wollen Sie mir Ihre Tochter nicht geben?“

„Wie können Sie eine Frage wiederhohlen, antwortete Reimond, der das Unglück nicht ahndete, das ihn und ſeine ganze Familie traf — auf die ich Ihnen ſchon zweymal abſchlägliche Antwort ertheilte?

„Das Sprichwort ſagt: Aller guten Dinge müſſen dreie ſeyn.

„Nun! ſo ſage ich zum dritten und letzten Male: Nein!

„Wenn Sie aber müßten?

„Müßte? — Muß iſt Zwang —

„Nichts anders!

„Wer will — wer kann mich zwingen?

„Ich.

„Sie? — Nun! da wär' es Matthäi am letzten. — Unverſchämter Menſch! mir das zu ſagen? —

Und wenn Sie alle Leib- und Seelenärzte auf ihrer Seite hätten, ſo ſollen Sie es doch nicht erzwingen.

„Was ſteht die Wette?

„Verſchonen Sie mich!

„Erſt muß ich Ihr Jawort haben.

„Geben Sie ſich keine vergebliche Mühe.

„Und doch! Was weder Prieſter, noch Arzt vermochten, das will ich allein durchſetzen.

„Sie?

„Ja, Herr! — Sie wollen mir alſo Ihre Tochter nicht geben?

„Nein! ſag' ich —

„Und ich ſage: Ja! Sie müſſen mir ſie geben.

„Das wollen wir ſehen!

„Wenn nun der Fall einträte —

„Was für ein Fall?

„Daß Julie ſchwanger wäre —

„Wie? Was? Julie ſchwanger? — das wolle Gott nicht!

„Aber es iſt —

„Es iſt?

„Ich wills Ihnen nur gerade herausſagen: Ich hab ihrer Tochter ein Kind gemacht.

„Sie? — Meiner Tochter?

„Nun ja! was iſt das weiter? — Wenn Sie mir nicht glauben wollen, ſo fragen Sie ſie ſelbſt.

„Tod und Hölle. —

Das war vielleicht der erſte Fluch, den Reimond in ſeinem ganzen Leben ausſties. Was ſollte er thun? — Es war ſeinem Herzen ein Donnerſchlag; aber er faßte ſich und ſagte: Nun wie Gott will! — Haben Sie meine Tochter zur Hure gemacht, ſo iſt's auch Ihre Schuldigkeit, ihre Schande zu decken.

„Das will ich!

„Das müſſen Sie!

„Aber wie ſtehts um die Mitgabe?

„Mitgabe? — Pfui, ſchämen Sie ſich! — An die ſollten Sie mich gar nicht erinnern. Sie ſollten froh ſeyn, Ihren Zweck auf dieſe Art erreicht zu haben, da Sie es auf einem andern Wege nicht vermochten.

„Hab' ich mir nicht alle Mühe gegeben? — Hab' ich nicht andere Leute an Sie abgeſchickt? —

„Das haben Sie; aber eben das war nicht der rechte Weg, hätten Sie ſich von jeher von einer beſſern Seite gezeigt und wären ſelbſt gekommen, ich würde ihnen meine Tochter nicht abgeſchlagen haben; aber — kurz! ich wollte das Mädel hätte ſich lieber mit einem Schornſteinfegerjungen —

„Herr! Sie werden beleidigend. — Was haben Sie an mir auszuſetzen?

Reimond ſchwieg, zuckte die Achſeln und erklärte endlich, daß er mit Julien deshalb ſprechen müſſe, ehe er ſich zu etwas verſtehen könne und, wollte Baum wohl, oder übel, ſo mußte er ſich mit dieſer Reſolution begnügen, was er auch um ſo eher thun konnte, da Julie ihm zu gewogen war und gewiß nicht zu ſeinem Nachtheil ſprechen würde.

Julie konnte nicht leugnen, als ſie der Vater ins Verhör nahm, daß ſie in ihrem heimlichen Umgange mit Baum zu weit gegangen wäre, ihm Freiheiten erlaubt hätte, zu denen er nicht berechtiget geweſen, ja! ſogar ſelbſt ihm Veranlaßung und Gelegenheit gegeben hätte, ſich dieſer Freiheiten zu bedienen, indem ſie geglaubt habe, um der Häßlichkeit

ihres Geſichts willen verachtet und vergeſſen zu werden.

„Du hätteſt wohl einen andern Mann bekommen können; ſagte der redliche Vater, den es tief in der Seele ſchmerzte, daß ſich Julie ſo gar ſehr vergeſſen und einem Unwürdigen ihre Reitze geſpendet hatte, —" Warum mußteſt du dich juſt dieſem in die Arme werfen? — Würdeſt Du unter der Menge der jungen Mannsperſonen, die dich und deine Freundinnen umflatterten, nicht einen gefunden haben, der deiner würdiger geweſen ſeyn würde, als Baum und ſich darauf etwas zu Gute gethan hätte, der Eidam des alter Reimonds genannt zu werden? — Ich glaube doch. — Julie! Julie! das haſt du nicht gut gemacht.

„Vater! —

„Es iſt geſchehen! — Du haſts dir ſelbſt zu zuſchreiben, wenn Du unglücklich biſt; denn aus Liebe nimmt er dich wahrlich nicht zur Frau.

„Und doch Vater!

„Meinſt du? — Nun wohlan! der Glaube iſt des Menſchen Himmelreich. Denkſt du, mit ihm auszukommen, meinetwegen! aber an Mitgabe iſt nicht

zu denken; was du dereinſt zu hoffen haſt, ſoll dir und deinen Kindern nicht entgehen, bei meinem Leben aber gebe ich auch nicht einen rothen Heller her.“

Das war denn freilich eine harte Erklärung und wohl faſt unväterlich; aber Herr Reimond hatte ſeine Urſachen und war deshalb nicht zu verdenken. Julie mußte ſichs indeß wohl gefallen laßen und mit der Hofnung begnügen, mit der Zeit des Vaters Starrſinn zu beugen und zu ihrem Vortheil zu lenken. Für Baumen hatte es weiter keinen Nutzen, als Beförderung und Vermehrung ſeines Kredits, den man ihm in Rückſicht ſeines Schwiegervaters, des alten Reimonds, zu geben ſich allenthalben geneigt finden ließ; aber baares Geld erhielt er nicht, denn Vater Reimond gab nichts weiter, als die Trauungskoſten und 300 Rthlr. zur Ausſtattung.

Uebrigens war der Vortheil immer groß genug; denn der Kredit, den man ihm gab, ſetzte ihn bald in den Stand, große Unternehmungen zu beginnen, und glücklich auszuführen, ſo daß er in einem Zeitraume von fünf Jahren ſelbſt für einen reichen Mann galt, der die Kunſt gelernt hatte ſich von

dem Schweiße ſeiner Arbeiter zu nähren, und gütlich zu thun.

Ob Julie Urſache hatte, mit ihrem Schickſale zufrieden zu ſeyn, mögen wir ſo geradehin nicht entſcheiden. Sie hatte das Ziel ihrer Wünſche erreicht, war Gattin, war Mutter. Dies gewährte ihr hinlängliche Beſchäftigung, Zerſtreuung und Abkürzung der Langenweile, die ſie außerdem wohl gehabt haben würde. Ihre Untergebenen waren ihre Geſellſchaft, das Haus ihrer Eltern faſt der einzige Ort, den ſie beſuchte und ihr eigenes, gutes Herz das reichlichſte Füllhorn des Genugſeyn und der Selbſtbefriedigung.

Dieſer Häuslichkeit ohngeachtet aber achtete Baum ihrer als Gattin weniger, als da ſie noch Mädchen war; die Urſache iſt leicht zu errathen. Am Tage war er wenig zu Hauſe; ſeine Geſchäfte hielten ihn immer von ihrer Seite entfernt; ſein Wucher gewährte ihm unaufhörlichen Stoff zur Thätigkeit, gleichviel, ob er mehr, oder weniger rechtlich dabei zu Werke gieng — und berechnete er keine Prozente, ſo floh er aus einer Geſellſchaft in die andere und tummelte ſich eben ſo gern beim vollen

Becher unter zechbaren Freunden umher, als auf fremden Altären am hochschwellenden Busen zur Wollust erschaffener Buhlschwestern.

Kein Wunder, wenn Julie dabei nicht gleichgültig blieb und ihm deshalb zuweilen die gerechtesten Vorwürfe machte; aber daran kehrte sich Baum nicht. Er lebte, wie es ihm gut dünkte und kam überal mit seiner angebohrnen Dreistigkeit mit einem blauen Auge weg.

Julie überlebte den Schmerz nicht, den ihr die Geringschätzung ihres Gatten und seine ganze Lebensweise verursachte: bei ihrer zweiten Niederkunft, die durch einen ungünstigen Zufall einige Wochen zu früh eintrat, nahm sie ihn mit sich ins Grab und hinterließ dem Unwürdigen ein bleibendes Denkmal ihrer Liebe, eine liebenswürdige Tochter von drittehalb Jahren.

Mit ihrem Tode waren auch fast mit einem Male all' seine Verbindungen mit der Reimondschen Familie aufgehoben. Man acceptirte keine Zahlungen mehr für ihn; Madam Reimond nahm das Kind ihrer Tochter zu sich, um es selbst zu erziehen und

Baum kam von Stund' an nicht mehr in das väterliche Haus seiner verewigten Gattin.

Indeß wuchs sein Kredit von Tage zu Tage und sein Reichthum gewann bald durch den unvermuthet erfolgenden Tod seines Schwiegervaters einen ansehnlichen Zufluß, ob gleich er selbst nicht als Erbe anzusehen war, sondern bloß den Niesbrauch von dem, auf sein Kind fallenden Antheil am großväterlichen Vermögen übernam.

Ueberdies hatte er in seinen Handlungsgeschäften besonderes Glück. Alles drängte sich um ihn her, für ihn zu arbeiten, Gelehrte, Künstler und Handwerker, je nachdem er ihrer bedurfte. Er hatte eine besondre Gabe, Menschen, die ihn noch zu wenig, oder auch wohl gar nicht kannten, durch Versprechungen an sich zu locken, die er, wenn die Arbeit geliefert war, oft nur zur Hälfte, oft gar nicht in Erfüllung brachte. Wer sich nicht Schwarz auf Weiß über seine Forderung geben ließ, dem leugnete er sie, wenn es geschehen konnte, ganz ab und ob er es gleich durch seine Unverschämtheit so weit brachte, daß sich Niemand mehr mit ihm einlassen mochte und, wer es gethan hatte, von ihm absprang, so fanden sich

doch von Zeit zu Zeit Leute genug, die ſich freiwillig in das Joch warfen, das die mindeſte Verbindung mit ihm ihnen auflegte und ſein Kredit blieb derſelbe und ſein Vermögen wuchs mehr und immer mehr.

Das machte ihn ſtolz, muthwillig. Er trotzte dem Geſchick, erlaubte ſich Freiheiten und ließ ſich in Geſchäfte ein, die eben ſo koſtſpielig, als ſeiner Ehre, ſeinem Ruf und Namen gefährlich waren. Man ſprach laut und öffentlich von ihm, als von einem Betrüger, deſſen Worten man keinen Glauben beimeſſen dürfe, und doch gieng ihm alles glücklich von Statten; was er nicht auf ebenem Wege erlangen konnte, das wußte er durch Schleichwege zu umgehen und durch Beſtechungen durchzuſetzen und an ſich zu bringen.

Ihm war alles gleich, ob er mit dem Fürſten oder mit einem Bauer ſprach; er war gegen jenen eben ſo dreiſt und unbeſcheiden, als gegen dieſen grob und unbiegſam. Kein Wunder daher, wenn er in ſeinem Glückstaumel ſich über ſich ſelbſt erhob und, durch den bloßen Zufall verleitet, mit dem Stande

als Bürger und Kaufmann nicht mehr zufrieden seyn mochte.

Eine Dame, die auf ihren Reisen durch Teutschland die Stadt besuchte und einige Zeit daselbst verweilte, die Sehenswürdigkeiten derselben in Augenschein zu nehmen, zog die Aufmerksamkeit des stolzen Wucherers auf sich. Sie war eben so schön, als reich; und seine Zudringlichkeit bahnte ihm auch den Weg zu ihrer Wohnung. Er entblödete sich nicht, ihr in eigener Person aufzuwarten und Proben, Musterkarten und Verzeichniß von seinen Handlungsartikeln vorzulegen und aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Sie nahm sein Anerbieten an, ließ sich zu ihm herab und besuchte noch am nemlichen Tage sein Mineralien-kabinet und Waarenmagazin. Bei dieser Gelegenheit suchte er sich ihr auf alle nur mögliche Art gefällig zu bezeugen und erbot sich freywillig, ihr Begleiter zu seyn, sie als eine Fremde mit den Merkwürdigkeiten des Orts bekannt zu machen und in öffentlichen Gesellschaften einzuführen.

Je angenehmer und willkommener diese Dienstleistungen ihr waren, desto kühner schritt er in seiner Bekanntschaft vorwärts und erlaubte sich, unter

dem Vorwande; daß er es ſich zur Pflicht mache — ihr ſchon früh an der Toilette ſeine Beſuche abzuſtatten und ſie zu dieſem oder jenen Spaziergange auf den Nachmittag einzuladen. Oft brachte er ganze Tage bei ihr zu, ſaß mit ihr unter vier Augen zu Tafel und begleitete ſie allenthalben ins Konzert, Schauſpiel oder andere Geſellſchaften, wohin ſie durch ſeine Vermittlung eingeladen wurde.

Dieſer Umgang machte Aufſehen und ihn ſogar ſtolz und verwegen, unter der Hand das Gerücht auszuſtreuen, daß ſich die Dame ſterblich in ihn verliebt habe.

Indeß entwarf er neue Pläne, gieng mit ſich zu Rathe und überlegte, welchen Weg er einſchlagen müße, den Gipfel des Glücks zu erreichen, zu deſſen Höhe er ſich hinauf zuſchwingen, Gelegenheit gefunden habe. Der Abſtand von einer Gräfin zum gemeinen Bürger ſchien ihm zwar nicht unbedeutend, dennoch aber nicht zu groß, ſich über denſelben aufzuſchwingen und das Ziel ſeiner Wünſche erreichbar zu machen. „Sprecht, was ihr wollt! Baum iſt kein Dummkopf; er weiß ſich in die Welt zu ſchicken und läßt keinen Augenblick unbenutzt vorüberfliehen.“ —

So dachte Baum; so sprach er oft laut und öffentlich und gieng unaufgehalten, lachend und frevelnd, in seinen Unternehmungen vorwärts.

Unentgeldlich verehrte er seiner Freundin, wie er die Dame zu nennen sich nicht scheute, einige Gemählde, die er theils eigenthümlich besaß, theils durch List, ohne den eigentlichen Werth dafür zu zahlen, in seine Hände zu bekommen wußte. So bereicherte er ihre Bibliothek durch mehrere Schriften und Werke der berühmtesten Dichter, von denen sie sprach, ohne den Wunsch sie zu besitzen, geäußert zu haben, und machte sich ein Vergnügen daraus, ihr von allem, was sein Waarenmagazin in sich faßte und der Toilette einer adelichen Dame angemessen war, zu Füßen zu legen. Und hiermit that er immer nichts mehr, als: er warf die Wurst nach dem Schinken. Denn am Tage vor ihrer Abreise beschenkte ihn seine Huldgöttin mit einem Ringe von ihren eigenen Haaren geflochten und ihrem mit Diamanten besetzten Portrait.

„Glücklicher Baum! wer kann sich mit dir messen? — Eine Gräfin deine Geliebte! — Sagt dies nicht dieses Bildniß? — Dieser Ring?" — So

ſprach er zu ſich ſelbſt; und kaum war die Gräfin zum Thore hinaus, ſo wußte es auch ſchon die halbe Stadt, was für ein außerordentliches Glück Baum durch dieſe Bekanntſchaft gemacht hatte; denn er war die Poſaune ſelbſt, durch die er es kund machte und Jedermann mußte die Abſicht errathen, die er im Sinne hatte.

Nicht lange darauf erhielt er einen Brief aus W... in welchem ihm die Gräfin in den verbindlichſtem Ausdrücken für die ihr erwieſenen Gefälligkeiten dankte und ihre glückliche Ankunft daſelbſt vermeldete, ihn ihrer fernern Huld verſicherte und wegen der neuen Aufträge, womit ſie ihn beläſtigte, um Verzeihung bat.

Er war für Freuden außer ſich und nichts ihm gewiſſer, als daß die Dame in ihn verliebt ſey. Wer zu ihm kam und dieſen Tag über mit ihm zu thun hatte, dem zeugte er den Brief und ſcheute ſich nicht, ihm zu ſagen, daß er ſchon längſt Jagd auf ſie gemacht habe. Einige hielten es ſeiner Schwachheit zu Gute und bemitleideten ihn im Stillen; andere lachten ihn laut ins Geſicht und ſpotteten ſeines Stolzes; noch andere, die es würklich

gut meinten, sagten ihm ohne Zurückhaltung ihre Meinung und warnten ihn, sich vor der Welt nicht lächerlich zu machen. Aber er lachte ihrer Warnung und widerlegte sie bald aufs nachdrücklichste durch Ausführung eines Unternehmens, mit dem er seit der Bekanntschaft mit der schönen Gräfin schwanger gieng.

Ihren Brief hatte er erwartet und nur sein Stolz verleitete ihn, den Inhalt desselben so vortheilhaft für sich zu finden, daß er den Worten eine höhere Deutung gab und dem Hochgräflichen Wohlwollen seiner Huldin den Namen Liebe beilegte. Er nahm keinen Anstand, die erhaltenen Aufträge zu besorgen, kaufte sich einen eigenen Wagen und trat, von zween Bedienten begleitet, wenige Tage nachher mit Extrapost seine Reise an. Absichtlich hatte er den Brief der Gräfin nicht zuvor beantwortet, um sie durch seine unvermuthete Ankunft um so mehr zu überraschen.

Bei seiner Durchreise in W..., wo er sich einige Tage verweilte und Bekanntschaften zu machen genöthiget wär, um sich den Weg zu höhern Instanzen zu bahnen, bei denen er die Erfüllung seiner Wün-

sche suchen mußte; begegnet ihm ein neuer Glücksfall. Eine Dame vom ersten Range, deren Gemahl einen besondern Einfluß in die Angelegenheiten des Staats hatte, wurde beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft an der Ecke einer kleinen, finstern Straße, die nach ihrer Wohnung führte, von zween Räubern überfallen. Ihr Bedienter konnte ihr keine Unterstützung gewähren; denn schon lag er durch einen Schlag von hintenzu, sinnlos und ohnmächtig zu Boden gestreckt, ehe die Bösewichter sich der beabsichtigten Beute bemächtigten. Sie sträubte sich und schrie um Hülfe; und schon wollten die Räuber mit ihrem Raube in die finstere Gasse sich verbergen, als Baum, der das Geschrei gehört hatte und gerade auf sie zu kam, herbei sprang und mit der linken Hand den einen beim Schopf faßte, mit der rechten aber dem andern mittelst eines derben Knotenstocks, den er beständig zu tragen pflegte, einen so nachdrücklichen Hieb über den Kopf versetzte, daß er rückwärts taumelte und genöthiget war, seinen Raub fahren zu lassen. Dadurch gewann die Ueberfallene Luft und entwand sich der Uebermacht um so schneller, je fester Baum, der sich auf seine Stärke verlassen konnte,

den Räuber hielt und als er sich zur Wehre stellen wollte, dermaßen auf das Steinpflaster hinwarf, daß ihm das Blut zu Maul und Nase heraussprang. Während dieses Auftritts hatte sich der andere schon aus dem Staube gemacht, der Bediente aber seine Sinne wieder gesammelt und sich langsam erhoben, dem Retter seiner Gebieterin zu danken und ihr zu folgen.

Baum faßte die Dame unter den Arm und begleitete sie bis in ihre Wohnung. Ihr Gemahl machte große Augen, als er die große Maschine eintreten sah, der er das Leben und die Erhaltung seiner theuren Ehehälfte zu danken hatte und hielt es für seine Schuldigkeit, den Herrn zum Abendbrodte zu zu Gaste zu bitten. Baum war nicht blöde, nahm das Anerbieten ohne Komplimente an und wurde mit seinem Gastgeber bald so bekannt, als ob sie schon seit Jahren die intimsten Freunde gewesen wären. Dabei gewann Baum am meisten. Seine Enakisgestalt ergötzte das Hochadeliche Auge der gnädigen Frau dermaßen, daß sie es nicht übers Herz bringen konnte undankbar gegen ihn zu seyn.

Seine geſchwätzige Zunge machte ihn bald mit der Abſicht ſeiner Anweſenheit in W... bekannt und — konnte ſie ihm ihren Dank beſſer zollen, als durch die ſchleunigſte Erfüllung derſelben? — Mit dem frühesten mußte der gutherzige Gemahl ſich anklei-den und den Fürſten fußfällig um die Ausfertigung des A-delsdiploms für den edlen Fremdling bitten. Er er-hielt es noch am nemlichen Tage aus ihren eigenen Händen.

Baum lachte keck ins Fäuſtchen um der Thorheit eines Weibes willen, verließ Tags darauf die Stadt und eilte dem Wohnort ſeiner Herzensabgöttin, der ſchönen Gräfin, entgegen. Sie empfing ihn mit möglich-ſter Artigkeit einer Dame von Stande, ſtaunte über die jähe Verädelung ihres Anbeters und hatte Urſache, die Uneigennützigkeit zu bewundern, mit welcher derſel-be ihr die verlangten Waarenartikel als ein Präſent zu Füßen legte.

An die Stelle bürgerlicher Dummdreiſtigkeit, die bisher ſeine Führerin geweſen war, trat mit einem male hochherrliche Tollkühnheit. Mit den ihr über-reichten Geſchenken entblödete er ſich nicht, ihr zu-gleich ſeine Hand anzubieten. Der vorgezeigte Adels-

brief war ſein Schutzgott und allein vermögend, die Gräfin, die außerdem wohl ſchwerlich einen bloßen Bürger ihre Hand gegeben haben würde, zu disponiren und ihm den Zugang zu ihrem Herzen zu öffnen. Er reußirte, verweilte einige Zeit bei der, ſeinen Stolz befriedigenden Göttin, reißte in ſeine Heimath, verkaufte Handlung und Waarenlager und kehrte, auf dem Gipfel ſeines Glücks triumphirend in die Arme der Hochgräflichen Braut zurück.

III.

Naturverdienst.

Der beſte Menſch, mit den herrlichſten Anlagen und Fähigkeiten von der Natur begabt, geſund und ſtark an Leib und Seele, muthig und entſchloſſen, thätig zu ſeyn, würken und gutes verbreiten zu wollen, dieſer ſage ich, ſchmachtet oft Jahre lang unter dem eiſernen Joche der Dürftigkeit und des drückendſten Mangels und vermag nicht vorwärts zu kommen, er mags anfangen, wie er will, indeß der Dummkopf, der nie hinter dem Ofen vorkam, durchaus und von der erſten Minute ſeines Daſeyns an verzärtelt und verhunzt, von Stufe zu Stufe ſich empor ſchwingt, alles ſeinem elenden Ich zuſchreibt und, auf ſeine Größe und Anſehn pochend, die Laune der Göttin des Glücks, die mit verſchwenderiſcher Hand ihr Füllhorn über ihn ausſchüttete, unter ſeinen Willen beugt.

Man könnte mir den Einwurf machen: der Mensch ist gemeiniglich selbst Schuld, wenn er nicht vorwärts kommt, indem er sich nicht der rechten Mittel bediente. — Wahr! Oft wahr, aber nicht immer. Denn leider! breitet das Glück, wie Erfahrung lehrt, ihren wohlthätigen Fittig sparsamer über den Würdigen aus; wenigstens ist der Fall nicht so auszeichnend, weil dann der Glückliche wenigstens einen Theil seines Glücks seinem Selbstverdienst zuzuschreiben berechtiget ist und nur das übrige dem Zufall verdankt.

Es macht gewaltiges Aufsehen, wenn man den Mann sich aus dem Staube emporschwingen sieht. Auch wenn er nur auf der Hälfte seiner glücklichen Laufbahn stünde, schreit man schon: der hat eine fürchterliche Karriere gemacht — und blikt mit neidischem Auge zurück auf den Stand, indem er gebohren ward. Dies der Fall, der zu folgender Erzählung den Stoff gab.

Gelehnt an den Stamm einer hundertjährigen Eiche, von kühlenden Aesten beschattet, pflegte Gottfried, indeß seine Herde auf dem nahen Stoppelfelde weidete, sich auf mancherlei Weise die Zeit sehr an-

genehm zu kürzen. Bald flocht er Taubenneſter aus dünnen Weidenruthen und trillerte und ſang mit dem Geſieder des Hains um die Wette; bald zog er ein Buch aus der Taſche, las und vertiefte ſich oft Stunden lang über das Geleſene und nahm dann mit einem Male ſein Inſtrument hervor, flötete und verſuchte es, auf dieſes oder jenes Gedicht, oder auch nur auf einen einzigen Gedanken, der ihm beſonders gefiel, die Töne anpaſſend zu machen und die in ihm erweckten Gefühle höher zu ſtimmen, zu läutern und haltbar zu machen. Gedichte waren ſeine Lieblingslectüre und er brachte es durch fleißiges Leſen und Denken ſo weit, daß er nicht blos bei gemeinen Dichtungen ſtehen blieb, ſondern bald einen Wieland und Klopſtock verſtehen lernte und ſogar es wagte, kleine poetiſche Verſuche zu machen und dieſen oder jenen Gegenſtand aus der Natur in Verſen zu beſingen.

Meine Leſer werden fragen: wie gelangte er zu den Büchern? — Die erſte Vermuthung wäre wohl: durch den Geiſtlichen, oder den Schulmeiſter des Orts; aber das war der Fall nicht. Beide bekümmerten ſich zu wenig um ihn und hielten es unter

ihrer Würde, sich mit einem gemeinen Schäferknecht so weit einzulassen, ob er gleich frühzeitig schon die herrlichsten Anlagen gezeigt und seine Schulkammeraden, die mit ihm von gleichem Alter waren, zu jeder Zeit und, der Unterricht mochte bestehen, worin er wollte, merklich übertroffen hatte. Aber er war ein armer Knabe, dessen Vater, der schon längst todt war, ihm nichts hinterlassen hatte und die Mutter, durch immerwährende Krankheiten außer Stand gesetzt, sich auf irgend eine Weise was zu verdienen, von Wohlthaten gutherziger Menschen lebte, die aus der nahe gelegenen Stadt nach dem Dörfchen lustwandelten. Mithin hatte er auf seine Ausbildung nichts wenden können und sich genöthigt gesehen, bald nach seiner Confirmation in Dienste zu gehen.

Der Mann, bei dem er nun auf diese Weise sein Unterkommen gefunden hatte, besaß eine kleine Bibliothek die aber blos aus alten Gesang-, Predigt- und Gebetbüchern und einigen Reisebeschreibungen bestand, welche letztern die Lieblingslektüre des ehrlichen Mannes waren. Er hatte sie wohl zwanzigmal gelesen und konnte sie fast Wort für Wort auswendig, aber er konnte sich daran nicht satt lesen und empfahl sie

seinem neuen Gehülfen ganz vorzüglich, da er sah, daß dieser ebenfalls eine große Begierde zum Lesen zeugte und des Abends, wenn er nach Hause kam, über die Bücher her fiel und Essen und Trinken darüber vergaß. Doch diese waren es, die unserm Gottfried just am wenigsten behagten. Er hielt sich mehr an die Gesang- und Gebetbücher, in welchen mehr oder weniger angehängte Gedichte, oder auch nur einzelne Strophen sich befanden; bei diesen weilte er länger, als bei dem übrigen Konterte des ganzen Buchs, überlas sie drei bis viermal, grübelte dem Sinne der Dichtung nach und freute sich so recht aus Herzensgrunde, wenn er auf diese Weise das Gedicht seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Aber diese Bibliothek seines Dienstherrn war für den strebenden Geist des funfzehnjährigen Knaben viel zu wenig und nur bald erschöpft; in einem Zeitraume von drei Monaten konnte er schon den ganzen poetischen Theil derselben ohne Anstoß auswendig hersagen, die übrigen drei Viertheile aber waren ihm viel zu trocken und langweilig.

Indeß hatte er Gelegenheit gehabt, zuweilen in Verrichtungen seines Dienstherrn in die Stadt zu

gehen und mancherlei Aufträge und Bestellungen für andere im Dörfchen wohnende zu machen und auszurichten. Unter andern mußte er eines Tages für die Frau Pastorin einen ganzen Sack voll Bücher in der Lesebibliothek abgeben und dagegen andere wieder zurückbringen. Das verursachte denn Aufenthalt und veranlaßte unsern Gottfried, der eine Anzahl Bücher von mehr als tausend Bänden, wie Soldaten, in Reihe und Glied vor sich stehen sah, sich darinnen umzusehen und mit den Titeln derselben bekannt zu machen. Die meisten, die ihm hier zu Gesicht kamen, waren modische Romane, Geister-, Ritter- und Liebesgeschichten, sammt und sonders nicht für seinen Geschmack.

„Was suchst du denn, mein Sohn? fragte der Eigenthümer der Bibliothek und hatte seine Freude daran, wie der begierige Knabe die Fächer durchstankerte, ein Buch nach dem andern herausnahm und wieder hinein setzte, ernsthaft den Kopf schüttelte und nichts befriedigendes für sich finden konnte.

„Gedichte — antwortete Gottfried.

„Für wen denn?

„Für mich.

„So? — Lieſeſt du auch Bücher?

„O ja, Herr! — Womit könnte ich mir die langen Abende beſſer vertreiben, als mit Leſen guter Bücher?

„Du haſt Recht. — Weißt du aber auch mit Büchern umzugehen?

„Vielleicht beſſer als die Frau Paſtorin.

„Aber Leſen koſtet Geld —

„Es mag koſten, was es will! — Haben Sie keine Gedichte? — Ich bezahl's Ihnen.

„Wenn das iſt, ſo kannſt du dir ausſuchen was du willſt. — Hier ſtehen ſie."

Er führte ihn an das Fach, in welchem die Dichter vom erſten bis zum letzten ſtanden und überließ der Willkühr des Knabens die Wahl. Gottfried kehrte ſich nicht an den Namen des Verfaſſers; denn bis jetzt kannte er außer Benjamin Schmolken und Paul Gerhardten wenig, oder keinen. Er nahm das erſte, das beſte Buch, ſteckte es in die Taſche und gieng.

Es war der Meſſias. — Himmel! welch ein Unterſchied zwiſchen Klopſtock und Gerhardt. — Der Meſſias in den Händen eines armen Hirtenknaben?

— Da möchte man wohl sagen: Was nützt der Kuh Muskade? — Ei! warum denn? — Ist der Städter allein berechtigt, aus dem Becher der Weisheit zu schlürfen? — Soll der Landmann immer und ewig in Nacht und Dunkel gehüllt bleiben? — Es ohne Ausnahme sein Bestreben und sein Verdienst seyn lassen, hinter dem Pfluge herzugehen? — Als ob der Boden der Städte für die Erzeugung großer, schöner Geister ergiebiger wäre, als der Boden des Landmanns. In seinen Gärten findet man auch Rosen, so wie in den Gärten und prachtvollen Anlagen der Städte Disteln und Dornen. Haben wir nicht schon der Beispiele so viel, daß in den niedrigsten Ständen die größten Geister erzeugt worden, und durch sich selbst zu den höchsten Würden im Staate sich empor schwangen? — Dahingegen die Kinder aus den vornehmern Ständen, in Schwelgerei und Weichlichkeit erzeugt, zu den größesten Dummköpfen gebildet wurden und den Glanz ihrer Väter mit Nacht und Dunkel überzogen.

Gern hätte Gottfried schon unterwegs das Buch in die Hände genommen, sich unter einen Baum gesetzt und gelesen; aber die Last, die er trug, verhinderte ihn

eben ſo ſehr, als die Kürze der Zeit ihn nöthigte wieder zu Hauſe zu kommen; mithin mußte ers verſparen, ſeine Begierde zu befreidigen, bis nach dem Abendeſſen. Das verzehrte er ſo ſchnell und, faſt könnte man ſagen, ſo ängſtlich, daß ſich ſein Dienſtherr ſelbſt darüber verwunderte und ihm fragte: Was er vorhabe?

„Nichts! antwortete der Knabe, ſtand auf und öffnete ſeinen Kober, den er beym Nachhauſekommen an der Wand aufgehangen hatte. „Seht! ſagte er, da hab' ich mir was zu leſen mitgebracht.

„Ei! das wird was rechts ſeyn; erwiederte der alte Andreas, ſein Dienſtherr — ich ſehs dem Buche ſchon von außen an."

„Auf den Einband kommts nicht an, Vater Andreas! — Ihr habt nur die Bücher gern, die ſchwanz eingebunden ſind.

„Das ſind auch die beſten.

Vater Andreas behauptete ſeinen Satz, ſo lange er konnte, Gottfried aber ließ ſich nicht irre machen, ſetzte ſich las, und fand Behagen an dem, was er geleſen hatte. Seine Begierde war unerſättlich. Jemehr er las, jemehr er Nahrung für ſeinen Geiſt

ſand und oft ſaß er, wie angenagelt, beim düſtern Schein ſeines Lämchens, dachte nicht ans Schlafengehen und ſchien faſt verdrießlich, wenn die Morgenglocke tönte, die den ruſtigen Dörfler vom Schlummer weckte und ihn mahnte, an die Arbeit zu gehen. Doch dies war das einzige, was ihn vermögen konnte, ſeiner Leidenſchaft den Zügel anzulegen, um nicht pflichtvergeſſend zu werden; alles andere, Spiel und Tanz, Bachus und Amor, konnten ihn nicht abhalten, die Zeit, die er dem Vergnügen hätte widmen können, ſeiner Leidenſchaft zum Opfer darzubringen. Und eben das war es, was dem alten Andreas, der ſelbſt gern gute Bücher las, an ſeinem Zögling ſo wohl gefiel.

Wenn die jungen Burſche des Sonntags in die Schenke giengen und am Arme der braunen ländlichen Dirne in wollüſtigen Reihen auf und nieder ſich ſchwangen, oder ein Glas Brandwein nach dem andern hinabſtürzend, beim Kontra in grauſen Flüchen und Schwüren ſich vermaßen, ſaß Gottfried ſtill und ruhig, war in ſeinen Gott vergnügt und träumte ſich bei ſeinem Waſſerkruge in die ſchöne Idillengegend hin, die ihm ſein Dichter, deſſen Worte er

gleichsam mit Heißhunger zu verschlingen schien, mit tausend Farben mahlte. Denn allmählig lernte er einen nach dem andern kennen und schon hatte er sich sogar, wenn er sein Lohn erhielt, einige durch Kauf eigenthümlich angeschaft. Uz und Hagedorn, Gleim, Jacobi, Zachariä und Geßner, Stollberg, Hölty, Bürger und Blumauer, Gellert und Wieland waren ihm keine fremde Namen mehr und schon fühlte er sich durch das fleißige Lesen derselben so begeistert, daß er zuweilen selbst diesen und jenen Gedanken faßte und in Reime zu bringen suchte.

Ein Baum, eine Blume waren die ersten Gegenstände, die er zu besingen wagte, ohne sie nieder zu schreiben. Bloß seinem Gedächtniße vertraute er die Dichtung an und stellte sie mit diesem oder jenem Gedichte des Künstlers, den er nachzuahmen sich unterfangen hatte, in Vergleichung, denn er fürchtete, daß sie leicht durch den Zufall in fremde Hände gerathen und ihn schaamroth machen könnte.

Das erste Gedicht, das er einer kleinen Schreibetafel, die er bei sich trug, einverliebte, war die Bearbeitung eines Gedankens über sein eigenes Ich. Es lautete also:

Hier lieg ich armer Hirtenknabe
Auf weichen Rasen hingestreckt.
Dir Schöpfer! dank ich, was ich habe,
Dir, der du mich vom Staub' erweckt;
Gieb mir ein Herz, das lasterfrei,
Dir stets mit Furcht ergeben sey.

Froh weidet meine kleine Heerde
Im bunten Thale hier um mich,
Und neben mir auf kühler Erde
Schmiegt mein getreuer Philar sich;
Das Herz von keiner Sorge schwer,
Blickt froh mein Auge rings umher,

Beschattet von des Baumes Aesten
Ruh' ich so sanft hier Fürsten gleich'
Und träume mir im Arm der Besten,
Die mir gefällt, ein Königreich.
Was brauch' ich mehr, als frohen Sinn,
Wenn ich auch gleich kein König bin.

Diesem Versuche folgten mehrere von ähnlichem Inhalte, obgleich er selbst noch kein Liebchen hatte

und es eben so wenig wagte, sein Auge zu der Tochter eines reichen Guthsbesitzers zu erheben, als sich mit einem armen Dienstmädchen in ein unzeitiges Liebesverständniß einzulassen, das ihn vielleicht des herrlichen Kleinods, der Ruhe und Unbefangenheit seines Herzens, zu bald verlustig machen könnte.

So vervollkommte er sich mehr und immer mehr und gewann auch in Ansehung des geselligen Umgangs mit andern ohne ausschweifend zu werden, oder seine Leidenschaft zum Lesen einschläfern zu lassen. Einer seiner Schulkameraden, der ihn, mehr als die andern von jeher geliebt und, mit ihm umzugehen, sich nicht geschämt hatte, war der einzige Vertraute dieser Leidenschaft unsers Gottfrieds und hörte ihm gern zu, wenn er im Thale weidete und gab ihm zuweilen gar Veranlassung, seinen Dichtergeist in Thätigkeit zu setzen.

Heinrich hatte eine Geliebte; sie war das schönste und reichste Mädchen im Dorfe. Ihr zu Ehren veranstaltete er an ihrem Geburtstage ein kleines Fest, wozu er einige seiner vertrautesten Freunde und Bekannte eingeladen hatte. Zu dieser Feierlichkeit mußte ihm Gottfried ein kleines Gedicht auf ei-

nen Blumenſtraus verfertigen, den er ihr beim Nachhauſegehen aus der Kirche — es war juſt an einem Sonntage — überreichte. Dies war ihm ſo gut gelungen, daß er nicht allein den Beifall ſeines Freundes, ſondern auch aller, denen es in die Hände kam, reichlich erndtete und bald durch dieſe Arbeit ſich zehnfach belohnt ſah.

Anfangs wollte es niemand glauben, daß Gottfried der Verfaſſer ſeyn könnte, denn ſolche Geſchicklichkeit traute man ihm nicht zu; bald aber überzeugte man ſich durch mehrere Arbeiten dieſer Art, wozu ihm bald dieſer bald jener den Stoff gab und, ſo geringe man ihn zuvor angeſehen hatte, ſo ſehr ſchätzte und liebte man ihn jetzt allenthalben. Man zog ihn an Sonn- und Feſttagen, wenn er ſeine Arbeit verrichtet hatte, zu den allgemeinen Vergnügungen und hielt ihn frei, ſetzte aber dafür ſeine Laune in Kontribution. Einige ſogar, die beſonders Wohlbehagen daran fanden, zahlten ihm nach Verhältniß ihrer Umſtände, ihrer Beurtheilungskraft und ihres Wohlgefallens, ein kleines Honorar für ſeine Arbeit und auf dieſe Weiſe ſah er denn bald ſeine Kaſſe bereichert. Den Gewinn, den er davon

hatte, wendete er einzig und allein auf ſeine Biblio-thek, die — ein außerordentlicher Fall! ſeiner Hir-tenarmuth ohngeachtet, in einem Zeitraume von vier Jahren zu einer Anzahl von Hundert Bänden heran-gewachſen war und aus den beſten Dichtern alter und neuer Zeit beſtand.

Kein Wunder, wenn dieſe Leidenſchaft durch ſte-te Nahrung in Verbindung des dem Menſchen ange-bohrnen Naturtriebs, in dem Herzen des neunzehn-jährigen Jünglings eine zweite Neigung erzeugte, die er bis jetzt nur dem Namen nach kannte, nun-mehro aber durch eigenes Gefühl kennen lernte. Dies war das Gefühl der Liebe; und das gab ihm reichhaltigen Stoff und ſeinem Dichtergeiſte höhere Schwungkraft.

Hannchen, die ſchöne Pachterstochter und faſt das reichſte Mädchen im Dorfe, war ſeit geraumer Zeit der gewöhnliche Gegenſtand ſeiner Dichtungen. Bald beſang er ihren Wuchs, ihren Gang; bald ei-ne Roſe, die er an ihren Buſen zu pflanzen wünſch-te; bald dieſe, bald jene lobenswerthe Eigenſchaft ihres Karakters und ſuchte immer, es ihr auf eine geheime Art in die Hände zu ſpielen, damit es kein

Aufſehen, oder dem guten Mädchen Verdruß machen ſollte, wenn es ihr Vater erführe, der ſich auf ſeinen Stand und Vermögen nicht wenig zu Gute that.

Hannchen konnte ihn wohl leiden und hätte ihn gern dem reichſten Bauerburſchen vorgezogen, aber ſie durfte ſichs nicht merken laſſen, denn es war ja nur ein armer Schäfersknecht. Demohngeachtet ſuchte ſie ihn in Geheim zu begünſtigen und gab es ihm zu verſtehen, daß ſie ihm gut war. Dies machte unſerm Gottfried manche frohe Stunde und niemand dünkte ſich glücklicher als er, wenn ſie ihm freundlich lächelte, oder, wenn ſie ihm begegnete, die Hand ihm drückte; es verdoppelte aber auch gegenſeitig ſeine Schwermuth, wenn er auf ſein unbedeutendes Selbſt zurückblickte und die Unmöglichkeit einſah, ſie jemals beſitzen zu können. Denn Hannchen wurde von Tage zu Tage mannbarer und das Augenmerk der heirathsfähigen Bauerburſche; ſtillſchweigend mußte er dann zurücktreten, ſeiner Anſprüche auf ſie entſagen und ſeinen Kummer in ſich ſelbſt vergraben. In bieden Fällen hatte er Stoff, ſich mit ihr zu unterhalten und er machte entweder ein Gedicht auf

ſich ſelbſt und auf das Glück, das ihm mit glänzenden Hofnungen ſchmeichelte, oder er klagte in reimenden Stanzen den Winden ſein Leid.

Zwei Jahre vergiengen ihm ſo in einem ſteten Wechſel von Freude und Schmerz über ſein Schickſal. Einſt lag er am Fuße eines Berges, wohlthätig beſchattet von den weit über ihn hervorragenden Aeſten eines hundertjährigen Eichſtammes, neben ihm ſein treuer Philax und längs dem Ufer eines rieſelnden Bachs weidete die kleine Heerde. Er las und war eben über die Stelle aus Wielands Idris Zweitem Geſange:

Das Liebesbündniß guter Seelen
Knüpft oft der erſte Augenblick ꝛc.

im ſtillen Nachdenken vertieft, als er ſich mit einmal durch die Gegenwart einer Dame, die von der Rückſeite zu ihm gekommen war und neben ihm ſtehen, ſehr angenehm überraſcht ſah. Er wollte aufſtehen und — vielleicht um Verzeihung bitten: denn vermöge ſeiner Beleſenheit wußte er einem Jeden, wer es auch ſeyn mochte, mit Höflichkeit und Beſcheidenheit zu begegnen und ihm die gebührende Achtung zu zollen; aber die Dame gab ihm einen Wink, bog ſich

zu ihm herab und ſagte: Laß dich nicht ſtöhren, Gottfried! Ich wollte nur ſehen, was du läſeſt.

„Wielands Idris — erwiederte Gottfried und ſchlug den Titel auf.

„Ich kenne es, gab ihm die Dame zur Antwort, ſtaunte, dieſes Buch in den Händen eines Schäferknechts zu ſehen und ſagte zu ſich ſelbſt: Das muß kein Hirt vom gemeinen Schlage ſeyn. — Pflegſt du immer ſolche Bücher zu leſen? fragte ſie wieder und ſcheute ſich nicht, auf einem kleinen Grashügel an ſeiner Seite Platz zu nehmen.

„O ja, gnädige Frau! gab der beſcheidene Jüngling mit offener Unbefangenheit der Fragenden zur Antwort. „Bücher ſind mein einziger Zeitvertreib; und ich kenne in der That keine edlere Beſchäftigung, als das Leſen guter Bücher.

Mit Freude und Verwunderung hörte die Dame dem ländlichen Sprecher zu, der mit natürlichem Anſtande und unerſchütterlicher Freimüthigkeit über das Buch, das er in der Hand hatte, ſein Urtheil ſagte und ſtaunte, aus dem Munde eines Jünglings von dieſem Alter und Stande ein ſo kluges Raiſonnement zu hören.

Weniger, als jemals, reute es ſie, dieſen Weg genommen zu haben. Sie pflegte alle Tage des Morgens in der Gegend zu luſtwandeln; aber noch nie war ſie dem Schäfer ſo nahe gekommen. Diesmal verweilte ſie länger, als gewöhnlich; denn es that ihrem Herzen überaus wohl, ſich mit dem Jünglinge über einen Gegenſtand zu unterhalten, zu welchem ſich von ihrer Kindheit an ihre Neigung beſonders hingezogen hatte und ſie verſicherte ihn nicht allein, daß ihre Bibliothek ihm zu jeder Zeit offen ſtehe; ſondern ſie verſprach ihm auch, ihn auf alle mögliche Art und Weiſe zu unterſtützen und ſeiner Leidenſchaft mit Vergnügen einen Theil ihres Vermögens zum Opfer darzubringen. Sie hielt Wort.

Die Dame, die an dem leſeſüchtigen Hirten ein ſo außerordentliches Behagen fand und wahrſcheinlich unſre Leſer auch ein wenig näher kennen zu lernen wünſchen, war die Wittwe eines ... iſchen Officiers, der im Baieriſchen Erbfolgekriege auf dem Felde der Ehre, fürs Vaterland blutend, ſeinen Geiſt aufgegeben hatte. Sie beſaß eine ſchöne Bibliothek, eine ausgebreitete Bekanntſchaft und ein anſehnliches Vermögen, das ſie in den Stand ſetzte, gemächlich

leben und ihrer Leidenſchaft ſatſam Befriedigung gewähren zu können. Sie liebte das Leſen um ſo mehr, da ſie die Schöngeiſterin ſpielte, mit ganzer Seele den Wiſſenſchaften oblag und beſonders Freundin und Anhängerin der Dichtkunſt, ja ſogar ſelbſt Dichterin war. Die Neigung des jungen Hirten, mit dem ſie Bekanntſchaft hatte, verleitete ſie zu einem faſt ſchwärmeriſchen Gedanken.

„Jammer und Schade! ſagte ſie zu ſich ſelbſt — daß ein ſo vortrefliches Genie unter dieſer Kleidung gleichſam in nächtliches Dunkel gehüllt, umher wandeln ſoll, es tritt ſo mancher Dummkopf in der Welt auf und wird ohne Verdienſt und Würdigkeit vorgezogen und auf einen Poſten geſtellt, dem er nicht gewachſen iſt; ſollte dieſer nicht auch werth ſeyn, das Licht des Tages zu ſehen und mit ihnen den Glanz zu theilen, der ſie umſtralt?

Wohl verdiente er in jeder Hinſicht ein beſſeres Loos, als das eines gemeinen Schaafhirten; aber der Plan, den die Gnädige entworfen hatte, war ſeinen Wünſchen und Neigungen weniger angemeſſen, als den Kräften ſeiner Seele, die, wäre das Feld, worauf dieſer gute Saame gefallen war, frühzeiti-

ger gebaut und bearbeitet worden, ihn ſicher zu der Ehre begleitet haben würden, zu welcher ſie ihn zu erheben gedachte.

Sie wollte ihn ſtudieren laſſen; das war ihre Abſicht. Aber der genügſame Jüngling dankte für die hohe Gnade und äußerte ohne Scheu und Zurückhaltung das Ziel, nach dem er ſtrebte. „Zum Studieren, ſagte er, iſts zu ſpät; dazu fehlen mir die nöthigen Vorkenntniße, ohne welche ich das nicht werden könnte, was Ew. Gnaden beabſichtigen. Laſſen Sie mich immer in meiner Dunkelheit und verſchaffen Sie mir wenigſtens Gelegenheit, meine Kenntniſſe in der Landwirthſchaft und Viehzucht zu erweitern und meiner Lieblingsneigung in müſſigen Stunden nachzuhängen.

„Du biſt in deinen Wünſchen und Forderungen ſehr beſcheiden; antwortete die Dame — aber ewig wilſt du doch nicht Schaafknecht bleiben?

„Nicht gern, erwiederte Gottfried. — Ich wünſchte, ſelbſt ſo ein kleines Eigenthum zu haben, das ſeinen Mann nährt.

„Aber nicht wahr! es fehlt dir am beſten?

„Freilich wohl, gnädige Frau! Indeß ko
Zeit, kommt Rath!

„Willst du dein Heil nicht auf eine andere
se verſuchen? — Haſt du nicht Luſt, Dienſte
nehmen? — Das wäre ein Weg —

Sie machte ihm dieſen und jenen Vorſchlag
gerieth faſt in den Verdacht, andre Abſichten zu
ben, als die, ihn aus dem Staube zu erheben
glücklich zu machen. Er verweigerte jeden
trag und ſchien beharrlich auf ſeinem Vorſatz
bleiben, den Poſten, auf dem er ſich erblickte,
eher zu verlaſſen, als bis ſich eine günſtige und
theilhafte Gelegenheit zeigen würde.

Dieſe fand ſich ſchneller, als er es vermuthete.
Dame, die ihm ſo wohl wollte, kaufte ſich in der
barſchaft des Dorfs, in welchem ihr Liebling g
ren ward, ein Guth, auf welchem ſich ein alter
nom befand, der dem Anſcheine nach nicht lange
würde ſeinem Amte vorſtehen können. Dies gab ihr
genheit, ihm einen neuen Antrag zu thun, der dar
beſtand, ſich unter der Aufſicht ihres Verwalters m
Landwirtſchaft genauer bekannt zu machen un
erforderlichen Kenntniſſe davon zu ſammeln, um

der Zeit ſelbſt dieſem Poſten vorſtehen zu können.

Dies war der Einzige Vorſchlag, den er akzeptabel fand. Er folgte ihrem Rufe und begleitete ſie unter dem Karakter eines Bedienten auf ihr neu erlangtes Eigenthum, wo er bald nach ſeiner Ankunft die Stelle eines Vizehofmeiſters übernahm, und ſich in allen Fächern der Landwirtſchaft übte. Dabey mußte er auch zugleich den Dienſt eines Geſellſchafters und Vorleſers verwalten und in dieſer Hinſicht ſich mit den dazu erforderlichen Sprachen bekannt machen; denn ſie war eben ſo geneigt, franzöſiſch, engliſch und italiäniſch zu leſen und ſich vorleſen zu laſſen, als teutſch.

Nun hatte Gottfried vollauf zu thun. Jeder Augenblick gewährte ſeinem nach höhern Einſichten und Kenntniſſen ſtrebenden Geiſte Beſchäftigung und mit Vorſicht und Klugheit mußte er ſeine Zeit eintheilen, um auch zuweilen ſeiner Lieblingsneigung ein Stündchen widmen zu können.

Die Einrichtung ſeiner Gebieterin koſtete Zeit und Mühe und auch hierin mußte er ihr beiſtehen. Allenthalben war er der erſte, der ihre Befehle anhör-

te und unter die übrigen, als ſeinen Untergebenen vertheilte. Kurz! er war alles in allem, im Hauſe wie auf Reiſen, die ſie nie ohne ſeine Begleitung unternahm und vollendete.

Eine der letztern trug endlich viel zur Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände bey.

Er hatte eine nicht geringe Anzahl kleiner Gedichte gefertiget, die er ſeiner Gebieterin zu wiederhohltenmalen vorleſen mußte und ſie dadurch ſo ſehr amüſirte, daß ſie ihn auf ihren Reiſen allenthalben in den vornehmſten Familien, ja ſogar an einigen Höfen aufs nachdrücklichſte empfahl und als einen Freund ihres Hauſes einführte. Man begegnete ihm überall mit Höflichkeit und Achtung, wie man ſo einem Manne von ſo natürlichen Verdienſten ſchuldig zu ſeyn glaubte und ſuchte durchgängig das Unternehmen, ſeine Dichteriſchen Arbeiten durch den Druck bekannt zu machen, zu unterſtützen und zur Ausführung bringen zu helfen. In einem Zeitraume von ſechs Monaten, binnen welchen er dieſe Reiſe vollendete, ſah er ſich im Beſitze eines anſehnlichen Kapitals und in den Stand geſetzt, ſeine Geiſtesprodukte

dem öffentlichen Drucke zu übergeben und ſeinen Fleiß mit allgemeinem Beifalle gekrönt.

Niemand wartete ſehnlicher auf ſeine Rückkehr, als Hannchen. Sie hatte während ſeiner Abweſenheit mehrere Heirathsanträge um ſeinetwillen ausgeſchlagen und ſich dadurch im Hauſe ihrer Eltern viel Verdruß zugezogen. Sie war die erſte, nach der ſich Gottfried bey ſeiner Nachhauſekunft erkundigte und ſeine Freude war überaus groß, als man ihm ihre Treue und Anhänglichkeit zu beweiſen bemüht war. Jetzt ſtieg der Gedanke in ſeiner Seele auf, ihre Liebe zu belohnen und ſie zur Gefährtin ſeines Lebens zu machen.

Dieſen Gedanken theilte er ſeiner Gebieterin mit. Sie billigte und unterſtützte ihn aus allen Kräften und übertrug ihm in dieſer Abſicht den Poſten eines würklichen Oekonomie-Verwalters auf ihren Gütern. Als dieſer gieng er denn zu Hannchens Vater und bat um ſeine Einwilligung. Sein jetziger Stand machte den ſtolzen Mann ſeiner vormaligen Niedrigkeit vergeſſen, er gewährte ihm ſein Geſuch und gab ihm ſeinen Segen und ſeiner Tochter eine reichliche Ausſtattung.

Nun hatte Gottfried alles, was er zu haben wünschte. Er lebte in jeder Absicht glücklich; denn er hatte sein gutes Auskommen, ein braves Weib und ein gutes Gewissen. Von der Mitgabe seines lieben Hannchens und dem sich selbst ersparten Kapitälchen kaufte er sich ein eigenes Grundstück, das er zugleich mit den herrschaftlichen Güthern hauswirthlich verwaltete und von Jahr zu Jahr verbesserte.

Auch als Landwirth wurde er bald in der umliegenden Gegend bekannt. Er machte allenthalben die herrlichsten Verbesserungen, er fand hier und da etwas, das noch nicht da gewesen war und erwarb sich allenthalben den Namen eines klugen Mannes. Sein Ruf erscholl bis zu den Ohren des Fürsten, der ein besonderes Vergnügen darinnen suchte, wahres Verdienst zu belohnen. Huldreich ließ er sich zu dem klugen Gottfried herab, machte mit ihm Bekanntschaft und belohnte, da dieser jede öffentliche Ehrenbezeugung uneigennützig und mit dem Gefühl des innigsten Dankes ausschlug, im Stillen seinen Fleiß und das Gute, das er durch seine reichhaltigen, nützlichen Erfindungen stiftete.

IV.

Schürzenglück.

Fritz Walter, der Sohn eines braven Handwerkers, der sein gutes Auskommen hatte und höchstens so viel Vermögen besaß, daß er seinen Kindern eine anständige und zweckmäßige Erziehung gewähren konnte, gieng, nachdem er bis in sein zwanzigstes Jahr die hohe Schule besucht hatte, auf die Universität. Schon als Knabe hatte er das Glück, allenthalben zu gefallen und durch seine schöne Bildung manch' weibliches Auge zu fesseln, indem nicht allein Mädchen, sondern auch verheirathete Damen mit Wohlbehagen sich an seinem Anblicke weideten und es für einen Theil ihres Glücks erachteten, den schönen Jungen gesehen, oder wohl gar ihm begegnet zu haben.

Besonders war er bei seiner Tante, einer Dame von etlichen und vierzig Jahren wohl gelitten. Es machte um so weniger Aufsehen, ihn ihren Liebling zu nennen, da er ihr Taufpathe und durch die Bande der Blutsfreundschaft so nahe mit ihr verwandt

war. Diese Entschuldigungen kamen ihrer Thorheit trefflich zu statten; und es war in der That die größeste, die sie begehen konnte, ihn zu sich in ihr Haus und gleichsam an Kindes Statt anzunehmen. Denn Fritz wurde unter ihren Händen ein Weichling, ein Wollüstling; frühzeitig lernte er die Wege des Lasters kennen und noch eher ein vollkommner Jüngling ward, war seine jugendliche Unbesonnenheit im Meere der Wollüste ersäuft. Die Tante war sterblich in ihn verliebt. Kein Wunder wenn der funfzehnjährige Knabe in den Schlingen fiel, die die welkende Buhlerin seiner Unerfahrenheit legte.

Mit Vergnügen sah sie ihn gehen und kommen. Es war ihre größeste Freude, ihm selbst die Halsschleife zu knüpfen und den Huth recht geschmackvoll anzupassen, dabei hatte sie ihn immer vor sich, konnte ihm gerade ins Gesicht sehen und war oft so entzückt, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihn zu küssen und ins Gesicht zu lachen. Das machte den Knaben im höchsten Grade eitel und verwegen, auf seine Schönheit zu pochen und sich darauf etwas zu Gute zu thun, wenn man sich um ihn zankte, wie einst

die Schutzgöttinnen Griechenlands um den Apfel des Trojanischen Prinzen.

Mit Vergnügen huldigte die Tante der Prachtliebe ihres kleinen Abgottes, gewährte ihm alles, was er haben wollte und kam jedem seiner Wünsche zuvor, wenn es auch ihr halbes Vermögen gekostet hätte. Es kam ja ohnedieß an lachende Erben, wem hätte sie den Genuß mehr gönnen sollen, als ihm?

Er wurde von ihr zu allen Gesellschaften gezogen, begleitete sie auf allen Spaziergängen und nahm an jeder Freude Theil, die sie in, oder außer dem Hause genoß. Er saß an ihrer Seite bei Tafel, war ihr Ganymed beim Frühstück und machte den Vorleser an der Toilette. Die wollüstigsten Bücher, deren sie immer eine ganze Menge vor sich liegen hatte, gewährten ihr die beste Unterhaltung und dienten ihr zum Ersatz dessen, was vielleicht hier oder da ihren Reizen an würkender Kraft mangelte. Beide mit einander verbindend, erreichte sie bald ihre Absicht und genoß das süße Vergnügen, in ihrem achtzehnjährigen Zöglinge schon einen Priester der Liebe von greisenähnlicher Erfahrung zu sehen.

Blödigkeit war des Knaben Fehler überhaupt nicht. Kühn benutzte er jeden Augenblick, der seiner Weichlichkeit zu Statten kam und griff mit beiden Händen zu, wenn die Tafel gedeckt war und zum Genuß ihm winkte. Nicht aus Einfalt, sondern aus ſchlauer Begierde that er Anfangs bei den ſchlüpfrigſten Stellen, die ihm im Leſen aufſtießen, die verfänglichſten Fragen, die jede andere ſchamroth gemacht haben würden, nur die Tante nicht, die es vielmehr gern ſah, indem es ihren Lüſten in jeder Hinſicht Befriedigung gewährte. Schritt vor Schritt gieng ſie in ihrem Belehrungsgeſchäfte vorwärts und machte ihn mit den Geheimnißen ihrer Weiblichkeit bekannt und immer bekannter und gratulirte ſich ſelbſt, es in kurzem ſo weit gebracht zu haben, daß der gelehrige Zögling ſich allmählig weniger und immer weniger auf das Fragen einließ, ſondern ſtatt deſſelben die theoretiſchen Kenntniße, die er ihrem Unterrichte zu danken hatte, bald mehr und immer mehr in Ausübung zu bringen ſich nicht entblödete.

Auf dieſen Fuß nun lebten Fritz und die Tante mehrere Jahre ununterbrochen und ungeſtört und eins ſo wenig, als das andere, dachte an irgend eine

Trennung, die doch über lang, eintreten könnte. Dem ſchweigenden Jüngling behagte die Lebensart und lieber hätte er ein ganzes Menſchenalter hindurch Schulknabe ſeyn und bleiben mögen, als ſich losreißen ſollen von der wohlthätigen Venus, die ihm täglich das Füllhorn ihrer Reize öffnete, ohnerachtet er wohl merkte, daß ihr Vorrath immer ſparſamer wurde und die gegenſeitigen Flammen nicht im Gleichgewicht ſtanden. Die Beſuche, welche die Tante nahm und gab, ohne ihn nur einmal davon auszuſchließen, entſchädigten ihn hinlänglich für das, was dem Feuer ihrer Liebe abgieng und gewährten ihm manche ſchöne Schäferſtunde in den Armen einer andern, die um ſo lieber ihre Beſuche verdoppelte, je mehr es ihr darum zu thun war, mit dem ſchönen Neffen ihrer Freundin zu liebeln und zu bübeln.

Aber die Natur forderte ihren Tribut und trennte das Band der Freundſchaft zwiſchen unſerm Fritz und der Tante, die den Becher der Wolluſt bis auf die Hefen ausgeleert hatte und nicht länger vermochte, dem ausbrechenden Gifte zu wehren, das ihre Exiſtenz durch eine langwierige Krankheit allmählig

verzehrte und des fernern Genuſſes der Liebe unfähig machte.

Sie ſtarb und hatte nicht daran gedacht, dem Liebling ihres Herzens den Beſitz ihres Vermögens durch ein ſchriftliches Vermächtniß auf den Todesfall zu ſichern, mithin überkam er nur einen Theil deſſelben, der, ſeiner Unbeträchtlichkeit, im Verhältniß gegen das Ganze ungeachtet, hinlänglich geweſen ſeyn würde, ihn der nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens zu ſichern. Allein an ein weichliches ausſchweifendes Leben gewöhnt, konnte ſeine Dauer nur wenige Jahre beſtehen; denn er lebte in jeder Hinſicht glänzend und prachtvoll und würde gar bald die erbärmlichſte Figur von der Welt geſpielt haben, wenn ihn nicht ſein Glücksſtern zu einer neuen Quelle geleitet hätte, die ungleich ergiebiger war und ihm doppelt und dreifach erſetzte, was er durch das Abſterben ſeiner Tante verlohren zu haben ſchien.

Bald nach ihrem Tode gieng er auf die Univerſität. Für einen Jüngling von ſeinem Alter, Stande, Kenntniſſen und Lebensart war dies der einzige Weg, den er betreten konnte. Er miethete ſich eine ſchöne Wohnung, größer und vielumfaſſender, als er

ſie brauchte; möblirte ſie auf ſeine eigenen Koſten im neueſten Geſchmack und äußerſt wollüſtig, wie er das von jeher gewohnt war; hielt ſich ein Reitpferd, einen Bedienten, frühſtückte glänzend und auf den theuerſten Fuß; ſpeißte eben ſo theuer und prachtliebend des Mittags und Abends an öffentlichen Oertern und wurde bald mit den größern und kleinern Tempeln der üppigſten Freude bekannt.

In einem dieſer letztern, wohin er der Einladung einer Kupplerin folgte, fand er unter mehrern Freudenmädchen, die wie junge Raubvögel über ihn herfielen, ſich in die von ihrer Mutter, wie ſie die Alte nannten, erhaſchte Beute zu theilen, ein Mädchen von achtzehn Jahren, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog und ihm die andern alle gleichgültig machte. Marie, ſo hieß die junge Prieſterin der Wolluſt, war, was man in der That eine ächte Schönheit nennt. Ihr Körper war im höchſten Grade vollkommen regelmäßig gebauet, geſchaffen zu geben und zu nehmen, was Wolluſt heiſcht und vermag; tief in das Innere der Seele eindringend der Flammenblick ihres himmelblauen Auges, weißer als Schnee, zart und dünne, wie zum Zerblaſen,

der Teint, der Haut, der Schultern, Hals und Buſen überzog, um welchen das ſchöne, lange Haupthaar in goldgelben zwangloſen Locken ſpielte und den Reiz des ſanften Emporwallens ſichtbar erhöhte. Wie Kalypſo unter den Inſulanerinnen auf Itaka, ſtand Marie, ragte über ihre Ordens- und Bundsſchweſtern hervor, zog ſich mit Beſcheidenheit zurück und machte die meiſten, beſten und ſicherſten Eroberungen.

An ſich ſelbſt zwar würde unſer Held ihr weniger geweſen ſeyn und weniger haben leiſten können, als er ihr war und vermochte: denn ein großer Theil ſeines Vermögens hatte ſich bereits in ſein Nichts aufgelöſ't — aber die Freundſchaft eines Mannes, mit dem ihn der Zufall bekannt gemacht hatte und der ihn, weil er ſeinen Namen führte, Vetter nannte, vielleicht auch den öffentlichen Raiſonnements nach, auf irgend eine geheime Weiſe mit ihm verwand ſeyn konnte, in den Stand geſetzt hätte, ihre Wünſche und Forderungen zu befriedigen.

Marie wohnte außerhalb der Stadt in einem Gartenhauſe, wo mehrere junge Leute des Nachmittags zuſammen kamen und ſich theils an geſellſchaft-

lichen Spielen ergötzten, theils mit den anweſenden Frauenzimmern, die ſich gewöhnlich um dieſelbe Zeit einſtellten, ſcherzten und in Schwelgerei und Ueppigkeit lebten. Sie bloß in der Geſellſchaft anderer zu ſehen und nur zum Spaße um ſie herum zu tändeln, war unſerm Fritz Walter nicht genug; er wollte ſie allein haben und verabredete deshalb mit ihr ein tête à tête auf den kommenden Vormittag.

Er ſäumte nicht, ſein Verſprechen in Erfüllung zu bringen und eilte um die beſtimmte Stunde zu ihr. Himmel! wie groß war ſein Erſtaunen, ſie nicht allein und in den Armen eines andern zu finden. Auch der Kammerrath ſah ſich überraſcht und in Verlegenheit. Beide ſtanden vor einander, gaften ſich an und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Marie mußte ſich ins Mittel ſchlagen, beiden das Geheimniß verſtändlich machen und einen Vergleich unter ihnen zu Stande bringen; denn ſie fühlten ſich, einer wie der andere, durch ihre gegenſeitige Anweſenheit beleidigt.

„Drollig, meine Herren! ſagte die Buhlerin, zwiſchen beiden innen ſtehend und die Verlegenheit bemerkend, in der ſie ſich befanden — „Gleiche Ab-

ſichten führten Sie zu mir, gleiche Rechte. Ihre Forderungen zu befriedigen bin ich beiden genug, aber nicht Sie beide mir.

Walter und der Kammerrath ſahen einander an und wußten nicht, wie ſie die Worte der Sprechenden nehmen ſollten.

„Ich muß mich deutlicher erklären, begann ſie von neuem, und verſuchen, ob ich im Stande bin, wieder zu erringen, was ich verlohr. Setzen Sie ſich, meine Herren.“

Sie nahm ihren Platz zwiſchen beiden mitten innen.

„Wie wir mit einander ſtehen, Herr Kammerrath! hab' ich Ihnen ſchon zu einer andern Zeit geſagt; und ich wiederhole es noch einmal in Gegenwart dieſes jungen Mannes, der mein Freund und Ihr Verwandter iſt: ich bin ſchwanger! — Sie ſind Vater zu dem Kinde, das ich unter meinem Herzen trage. —

„Marie! —

„Laſſen Sie mich ganz ausreden, Herr Kammerrath! — Sie heiſchten Befriedigung Ihrer Leidenſchaft. Bei mir fanden Sie, was Sie ſuchten und

meine Unerfahrenheit war die Kupplerin, die von Ihren Begierden beſtochen, Ihnen meine Unſchuld zum Opfer brachte. Im Augenblicke der Betäubung ahndete ich die Folgen nicht; aber nur zu bald fühlte ich den Verluſt, fühlte den Werth meines Daſeyns verringert und mich entehrt. Mit dem edelſten Kleinod meiner Weiblichkeit, das Sie mir entriſſen hatten, floh mein Glück und die Ruhe meiner Seele und Sie können mir nicht wiedergeben, was Sie mir nahmen. —

„Warum nicht? — Was könnte mir im Wege ſtehen?

„Die heiligſten Bande, die Sie an eine brave Gattin feſſeln.

„Ich verſtehe dich; du haſt Recht.

„Ich ſehe nur einen Ausweg, mir Genugthuung zu verſchaffen, und über dieſen Umſtand wünſchte ich, mich mit Ihnen zu vereinigen. —

„Mit uns?

„In dieſer Abſicht habe ich Ihre Zuſammenkunft veranſtaltet. Ihnen, Herr Kammerrath! überlaſſe ich die Wahl, zu thun, oder zu laſſen, was Sie wollen, ich hoffe, Sie werden mir nicht entgegen ſeyn.

„Und deine Abſicht iſt?

„Zu heirathen.

„Und mit mir zu brechen?

„Das kömmt einzig und allein auf Sie an.

„Ich bin begierig.

Walter hörte, ohne ein Wort zu ſprechen, der Unterhaltung zu und war, wie aus den Wolken gefallen, als Marie erklärte, daß er der Gegenſtand ihrer Forderung ſey, deren Erfüllung ſie von dem Kammerrath, ſeinem vermeintlichen Verwandten, heiſchte.

„Wollen Sie Unannehmlichkeiten vermeiden, ſo geben Sie mir eine anſtändige Ausſtattung und einen Jahrgehalt, von welchem ich und der Mann, den ich mir wählte, ſtandesmäßig leben können; wo nicht, ſo —

„Keine Drohung, Marie! ich will mich zu allem verſtehen; aber unter einer Bedingung — Nenne mir den Gegenſtand, auf den du dein Abſehen richtetеſt.

„Hier ſteht er!

„Der da? —

Er ſah ihn an, überlegte einen Augenblick und fragte ſodann Waltern: ob auch er es zufrieden ſey?

„Wie ſollte ich nicht? entgegnete dieſer.

„Ich hoffe, ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.

„Und die Bedingung? —.

„Es iſt nicht halb recht, Vetter! entgegnete er nach einer Weile — daß du mir nehmen willſt, was ich ſo gern allein beſitzen möchte.

„Verzeihen Sie, Herr Kammerrath! fiel ihm Walter in die Rede — noch war das meine Abſicht nicht.

„Gemach, meine Herren! unterbrach Marie ſie beide und gebot ihnen Stillſchweigen. — „Meine Bekanntſchaft mit Ihrem Neffen iſt noch grün und was bis jetzt unter uns vorfiel, waren nichts, als Wünſche und Zuſicherungen, die weder von der einen, noch von der andern Seite in Erfüllung giengen. Er hofte erſt, zu genießen, was Ihnen, Herr Kammerrath! vielleicht ſchon längſt Eckel und Verdruß verurſacht haben könnte.“

Der Kammerrath widerſprach dieſer Behauptung und that, nachdem man ihm gegenſeitig die Erfüllung ſeines Bedings zugeſagt hatte, ſeine Erklärung.

„Es iſt nichts Unbilliges, ſagte Marie, was ich von Ihnen fordere; und die Bedingung, unter welcher Sie mir Genüge zu leiſten verſprechen, iſt ſo leicht, daß Sie im mindeſten nicht an der Erfüllung derſelben zweifeln dürfen. Wer wehrt mirs, zwiſchen beide zu treten und unter Sie zu theilen, was ich beſitze? — Mein Reichthum iſt zwar von geringer Bedeutung; aber dem Himmel ſey es Dank! reichhaltig genug, Sie beide zu ſättigen.

Dieſe Unterredung, die, nach dem Anfange derſelben zu urtheilen, immer wollüſtiger zu werden begann, dauerte noch lange und das Final derſelben war eine Vereinigung auf Lebenszeit, durch welche Marie ſich jedes Bedürfniß, ſo wie die Erhaltung ihrer jungfräulichen Ehre ſicherte. Der Kammerrath machte ſich anheiſchig, ihr einen Jahrgehalt auszuſetzen, von dem allein ſie mit ihrem Gatten hätte le-

ben können; verſprach die Schulden ſeines Neffen zu bezahlen — ohne Einſchränkung auf Gegenwart und Zukunft; welche Unbeſonnenheit! — und ihm Rang, Titel und Anſehen zu geben.

Konnte unſer Fritz wohl mehr verlangen? Um ſolch einen Preis ſich zum Schanddeckel gebrauchen zu laſſen, koſtete dem Wollüſtling wenig Ueberwindung und es exiſtirte in der That! weder vor, noch nach ihm, der immer mehr überhand nehmenden Aufklärung jetziger Zeiten ohngeachtet, auch nicht einer, der es ihm gleich gethan und ſich dieſe Aufopferung ſo theuer hätte bezahlen laſſen. Vier tauſend Thaler jährliche Renten ſetzten ihn wohl in den Stand, dem Titel und Grad, zu welchem ihn die Großmuth ſeines vorgeblichen Oheims erhob, keine Schande zu machen. Doch auch ſie reichten nicht aus; denn ſeine Bedürfniſſe waren zu groß, zu viel. Indeß Marie dem Kammerrath die Forderung, die er ſich vorbehalten hatte, in größern und kleinern Terminen, je nachdem er es verlangte, abzahlte und ſich an der ergiebigen Quelle ſeines Reichthums labte und gütlich that, ſchwärmte

der Doktor — dieſen Rang hatte ſich Fritz von dem Gelde ſeines Oheims auf eine fremde Univerſität erkauft — unter dem Titel eines Grafen, eines Barons ꝛc. im Auslande umher, reiſ'te aus einer Stadt in die andere, beſuchte die Bäder und lebte allenthalben als ein Mann vom erſten Range, der allenthalben Kredit hatte, und wenn er Geld brauchte, blos den Namen des Kammerraths bedurfte, der, wohl oder übel, jeden ihm vorgelegten Wechſel unweigerlich und ohne Anſtand durch baare Zahlung einlöſ'te.

Auf dieſe Art lebte das herrliche Kleeblatt mehrere Jahre unbeſorgt und uneingedenk, daß die Quelle verſiegen und man ja wohl mit der Zeit einen Brunnen ausſchöpfen könne. Marie allein hatte ſich vorgeſehen und, der Fall mochte kommen, wie er wollte, ſich im Stillen ein Kapital geſammelt, das ſie vor Mangel und Dürftigkeit ſchützen mußte; auch hatte ſie noch überdieß der Großmuth, oder — wie man es nennen will — der Thorheit ihres ſechzigjährigen Anbeters, Beſitz und Eigenthum eines Hauſes zu

danken, das ihr zu jeder Zeit Sicherheit und Obdach gewährte. Nicht so Fritz und der Kammerrath. Der eine lebte unbesonnen in den Tag hinein, schwelgte auf den Altären der Wollust und brachte, bald an dieser, bald an jener Farobank, seiner Spielsucht auf Kosten seines Oheims manche Nacht zum Opfer dar. Der andere zahlte, so lange es gieng und gehen wollte und dachte nicht an das ihm bevorstehende Falliment. Er schlug die Hände überm Kopf zusammen, als ihm sein Buchhalter die Hiobspost brachte, daß sein Haus bald aufhören werde zu zahlen und der Kredit desselben höchstens nur noch ein Jahr bestehen könne. Demohngeachtet giengen ihm die Augen nicht auf. Er lebte nach, wie vor, auf demselben Fuß, unterstützte die Thorheiten seines Neffen und scheute keinen Aufwand, den Mariens und seine eigenen häuslichen Bedürfniße heischten. Er schien sich keiner Einschränkung unterwerfen zu wollen, so dringend auch der Mann, dem die Führung der Handlungsgeschäfte anvertraut war, bat und warnte,

Länger wider den Schwang zu halten und den Umſturz des Hauſes zu vermeiden, war über ſein Vermögen.

Fritz hatte neue Wechſel ausgeſtellt und auf das Haus ſeines Oheims traſſirt. Der Buchhalter acceptirte ſie nicht und ſie gingen mit Proteſt zurück. Indeß begieng Fritz die Thorheit, weil er ſich ſicher glaubte und die verweigerte Zahlung nicht ahndete, ſelbſt nach * * * zu kommen, einige Zeit daſelbſt zu verweilen und ſich mit neuen Vorräthen aus dem Füllhorn ſeines Oheims zu verſehen. Statt deſſen aber ſah er ſich ſeiner Freiheit beraubt. Seine Gläubiger fielen über ihn her und ſetzten ihn feſt. Sieben Rechtsgelehrte appellirten wider ſeine Loslaſſung und nur ein einziger von ihnen hatte das Glück, die Zahlung ſeiner Wechſel zu erlangen. Dies war aber auch das letzte, was der Kammerrath für ſeinen Neffen thun konnte. In einem Zeitraume von zwölf Jahren hatte er, nach einer untrüglichen Berechnung, 96,000 Thaler für ihn bezahlt. Nothwendig mußte dies ſeinen

Fall beſchleunigen. Denn dieſe letzte Zahlung erſchöpfte ſeine Kaſſe, erbitterte die Gläubiger und nöthigte ihn, flüchtig zu werden.

Dagegen mußte Fritz mit ſeiner Freiheit für ihn büßen. Man brachte ihn zur gefänglichen Haft, nahm ſeine Habſeligkeiten in Beſchlag und ſuchte aus dem Ertrag derſelben eine Maſſe zu bilden, von der ſich Gerichtsſtand und Gläubiger bezahlt machen ſollten. Ob ſo viel, als zu ihrer Befriedigung nöthig war, heraus gekommen und für ihn etwas übrig geblieben ſeyn würde, iſt uns wohl um ſo gleichgültiger, da ſein guter Genius auch in der kritiſchſten Lage ſeines Lebens über ihn waltete und ihn die Kränkung nicht mochte überleben laſſen, ſich vor der Welt entehrt und an den Bettelſtab gebracht zu ſehen. Denn auch Marie nahm ſich ſeiner nicht an. Bereits hatte ſie, den Fall des Kammerraths ahndend, ihr Haus verkauft, ihren Reichthum zuſammengepackt und ſich in einer entfernten Gegend häuslich niedergelaſſen. Er hatte es einzig mit ſeinem Schickſale zu thun und —

es ſey, auf welche Art es wolle — er überlebte die Rache nicht, die ihm am Ziele ſeiner Laufbahn zugedacht zu ſeyn ſchien. Er ſtarb im Gefängniſſe; natürlich, oder — durch Gift?

V.

Fürstengunst.

Im gemeinen Leben ſagt man ſehr oft: der Menſch hat einen guten Vormund; er mag anfangen und unternehmen, was er will, ſo glückt's ihm, ohne ſich den Kopf zerbrechen und Fleiß und Mühe anwenden zu dürfen. Gegenwärtige Erzählung iſt ein kleiner Beitrag zu der Menge von Beiſpielen dieſer Art, welche die Wahrheit jener Behauptung von einem Tage zum andern mehr und immer mehr beſtätigen.

Karl Frohmann — dieß iſt ohnſtreitig der paſſendſte Name für den Charakter und das Temperament unſers Geſchichtshelden — war der jüngſte Sohn eines ehrlichen, braven Handwerkers zu ***, der in den wohlfeilern Zeiten ſich durch Fleiß und Redlichkeit ſo viel erworben hatte, daß er mit ſeiner Familie gemächlich leben konnte und für einen wohlhabenden Bürger galt. Mit zwei Weibern zeugte er zwanzig Kinder und dieſer zahlreichen Menge ohnerachtet war er doch vermögend genug, ihnen von Zeit zu

Zeit einen Hauslehrer zu halten und ſie außerdem in allen, weiblichen und männlichen, ihnen nöthigen Wiſſenſchaften unterrichten zu laßen. Aber einige unvorhergeſehene Unglücksfälle, deren Vermeidung nicht in ſeiner Gewalt ſtand, mehrere Bedürfniße und die zuſehends mehr und immer mehr überhand nehmende Theurung raubten ihm den größern Theil ſeines Vermögens und unſerm Karl den Unterricht, den ſeine ältern Geſchwiſter genoſſen hatten. Aber Karl hatte natürliche Fähigkeiten und erſetzte ſich das Mangelnde durch ſich ſelbſt.

Ohne Führung eines beſondern Hauslehrers beſuchte er eine der öffentlichen Stadtſchulen und war ſo glücklich, manchen ſeiner Nebenſchüler zu überſpringen und ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit zu den höhern Klaſſen emporzuarbeiten. Das erwarb ihm allgemeinen Beifall, allgemeines Lob, die Liebe ſeiner Vorgeſetzten und den Neid ſeiner Komilitonen.

Er wollte ſtudieren. Dieſen Plan verfolgte er ſtandhaft bis in das dreizehnte Jahr und niemand war vermögend ihn in ſeinem Vorhaben wankelmüthig zu machen. Allein Beiſpiele von ſo vielen armen, den Wiſſenſchaften obliegenden, Subjekten und

die ſteten Ab- und Zuredungen ſeiner Eltern und Geſchwiſter, welche letztern beſonders ihm den gelehrten Stand verhaſſt und lächerlich zu machen ſuchten, indem ſie die unbemitteltern deſſelben mit dem Namen: Bettelſtudenten — zu belegen pflegten, brachten ihn mit einmal von dieſem Gedanken ab und erweckten eine Gleichgültigkeit in ihm, die am meiſten ſeinen Charakter zum Nachtheile gereichte, ihn leichtſinnig und — faſt könnte man ſagen — für das Gefühl der Ehre unempfindlich machte.

Unbekümmert und ſorglos wandelte er ſeine Laufbahn, nach, wie vor, beſuchte ſeine Lehrſtunden ohne Ordnung und bloß nach Willkühr und erklärte ſich gegen keinen Menſchen über die Wahl einer beſtimmten Lebensart; ſondern äußerte einzig und allein gegen ſeine Vorgeſetzten: daß er nicht ſtudieren würde. Daher kam es, daß er immer auf ſeinem Platze blieb, nie mehr weiter vorrückte und von Zeit zu Zeit vernachläßigt und zurückgeſetzt wurde.

Für das Handwerk ſeines Vaters hatte er durchaus keine Neigung; Kaufmann zu werden, war noch das einzige, wofür er Luſt bezeugte, denn als dieſer glaubte er, ſeine Fähigkeiten noch am beſten be-

nutzen und dereinſt eine glänzende Rolle ſpielen zu können; aber der Gelegenheiten, die ſich ihm darboten, ohngeachtet, ſah er ſeinen Wunſch nicht in Erfüllung gehen. Die Bedingungen, unter welchen man ihn aufnehmen wollte, waren entweder über die Kräfte ſeines Körpers, oder über das Vermögen ſeiner Eltern; mithin in jeder Hinſicht zu hart und die Erfüllung derſelben von ſeiner Seite nicht möglich. Daher blieb es immer beim alten.

Karl dachte nicht daran, daß er älter würde; er ſpielte Klavier und ſang, las Romane und Komedien. Das war ſeine Beſchäftigung, ſein Zeitvertreib, um deſſenwillen er ſeine Lektionen immer mehr vernegligirte. Auf dieſe Weiſe hatte er ſchon das ſechszehnte Jahr erreicht und zur Zeit noch zu keiner feſten Lebensart ſich entſchloſſen. Die Mutter drang mit Gewalt darauf und forderte ſeine Erklärung. Auf ihr lag die ganze Laſt häußlicher Sorgen und Geſchäfte; denn Karls Vater war ein Greis von etlichen achtzig Jahren, immer kränklich, ſchwach und unvermögend dem Hauswesen vorzuſtehen uud den Zügel zu halten, an welchem eine Familie von zehn lebenden Kindern geleitet werden mußte.

„Wenns dann ſeyn und ich meine natürlichen Fähigkeiten vor der Zeit begraben ſoll und muß, ſagte Karl, als ihn die Mutter beſtürmte, ihren Bitten Gehör zu geben — ſo will ich ein Inſtrumentenmacher werden.

Geſagt, gethan. Er kam zu einem Meiſter und in vier Wochen erlangte er eine Fertigkeit im Drechſeln und Drehen, deren ſich tauſend andere in Jahr und Tag kaum rühmen können. Was er in die Hand nahm gieng ihm von ſtatten und ſein Lehrmeiſter war vollkommen mit ihm zufrieden. Aber ein Umſtand trat ein, der ihm ſeine neue Lebensart bald verhaſſt machte. Die Frau ſeines Lehrherrn führte das Regiment im Hauſe; Weibern unterthänig zu ſeyn war ſeinem Charakter und Temperament zuwider, er wollte und konnte ſich daran nicht gewöhnen.

Karl entlief aus der Lehre. Vater und Mutter ſchlugen die Hände überm Kopfe zuſammen, als er nach Hauſe kam und, um keinen Preis wieder in die Werkſtatt ſeines Meiſters zurückzukehren ſchwur. Man that ihm neue Vorſchläge, aber ohne den mindeſten Erfolg; er beharrte auf ſeinen Eigenſinn und ergriff endlich nach unzähligen Vorſtellungen, Bitten

ab Drohungen den Knieriemen, ſetzte ſich auf den Tripos ſeines Vaters und arbeitete mit ſeinen Kammeraden um die Wette, die ſich zu ihrer eigenen Verwunderung bald von ihm übertroffen und zurückgeſetzt ſahen.

Deſſen ohngeachtet wollte ihm doch ſeine Lebensart nicht gefallen. Sein hochſtrebender Geiſt gieng mit Plänen und Entwürfen ſchwanger, die es ſchlechterdings nöthig machten, über lang oder kurz wieder von der Handthierung abzugehen, die er gleichſam nur einſtweilen ergriffen zu haben ſchien; aber er durfte ſich nichts merken laſſen, ſo lange Vater und Mutter noch lebten. Indeß ſuchte er ſich immer auf die Lebensart, auf welche er ſeinen ganzen Sinn gerichtet hatte, vorzubereiten. Er las und wendete ſeine Freiſtunden zum Leſen ſolcher Schriften an, die ganz dahin abzweckten, beſuchte ſo oft, als möglich, das Schauſpiel und machte mit dieſem und jenem, der beim Theater engagirt war, Bekanntſchaft. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm, ſich ſolche gute theoretiſche Kenntniſſe in dieſer Kunſt zu verſchaffen, die er durch natürliche Anlagen und ein vortheilhaftes Aeußeres

unterſtützt, in der Folge glücklich in Ausübung brachte.

Kaum hatte die Mutter durch einen unglücklichen Fall das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, ſo gewann er mehrere Freiheit und benutzte die Abweſenheit ſeines ältern Bruders, der öfters kleine Reiſen von einigen Tagen in die umliegenden Gegenden machte und etablirte ein kleines Familientheater, deſſen Mitglieder aus einigen ſeiner vormaligen Schulkammeraden und andern, mit denen er Umgang pflog, beſtand. Er ordnete alles ſelbſt an, theilte die Rollen aus und behielt jedesmal die vorzüglichſte für ſich; denn er wählte gewöhnlich ſolche Stücke, in welchen er als junger Held und Liebhaber auftreten konnte.

Die erſten Verſuche dieſer theatraliſchen Vorſtellungen machte er in aller Stille und bei verſchloſſenen Thüren; der Beifall aber, mit welchem ſelbſt diejenigen ihm ſchmeichelten, die ihn gleichſam für das Oberhaupt ihres kleinen Zirkels erkannten, kitzelte ſeinem Stolze, mehrte ſein Zutrauen gegen ſich ſelbſt und machte ihn kühn, bald im Angeſichte mehrerer Zuſchauer aufzutreten und Rollen auszuführen,

die faſt über ſein Alter zu ſeyn ſchienen. Er ſpielte zum Beiſpiel den Major in Kabale und Liebe und mehrere dergleichen wichtige Rollen, erweckte Staunen und Bewunderung und trat nie ohne Beifall ab.

Karl hätte eben ſo gut, eben ſo leicht und ſchnell jedes andere Gewerbe lernen können, denn in einem kurzen Zeitraume von anderthalb Jahren war er in dem ſeinigen ſchon ſo perfektionirt, daß er füglich auf dem erſten Platze in der Werkſtatt ſeines Vaters, der von Tage zu Tage ſchwächer und eines Morgens, als man ihm das Frühſtück reichen wollte, im Bette todt gefunden wurde, ſitzen konnte. Das beförderte ſeine Losſprechung und verſetzte ihn gleichſam in einen mehr umfaſſenden Würkungskreis; denn von dieſer Zeit an mehrten ſich ſeine Einkünfte, ſo wie ſeine Bekanntſchaften. Zu Hauſe war er der beſte Arbeiter, ſowohl in der Geſchwindigkeit, als Güte der Arbeit ſelbſt; außer dem Hauſe aber ein ſo guter Geſellſchafter, daß er allenthalben willkommen war und um ſeines beſcheidenen Betragens, ſo wie um ſeiner äſthetiſchen Kenntniſſe willen, durch die er manchen jungen Studierenden beſchämte, wo man

ihn zum erſtenmale ſah, nicht für das angeſehen wurde, was er war.

Glücklich, oder unglücklicherweiſe ereignete ſich der Fall, daß ſein Bruder, der bei des Vaters Lebzeiten bereits das Bürger- und Meiſterrecht erlangt und ſich auf Veranlaſſung der Obrigkeit nach deſſen Tode der Pflege und Erziehung ſeiner jüngeren Geſchwiſter bis zu ihrer Mündigkeit unterzogen hatte, Rechnung ablegen ſollte von ſeinem Haushalten. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und ſich der Ablegung derſelben durch eine vorgeblich unvermuthete Reiſe zu entledigen gewußt. Karls Vormund hatte zwar den vom väterlichen Erbe auf ihn gefallenen Antheil an ſich genommen; aber er war zu unbedeutend, als daß er ihn hätte lange ſchützen können, um ſo weniger, da er dieſes Ereigniß für einen wiederholten Wink anſah, ſeiner Lieblingsneigung zu folgen.

Unter dem Vorwande, ſein Heil in der Fremde zu verſuchen, gelang es ihm, den wenigen Ertrag ſeines noch vorhandenen Eigenthums in ſeine Hände zu bekommen und er trat, nachdem er ſich mit dem zur Reiſe nothwendigſten Kleidungsſtücken verſehen

hatte, als ein ehrlicher braver Handwerksburſche ſeinen Weg an. Aber das war ſeine Abſicht nicht, als dieſer irgendwo in Arbeit zu gehen; ſein Sinn ſtand nach B... wo er als Prieſter der Thalia zum erſtenmale vor den Augen des Publikums das dortige Theater betreten wollte.

Allein das ungewohnte Marſchieren nöthigte ihn, ſtill zu liegen und in einer kleinen Dorfſchenke, die er am dritten Tage ſeiner Fußreiſe mit Mühe und Noth kaum zu erreichen vermochte auszuruhen und zu Fortſetzung derſelben neue Kräfte zu ſammeln.

Dies geſchah gerade in den heißeſten Sommertagen und, ſich mehr zutrauend, als ſeine jugendlichen Kräfte erlaubten, hatte er bis dahin ſchon zwanzig Meilen zurück gelegt. Er befand ſich auf der Hälfte ſeiner Wanderung und würde gewiß mit der bei ſich habenden wenigen Baarſchaft bis zum Ziel ſeiner Wünſche ausgereicht haben, wenn er ſich nicht vom Anfange her zu ſehr angegriffen hätte. Er mußte mehrere Tage Halt machen, um ſich abzuwarten und ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.

Dies ſchmälerte, der Billigkeit des Wirths ohnerachtet, ſeine Kaſſe und ſetzte ihn in die Nothwen-

digkeit, in der nächſtgelegenen Stadt, die er außerdem wohl umgangen haben würde, ſich beim Handwerke zu melden und Arbeit zu nehmen, die er auch ſogleich erhielt. Doch ſeines Bleibens war daſelbſt nicht länger, als ein Monat, binnen welchem er ſich durch unermüdeten Fleiß wiederum einige Thaler erſpart hatte und in den Stand geſetzt ſah, ſeine Reiſe von neuem anzutreten.

Der Meiſter, bei dem er dieſe Zeit über in Arbeit geſtanden hatte, ließ ihn ungern von ſich, denn er wußte wohl, was er an ihm verlor; aber Karl lies ſich nicht halten, nahm ſein Bündel auf den Rücken und trabte zum Thore hinaus. Diesmal reiſ'te er ſchon mit mehrerer Vorſicht und Gemächlichkeit. Sein Reiſebündel vertraute er einem Fuhrmann an, der denſelben Weg machte, er ſelbſt aber, auf dieſe Weiſe ſeiner Bürde entlediget, erreichte ſchon am dritten Tage den Ort, an welchem er ſeine Wünſche in Erfüllung gehen zu ſehen wähnte.

In B. . . ſich auf der Herberge des ehrſamen Schumacherhandwerks zu melden, war ganz wider ſeinen Plan, denn er glaubte nichts gewißer, als die . . . iſche Schauſpielergeſellſchaft daſelbſt zu tref-

ſen. Im Geiſte ſchon ſprach er mit dem Direktor, ſtudierte die Rolle, in der er zum erſtenmale auftreten wollte und ſah den Glanz der Mitglieder derſelben durch ſein Erſcheinen verdunkelt. So mit ſich ſelbſt ſich unterhaltend kürzte er ſich die Langeweile, machte ſich den Weg angenehmer und ſtand, ehe er ſich es verſah, an dem Stadtthore von B . . .

Wie ſtaunt er, als er im Gaſthofe, wo der Fuhrmann, den er ſein Bündel gegeben hatte, bereits das Mittagsmahl einnahm, erfuhr, daß die Komödianten ſchon längſt fort und einige Meilen weiter nach Z... gegangen wären, wo ſie den Winter hindurch zu ſpielen gedächten. So unbekannt und unbedeutend auch der Ort ihm zu ſeyn dünkte, ſo ließ er ſich den Weg doch nicht verdrießen und entſchloß ſich augenblicklich, ihnen auf dem Fuße zu folgen.

Faſt hätte er die Thorheit begangen, ſein Bündel mit einem tüchtigen Mantelſacke zu vertauſchen und dieſen auf die Poſt zu geben; aber er überlegte ſichs reiflicher, und dachte, daß es ihm doch einmal fehlſchlagen und er deßelben bedürftig ſeyn könnte. Wie gedacht, ſo geſchehen. In Z . . . hatten ſich die Komödianten nur einen Tag aufgehalten und,

weil man ihnen keine Erlaubniß zu ſpielen verſtattet hatte, ihren Weg nach X . . . an der . . . . iſchen Grenze genommen.

Das war ein Donnerſchlag für unſern Karl, der mit aller Gewalt Schauſpieler werden wollte X . . . war zu weit entfernt, als daß er mit dem wenigen Vermögen, das er noch bei ſich hatte, eine Reiſe von etlichen zwanzig Meilen hätte unternehmen können. Er mußte alſo entweder umkehren, oder hier bleiben und als Schuhmacher ſein Unterkommen ſuchen. Er wählte das erſtere, weil ein Ort, wie B . . ., ihm beßere Ausſichten gewährte, auf ſeine Handthierung fortzukommen, als Z . . ., das ungleich kleiner und unbevölkerter war.

In B . . . hielt es denn freilich nicht ſchwer, Arbeit zu finden, ohnerachtet er ſich ungern unter die Hand des Schickſals fügte und blos mit der Hofnung beßerer Zeiten den Krieriemen ergrif, den er einige Tage zuvor gänzlich von ſeiner Seite verbannen zu können ſich geſchmeichelt hatte.

„Hier kannſt du nicht bleiben!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „es koſte, was es wolle; deine Abſicht mußt du doch erreichen.“ Mit dieſem Gedanken beſchäf-

tigte er ſich unaufhörlich und hatte für nichts Sinn und Gefühl, als für die Verfolgung ſeiner Pläne. Das machte ihm den Kopf ſo warm, daß es ihm oft ſiedend heiß vor der Stirn wurde und er ſich zu mehrern Tagen zur Arbeit unfähig fühlte. Der Meiſter wurde darüber unwillig und gab ihm den Abſchied. Nun war Karl wieder auf dem alten Flecke. Von neuem ſetzte er ſeinen Wanderſtab ins Freie, warf den Huth in die Luft und ſagte: Wie Gott will! — Es iſt ja überall gut Brod eſſen. —

Der Huth fiel in Oſten nieder. Karl folgte ſeinem Fluge, hob ihn auf und entfernte ſich mehr und immer mehr von ſeiner Vaterſtadt. Auf unbekannten Wegen, unter fremden Nationen, denen er ſich nicht verſtändlich machen konnte, in tiefen Wäldern und furchtbaren Thälern ſich verirrend, war es kein Wunder, wenn er unwillig zu werden und mit dem Schickſal hadern zu wollen ſchien.

Er erblickte ſich in der That in einer kritiſchen Lage. Tauſendmal wünſchte er, wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt zu ſeyn, denn hier ſah er nicht die mindeſte Ausſicht, ſeinen Zweck zu erreichen. Seine Kaſſe war bis auf einige Groſchen geſchmolzen,

die ihn höchſtens nur auf ein paar Tage die noth-wendigſten Bedürfniſſe ſichern konnten; die Wege wurden ſchlechter, die Witterung ungünſtiger, die Tage kürzer. Deßen allen ohngeachtet faßte er doch den Entſchluß, umzukehren und, was es auch koſten mögte, in ſeine Heimath zurückzugehen.

Das war nun freilich bei einer ſo unangenehmen Jahreszeit kein kleines Wagniß, um ſo mehr, da er von Gelde ſo ganz entblößt war, daß er entweder zum Verkaufen, oder zum Betteln ſeine Zuflucht nehmen mußte. Eins war ihm ſo ſehr zuwider, als das andere; doch die Leidenſchaft des Stolzes behielt die Oberhand und nur dann erſt, als er den letzten Heller ausgegeben hatte und faſt einen ganzen Tag gegangen war, ohne einen Biſſen Brod zu ſich genommen zu haben, ergrif er das erſtere und verkaufte etwas von ſeinem kleinen Hausrathe, ſich wenigſtens für diesmal des Hungers zu entwehren und ſein Nachtlager bezahlen zu können.

Aber er kam noch mehrmals in dieſe Verlegenheit und mußte ſogar, ehe er ſeine Vaterſtadt erreichen konnte, einigemal theils wegen körperlicher

Schwäche, theils wegen unfreundlicher Witterung und Grundlosigkeit des Wegs stilliegen.

Je mehr er sich nun den heimischen Fluren näherte, desto unschlüssiger und bedenklicher wurde er, bei welchem von seinen Verwandten er Zuflucht nehmen sollte. Denn wenn er seine gegenwärtige Lage betrachtete, so erschrack er und erröthete vor sich selbst; sein Zustand stellte ihm in seiner eigenen Person das förmliche Bild eines Bettlers lebhaft vor Augen.

Es war zu Anfange des Februars, als er die Thürme seiner Vaterstadt wieder erblickte. Wie schlug ihm das Herz! — Er hatte ohngefehr noch eine halbe Tagereise zu machen; aber schneller, als er es vermuthete, erblickte er sich vor den Thoren der Stadt. Es war noch heller Tag; aber er schämte sich, bei Tage hineinzugehen, denn er fürchtete erkannt zu werden und wünschte doch so sehnlich, seine Rückkehr geheim halten zu können, weil man es ihm unter seinen Zunftgenossen zum Vorwurf gemacht haben würde, die erforderliche Wanderzeit nicht richtig gehalten zu haben.

Dies zu vermeiden, kehrte er wieder um und ging ohngefähr eine Viertelstunde weit rückwärts auf

das nächſte Dorf, ſich im Gaſthofe auszuwärmen und den einbrechenden Abend zu erwarten. Er machte ſich mancherlei Gedanken über ſeine Aufnahme bei ſeinen Verwandten und mehr denn zehnmal an ſich ſelbſt die Frage: Was wird Gutfeld ſagen? —

Dieſer war ſeiner Schweſter Mann; zu ihm hatte er das meiſte Zutrauen. Bei wem hätte er wohl außerdem Zuflucht ſuchen ſollen, als bei ihm? — Brüder und Schweſtern hatten ſich bereits ſeit des Vaters Tode, der eine dahin, die andere dorthin begeben, ihr Unterkommen zu ſuchen; mithin konnte und mußte ſeine Wahl keinen andern treffen, als den braven, redlichen Gutfeld, ſo ungern er demſelben auch durch ſeine Wiederkunft läſtig werden mochte.

„Er wird mir doch wenigſtens auf einige Tage Schutz und Obdach gewähren?“ — Mit dieſem Gedanken verlies er das Dorf, das ihm zum letzten Ruheplatze ſeiner ſtrengen Winterreiſe diente, ſchlenderte langſam der Stadt zu und blieb, als er an das Thor kam, mit einem Male ſtehen und überlegte, ob er hineingehen oder wieder umkehren wollte.

„Bist du so weit gekommen," sagte er zu sich selbst, — „wirst du auch weiter kommen," — setzte unwillkührlich und von der Hand seines guten Engels geleitet, seinen Fuß vorwärts und erreichte glücklich die Wohnung seines Schwagers. Gutfeld war der letzte, den er am Tage seiner Abreise an sein Bruderherz drückte: er war auch der erste, den er bei seiner Wiederkunft in seine Arme schloß.

Es war schon ganz finster, als er am Ziele seiner diesmaligen Wünsche stand. Wunderlich war ihm zu Muthe, als er die Stiege hinauf stolperte, und er getraute sich nicht, seine Anwesenheit durch das gewöhnliche Klopfen an der Thüre kund zu machen. Er suchte jedes Geräusch zu vermeiden, setzte sich auf der obern Stufe nieder und wartete vergebens auf das Aus- und Eingehen irgend einer Person von der Familie seines Schwagers.

Die Zeit wurde ihm unerträglich lang, und er wünschte nichts sehnlicher, als den Augenblick seines Eintritts überstanden zu haben. Zufälligerweise hustete er, erschrack über sich selbst und sah sich mit einmal verrathen und, um nicht Aufsehen und Lärm zu veranlassen, genöthigt, seinen Namen zu nennen.

Gutfeld ſelbſt war es, der die Thüre öffnete und fragte: Iſt Jemand da? — Mit leiſer furchtſamer Stimme antwortete Karl. Ich bins! — Gutfeld ſtaunte; denn die Stimme war ihm bekannt und verrieth ihm augenblicklich die Wahrheit ſeiner Vermuthung. Er gieng ihm mit dem Lichte in der Hand entgegen.

„Himmel, Bruder Karl! bist du es?"

„Ich bin es!"

„Komm näher."

Mit dieſen Worten ſtürzte der eintretende Jüngling ſeinem Schwager in die Arme, reichte ſeiner Schweſter, Gutfelds edler Gattin, ſeine Hand und bat um Verzeihung.

„Um Gotteswillen, Bruder, wo kommſt du her?"

„Zürnen Sie nicht, Schwager! gönnen Sie mir nur heute ein Nachtlager; und ſollte ich ihnen läſtig werden —"

„Schweig! — Deine Forderung iſt billig. Wem verſagte ich je einen Dienſt der Freundſchaft."

„Das wußt' ich: und eben darum nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen. Noch weiß kein Menſch,

daß ich hier bin; möcht' es auch nicht gern wissen lassen."

Gutfeld und seine Gattin willfahrten dem Gesuch ihres Bruders mit Freuden, versprachen ihm, seine Anwesenheit geheim zu halten und alles mögliche zur Beförderung seiner Wünsche, die noch immer auf demselben Gegenstande beruhten, beizutragen.

So viel Mühe er sich auch gab, bei irgend einem Theater angestellt zu werden; so vergiengen doch mehrere Wochen, Monate sogar, ehe er dahin gelangte, wohin selbst der Zufall ihn führte. Er hielt sich so eingezogen, als möglich, gieng wenig und fast gar nicht aus, und, wenn es geschah, nur zur Abendzeit, um einen oder den andern seiner alten Freunde und Bekannten einen Besuch abzustatten. Kein Wunder, wenn auf diese Art seine Anwesenheit früher ruchbar wurde, als es seine Absicht war, und diese zu schnelle Bekanntwerdung seiner Sicherheit nachtheilig.

Karl hatte in der That eine schöne Bildung, wie man sie von einem zwanzigjährigen Jünglinge, der sich gleichsam durch sich selbst herausgearbeitet zu ha-

ben ſchien, je erwarten konnte: ſein Wuchs war in jeder Hinſicht regelmäßig ſchön, denn Länge und Stärke waren im ebenmäßigſten Verhältniſſe. Das erregte Aufſehen und gab ihn bald den Nachſtellungen der Soldaten preiß, die ſich nach ſeinem Namen, Stand und Gewerbe erkundigten und ihn als einen dienſtfähigen Mann der Obrigkeit anzeigten und ſeine Auslieferung verlangten.

Sein Schwager, bei dem er die Stelle eines Schreibers vertrat, vermochte nicht länger, ihn zu ſchützen, und er ſah ſich genöthigt, der ihm bevorſtehenden Unannehmlichkeit auszuweichen, entweder auf ſein ehrlich erlerntes Handwerk, ohne den mindeſten Anſtand, in Arbeit zu gehen, oder ſich ſogleich aus dem Staube zu machen. Er wählte das letztere, packte ſeine Habſeligkeiten zuſammen und ſetzte ſich auf die Poſt.

Diesmal kam er ungleich ſchneller an den Ort ſeiner Beſtimmung. Der Entſchluß war eben ſo ſchnell gefaßt, als ausgeführt; denn am Abend des andern Tages ſchon ſtieg er am Poſthauſe in D.. ab, und bezog ſogleich im nächſten Gaſthofe ein

anſtändiges Zimmer, das er bald mit einer ſeinen Umſtänden angemeſſenen Wohnung vertauſchte.

Ohne Anſtand ließ er ſich am gleich darauf folgenden Morgen beim Direktor der hieſigen Schauſpielergeſellſchaft melden, und war ſo glücklich, noch am nämlichen Tage engagirt zu werden. Seine einnehmende Figur und anſtändiges Betragen waren ſeine ganzen Empfehlungen, und der Direktor, ein gefälliger Mann, ſchmeichelte ſich, in ihm ein brauchbares Subjekt zu finden, das ihm um ſo willkommener ſeyn mußte, da gerade um dieſe Zeit die Stelle eines zweiten Liebhabers bei ſeiner Geſellſchaft offen war.

Karl wählte ſich die Stücke ſelbſt, in denen er auftreten und die erſten Proben ſeiner Geſchicklichkeit ablegen wollte. Es waren dieſelben, die er auf ſeinem Geſellſchaftstheater aufgeführt und folglich ſo ganz inne hatte, daß er ohne Furcht auftreten und ſich des Beifalls eines Publikums verſichert halten konnte, das für Begierde brannte, den jungen Künſtler kennen zu lernen.

Der junge Fazir in den Indianern in England war ſein erſtes Debüt. Alles glaubte, in ihm einen

ſchon längſt geprüften Künſtler zu ſehen: und er war doch ſo ganz Neuling in dieſer Kunſt, der um ſo mehr Bewunderung verdiente, je weniger man von ihm erwartet hätte, wäre man mit ſeinen Schickſalen näher bekannt geweſen.

Der Fürſt war ſelbſt gegenwärtig und fand an dem neuen Schauſpieler ein ſo außerordentliches Wohlgefallen, daß er ſich nicht entbrechen konnte, ihm mit eigenen Händen zu applaudiren und dem Publikum ſeinen Beifall abzunöthigen. Ein lautes Bravo tönte ihm entgegen.

Dies war die herrlichſte Belohnung, die ſich Karl gewünſcht hatte, und von welcher Glück oder Unglück für die Zukunft für ihn abhieng. Das ſtählte ſeinen Muth und feuerte ihn an, aus allen Kräften dem Glanze entgegen zu arbeiten, den die Kunſt Thaliens um die Schläfe ihrer Prieſter verbreitet. Kühn und immer kühner gieng er vorwärts, erblickte ſich bald im Beſitze allgemeiner Liebe und Achtung des Publikums, und aus beſonderer Huld und Gnade des Fürſten auf den erſten Platz als Held und Liebhaber erhoben.

Alles nannte ihn den fürſtlichen Günſtling; und

als dieser erlaubte er sich Freiheiten, die zehn andere an seiner Stelle, nur zu denken, sich zum Verbrechen gemacht haben würden. Er war der Abgott des weiblichen Universums. Mädchen und Weiber buhlten um den blondgelockten Jüngling und suchten, es einander in schielenden, bübelnden Blicken zuvorzuthun. Es war wohl keiner, der sich mehr mit Liebschaften hätte brüsten können, als er. Alle Tage fand er zwei, drei Einladungskarten beim Nachhausekommen auf dem Tische und er gerieth oft in Verlegenheit, welcher er Folge leisten sollte, weil sie nicht selten auf eine und dieselbe Stunde a- waren.

So sah sich Karl mit einmal in ein kleines Paradies versetzt. Er schwebte von einer Freude zur andern und zählte in jeder Klasse der schönen Weiber- und Mädchenwelt seines neuen Würkungskreises mehr denn hundert Anbeterinnen, die ihn gern als ihren erklärten Liebhaber geltend gemacht hätten. Aber das war unmöglich. Von allen Seiten her sah er sich mit Liebesanträgen überhäuft: aber allen zu willfahren, lag außer den Schranken seiner Kräfte. Manches Mädchen, manches Weib, das nach der

strotzenden Mannheit des bezaubernden Jünglings ein sehnendes Verlangen trug, mußte sich genügen lassen, ihn bloß auf dem Theater zu sehen.

Madame N.., die Gattin des Direktors, und Prinzessin Q.. standen in der Liste seiner Liebschaften oben an. Beide alternirten wissentlich mit einander, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er für jene etwas mehr, als bloße Freundschaft fühlte. Dieses Gefühl, das ihm oft im Augenblicke des Gebens und Nehmens über das Irrdische erhob, wurde nur zu früh der Räuber und Mörder seines Glücks, das er auf der Höhe, zu der er sich emporgeschwungen hatte, zu genießen wähnte.

Madame N.., eine junonische Schönheit und mit ihm ungefähr von gleichem Alter, war des Fürsten heimliche Geliebte, Karl wußte das nicht, unerachtet es stadtkundig war, daß Herr und Madame N.. außerordentlich begünstigt wurden. War's Zufall oder ein Werk der Kabale, kurz Karl und seine Geliebte feierten just eine der schönsten ihrer Schäferstunden, als der Fürst eintrat und die Verbrecher im Wonnetaumel überraschte.

„Bube! den Augenblick aus meinen Augen.

nährt' ich dich Schlange darum in meinem Busen, um mich von deinem Stachel vergiften zu lassen? — Binnen vier und zwanzig Stunden erwarte dein Urtheil; aber du gehst nicht aus der Stadt."

Karl wußte nicht, wie ihm geschah. Er wollte sich entschuldigen; aber die Worte erstarben ihm auf der Lippe und er fühlte sich durch den zornigen Blick des beleidigten Fürsten gleichsam zu Boden geschmettert. Seine Füße vermochten kaum, ihn zu tragen; schweigend und mit einer tiefen Verbeugung nahm er seinen Abtritt, und wußte nicht, ob er den Befehl des Fürsten abwarten sollte oder nicht.

Auch er fühlte sich beleidigt, als er die Sache reiflicher und bei kälterm Blute überlegte. Aber er hatte es mit einem mächtigen Gegner zu thun, dessen Arm weiter einzugreifen vermochte, als der seinige; daher hielt er es für das rathsamste, dem Zorne des Fürsten auszuweichen und durch eine jähe Flucht seinen Posten freiwillig zu renunziren.

Ob er mehr oder weniger Ursache hatte, irgend eine Ahndung seines Vergehens, wofür er in diesem Augenblicke seinen Umgang mit Madame N.. ansehen mußte, zu fürchten, wollen wir nicht unter-

ſuchen; kurz! er war verſchwunden, als der Kammerdiener des Fürſten an ſeine Thüre klopfte, ihm ſeine Begnadigung zu melden.

Unter ſeinen zurückgelaſſenen Effekten, die auf fürſtlichen Befehl in Beſchlag genommen und durchſucht wurden, fand man nichts, als ein Billett an den Direktor N.., in welchem er denſelben wegen ſeiner jähen Entfernung und Verzeihung bat. Ihm nachſetzen zu laſſen, würde eben ſo vergeblich geweſen ſeyn, indem er ſchon längſt über die Grenze war, als der edlen Geſinnung des Fürſten zuwider, der in ſeinem Herzen den allgemein bedauerten Flüchtling um ſo mehr entſchuldigte, je mehr er ſelbſt ihm Anlaß gegeben hatte, auf dieſe Art an ihm zum Verbrecher zu werden.

Karl kam glücklich in ſeine Vaterſtadt zurück. Nicht um bei der hier anweſenden Geſellſchaft Engagement zu ſuchen, machte er dem Direktor, der ihn bereits perſönlich kannte, ſeine Aufwartung; ſondern ihn um ein tüchtiges Empfehlungsſchreiben zu bitten, indem er geſonnen war, geradeswegs nach R... zu gehen.

Z..., ein Mann, der in jeder Hinſicht ſeinen

Posten vorzustehen gelernt hatte, bewillkommte ihn aufs freundschaftlichste, und schätzte sich glücklich, ihm vielleicht nach Wunsch willfahren zu können.

„Zur gelegnern Zeit konnten sie nicht kommen;“ sagte er. — So eben habe ich von E... aus Briefe erhalten, die erste Liebhaberstelle beim dortigen Theater wird mit Ausgang dieses Monats vakant; man hat bereits auf Sie Rücksicht genommen und mir Auftrag gegeben, deshalb an Sie zu schreiben. Sind Sie gesonnen, an diesen Platz zu treten und die Bedingungen einzugehen, die ich Ihnen hiermit vorlege, so können Sie noch heute dahin abreisen; auf diesen Fall habe ich Auftrag, Ihnen das benöthigte Reisegeld zu zahlen.“

Karl fand kein Bedenken, den Vorschlag anzunehmen und reiste noch am nämlichen Tage mit der Post nach E... ab.

Seine Ankunft machte allgemeines Aufsehen. Kaum hatte er sich bei der Direktion gemeldet und so viel Zeit, als er zum Umkleiden bedurfte, gewonnen, so wurde er dem Fürsten vorgestellt. Dieser empfieng ihn mit auszeichnender Herablassung und Achtung für die Kunst sowohl, als für die Pu-

son selbst, sprach eine ganze Stunde mit ihm unter vier Augen und zog ihn aus besonderer Huld und Gnade mit eigner Hand zur Tafel.

Nicht schnell genug konnte nun das in der Person unsers Karls neu aufgenommene Mitglied der Gesellschaft in E... die Neugier des Fürsten sowohl, als des Hofs und ganzen Publikums befriedigen. Auf hohes Verlangen betrat er schon am dritten Tage seines Hierseyns die Bühne und fühlte sich für den Verlust des Beifalls, womit das D... sche Publikum ihn zwei Jahre lang ununterbrochen beehrt hatte, durch den des gegenwärtig in zahlloser Menge ihn umgebenden Zirkels hinlänglich entschädigt.

So schön hatte man auf dem Theater zu E... den Hamlet noch nicht ausführen sehen — so ganz Auge und Ohr war man noch nicht gewesen — so hatte man noch keinem Beifall zugeklatscht, als ihm. Alle Logen waren doppelt und dreifach besetzt, auf dem Parterre konnte kein Apfel zur Erde und die Gallerieen drohten den Einsturz. Karl hatte Mühe, durch eine Seitenthüre zu entkommen; denn nach be em Spiele drängte sich ein Theil der Zu- sch er nach dem Theater hin, seinem Enthusiasmus

freie Luft zu machen und den vergötterten Sohn Thaliens im Triumphe nach seiner Wohnung zu begleiten. Er mußte sich in einer Senfte nach Hause tragen lassen; und kaum hatte er sein Zimmer erreicht, so tönte von der Straße herauf ein lautes Vivat ihm nach.

Beifall und Achtung für den jungen Künstler mehrten sich zusehends. Es wußte nicht sparsam genug mit seiner Zeit zu wirthschaften, denn er war keines Augenblicks mächtig. Ihm zu Ehren stellte man öffentlich und in den Privathäusern der Großen die glänzendsten Feten an und keine wurde so feierlich, keine so vergnügt vollbracht, bei welcher nicht unser Karl zugegen war. Oft trat der Fall ein, daß er in einem Tage an mehr als einem Orte zur Tafel geladen war. Das setzte ihn mancher Verlegenheit aus und in den Verdacht eines übel angebrachten Stolzes. Wer ihn aber schon genauer kennen gelernt hatte, entschuldigte ihn und man gieng bald in der Achtung für ihn so weit, daß man es ihm wenigstens vierzehn Tage vorher melden ließ, weil man glaubte, daß ohne ihn kein Fest gegeben werden könnte.

So schwelgte Karl von einem Tage zum andern hinüber, geliebt und geehrt von den verschiedenen Menschenklassen, unter denen er jetzt lebte, und die es zum Theil als ein besonderes Glück ansehen mußten, einmal einen Tag, oder auch nur eine Stunde erhascht zu haben, ihrem Freunde eine Ehre anthun zu können. — So schwelgte man allenthalben auf Kosten der Gesundheit und Ruhe des allgemein Vergötterten.

Eine mehr als monatliche Unpäßlichkeit, die unsern Karl unfähig machte, im Tempel Thaliens zu erscheinen, und ihn zuweilen mehrere Stunden aufs Bette warf, war um so mehr eine unausbleibliche Folge dieses ununterbrochenen Freudentaumels, je weniger er Körper und Geist geschont hatte, den Forderungen des unersättlichen Publikums Genüge zu leisten. Alles trauerte über ihn, fühlte seine Unentbehrlichkeit, fürchtete für sein Leben und flehte um seine Wiederherstellung. Der Fürst selbst nahm an seinen Leiden Theil, besuchte ihn täglich zweimal und übertrug sogar seinem Leibarzte die Pflege und Wartung seines Lieblings.

Schonung! war das erste Gebot, das der Fürst

an ihm that, als er zum ersten Male wieder auf der Bühne erschien. — Schonung in jeder Hinsicht! Sie ist dir und uns allen nöthig und heilsam.

Karl verstand den Wink und spielte von dieser Zeit an wöchentlich nur zweimal, auch wohnte er seltener den Schwelgereien der Großen bei und ließ sich mehr an den stillern Zirkeln der Freundschaft genügen. Das erhöhte den Grad der Achtung, den die bürgerlichen Stände für ihn hegten, dergestalt, daß manches brave Mädchen wünschte, die Gefährtin seines Lebens zu werden, und mancher rechtschaffene Vater, ihn Sohn zu nennen.

Aber ihm war ein anderes Loos beschieden. Cäzilia, die schöne Sängerin, die den Musikliebenden Fürsten durch die Macht ihrer Reize so sehr, als durch die hinreißenden Töne ihrer melodischen Stimme so oft bezauberte, fesselte auch den edlen Jüngling mit solcher Allgewalt, daß er sich selbst das Geständniß nicht vorenthalten konnte: Diese, oder keine! — Er hatte sie schon einigemal singen gehört und ihre Kunst zu bewundern Gelegenheit gehabt; noch nie aber so in der Nähe ihre Schönheit anstaunen und an ihren Reizen sein Auge weiden können

als bei dem fürstlichen Gastmahl, das zu Ehren eines funfzigjährigen Kunstgeigers aus der Kapelle gegeben wurde. Der Fürst selbst und seine Gemahlin und mehrere Große des Hofs waren dazu eingeladen. Karl saß bei Tafel Cäzilien gegenüber. Ihre Blicke begegneten sich und die Vereinigung ihrer Seelen war das Werk eines Augenblicks.

Ohne Cäzilien ein Wort zu sagen und um nicht zum zweiten Male in Verlegenheit zu gerathen — denn er wußte ja nicht, welche Verhältnisse zwischen ihr und dem Fürsten obwalteten — gieng er geradezu zu dem Letztern, eröffnete ihm seine Absichten, seine Wünsche und bat um seine Einwilligung.

„Mit Freuden!" erwiederte der Fürst und setzte hinzu: „Ich will selbst den Brautwerber machen."

Wer war froher, als Karl — und wer fühlte sich mehr überrascht, als Cäzilie, durch den Eintritt des fürstlichen Kammerdieners, der ihr ein verschlossenes Billet übergab und zugleich andeutete, binnen einer Stunde Sr. Durchlaucht aufzuwarten.

Cäzilie las: „Wem Cäzilie ihr Herz schenkte, dem mag sie auch ihre Hand geben." — Sie erröthete, ohne es zu wissen; fühlte hörbarer den Ham-

mer ihres Herzens pochen und sagte, den Inhalt noch einmal wiederholend: Ist's das alles, mein Fürst? — Wohlan! Cäzilie hat gehorchen gelernt.

Sie kleidete sich an und stand mit dem letzten Glockenschlage der bestimmten Stunde im Vorzimmer des Fürsten. Er kam.

„Schon da, Liebe?"

„Eure Durchlaucht haben befohlen." —

„Sehr pünktlich. — Ja, ja! — Ein guter Magnet zieht." —

„Eure Durchlaucht geruhen zu scherzen." —

„Nicht doch! — Ich meine es ernstlich."

„Cäzilie weiß zu gehorchen."

„Desto besser! — Also ohne Umschweife: hättest du wohl Lust zu heirathen?"

„Ich?"

„Ja! du. — Ich möchte gern einen Kuppelpelz verdienen."

„Gnädigster Herr!" —

„Offenherzig! — Ja oder Nein!"

„Das bedarf reiferer Ueberlegung."

„Wenn ich nun schon einen Mann für dich ausgesucht hätte?"

„Sie? — Wer gab Ihnen das Recht?'

„Ich mir selbst."

„Ohne mein Herz zu fragen?"

„Was kümmert mich das?"

„Aber das ist die Hauptperson." —

„Auch dafür ist gesorgt."

„Wer that das?"

„Der kleine Junge mit Pfeil und Köcher."

Cäzilie erröthete und schlug die Augen nieder.

„Laß sehen, ob dir meine Wahl gefällt." Mit diesen Worten öffnete der Fürst die Thüre, die in's Nebenzimmer führte, und befahl ihr, den Mann in Augenschein zu nehmen, mit dem er ihr ein Geschenk machen wollte.

Cäzilie gehorchte, bebte zurück und sagte: Ew. Durchlaucht blickten tief in meine Seele.

„That ich das? Wohlan! so laß mich vollenden. — Heraus, Herr Bräutigam!

Karl trat heraus, machte eine anständige Verbeugung gegen Cäzilien und küßte dem Fürsten ehrfurchtsvoll die Hand.

„Bist du heute noch der Meinung von gestern?"

„Ich bin's!

„Gut! sie sey dein. Und du, Cäzilie! nimm ihn hin, den Mann, den meine Seele liebt, zur Belohnung deiner Tugend. Es thut meinem Herzen wohl, eure Wünsche gegenseitig befriedigen zu können. Ich laß in euren Augen und ich irrte mich nicht. Dir, Karl! schenke ich für das Zutrauen, dessen du mich würdigtest, nebst der Versicherung beständiger Freundschaft und Gnade, mein liebstes Rittergut, Wonnehausen.

„Wie ein Vater seine Kinder segnet, so segnete der Fürst Karl'n und Cäzilien. Noch am nämlichen Tage ließ er jenem Besitz und Eigenthum des geschenkten Guts durch rechtliche Lehnsreichung zusichern, und beschenkte diese mit einem kostbaren Halsbande, das seine Gemahlin von einer ihrer fürstlichen Tanten erblich übekkommen hatte, und machte sich's zur ausdrücklichen Bedingung, Augenzeuge ihrer priesterlichen Einsegnung zu seyn.

So verdankt Karl das Glück, dem er jetzt im Schooße sitzt, seinen angebohrnen Fähigkeiten, widmet blos die Tage des rauhen Winters dem Dienste Thaliens, um nicht den Glanz, der als Künstler um [illegible] vor der Zeit verwehen zu lassen; den So[illegible] aber verlebt er auf seinem Landgute, wo er sich mit Graben und Pflanzen beschäftigt, und, der Gnade seines Fürsten gesichert, geleitet an der Hand der Liebe und geehrt und gefürchtet von seinen Unterthanen, ein paradiesisches Leben führt.